

INDIAN INSTITUTE OF
ADVANCED STUDY
SIMLA

PEKING UND MOSKAU

KLAUS MEHNERT

PEKING UND MOSKAU

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT
STUTTGART

Mit einer zehnfarbigen Eurasien-Karte

PH

327.51
M473P

INDIAN INSTITUTE OF ADVANCED STUDY
Acc. No. 10127
Date 28.6.66
SIMLA

Library IIAS, Shimla

PH

00010127

1.—40. Tausend Juli 1962
41.—60. Tausend Oktober 1962
61.—70. Tausend November 1962
71.—80. Tausend Dezember 1962

© 1962 Deutsche Verlags-Anstalt GmbH., Stuttgart. Schutzumschlag: Edgar Dambacher. Gesetzt aus der Linotype-Baskerville-Antiqua. Gesamtherstellung: Deutsche Verlags-Anstalt GmbH., Stuttgart.
Printed in Germany

MEINER SCHULE
DEM HUMANISTISCHEN
EBERHARD-LUDWIGS-GYMNASIUM
ZU STUTTGART
DEN LEHRERN UND KAMERADEN
DEN TOTEN UND LEBENDEN

unter ihnen

Ernst Benz · Hermann Binder †
Hermann Denk † · Wolfgang von Dorrer
Otto Eberbach † · Hans Eitel
Georg Federer · Eugen Gerstenmaier
Rudolf Griesinger · Peter Härlin †
Hermann Kalchreuter † · Paul Ludwig
Frank Mehnert † · Lars Mehnert (vermißt)
Paul Meyding · Georg Mühleisen †
Eberhard Müller · Adolf Palm
Theodor Pfizer · Fritz Rahn
Ernst Salzmann · Franz Willy Speidel
Karl Stähle · Berthold von Stauffenberg †
Klaus von Stauffenberg † · Kurt Wais

VORWORT

Als der Verfasser dieses Buches nach dem Zweiten Weltkrieg den ihm vertrauten Teil der weltpolitischen Arena überblickte, da schienen dort für die folgenden Jahrzehnte drei Probleme von erstrangiger Bedeutung zu sein: Das Verhalten der asiatischen Staaten zu den Aufgaben, die sich aus der eben gewonnenen Selbständigkeit ergaben, damit auch zu den beiden bestehenden Machtblöcken; davon handelt das Buch „Asien, Moskau und Wir". Zweitens die innere Entwicklung des Sowjetstaates, des Nachbarn im Osten, der rasch zur zweiten, der ersten schon hart nahegerückten Weltmacht aufstieg; seine Erfahrungen und Überlegungen zu diesem Thema fanden ihren Ausdruck im Buch „Der Sowjetmensch". Schließlich, als Maos Triumph über Tschiang Kai-schek sich immer deutlicher abzeichnete: das Verhältnis Chinas zur Sowjetunion; für die Welt, nicht zuletzt für uns Deutsche, ist es ein großer Unterschied, ob der Ostblock mit einer Milliarde Menschen als ein fugenloser Monolith gegen uns steht oder als ein komplexes Gebilde mit inneren Widersprüchen. Der Untersuchung dieser Frage soll das vorliegende Buch dienen.

Seit dem Siege des Kommunismus in China hat der Autor Tausende von Fakten zusammengetragen, die ein Licht auf die Beziehungen der beiden roten Nachbarn werfen, und Hunderte von kompetenten Beobachtern in aller Welt um ihre Ansichten befragt. Er hat seit Stalins Tod auf fünf Reisen zwanzig Monate auf asiatischem Boden verbracht und sämtliche asiatischen Staaten (außer Nordkorea und Nordvietnam) aufgesucht, auch die Chinesische und die Mongolische Volksrepublik. Insgesamt hat er rund zehn Jahre – je zur Hälfte – in der UdSSR und in China gelebt. Ein intimeres Vertrautwerden allerdings mit den inneren Realitäten im China der allerletzten Jahre ist durch die argwöhnische Kargheit der rotchinesischen Regierung in der Erteilung von Visen verhindert worden; seit 1958 wurde westlichen Beobachtern die Einreise nur in seltenen Ausnahmefällen gestattet. Der Autor

bittet daher um Verständnis, wenn er die Darstellung nicht ebenso mit den frischeren Farben des eigenen Erlebens ausstatten kann wie in seinen beiden vorausgegangenen Büchern; er hat sich jedoch um alle erreichbaren Aussagen glaubwürdiger Zeugen bemüht und die in den letzten Jahren gewaltig angewachsene Literatur mit Einschluß der russischen und englischsprachigen Publikationen möglichst vollständig herangezogen.

Rund ein Jahrhundert lang hatten westliche Chinaforscher unter dem überwältigenden Eindruck der Großartigkeit der konfuzianischen Kultur allen übrigen Fragen nur ein beiläufiges Interesse zugewandt. Bis in unsere Zeit blieben Staat und Kultur dieser einzigartigen Vergangenheit das Koordinatensystem, innerhalb dessen China studiert wurde. So bildete sich, weiter genährt von den vielfach oberflächlichen Berichten westlicher Beobachter, die Vorstellung vom unwandelbaren China, das sich durch zwei Jahrtausende gegen alle fremden Einflüsse behauptet habe, also auch gegen den Kommunismus gefeit sei. Aber dem Sturz der Monarchie im Jahre 1911 folgte nach wenigen Jahrzehnten, was man für unmöglich gehalten hatte: der Durchbruch der Kommunisten zur Macht. Immer unabweisbarer erhob sich die Forderung nach einer Neuinterpretation der chinesischen Geschichte und des chinesischen Volkscharakters. Sie ist heute in vollem Gange.

Über die Sowjetunion wissen wir in der Ära Chruschtschow mehr als je zuvor. Dagegen ist die Schwierigkeit der Beschaffung zuverlässigen Materials über das kommunistische China derjenigen vergleichbar, der sich ein Beobachter der Sowjetunion zur Zeit Stalins gegenübersah. Der Export chinesischer Zeitungen ist mit wenigen Ausnahmen verboten; in Hongkong werden die unter Lebensgefahr aus Rotchina herausgeschafften Zeitungen zu Preisen verkauft, die an die Blütezeit des Opiumschmuggels erinnern. Trotzdem hätte ein Mann heute allein damit genug zu tun, laufend die Informationen zu verfolgen, die aus Rotchina – auch über den chinesischen Rundfunk – zu uns gelangen. Informationen, deren Authentizität nicht ausreichend gesichert erscheint, werden in diesem Buch bewußt nicht verwendet; die Grenze zwischen Tatsachen und Vermutungen ist jeweils klar bezeichnet.

Das Verschiedenartige, ja oft Widersprüchliche des Bildes der Beziehungen zwischen Peking und Moskau legte den Versuch nahe,

der politischen Analyse ein festes Fundament zu gewinnen, nach Konstanten zu suchen, die – wenn auch in stetem Wechselspiel – das Verhältnis der beiden Großen im roten Lager heute und in absehbarer Zukunft bestimmen. Solche Konstanten können am zuverlässigsten im Charakter der beiden Völker selbst gefunden werden. Aus deren Vergleich können sich auch neue Einsichten zur besseren Erkenntnis des einen wie des anderen Partners ergeben; wie eine Farbe für sich allein anders aussieht, als wenn man eine zweite neben sie hält, so mögen auch Rußland und China, Seite an Seite untersucht, in einem neuen Lichte erscheinen.
Der Verfasser hat den Stoff nicht historisch entfaltet, sondern nach Sachgebieten gegliedert, in dem Bestreben, sowohl beim Vergleich zwischen Chinesen und Russen wie auch bei der Darstellung der Themen, um die der Dialog zwischen Peking und Moskau kreist, die entscheidenden Problemzusammenhänge deutlich zu machen. Kennt man diese, so vermag man mit einigermaßen sicherem Urteil dem künftigen Verlauf der Beziehungen zwischen den beiden Mächten und ihrer Weltpolitik zu folgen.

*

Die vergleichende Untersuchung nötigte in diesem Buch zu möglichst einheitlichem Verfahren in der Schreibung russischer und chinesischer Wörter und Namen. Da sich die phonetische Genauigkeit nur mit Hilfe einer recht verwickelten Transkription erreichen ließe, werden sie mit den gewöhnlichen Buchstaben unseres Alphabets wiedergegeben, wobei diese den dem deutschen Leser gewohnten Lautwert behalten; bei chinesischen Wörtern ist j wie in Journal zu lesen. Ausnahmen wurden bei Namen und Begriffen gemacht, für die sich eine bestimmte Umschrift oder Europäisierung fest eingebürgert hat, etwa bei Konfuzius (Kung Fu-tse) oder der Mandschu-Dynastie (in China Tsching-Dynastie genannt). Von der Verwendung der neuen chinesischen Lautschrift, die lateinische Buchstaben benutzt, diesen aber z. T. andere als die uns geläufigen Lautwerte gibt, wurde abgesehen (sie wird nicht einmal in Peking für deutschsprachige Publikationen angewandt); wer würde auch zum Beispiel in Beizhing das altvertraute Peking erkennen? Chinesische Personennamen sind einheitlich wiedergegeben; der Sippenname steht an erster Stelle, also Mao Tse-tung. Bei russischen Wörtern wird, wenn sie das

erste Mal vorkommen, durch einen (dem Russischen unbekannten) Akzent die Betonung angedeutet. Besonders häufig vorkommende Begriffe werden abgekürzt (wie ZK = Zentralkomitee; KMT = Kuomintang; KP = Kommunistische Partei, Mehrzahl KPs).

In den Anmerkungen am Schluß des Buches, auf die sich die Zahlen im Text beziehen, finden sich nur Quellenangaben und Literaturhinweise. Der Verfasser hielt es für notwendig, diese dem interessierten Leser genau zu nennen, für das Verständnis des Textes aber sind sie nicht Voraussetzung. Die Sinologen bittet er um Nachsicht dafür, daß jemand, der nicht zu ihrem Kreis gehört, es unternahm, ihr Gebiet zu betreten; er ist sich bewußt, wie viel er ihrer mühsamen Forschungsarbeit verdankt; viele von ihnen sind als Autoren einschlägiger Arbeiten in der Bibliographie genannt.

Zu den dort nicht Erwähnten gehören zahlreiche Vertreter des diplomatischen Dienstes, insbesondere der Bundesrepublik, sowie der Forschungsstab im US-Generalkonsulat zu Hongkong, die dem Autor ihre Zeit und die Ergebnisse ihres Nachdenkens zur Verfügung stellten. Der Fordstiftung dankt er für ein 1959 gewährtes mehrmonatiges Forschungsstipendium, den Bibliotheken der California-, der Harvard- und der Hawaii-Universität sowie des (chinesischen) Union Research Institute in Hongkong für die Erlaubnis, monatelang inmitten ihrer Bücherbestände zu arbeiten, und Hans Bräker, Peter Knirsch, Liu Mau-tsai, Wolfgang Mohr, Johannes Schröpfer, Bodo J. Sperling und Natalie Tarassowa für mannigfache Anregung. Besonderen Dank schuldet er seinen engsten Mitarbeitern, die ihm auch bei diesem Buch halfen: Ruth Henning für ihre Mühe mit Manuskript und Bibliographie, Hans Schneider (Freudenstadt) für wertvolle Mitwirkung bei Aufbau und Ausarbeitung des Textes, Karl-Eugen Wädekin für die zuverlässige fachliche Unterstützung, sowie dem Kenner chinesischer Sprache und Geschichte, Joachim Glaubitz.

Da sich der Autor bei großen Teilen seiner Arbeit auf Neuland befand und daher manche seiner Ergebnisse nicht mehr als Hypothesen sein können, sind ihm sachliche Kritik und Ergänzungsvorschläge seiner Leser besonders wichtig.

Stuttgart/Aachen, den 25. Mai 1962 *Klaus Mehnert*

ERSTER TEIL · VÖLKER

Wer die Probleme einer Ehe verständlich machen will, wird sich nicht darauf beschränken, ihren äußeren Ablauf zu schildern – die Daten des Kennenlernens, der Verlobung, der Hochzeit, der Konflikte und Versöhnungen, der Familienfeste oder Verwandtenbesuche. Er wird vielmehr versuchen, die Ehepartner jeden für sich zu verstehen, ihre Herkunft, die Umgebung, in der sie aufwuchsen, ihre Eigenarten und Gewohnheiten, ihr Temperament, den Grad ihrer Intelligenz, ihre politischen, moralischen, religiösen Anschauungen, kurz, ihren Charakter. Dies wird erst recht von Belang sein, wenn sich die beiden Menschen nicht nur zu einem Ehebund zusammengetan haben, sondern darüber hinaus in gemeinsamer Anstrengung ganz bestimmte – etwa wirtschaftliche oder politische – Ziele erreichen wollen, weil dann nämlich geprüft werden muß, welche Voraussetzungen der eine wie der andere für die Erreichung gerade dieser Ziele mitbringt.

„Die" Chinesen, „die" Russen?

Welche Voraussetzungen haben, so betrachtet, die Chinesen einerseits, die Russen andererseits in die Gemeinschaft eingebracht, in der wir sie heute sehen? Dieser Frage ist der erste Teil unserer Untersuchung gewidmet. Da der Kommunismus die Menschen und Völker auf allen Lebensgebieten in Anspruch nimmt, muß hierbei der Bogen der Erscheinungen, die zu beachten sind, weit gespannt werden.

Ob es „die" Chinesen, „die" Russen, „die" Sowjetmenschen, „die" Deutschen überhaupt gibt – dieses Problem ist lange, ausgiebig und oftmals hitzig diskutiert worden. Der unlängst verstorbene neuseeländische Anthropologe Felix M. Keesing hat den gegenwärtigen Stand seiner Wissenschaft in den beiden Thesen zusammengefaßt[1]: Erstens, ein bestimmter Volkscharakter, der es von anderen Völkern unterscheidet, ist bei jedem Volk nachweisbar. Zweitens, dieser Volkscharakter ist aber keine

konstante, sondern eine wandelbare Größe. Mit anderen Worten: Die Chinesen unterscheiden sich von den Russen. Und die Chinesen von heute sind anders als die Chinesen der Epoche des Konfuzius; der Sowjetmensch ist nicht mehr der Mushik des Reiches der Zaren. Dabei darf, obgleich es im chinesischen wie im russischen Reich seit langem nationale Minderheiten mit zum Teil scharf ausgeprägten Besonderheiten gibt, von „den Chinesen" und „den Russen" gesprochen werden, denn in beiden hat ein staatstragendes und kulturell führendes Volk – hier das der Han, der eigentlichen Chinesen also, dort das der Großrussen – den Gesamtcharakter der Bevölkerung entscheidend geprägt.

An dieser Stelle ist ein Sachverhalt klarzustellen, der für jeden Vergleich der beiden Völker von grundlegender Bedeutung ist: er braucht dann in den folgenden Kapiteln nicht mehr unter deren speziellen Gesichtspunkten behandelt zu werden. Die ethnische und kulturelle Zugehörigkeit Chinas zu Asien ist jedermann selbstverständlich, die der Russen zu Europa war es nicht immer. Schon zu Zeiten Napoleons gab es das Bonmot: „Wenn man den Russen kratzt, kommt der Tatare zum Vorschein", und in unseren Tagen war vom „asiatischen Bolschewismus" die Rede; sein Sieg über die Russen wurde deren asiatischem „Blut" zugeschrieben.

Unkenntnis und Vorurteil haben auch bei diesem Irrtum Pate gestanden. Jahrhundertelang hatte sich die polnisch-litauische Großmacht zwischen die Mitte und den Osten Europas gelegt, und erst der Vorstoß Peters an die Ostsee und das Ende Polens machten Rußland zum unmittelbaren Nachbarn des Abendlandes. Noch stärker aber wirkte im Bewußtsein der Völker eine Barriere geistiger Art: die kirchliche Spaltung zwischen West und Ost, vorbereitet durch die Missionierung von zwei auseinanderstrebenden Zentren her, vollzogen durch das Schisma von 1054, nach Norden verlagert, als Moskau die Rolle des gestürzten Byzanz übernahm, verschärft und verhärtet durch den gegenseitigen Vorwurf des Abfalls vom wahren Glauben. Mit der fortschreitenden Verweltlichung des Lebens verblaßten die religiösen Trennlinien; aber die von Peter erzwungene Begegnung Rußlands mit dem alten Europa war durch das west-östliche Zivilisationsgefälle belastet und ließ dieses Rußland dem Abendländer – zumal wenn

er es nur im Zeichen des Krieges betrat – als fremdartig, unbegreiflich, wild, barbarisch erscheinen.

„Asiatisch" ist nur eine neue Formel dieses Fremdheitsgefühls; ich habe sie immer bei Menschen gefunden, die weder Rußland noch Asien aus eigener Anschauung kennen. Man muß wohl draußen gelebt haben, um zu wissen, wo die Grenze zwischen Europa und Asien liegt. Wer etwa aus den Straßen Pekings oder Harbins in eine russische Kirche tritt und auch nur für die Dauer eines Gottesdienstes bleibt, spürt den Unterschied zwischen Asien und Europa nicht weniger deutlich, als wenn er in einer dieser Städte eine katholische Kirche besucht.

Die Russen sind Europäer

Mögen auch Urheimat und Urgeschichte der Slawen zum Teil noch im Dunkel liegen, ihre sprachliche und ethnische Zugehörigkeit zur indoeuropäischen Völkerfamilie ist unbestritten. Diese Zugehörigkeit ist bei den Ostslawen durch die enge Verbindung mit Byzanz modifiziert und vertieft, nicht aber aufgehoben worden. Durch sie haben die Russen an der hellenistisch-christlichen Kultur dieses „Zweiten Rom" teilgenommen und haben dessen Tradition, als es von den Türken überwältigt war, bewußt als „Drittes Rom" weitergeführt. Die Einbrüche asiatischer Steppenvölker aber und selbst die über zwei Jahrhunderte währende Fremdherrschaft des mongolisch überschichteten Turkvolks der Tataren haben geringere Spuren hinterlassen als etwa die Osmanen im Südosten, die Araber im Süden und Südwesten Europas.

Noch geringer war der Einfluß der asiatischen Völker und Kulturen, die später ihrerseits in das weit ausgreifende Imperium der Zaren einbezogen wurden. Die Millionen Russen, die sich in diesen asiatischen Gebieten niederließen, sind Russen geblieben, so wenig sie grundsätzlich vor Mischehen zurückschreckten. Der Einbruch Rußlands in die europäische Geschichte bedeutet nicht den Einbruch Asiens in Europa, vielmehr haben die Russen die Grenzen Europas bis zum Pazifik und in die Steppen Mittelasiens geweitet. Die bewußte und im wesentlichen erfolgreiche Europäisierung Rußlands durch und seit Peter bedarf keiner Schilderung. Das russische Geistesleben seit dem achtzehnten

Jahrhundert ist ohne Leibniz und Voltaire, ohne Byron oder den schwedisch-baltendeutschen Einfluß nicht denkbar. Und wer weiß nicht, wie vielfältig Rußland durch Púschkin und Gógol, Dostojéwskij und Tolstój das Empfangene wiederzugeben fähig war! Gewiß findet sich in der russischen Literatur auch das Erlebnis Asiens und seiner Menschen (vor allem des Kaukasus, in der russischen Romantik), lassen sich in Musik, Malerei und Architektur, in Volkskultur und Kunstgewerbe asiatische Motive erkennen. Aber das sind folkloristische Arabesken, allenfalls Symptome einer Auseinandersetzung mit Asien, sicherlich nicht Anzeichen einer Asiatisierung; wer würde in Kiplings Indien-Büchern den Beweis einer Asiatisierung Englands finden wollen!

In der russischen Philosophie lebt nicht mehr „Asiatisches" als in der deutschen, die sich mit Schopenhauer so bereitwillig dem Erbe Indiens geöffnet hat, und die russische Naturwissenschaft kannte nur das westliche Vorbild. Auch die Slawophilen des neunzehnten Jahrhunderts kämpften nicht gegen Europa an sich, nur gegen das, was ihnen an Europa faul erschien; sie glaubten, ein besseres schaffen zu können, und ihre programmatische Zeitschrift hieß „Der Europäer". Die „Eurasisten" aber, welche um die Jahrhundertwende für das russische Volk zur Begründung seines Sendungsbewußtseins einen eurasischen Mythos zu entwickeln suchten, sind stets eine Sekte geblieben.

Muß man noch aussprechen, daß der Kommunismus erst recht als ein legitimes Kind der westlichen – einschließlich der deutschen – Geistes- und Sozialgeschichte nach Rußland gekommen ist, daß noch Lenin davon träumte, Berlin, nicht Moskau, zur Hauptstadt der Weltrevolution zu machen? Da ihm der Durchbruch zur Macht in Rußland und nur in Rußland gelang, da ihm und in bescheidenerem Maß auch seinen Nachfolgern die weitere Entwicklung der Ideologie zufiel und deren erste Umsetzung in die Wirklichkeit auf russischem Boden geschah, ist viel Russisches in den Bolschewismus und in den heutigen Sowjetkommunismus eingeströmt. Aber Asiatisches? Stalins Totalitarismus findet im Totalitären unter Hitler so erschreckend viele Parallelen, daß nur der den Stalinismus als asiatisch bezeichnen sollte, der auch Hitler und Himmler zu den Asiaten zu zählen bereit ist. Seither aber hat die Überschwemmung der Sowjetunion mit den typisch west-

lichen Methoden und Ergebnissen wissenschaftlichen Denkens dazu geführt, daß der industrialisierte und – im Verhältnis zum alten Rußland – stark intellektualisierte Sowjetmensch in vieler Hinsicht noch weit europäischer ist, als es sein bäuerlicher Urgroßvater war.

Vom Normaltyp des Europäers, soweit es ihn gibt, unterscheidet sich dieser Russe nicht mehr als etwa der Ungar, der Spanier, der Kalifornier oder der Australier. Wen sein Weg von Zeit zu Zeit aus Mitteleuropa einerseits in die Sowjetunion, andererseits in die Vereinigten Staaten von Amerika führt, der findet auf diesen beiden Flanken des Abendlandes zwei Völker, die beide vorwiegend europäisch, wenn auch natürlich durch die Besonderheiten des von ihnen jeweils bewohnten Raumes und seiner Lebensbedingungen geprägt sind. Niemand bei uns zweifelt, daß die Amerikaner zum „Westen" gehören, und es würde einer sehr sorgfältigen Untersuchung bedürfen, ehe mit Sicherheit gesagt werden könnte, ob der Sowjetbürger oder der US-Amerikaner, ob der Sohn des Wilden Westens oder des sibirischen Ostens in seinem Wesen dem Mittel- und Westeuropäer nähersteht.[2]

Über den Sowjetmenschen eine auch nur halbwegs gültige Aussage zu machen, wäre dennoch verfrüht gewesen, solange Stalin herrschte; mit totalitärem Terror und unter den Bedingungen äußerster Not ist es möglich, die menschliche Natur bis zur Unkenntlichkeit zu vergewaltigen. Und auch mit Stalins Tod endete der Stalinismus nicht plötzlich; es bedurfte noch einiger Zeit, ehe der ungeheure Druck, unter dem das Volk lebte, etwas nachzulassen begann. Erst dann wurde eine einigermaßen zuverlässige Analyse des Sowjetmenschen möglich, und sie ist alsbald von verschiedenen Seiten und mit verschiedenen Methoden, aber mit im ganzen ähnlichen Resultaten unternommen worden. Diese brauchen hier nur in Erinnerung gerufen, nicht aber noch einmal dargestellt zu werden[3]; der damit frei werdende Raum wird eine etwas ausführlichere Behandlung des bei uns weit weniger bekannten Vergleichspartners China ermöglichen.

Das uns Europäern fremde China

China lebt noch immer unter einer Diktatur von „stalinistischer" Härte. Im Vordergrund der Bühne, dem Auge des ausländischen

Besuchers ständig anempfohlen, erblickt man viele lediglich temporäre Erscheinungen, während andere, die getarnt oder verdrängt und damit unsichtbar sind, trotzdem weiterbestehen. Die Menschen selbst aber leben und handeln unter äußerst unnormalen Bedingungen. Um auf Grund des Verhaltens der Chinesen unter dem kommunistischen Regime eine einigermaßen gültige Darstellung des „chinesischen Sowjetmenschen" zu geben, ist darum der Zeitpunkt noch nicht gekommen. In fünfzehn bis zwanzig Jahren wird sie vielleicht möglich sein. So lange aber können wir nicht warten. Wir müssen also die Frage nach dem künftigen Verhalten der Chinesen zum Kommunismus und zu Moskau nicht so sehr auf Grund der letzten zwölf oder fünfzehn Jahre als der letzten vierundzwanzig Jahrhunderte beantworten.

Diese – einzig mögliche – Methode führt zu einer weiteren Schwierigkeit. Die Interpretation der chinesischen Geschichte ist unter den Fachleuten noch sehr umstritten. Die Forschungen der Sinologen beziehen sich zudem, was aus der Natur ihrer Quellen durchaus verständlich ist, in erster Linie auf die offizielle, sozusagen auf die Gelehrten-Geschichte Chinas, die Soziologen aber kamen gewissermaßen hundert Jahre zu spät nach China. Und wenn wir schon bei anderen Völkern weit mehr über die Schichten wissen, welche der schriftlichen Fixierung ihrer Ideen und Taten fähig waren, als über die stumm gebliebenen Massen, so trifft dies vollends bei Völkern wie den Chinesen und Russen zu, die bis zum Einbruch des Westens in ihrer Mehrheit aus Analphabeten bestanden. Es wäre also falsch, unsere Vorstellungen von den geistigen Führungsschichten ohne weiteres auf die Völker als Ganzes auszudehnen; die Wörter „typisch" und „charakteristisch" sollten nur mit Vorsicht gebraucht werden. Andererseits zwingt schon der überwältigende Reichtum dieser klassischen Überlieferung zu einer Auswahl des wirklich Repräsentativen.

In zweieinhalb Jahrtausenden haben diese Chinesen sehr viel nachgedacht, und von dem Gedachten haben sie unglaublich viel aufgeschrieben; kaum ein Gedanke, der überhaupt denkbar ist, dürfte hier ungedacht und unverarbeitet geblieben sein. Obgleich ihre geistige Entwicklung verhältnismäßig stetig verlief und durch Einflüsse von außen selten gestört wurde, hat sie ihre Dialektik, weist auch sie einen Pendelschlag auf zwischen extremen

Ansichten – zwischen Idealismus und Materialismus zum Beispiel oder zwischen Thesen wie „Der Mensch ist gut" und „Der Mensch ist böse" oder zwischen „Der Staat ist für die Menschen da" und dem Gegenteil: „Der Mensch ist für den Staat da". Wenn schon Lenins neununddreißig Bände Stalin und Trotzkij, Chruschtschow und Mao in ihren Auseinandersetzungen als geistiges Arsenal dienen konnten, so läßt sich anhand der Millionen von Bänden, welche zur chinesischen Geistesgeschichte zu rechnen sind, erst recht fast alles beweisen; es ist darum nicht erstaunlich, daß die Interpretation uneinheitlich ist.

Eine vergleichende Untersuchung kann erst recht nicht alles verwerten, was die Chinesen im Laufe ihrer Geschichte irgendwann einmal gedacht oder gefühlt oder getan haben. Der Leser möge also keine Enzyklopädie des chinesischen (oder russischen) Volkes erwarten. Die verwirrende Vielfalt klärt sich, wenn man aus der überwältigenden Fülle von Verhaltensweisen, Denkformen und Denkinhalten diejenigen nimmt, die sich durchzusetzen vermochten und als beständig erwiesen. Und auch hier können wir nur eine Auswahl berücksichtigen.

Unausweichliche Entwicklung?

Die Aufgabe dieses ersten Teiles, der als Ganzes zu betrachten ist, soll, in einer knappen Formel zusammengefaßt, darin bestehen, uns Unterlagen zu verschaffen zur Prüfung folgender Fragen:

Welche Schlüsse ergeben sich aus dem Vergleich der Chinesen mit den Russen für das heutige und das künftige Verhältnis der beiden Völker und Mächte?

Wie steht es um die Widerstandskraft – oder Anfälligkeit – des chinesischen und russischen Volkes gegenüber dem Kommunismus gestern, heute und morgen?

Und vor allem: Ist es richtig, daß der chinesische (bzw. russische) Kommunismus die logische Krönung der chinesischen (bzw. russischen) Geschichte bedeutet, oder haben diejenigen recht, die ihn in radikalem Widerspruch zu allem sehen, was chinesisch (bzw. russisch) ist? Die These vom Kommunismus als der Fortsetzung, ja der Kulmination der Geschichte dieser beiden Völker wird nicht nur von der kommunistischen Führung, von Stalin,

Chruschtschow und Mao verfochten, sondern auch – natürlich mit anderen Argumenten und anderen Vorzeichen – von manchen westlichen Beobachtern wie etwa dem französischen Universalhistoriker Amaury de Riencourt, wenn er schreibt: „Der Triumph des Marxismus in China bedeutet in sehr großem Umfang eine Rückkehr zur Vergangenheit" oder: „Der Marxismus ... stellte die traditionelle Denkweise Chinas wieder her." Riencourt, der selbst alles andere als ein Kommunist ist, bezeichnete den chinesischen Kommunismus als „psychologisch vorausbestimmt".[4] Ähnlich einseitig urteilt ein indischer Beobachter: „Wenn man das Mao-Evangelium an die Stelle des Konfuzius-Evangeliums setzt, so entspricht das der [chinesischen] Tradition."[5]

In der zweiten These, die den absoluten Gegensatz des Kommunismus zum Wesen Chinas und Rußlands vertritt, treffen sich die chinesischen und russischen Gegner des Kommunismus (Tschiang Kai-schek etwa und die führenden Köpfe der russischen Emigration) mit Ausländern, die – als Kaufleute oder Missionare – das alte China (bzw. das alte Rußland) kennenlernten und die überzeugt sind, daß die ihnen menschlich liebgewordenen Völker das kommunistische Regime ausschließlich unter dem Zwang brutalsten Terrors ertragen und mit ungeduldiger Sehnsucht die Stunde erwarten, in der sie „entschlossen an dem edlen Kampf für Freiheit und Überleben teilnehmen".[6]

Die Wirklichkeit entspricht (wie wir sehen werden) keiner dieser beiden Thesen; sie ist komplizierter, darum auch interessanter, und noch offen für vielfältige Möglichkeiten.

1. Kapitel

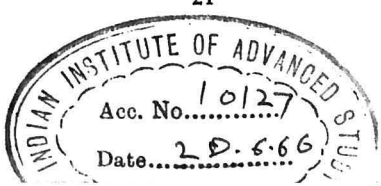
DER MENSCH

Im ersten Teil des Buches verbindet sich psychologische mit soziologischer Betrachtung. Das erste Kapitel versucht, ein Bild des Menschen zu zeichnen, „des" Chinesen in erster Linie, da er weniger bekannt ist, und diesen am Schluß des Kapitels „dem" Russen gegenüberzustellen. Das Gefühlsleben beim Chinesen wird verständlicher aus seiner auffallenden Umweltbezogenheit, sein Denken aus der Eigenart seiner Sprache und Schrift. In mehr als einer Hinsicht ist der Russe sein Gegenpol.

Der Chinese lebt von seinem „Gesicht"

In dem zwölfstockigen Hochhaus, in dem wir den größten Teil unserer Schanghaier Jahre verbrachten, waren wir nicht die einzigen Europäer. Einige Etagen tiefer wohnte eine russische Familie von besonders stürmischer Wesensart. Manchmal ging es dort hoch her – der Vater brüllte, er werde die Familie noch heute umbringen (oder verlassen), die Kinder heulten, die Frau bekam Weinkrämpfe. Wer wollte, konnte es miterleben, denn alle Wohnungen desselben Stockwerks mündeten auf die Küchenveranda, die die Rückseite des Hauses umzog; dort versammelten sich bei jeder solchen Szene die chinesischen Diener der europäischen Familien und auch manche andere chinesische Bewohner des Hauses, um sich die Sensation nicht entgehen zu lassen; man genoß sie wie ein fremdartiges Theaterstück.

Ein stärkerer Gegensatz der Temperamente ist in der Tat schwer vorstellbar. Dort die vielberufene – oder berüchtigte – „breite Natur" des Russen mit ihrer alles Menschliche umfassenden Spannungsweite, ihrer Neigung zu jähem Wechsel extremer Stimmungen und unbekümmerter, oft explosiver Äußerung, hier das dem Abendländer rätselhafte Gesicht des Fernen Ostens, das in seinem stetigen Gleichmaß nichts mehr vom „Spiegel der



Seele" hat. Zu zeigen, was innerhalb der Familie vorgeht, wäre nicht schicklich – dann eben verlöre man sein „Gesicht". „Der Baum lebt von seiner Rinde, der Mensch von seinem Gesicht", sagt ein chinesisches Sprichwort.

Schon hier also stoßen wir auf einen Sachverhalt, der für das Verständnis des Chinesen als Individuum ebenso entscheidend ist wie für das der sozialen und politischen Gemeinschaftsformen, in denen er seit Jahrtausenden lebt, ja der den Versuch einer individualpsychologischen Deutung ohne sozialpsychologisches Fundament zu einem aussichtslosen Unternehmen machen würde, an dessen Ende das Gefühl der Fremdheit, der Unverständlichkeit, damit aber auch der Ratlosigkeit, wie ihm zu begegnen sei, nur noch stärker geworden wäre. Als Aristoteles den Menschen als zoon politikon, als Gemeinschaftswesen, definierte, ahnte er nicht, daß in einer hochentwickelten Kultur schon ein so klassisch reines Modell dieser Idee existierte, wie es in der hellenischen Welt nirgends zu finden war. War der Abendländer zu allen Zeiten geneigt, aus der polaren Spannung des Menschseins eher dem Individuum als der Gemeinschaft, eher der Freiheit als der Bindung den Vorrang zu geben und den Individualismus bis zum Egoismus, Hedonismus, Solipsismus, den Liberalismus bis zum Anarchismus zu treiben, so ist umgekehrt der Chinese in einem Ausmaß umweltbezogen, „situationszentriert" (um es mit der Formel eines chinesischen Soziologen zu sagen[1]), von dem wir Europäer uns schwer eine Vorstellung machen, das wir aber gleichwohl, als Vorbedingung jeden Verstehens, erst einmal hinnehmen müssen.

Nicht nur in seinem Handeln, auch in seinem Denken und Fühlen emanzipiert sich der Chinese keinen Augenblick von dieser Umwelt, bleibt er in dem doppelten Koordinatennetz persönlicher Beziehungen, die ihn ebenso mit den Zeitgenossen verbinden wie mit denen, die vor ihm waren und nach ihm sein werden. Sein Blick ist nach außen, nicht nach innen gewandt; nicht in seinem Gewissen, sondern in der vermutlichen Wirkung auf die Umwelt sucht er die Norm seines Handelns. Ein chinesischer Gelehrter bemerkt zum Thema Korruption, das uns noch beschäftigen wird, da es in der chinesischen Geschichte, vor allem der Neuzeit, eine fatale Rolle gespielt hat:

„Die Handlungen des Chinesen im Rahmen der Gesellschaft sind nicht unabhängige einzelne Akte, sondern eher zusätzliche Eintragungen auf einem langen Kontoblatt, das die Beziehungen zwischen zwei Personen oder zwei Familien verzeichnet. Da jede einzelne Handlung durch schon bestehende Beziehungen bedingt ist, kann sie leicht ... den Anschein des Nepotismus oder Günstlingswesens haben." [2]

Stets die Umwelt im Blick

Amerikanische Anthropologen haben als gedankliche Hilfskonstruktion für das Verständnis von Völkern die Unterscheidung von Scham und Schuld verwendet, wobei Scham (shame) das Gefühl der Schande ist, das wir anderen gegenüber haben, Schuld (guilt) ein Gefühl vor uns selbst. Also: „Scham erfordert ein Publikum, das von der Missetat weiß, während Schuld ohne ein Publikum in der Psyche wirkt." [3] Anders gesagt: Im Zeichen der Schande fühlt sich der Mensch nach einer Fehlhandlung weniger deshalb beunruhigt, weil er Unrecht getan hat, als weil dies von anderen bemerkt wurde.

Die Soziologin Ruth Benedict, Verfasserin eines brillanten Buches über Japan, hat dort Aussprüche wie diese gefunden: Man entwickelt Selbstachtung wegen der anderen. Gäbe es die anderen nicht, bräuchte man sich nicht selbst zu achten. Die Angst vor Schande ist die Wurzel der Tugend. Sie zieht daraus für Japan die Folgerung:

„Wo Scham die stärkste Buße ist, empfindet der Mensch keine Erleichterung, wenn er seinen Fehler ausspricht, und sei es einem Beichtvater gegenüber. Solange sein schlechtes Handeln nicht an die Öffentlichkeit kommt, braucht er sich nicht belastet zu fühlen. Die Beichte erscheint lediglich als der Weg, sich Verlegenheiten zu bereiten. Kulturen, in denen die Scham eine wichtige Rolle spielt, kennen daher die Beichte nicht, auch nicht vor den Göttern." [4]

In diesem Sinne lassen sich China wie Japan, das lange Zeit unter dem geistigen Einfluß Chinas stand, als „Scham-Kulturen" den wesentlich vom Christentum geprägten „Schuld-Kulturen" gegenüberstellen. In der Tat hat ein Chinese die vergleichsweise geringen Erfolge der christlichen Mission in China auch damit erklärt, daß sie, besonders in ihrer protestantischen Variante, alles

auf das persönliche Gewissen abstellt, welches in China, wo Scham schwerer wiegt als Schuld, wenig entwickelt war.[5] Entsprechend finden manche Soziologen in der Heranbildung einer Schuld-Kultur durch das Christentum einen der Gründe für die geistige, damit auch die zivilisatorische Dynamik des Abendlandes, während sie andererseits in China – und in Asien weithin – im Vorrang der Scham vor der Schuld einen ausgesprochenen Faktor sehen, der zum Konformismus, zum Nichtauffallenwollen erzieht und die Bereitschaft zum reformerischen, gar revolutionären Hervortreten hemmt.[6]

Ungern allein

An dieser Stelle interessiert uns zunächst die Wirkung dieser Umweltbezogenheit auf den Einzelmenschen. Wie stark sie auch nach den Erschütterungen der letzten Jahrzehnte geblieben ist, zeigten die Ergebnisse einer Befragung von einhundertachtzig in USA lebenden Chinesen durch amerikanische Psychologen und Soziologen nach dem Zweiten Weltkrieg. Chinesen treffen – so stellte man fest – Entscheidungen nur ungern ganz von sich aus; sie ziehen es vor, im Einvernehmen mit ihrer Familie oder wenigstens mit Freunden zu handeln, getreu der alten Volksweisheit: „Zu Hause muß man sich auf seine Eltern verlassen, in der Fremde auf seine Freunde." Gern bedienen sie sich bei ihren Handlungen eines Mittelsmannes (nicht nur bei der Anbahnung von Eheverhandlungen), schon um sich nicht einer Absage ins Gesicht auszusetzen. Auch sachliche Entscheidungen werden vorwiegend persönlich empfunden, da sie Fäden zwischen den Beteiligten und damit Verpflichtungen schaffen. Ein Sinn für allgemeine Verpflichtungen, wie etwa Bürgerpflichten gegenüber einem anonymen Staat, ist kaum vorhanden, um so mehr für die konkreten – gegenüber der Familie oder gegenüber Leuten, mit denen man sonst Beziehungen unterhält.[7]

Persönlich habe ich es noch in den Bedrängnissen erfahren, die der Ausgang des Zweiten Weltkrieges auch über die im Ausland lebenden Deutschen gebracht hat, welch außerordentliche Bedeutung und auch Haltbarkeit persönliche Beziehungen in China besitzen. In den Monaten nach der japanischen Kapitulation, in denen die China-Deutschen weithin schutz- und rechtlos waren,

konnte man sie geradezu in zwei Gruppen teilen: die einen verfügten über zuverlässige chinesische Freunde und konnten daher im ganzen unbesorgt sein – die anderen waren auf sich selbst angewiesen und wußten von einem Tag zum anderen nicht, was aus ihnen werden würde.

Dazu ein Erlebnis aus jüngster Vergangenheit. Im Sommer 1960 beschäftigte ich in Hongkong anderthalb Monate lang einen chinesischen Assistenten, der mir bei der Durchsicht von Zeitungen und Broschüren aus dem kommunistischen China behilflich war. Seine Mitarbeit war mir insofern besonders wichtig, als er nicht lange zuvor aus Rotchina geflohen war; er konnte sich daher weit besser als langjährige Emigranten im rotchinesischen Jargon zurechtfinden und mir viele Ausdrücke und Begebenheiten erklären, die einem Hongkong-Chinesen unverständlich gewesen wären. Dieser junge Mann, der unter Risiko für Leib und Leben dem kommunistischen China entronnen war, vermied es, sich in seinen Worten gegen das ihm verhaßte Regime festzulegen, und versuchte statt dessen, seine Einstellung sich und anderen als eine Art von „dritter Position" verständlich zu machen.

Gewiß nicht in jedem einzelnen Fall, wohl aber auf das Ganze gesehen mag ein anderer Beobachter recht haben, wenn er schreibt: „Im Westen fragen die Menschen, wenn sie einen Konflikt erleben: Was wollen die beiden Parteien, und welche von ihnen hat recht? In China aber lautet die Frage: Wer wird vermutlich gewinnen, und was muß ich tun, um mich mit ihm gut zu stellen?" [8] Es war ein Chinese, der die Feststellung traf: „Wenn ein Chinese opportunistisch handelt, um den Erfordernissen einer bestimmten Situation gerecht zu werden, braucht er sich vor seinem eigenen Gewissen nicht zu entschuldigen." [9]

Der Bambus biegt sich – um wieder aufzustehen

Der chinesische Opportunismus äußert sich mit einer Unbedenklichkeit und Unbefangenheit, die etwas Entwaffnendes hat, zumal er sich mit einer ausgeprägten Nüchternheit und gewitzten Lebensklugheit paart. Den gehemmten und stets auf Grundsätze bedachten Deutschen fehlt sogar der passende Ausdruck dafür. „Realismus" ist zu schwach und zu vage; am nächsten kommt dem Gemeinten der englische Begriff „matter-of-factness". Wozu

sich über Dinge erregen, die man doch nicht ändern kann! Solange der Sturm über das Land braust, biegt sich der Bambus; ist die Stille zurückgekehrt, richtet er sich wieder empor.

An einem Nachmittag im Sommer 1957 besuchte ich in Peking eine Dürer-Ausstellung, in der Drucke der bekanntesten Werke des Nürnberger Meisters (aus Ost-Berlin geliehen) gezeigt wurden. Unter den vielen Besuchern fiel mir eine junge Chinesin auf; durch ihre Haltung und ihr fast elegant zu nennendes Kleid unterschied sie sich von dem Grau in Grau der anderen chinesischen Frauen. Sie stand allein vor einem Bild und lachte vor sich hin. Neugierig warf ich einen Blick auf das Objekt ihres Amüsements; es war eine Skizze, die Dürer für irgendeine seiner größeren Arbeiten gezeichnet hatte – nichts als ganz gewöhnliche Kopfkissen in jeweils etwas anderer Form und Schattierung; sicher ein sonderbares Bild für Chinesen, die das Skizzieren nicht kennen. Ich hatte dieses Blatt wohl schon früher gesehen, ohne daß es mir komisch vorgekommen war; jetzt aber mußte ich auch lachen. So wurden wir bekannt, und ich führte die junge Dame ein Weilchen von Bild zu Bild, über Dürer, Nürnberg und Deutschland erzählend.

Wir verabredeten uns für den nächsten Tag zu einem Spaziergang durch die Verbotene Stadt. Sie hatte, als sie kam, ein Paket in der Hand, und ich erbot mich, es für sie zu tragen. Dann schlenderten wir durch die Höfe und Paläste der alten Kaiserstadt. Ich erfuhr, daß die junge Dame Lan Er hieß, aus einer Familie einstiger Hofbeamter stammte und durch die kommunistische Revolution alles verloren hatte, überdies wegen ihrer Herkunft als politisch nicht zuverlässig galt und daher keine ordentliche Stellung finden konnte. Ich hatte inzwischen auch sehen können, daß ihr Kleid – sie trug dasselbe wie am Vortage – aus billigem Stoff war und schadhafte Stellen aufwies. Aber sie ließ kein Wort der Klage laut werden und erzählte vergnügt, daß sie ihre freie Zeit mit der Betrachtung schöner Kunstgegenstände und eigenem Malen überaus angenehm verbringe. Einige ihrer eigenen Bilder habe sie in dem Paket mitgebracht, um sie mir nachher zu zeigen.

Plötzlich fiel mir auf, und es wurde mir siedend heiß dabei, daß ich das mir anvertraute Paket nicht mehr bei mir hatte, und dann

erinnerte ich mich auch, wo ich es, um die Hände für die Kamera zu befreien, hingelegt hatte. Ich bat Lan Er zu warten und rannte zu der bewußten Stelle – das Paket war fort. Ich lief hierhin und dorthin, zur Verwaltung der Verbotenen Stadt, zu den Wachen am Nordtor, zum Südtor – niemand wußte etwas. Schuldbeladen und schweißgebadet langte ich schließlich wieder bei Lan Er an. Sie saß auf einer Bank und machte mich, als sei nichts gewesen, auf den ungewöhnlich schönen Blick aufmerksam, an dem sie sich ergötzte: ein Teich mit Lotosblumen, alte Bäume, rote Mauern, goldgelb glasierte Ziegeldächer, und über allem der berühmte blaue Himmel Nordchinas. Aber ich hatte für derlei kein Auge und warf mir unverzeihliche Nachlässigkeit vor. Da sagte Lan Er, ohne die Stimme zu heben: „Regen Sie sich doch nicht so auf. Es ist nichts. Erst wenn Sie sich aufregen, wird der Verlust unangenehm." Verdutzt und beschämt hielt ich inne; dann spazierten wir weiter, ohne daß noch mit einem Wort des Paketes gedacht wurde. Übrigens – tags darauf ging Lan Er ins städtische Fundbüro; dort war ihr Paket unversehrt abgegeben worden. Ich hatte mich tatsächlich ganz überflüssig aufgeregt.

Ein durchaus antikommunistisch eingestellter Chinese sagte mir 1959 allen Ernstes, mit einer beruhigenden Handbewegung: „Das wird vorübergehen; die Herrschaft der Mandschus hat nicht einmal dreihundert Jahre gedauert." Auch der Chinese hat sein Nitschewo; es gibt sogar zwei Wendungen dafür: Mei kuanhsi (wörtlich: Keine Beziehung) und Mei fatse (Kein Ausweg).

Die Beweglichkeit und Anpassungsfähigkeit der Chinesen, die es ihnen erlaubt, mit plötzlichen Überraschungen ebenso wie mit einem auf Jahre anhaltenden äußeren Druck fertig zu werden, kennt jeder, der auch nur kurze Zeit in ihrem Lande gelebt hat. Ich habe immer wieder den Eindruck gehabt, daß sie es geradezu genießen, unerwarteten Aufgaben gegenübergestellt zu werden. Unsere chinesischen Hausangestellten waren niemals glücklicher, als wenn statt der angesagten vier Gäste deren zwölf zum Essen auftauchten; sie überboten sich in emsiger Geschäftigkeit und phantasievollen Einfällen, wie raschen Einkäufen über die Straße, Anleihen beim Koch der „Zwei-Stock-tiefer-Familie", Umstellung des Menüs, Strecken der vorhandenen Speisen durch tarnende Saucen und ähnlichen Tricks.

Pfiffig, skeptisch, ironisch – auch in ernster Situation

Als dann in den schwierigen Jahren der Besetzung großer Teile Chinas die Japaner durch immer neue Vorschriften die Bewegungsfreiheit der chinesischen Bevölkerung einengten, schien es oft, als verblasse deren Ärger darüber vor dem sportlichen Ehrgeiz, durch noch größere Findigkeit mit jedem neuen Hindernis fertig zu werden. Die Rationierung des Grundnahrungsmittels Reis beispielsweise wurde durch die Besatzungsbehörden so organisiert, daß an den für die Ausgabe angesetzten Tagen jeder Berechtigte zusammen mit seiner Ration einen Stempel mit unabwaschbarer Tusche auf die Hand erhielt; wer an die Reihe kam, mußte erst die Hände vorweisen, und nur wenn er noch keinen Stempel hatte, wurde sein Napf gefüllt. An sich keine schlechte Idee, Lebensmittelkarten überflüssig zu machen, nur gänzlich ungeeignet für China. Denn natürlich gab es schlaue Chinesen, die eine chemische Lösung zum Abwaschen der Tusche kannten. Wo immer Schlangen vor Reisläden standen, hockten auch die „Chemiker" mit ihren Schemelchen auf offener Straße. Wer ihnen zahlte, dem entfernten sie den Stempel; so konnte man sich gleich wieder in die Reihe stellen und hatte obendrein noch Spaß dabei.

Bemüht, seinem Volk den Spiegel vorzuhalten und es zugleich auch westlichen Lesern verständlich zu machen, sagt der geistvolle chinesische Schriftsteller Lin Yutang geradezu: „Es gibt nichts auf der Welt, was einen Chinesen in Rage zu bringen vermöchte. Sünde, Habgier und Korruption reizen uns nur zum Lachen, und hohe und schöne Ideale kommen uns erst recht lächerlich vor." Er spricht von „unserer Neigung, alles und jedes ins Komische zu ziehen, unserer Unfähigkeit, irgend etwas ernst zu nehmen, selbst wenn es um die Rettung unseres eigenen Landes geht".[10]

Das gilt, meint Lin Yutang, sogar bei Trauerfällen. Da hole man zum Beispiel x-beliebige Leute von der Straße, stecke sie in prächtige Trauergewänder und lasse sie hinter dem Sarge gehen, um den Leichenzug zu vergrößern. Man wasche ihnen nicht einmal die Gesichter, denn damit nähme man das Ganze viel zu ernst. Und wenn man wisse, daß die Schwiegertochter bei der Beerdigung ihrer selten geliebten Schwiegermutter auf ein be-

stimmtes Zeichen laut zu heulen und auf ein anderes ebenso plötzlich damit aufzuhören habe, könne kein Mensch ernsthaft an ihre Trauer glauben. Aber was bleibe dem Chinesen bei dem übersteigerten Formalismus des ganzen Lebens anderes übrig, als die Dinge von der heiteren Seite zu nehmen!

Das mag nun mit der Einseitigkeit des Moralisten gesehen sein; aber wer häufiger Zeuge chinesischer Totenfeiern gewesen ist, weiß aus eigener Anschauung, wie weitgehend die Gefühle der Trauer durch äußere Geschäftigkeit und einen mit besonderen Instrumenten – ursprünglich zur Abwehr der Dämonen – erzeugten Lärm übertönt werden. Ebenso wird auch der Vorgang des Todes selbst ohne Erregung oder wesentliches Mitgefühl aufgenommen. Nicht in Rußland, wohl aber in China habe ich erlebt, daß Leute an einem Sterbenden schwatzend und lachend vorübergingen.

Der fehlende „Nächste"

Diese Fühllosigkeit, mit der Chinesen aller Bildungsgrade dem Leiden ihrer Mitmenschen zuzusehen vermögen, hat begreiflicherweise vor allem die christlichen Missionare empört. Sie waren es auch, die gegen das Verkrüppeln der Frauenfüße wie gegen die bis in unser Jahrhundert hineinreichende Einrichtung der Haussklaven den Kampf aufnahmen. In den Notzeiten des Zweiten Weltkrieges, als Hunger und Seuchen umgingen, habe ich miterlebt, daß es vor allem die spärlichen christlichen Organisationen waren, welche Nahrung, Obdach, ärztliche Hilfe gewährten und morgens die während der Nacht Verstorbenen von den Straßen holten. Der samaritische Zug ist in China sehr schwach entwickelt: die Abneigung gegen Scherereien aller Art, die sich aus der Betreuung von Fremden ergeben könnten, ist gewöhnlich viel stärker als die Bereitschaft zur Nächstenhilfe.

Noch anderes ist dabei im Spiel als bloße Bequemlichkeit. Wenn jemand leidet – ob er krank ist oder arm oder sonst unglücklich –, dann ist mit ihm irgend etwas nicht in Ordnung; man läßt sich besser gar nicht erst mit ihm ein, um nicht in den Bannkreis dieser Unordnung zu geraten. Sich etwa dem Dienst an den Leidenden zu weihen, war ein dem Chinesen fremder Gedanke. Hieße das nicht, sich in Dinge zu mischen, für deren Lösung allein

Sippe und Familie zuständig sind? „Wenn ein Mann seine Tochter in ein Freudenhaus verkauft", schreibt ein chinesischer Soziologe, „dann ist das nach chinesischer Ansicht ausschließlich seine Sache, die keinen anderen etwas angeht." [11]

Die Ge- und Verbote der Ethik betreffen vor allem das Verhalten zur Familie und deren Mitgliedern, auch zu Genossen in der gleichen Sekte, kaum je zum nicht verwandten „Nächsten". Reformer, wie Mo-tse, die für die Liebe zu allen Menschen (statt nur zu Verwandten und Freunden) eintraten, vermochten sich auf die Dauer nicht durchzusetzen. Meng-tse, der große Erneuerer des Konfuzianismus, machte vielmehr geltend, eine allgemeine Menschenliebe werde sich ungünstig auf kindliche Pietät und staatliche Gerechtigkeit auswirken; weder Vater noch Fürst zu haben, sei die Art der Tiere.[12] Noch weniger konnte natürlich die Lehre des Lao-tse mit ihrem Leitgedanken des „Nicht-Handelns" eine soziale Gesinnung begründen. Von Yang Tschu, einem Gesinnungsgenossen Lao-tses, sagte man: Könnte er zum Wohltäter der ganzen Welt werden, indem er sich ein einziges Haar ausrisse, er täte es nicht.[13]

Daß in breiteren Volksschichten ein stärkeres Bedürfnis nach menschlicher Wärme bestand, als sie die Lehren der Philosophen zu geben vermochten, scheint das Vordringen des Buddhismus vom dritten bis neunten Jahrhundert zu zeigen; aber auch er wurde chinesisch umgewandelt, „sinisiert", und büßte dabei gerade jene spezifischen Züge der Alliebe ein, die ihn vielen Europamüden bei uns so anziehend machen. Dabei ist noch zu bedenken, daß im besonderen die Karma-Lehre dem Mit-Leiden nicht nur förderlich sein konnte: der Leidende büßt ja für seine eigenen, in einem früheren Leben begangenen Taten. Allenfalls läßt sich in der Verehrung der Kuan-yin eine etwas andere Einstellung zum Leiden, ein Bedürfnis nach göttlichem Mitleid finden.

Auch in der klassischen Literatur gibt es wenig, was dem Mit-Leiden dichterischen Ausdruck gäbe, und nichts, was mit der sozialutopischen Literatur Europas vergleichbar ist. Der große Roman „Die Räuber vom Liang Schan-Moor" [14], der um 1500 entstand, schildert zwar die Taten (und Untaten) der Räuberbande in dramatischer Realistik, bleibt dabei aber höchst nüchtern und kann allenfalls im negativen Sinn sozialkritisch genannt

werden: Die Schuld am Räuberunwesen liegt bei der Ungerechtigkeit der Beamten; die Moral: Ein guter Räuber ist besser als ein schlechter Beamter.

Es ist eine besondere Fähigkeit des Chinesen, sich über Unangenehmes hinwegzusetzen und, was sein inneres Gleichgewicht stören könnte, von sich abzustoßen. Kavalam Panikkar, Indiens letzter Botschafter bei Tschiang und erster bei Mao, der China, auch dem roten China, gewiß freundlicher gesinnt war als dem in seinen Büchern so kritisch betrachteten Westen, meinte einmal: „Die Chinesen geraten über Grausamkeiten nicht in Erregung wie wir. Sie würden einem Menschen nicht anders den Hals abschneiden als einem Frosch." [15]

Maß und Kunst des einfachen Lebens

Den Inder, der aus der buddhistischen Tradition des Mit-Leidens mit allen Geschöpfen herkommt, mußten Beobachtungen solcher Art besonders schockieren. Der Psychologe sieht in der unbestreitbaren Gefühlsschwäche und oft -kälte des Chinesen, seiner Insuffizienz im emotionalen Bereich nur die negative Kehrseite jener charakteristischen Nüchternheit, die es ihm so sehr erleichtert, mit dem Leben fertig zu werden und seinen Mißlichkeiten mit heiterer Gelassenheit zu begegnen. Extreme Gefühle und Haltungen liegen den Chinesen nicht. Sie lieben den Mittelweg, den Kompromiß, den allseitig annehmbaren Ausweg. „Wenn du einen Zoll bekommst, nimm nicht eine Elle", heißt ein Sprichwort. Es gilt – oder galt vor dem kommunistischen Einbruch – als unschicklich, einen Gegner zum Äußersten zu treiben; die Formel „Bedingungslose Kapitulation" war dem traditionellen Chinesen unbekannt. Hier liegt, so glaubt ein chinesischer Soziologe, einer der Gründe für den jahrhundertelangen Stillstand der chinesischen Entwicklung; denn „Konflikte gebären nicht nur menschliche Tragödien, sondern auch den menschlichen Fortschritt". [16]

Nach innen aber, als eine das Wesen des Menschen nicht nur prägende, sondern durchdringende Macht, wirkt dieses Denken notwendig antiimpulsiv und antiemotional. Der unerschütterliche Gleichmut, mit dem der Chinese eigenes wie fremdes Unglück hinzunehmen weiß, ist doch wohl nicht nur eine durch Vorsicht und Erziehung gebotene Maske, hinter der sich anders nicht

zu bändigende Leidenschaften verbergen. Er tritt dem Leben von vornherein nicht mit dem Anspruch auf persönliche Entfaltung gegenüber, der dem Abendländer – wenn auch oft unbewußt – selbstverständlich ist, leidet darum auch nicht, mindestens weniger, wenn ihm dessen Erfüllung verweigert wird; es fällt ihm nicht schwer, in seiner Umgebung aufzugehen.

Es gehört zu den bleibenden Eindrücken meiner in China verbrachten Jahre, wie der Chinese, auch wo er seine Tage in einer uns völlig unbekannten Armut verbrachte, ein glücklicher Mensch zu sein vermochte. Die Kunst des einfachen Lebens, die Fähigkeit, die kleinen Freuden des Daseins zu genießen und die Nöte und Sorgen zu vergessen, beherrscht er in vollendeter Natürlichkeit. Die malerischen, mit soviel Hingabe (und Lärm) begangenen Festlichkeiten, die heiteren Familienpicknicks zwischen Tempelmauern, die schwatzhaften Leichenbegängnisse, die vertraulich-kindliche Verehrung des Küchengottes – dies und vieles andere gehört seit unvordenklichen Zeiten zum Wesen, fast ist man versucht zu sagen: zum Charme des chinesischen Volkes. Es gibt niemanden, der eine Weile in China gelebt hat und der nicht voll wäre von Erlebnissen solcher Art; wo immer alte „Ostasiaten" sich irgendwo in der Welt wiedertreffen und ihre Erinnerungen austauschen, kehren sie wieder. Ganze Bücher sind mit solchen Beobachtungen gefüllt worden, darunter die in vielen Sprachen und riesigen Auflagen veröffentlichten Erlebnisse des französischen Arztes Gervais.[17]

Was dem Leser in solchen Erinnerungsbildern begegnet, sind jedoch mehr als harmlos-liebenswürdige Anekdoten, die den Ernst des Lebens gefällig verschleiern. Chinesen wissen nicht nur heiter zu leben, sondern auch gelassen zu sterben, „mit philosophischer Ruhe und dem Ausdruck der Verklärung", wie es eine so intime Kennerin Chinas und seiner Menschen wie Lily Abegg bezeugt.[18] Den Chinesen trug auch im Tode das Bewußtsein, Glied der aus grauer Vorzeit in ferne Zukunft reichenden Sippe zu sein. Er sah ihn schon vor sich, den kleinen Erdhügel auf dem Familienacker, unter dem er ruhen wird, inmitten der Söhne und Enkel, die weiter die Felder bestellen, und oft hatte er sich schon lange vor seinem Tode, mit durchaus sachlichem Interesse für Qualität und Preis, seinen eigenen Sarg ausgesucht.

Dieselbe Grundhaltung heiterer Gelassenheit begegnet dem fremden Besucher, wenn er die Chinesen im Alltag der Arbeit beobachtet. Einem Chinesen käme es nicht in den Sinn, sie als göttlichen Fluch, als Strafe des Abfalls und Stigma der Vertreibung aus dem Paradies zu betrachten. Auch wo sie hart ist, ihn bei geringer Bezahlung bis zur Erschöpfung in Anspruch nimmt, wird sie ihm weder zum Problem der göttlichen Gerechtigkeit noch zum Maßstab sittlicher Leistung. Man hat die Chinesen nicht zu Unrecht das fleißigste Volk der Erde genannt. Die Länge ihres Arbeitstages war von jeher das Staunen – oder der Schrekken – ihrer Nachbarn wie der fremden Besucher. Von früh bis spät sieht man sie bei der Arbeit, ob auf dem Felde, in der Werkstatt oder im Laden. Nie scheint ihr Eifer zu erlahmen, noch die Sorgfalt, mit der sie bei der Sache sind, etwa mit der Hand Stück für Stück Reissetzlinge pflanzend oder Raupen vom Kohl lesend. Nicht anders der geistig Tätige: Im Jahre 1889 beteiligten sich an den Provinzprüfungen von Futschou neun Kandidaten, die über achtzig, zwei, die über neunzig Jahre alt waren, und in Anhui gar fünfunddreißig über achtzig und achtzehn über neunzig; „sie unterzogen sich", nach dem Bericht des Gouverneurs, „der insgesamt neuntägigen Tortur und schrieben Aufsätze, welche in ihrer Diktion völlig exakt waren und keine Anzeichen von Altersschwäche aufwiesen." [19]

Dieser Fleiß hat jedoch nichts gemein mit jener für den Westen, vor allem die Deutschen und Angelsachsen, charakteristischen Werkbesessenheit, die, überall eine „Aufgabe" vermutend, jede Sache „um ihrer selbst willen tun" will und die sich im Nachkriegsdeutschland, auf der Flucht vor der inneren Auseinandersetzung mit dem Geschehenen, zu nervöser Unrast gesteigert hat. Wenn amerikanische Eltern stolz von der Tüchtigkeit ihrer Kinder berichten, die für zehn oder zwanzig Cents im Haushalt mitarbeiten oder als Zeitungsjungen schon die Organisationsgabe des künftigen Unternehmers erkennen lassen, bemerkt der chinesische Beobachter kühl: „Die Vorstellung, bei den eigenen Eltern Geld zu verdienen, erscheint dem Chinesen als lächerlich." [20]

Die historische Erklärung für den chinesischen Fleiß liegt wohl in jahrtausendelangem Kampf mit der Natur und den Bedräng-

nissen einer oft harten Geschichte; in ihm hat sich die angeborene Vitalität des Chinesen bis heute bewährt, wobei sein alter Familiensinn ihm zu Hilfe kam. Für andere wird dieser Fleiß leicht zum Ärgernis, für die Indonesier etwa, unter denen Hunderttausende von chinesischen Familien durch ihre unablässig tätige Emsigkeit auffallen, oder für die russischen Studenten beim Anblick ihrer unermüdlichen, gleichsam Normen drükkenden chinesischen Kommilitonen an den Sowjethochschulen.
Freilich, ehe die Kommunisten diesem Fleiß eine Note fanatischer Verbissenheit zubrachten, ließ er sich mit Lebensfreude durchaus vereinen. Es war sozusagen ein heiterer Fleiß; man lebte auch in China nicht, um zu arbeiten, sondern arbeitete, um zu leben, und war durchaus bereit, die Früchte der Arbeit behaglich zu genießen, wenn man am Ziel war. Die Kunst des Lebensgenusses reicht von der materiell-sinnlichen Welt – man denke an die erlesenen Angebote der chinesischen Küche – bis in die höchsten Sphären der ästhetischen Verfeinerung, nicht nur in der Kunst, sondern auch in der Gestaltung des täglichen Lebens, in einem Kult der Schönheit, wie ihn kaum ein anderes Volk mit solcher Hingabe betrieben hat; nur das japanische ließe sich noch im gleichen Atemzug nennen, und dessen Kultur ist von China beeinflußt.
Was das abseitige Lebensgebiet der speziellen Genußmittel, insbesondere der Rauschgifte, betrifft, so hat hier ein scharfsinniger Chinese einen neuen Hinweis auf die Abneigung des Chinesen gefunden, aktiv aus seiner Umwelt herauszutreten: der Chinese ziehe das einschläfernde Opium vor, der Amerikaner das aufpeitschende Marijuana.[21]

Sogar die Liebe ist etwas anders

Wie aber steht es um die elementarste Grundkraft des Triebleben, um Eros und Sexus? Lieber als westlichen Beobachtern, die allzu leicht der Versuchung des Pikanten und Sensationellen erliegen, vertrauen wir uns auch hier dem chinesischen Zeugen selbst an, der dieses Stück chinesischer Wirklichkeit von innen her kennt und besser als der einfühlendste Romanautor nachzuempfinden vermag:

„Jahrhundertelang haben es die Chinesen als Teil der natürlichen Ordnung angesehen, daß Verlobung und Heirat von den Eltern ar-

rangiert wurden. Jahrhundertelang haben es chinesische Liebende vermieden, ihre Zuneigung in der Öffentlichkeit zu zeigen; weder in der Öffentlichkeit noch privat haben sie jene im Westen so üblichen Zärtlichkeiten zur Schau gestellt. Wenn ein Mann sagte, er liebe ein Mädchen, bedeutete diese Erklärung gewöhnlich, daß irgend etwas nicht ganz in Ordnung war. Wenn eine Frau jemandem gesagt hätte, sie liebe einen Mann, so hätte sie das zum gefallenen Mädchen gestempelt. Das gesellschaftliche Verhalten der Chinesen ist der natürliche Ausdruck einer Lebensweise, in welcher individuelle Gefühle den Erfordernissen der Gruppe untergeordnet werden müssen; also muß auch das Geschlechtliche und alles, was damit zusammenhängt, auf die Bezirke des Lebens beschränkt sein, die ihm von der Gesellschaft zugewiesen sind ... Wenn der Chinese liebt, ist seine Liebe nur eine unter anderen Verpflichtungen, zu denen vor allem seine Verpflichtungen den Eltern gegenüber gehören." [22]

Neben und vor der ehelichen Gemeinschaft, in der, sofern sie monogam war, aus der Gewohnheit meist eine Liebe erwuchs, die sich von der in unseren langjährigen Ehen nicht wesentlich unterschied, gab es jene besonderen Bezirke des Sexus. Das alte China kannte eine hochentwickelte Hetärenkultur und verstand sich, die Perversion eingeschlossen, auf jede Form des Genusses. Man hat in unseren Tagen sogar allen Ernstes versucht, den grausamen Brauch der Verkrüppelung des weiblichen Fußes darauf zurückzuführen, daß die dadurch bewirkte Veränderung des Ganges auf den chinesischen Mann einen erhöhten Reiz ausübte.[23]

Aber der frei schweifende Genuß ist eine, die Pflicht der Familie gegenüber eine andere Sache. Gerade weil es im Rahmen des chinesischen Familiensystems mehr auf Dauer und äußeren Zusammenhalt der Familie als auf das Glück des einzelnen Individuums ankam, war eine Trennung von Erotik und Sexualität sehr wohl möglich, auch schon in der klassischen Literatur. In dem im achtzehnten Jahrhundert entstandenen Roman „Der Traum der roten Kammer" verkörpern Pao-yü und Blaujuwel das ideale Liebespaar, und doch kommt es zwischen ihnen nie zu einer Vereinigung; es tut der Liebe auch keinen Eintrag, daß Pao-yü Beziehungen mit zahlreichen Frauen, darunter Dienstmägden, und sogar mit einem Schauspieler hat.[24]

Man hat die Vermutung ausgesprochen, die verhältnismäßig geringe Zahl von Sexual-, überhaupt von Gewaltverbrechen in China sei damit zu erklären, daß die Chinesen in ihrer Geborgenheit durch den Zusammenhalt der Sippe weniger als die Angehörigen anderer Völker das Bedürfnis empfinden, sich durch Gewalthandlungen vor sich selbst zu beweisen; Menschen im Westen dagegen, die in Verbrechen wühlen wie der amerikanische Autor von Romanen des „Sex-and-Murder"-Typs, Mickey Spillane, seien von einem Gefühl der inneren Unsicherheit und des Argwohns allen Mitmenschen gegenüber besessen.[25]

Einem kürzlich erschienenen, auf detailliertem Quellenstudium gegründeten und durchaus seriösen Werk über die Sexualgeschichte Chinas[26] entnehme ich, daß in der erotischen Literatur Chinas (wie übrigens auch Indiens[27]) schon seit der vorkonfuzianischen Zeit ein Thema im Vordergrund stand: die Verhütung des Samenverlustes beim Beischlaf (sofern keine Zeugungsabsicht bestand), weil angeblich die Umleitung des zurückgehaltenen Samens ins Gehirn eine Verlängerung des männlichen Lebens zur Folge habe. Ist es zu weit hergeholt, wenn man in dieser pseudomedizinischen Rechtfertigung der extremsten Form von Zurückhaltung ein Symptom für die Abneigung des Chinesen gegen das ungehemmte Sichmitteilen sieht?

Zehntausende von Schriftzeichen – eine Welt für sich

Haben wir bisher die Psyche des Chinesen vorwiegend in seinem Verhältnis zu seiner natürlichen Umwelt zu erfassen versucht, so gilt es nun, den mächtigen geschichtlichen Faktor ins Auge zu fassen, der ihn – zunächst in der gebildeten Oberschicht, durch sie hindurch aber auch, in freilich schwer bestimmbarem Ausmaß, das Volk selbst – weit stärker als abendländische Völker bestimmt: seine Sprache und Schrift.

China hat sich dem Fremden nie bereitwillig geöffnet. Die Schwierigkeit seiner Sprache (und Schrift) ist sprichwörtlich geworden. Aber auch wer sie gut kennt oder die Barriere mit Hilfe von Übersetzungen zu überwinden versucht, findet noch nicht den Zugang zum inneren Wesen. Der Chinese selbst hilft uns dazu wenig, denn seiner Natur liegt die Analyse nicht, am wenigsten Selbstanalyse, da er sich ja durch die Jahrtausende

als Mensch schlechthin empfand, nicht als Sohn eines Volkes unter vielen miteinander vergleichbaren. Andere Völker haben zwar versucht, die Chinesen zu verstehen, aber lange Zeit mit den völlig unzureichenden Mitteln der allgemeinen Impression (unzureichend vor allem, weil sie dem Chinesen sehr voreingenommen gegenübertraten und ihn am Maßstab des Normaleuropäers maßen, genauer noch: an dem des europäischen Normalchristen oder richtiger: Idealchristen). *Das* Buch über den Chinesen, das wir einer individual- oder volkspsychologischen Aufnahme seines Charakters hier zugrunde legen könnten, gibt es noch nicht.

Bei näherem Zusehen ist es aber nun gerade die chinesische Schrift, die uns in ihrer radikalen Andersartigkeit gegenüber allen uns vertrauten Sprachen und Schriftformen interessante Aufschlüsse ermöglicht. Während der fast sechs Jahre, die ich insgesamt in China verbrachte, habe ich mich mit der chinesischen Sprache und Schrift befaßt – zu wenig, um sie zu lernen, aber genug, um von ihr eine Vorstellung zu bekommen. Die größte Schwierigkeit – wie für jeden – war diese: Mit seinen Zehntausenden von Schriftzeichen hält das Chinesische unter den Weltsprachen den Rekord an Zeichenreichtum; zugleich aber hält es den Rekord an Lautarmut.

Die chinesische Sprache bedient sich auch heute immer noch der schon Jahrtausende alten Schriftzeichen, die nicht – wie unser (und das russische) Alphabet – Laute, sondern ganze Wortinhalte (Begriffe) wiedergeben. Ein Chinese, der Zeitungen und Bücher lesen will, muß von den insgesamt 40 000 bis 50 000 Zeichen immerhin einige tausend kennen. (Die kommunistischen Reformen können sich erst in der Zukunft auswirken.) Lautlich entspricht jedem Zeichen eine einzelne Silbe – kung, tang, mao usw.; denn alle Grundwörter – also abgesehen von den zahlreichen Zusammensetzungen, die folgerichtig mit mehreren Zeichen geschrieben werden – sind im Chinesischen einsilbig. Nun ist klar, daß es unvergleichlich mehr Zeichen (Wörter) als Silben geben muß. Daraus folgt, daß diese Silben zum größten Teil mehrdeutig sind; einzelne können zehn, fünfzig, ja achtzig und mehr verschiedene Bedeutungen und also auch Schreibungen haben. So bedeutet, je nach Zusammenhang, die Silbe li Sitte, Meile, Karp-

fen oder Pflaume. (Aussichtslos, unser „Teekessel"-Ratspiel, in dem wir ja Wörter mit mehreren Bedeutungen verwenden, auf chinesisch zu spielen!) Um die Möglichkeit der Unterscheidung zu erhöhen, sind verschiedene Töne entstanden; dieselbe Silbe hat je nach Ton eine verschiedene Bedeutung.

Es ist also gewöhnlich erst der Zusammenhang, der innerhalb der möglichen Bedeutungen auf die richtige führt. Wenn ein Chinese dazukommt, während sich zwei andere mitten in einer Unterhaltung befinden, vermag er dieser nicht gleich zu folgen; erst wenn er herausgefunden hat, daß die beiden – beispielshalber – von Lebensmittelpreisen sprechen, weiß er, daß sie mit yü „Fisch" und nicht „Ecke" oder „Vergnügen" meinen. Erhält derselbe Chinese aber einen Brief, in dem von Fischen die Rede ist, so können solche Zweifel nicht auftreten, denn das Schriftzeichen für Fisch ist völlig eindeutig; es kann nichts anderes als Fisch heißen.

Schon das läßt die entscheidende Bedeutung der Schriftzeichen erkennen; sie sind aber zugleich das wichtigste Mittel, die Einheit der chinesischen Kultur, ja des chinesischen Reiches zu erhalten: so weit der chinesische Einfluß reicht, sind sie überall dieselben, während sich die Sprachen und Dialekte stark unterscheiden. Ein Mann aus Peking kann sich mit einem Mann aus Kanton, der nur Kantonesisch spricht, nicht unterhalten, wohl aber können die beiden ohne weiteres korrespondieren, so wie ein Deutscher, der kein Italienisch versteht, genau weiß, was ein Italiener meint, wenn dieser „$2 \times 2 = 4$" auf einen Zettel schreibt.

In jedem Schriftzeichen lebt Geschichte

Die chinesische Schrift ist also im Gegensatz zu der dem Europäer längst selbstverständlichen Lautschrift wesentlich Wortschrift und damit auch der alten Bilderschrift am nächsten geblieben; nur zur Wiedergabe von Fremdwörtern – erst aus dem Sanskrit, später aus dem Mongolischen und Mandschurischen – wurde sie auch als Lautschrift benützt. Für uns sind die Buchstaben nebensächliche Instrumente; wir können uns auf den Inhalt des Geschriebenen konzentrieren, so wie wir uns beim Essen den Speisen widmen und keine Gedanken an Messer und Gabel ver-

schwenden. Dem Chinesen aber wird durch das Zeichen das Bild des gemeinten Dings unmittelbar ins Gedächtnis gerufen. Ob er darüber nachdenkt oder nicht, sein Auge nimmt es in sich auf, es schwingt in seinem Denken mit und ruft weitere Assoziationen hervor. Das gilt sogar für abstrakte Begriffe: Das Zeichen für „denken" beispielsweise setzt sich aus Strichen zusammen, in denen auch das Zeichen für „Herz" steckt, was wiederum ein Licht auf die chinesische Mentalität wirft. Nicht nur beim Lesen eines Wortes, auch beim Hören, ja sogar beim stummen Denken sehen die gebildeten Chinesen die entsprechenden Schriftzeichen mit ihrem geistigen Auge.

Das kann auch in der Propaganda von Bedeutung sein. Als um 1920 der Kommunismus ins Chinesische eingeführt wurde, benützte man das chinesische kung = gemeinsam und bildete daraus Kung-tschan = gemeinsam produzieren = Kommunismus. Es gibt aber noch ein anderes kung, in anderem Ton gesprochen und mit einem ganz anderen Zeichen geschrieben, das den gebildeten Chinesen an die aus uralter Vorzeit stammende Vorstellung von einem Goldenen Zeitalter erinnert, davon bildete man Kung-sche = Kommune.[28] Die Volkskommunen haben in China 1958 Bedeutung erlangt. Hätte Mao auch erst 1958 das Wort Kommunismus ins Chinesische übertragen, so hätte er vielleicht dieses traditions- und gefühlsreiche kung = Goldenes Zeitalter dem farblosen kung = gemeinsam vorgezogen; vor vierzig Jahren dachte man noch nicht an solche Finessen.

Aber an Wortspielen hatten die Chinesen seit Urzeiten und bis heute ihre Freude. So pflegte zum Beispiel der Gründer der KP Chinas, Tschen Tu-hsiu, seinen bürgerlichen Zuhörern den Kommunismus schmackhaft zu machen, indem er sie mit folgender Formel beruhigte: bisher sei das Kapital se-yu (privat) gewesen, hinfort solle es kung-yu (öffentlich) sein. Man brauche also nur das Zeichen se durch das Zeichen kung zu ersetzen, und aus Kapitalismus werde (Hokuspokus, möchte man sagen) Kommunismus.[29]

An der Herausarbeitung der Schriftzeichen waren Jahrtausende hindurch unzählige Generationen beteiligt, bis aus Bildern, sagen wir, eines Baumes oder zweier Hände, Schriftzeichen oder Bestandteile von Schriftzeichen wurden (die heute freilich nur noch

wenig Ähnlichkeit mit ihren Urformen haben). Weder verlief dieser Prozeß einheitlich, noch ist er je abgeschlossen gewesen; auch in jüngster Zeit, unter den Kommunisten, wurden an den Schriftzeichen einschneidende Manipulationen zum Zwecke ihrer Vereinfachung vorgenommen. (Nicht zu verwechseln mit dem unabhängig davon laufenden Entschluß zur zusätzlichen Verwendung lateinischer Buchstaben.) So ergab sich zwangsläufig ein gewisses Maß an Unklarheiten bei der Verwendung alter Schriftzeichen für neu in den Gesichtskreis rückende Gegenstände und Begriffe, wie sie vor allem die moderne Entwicklung in großer Zahl mit sich bringt.

Ihre Sonderstellung unter den Wörtern haben bis heute die Zahlwörter behauptet. Während dem europäischen Bewußtsein die alte Zahlenmystik fast gänzlich entschwunden, allenfalls noch in rudimentären Resten aus Märchen oder Aberglauben bekannt, im sprachlichen Alltag jedenfalls nur noch die reine Reihungs- und Ordnungsfunktion der Zahlen übriggeblieben ist, hat sich in China die Numerologie üppig entwickelt (vgl. S. 281 f.).

Die Zusammenfügung der Wörter zum Ganzen eines Satzes regelt die dem europäischen Schüler so wohlbekannte Grammatik mit ihrem Formenreichtum. Lernte er Chinesisch, so könnte er insofern wenigstens aufatmen, denn das Chinesische besitzt keine Formenlehre (Morphologie). Dasselbe Wort kann Substantiv, Adjektiv, Verb und Adverb sein, und in keiner dieser Funktionen wird es flektiert; nur seine Stellung im Satz gibt darüber Aufschluß, unterstützt von einigen wenigen Partikeln. Die Stellungsregeln ihrerseits aber sind nicht absolut gültig, sondern können aus stilistischen, also subjektiven Gründen auch einmal durchbrochen werden. Die indoeuropäischen Sprachen dagegen, mit der Vielzahl ihrer Flexionsmittel und der Strenge ihrer syntaktischen Regeln, schließen solche Freiheiten nahezu aus und zwingen dazu, den Sachverhalt präziser, kompromißloser zu formulieren, als dies im Chinesischen möglich ist.

Schrift und Sprache als formende Kräfte

So werden durch Schrift und Sprache beim Chinesen, positiv wie negativ, andere geistige Kräfte besonders beansprucht als beim Europäer. Er braucht Tausende von Stunden (als Angehöriger

eines geistigen Berufes sein ganzes Leben) dazu, um nur des Lesens und Schreibens kundig zu werden – und zu bleiben! Dieser Lernprozeß, der sich mit nichts im Abendland vergleichen läßt, entwickelt einerseits sein Gedächtnis, die Aufnahmefähigkeit seines Auges auch für winzige Details, seinen ästhetischen Sinn in erstaunlichem Ausmaß, aber andererseits fördert er nicht die Fähigkeit des logischen, zergliedernden und verknüpfenden Denkens, das seit den Griechen und Römern die feste Tradition Europas geworden ist. Wie soll sie geübt werden, wenn die Rede, der Satz nur durch Anreihen unflektierter Wörter entsteht! Die Syntax der indoeuropäischen Sprachen dagegen, mit ihrer Über- und Unterordnung von Wörtern und Satzteilen, die in einem bestimmten, durch Endungen und Konjunktionen auszudrückenden Verhältnis stehen, bietet in jedem Satz ein Stück Denkschulung an.

Der Sinologe Wolfram Eberhard hat denselben Unterschied so formuliert: „Während die Denker der subordinierenden Sprachen [z. B. der russischen] zu einer ‚vertikalen' Logik (Ursache-Wirkung) kommen, führte das Chinesische zu ‚horizontaler', d. h. mit Parallelismen arbeitender Logik." [30] Ein französischer Orientalist fand in ähnlicher Weise das Prinzip der chinesischen Denkstruktur in der Addition:

> „Diese Addition ist nie etwas anderes als eine einfache Nebeneinanderstellung, die die Eigentümlichkeit der verschiedenen in der Addition zusammengefaßten Dinge bestehen läßt und unterstreicht. Nie ist sie eine aus abstrahierender Tätigkeit hervorgehende willkürliche Gleichstellung von Dingen, die systematisch das Unterscheidende vernachlässigt, um nur das Gemeinsame zu bewahren." [31]

C. G. Jung, der in Zusammenarbeit mit dem Sinologen Richard Wilhelm das chinesische Denken zu verstehen versuchte, nennt es „synchronistisch" und verteidigt das synchronistische Denken mit der Feststellung, daß „es psychologische Parallelerscheinungen gibt, die sich kausal schlechterdings nicht aufeinander beziehen lassen, sondern in einem anderen Geschehenszusammenhang stehen müssen".[32]

Lily Abegg, die als scharfe Beobachterin den größten Teil ihres Lebens in Ostasien verbracht hat, legt den Nachdruck auf die

Wirkung der chinesischen Schrift, die „das Denken im antigrammatikalischen, das heißt im antilogischen und auch antidiskursiven Sinne beeinflußt", während die abendländischen Schrift- und Sprachformen zu einem diskursiven, von einer Vorstellung zur anderen fortschreitenden und gedanklich zusammenhängenden Denken führten. Sie verweist auf das Eigenleben der Schriftzeichen und vergleicht den schreibenden Chinesen mit einem Dominospieler, der aus den ihm zur Verfügung stehenden Dominosteinen, hier Schriftzeichen, jeweils diejenigen aussucht, die ihm am besten passen. Häufig werde ein Schriftzeichen gewählt, nicht weil es den beabsichtigten Sinn am schärfsten wiedergibt, sondern weil es den Schreibenden durch seinen ästhetischen oder symbolischen Wert reizt. „In diesem Fall sind mehr gefühlsmäßige und künstlerische Gründe maßgebend, denn durch die Benutzung gerade dieses Zeichens wird eine besondere Stimmung hervorgerufen." Sie kommt zu dem Schluß:

> „Die Beziehungen zwischen der Schrift und dem Denken Chinas sind wechselseitig gewesen; die chinesische Psyche hat sie geschaffen, und aus einem Bedürfnis hat sie an ihr festgehalten. Einmal geschaffen, besaß sie im Gegensatz zu den Buchstabenschriften unabhängig von der Sprache ein Eigenleben für sich. Sie hat einem eisernen Gerüst oder einem Korsett vergleichbar dahin gewirkt, den Konservatismus der ihrem Wesen nach an und für sich schon konservativen chinesischen Kultur zu stärken und zu gewährleisten." [33]

In der Tat gehört die Einsicht in die Wechselwirkungen zwischen Sprache und Denken zu den Grunderkenntnissen der modernen Sprachwissenschaft. Einerseits haben Völker und Kulturen ihre eigenen, unverwechselbaren Formen sprachlichen Ausdrucks geschaffen. Diese aber entfalteten ihrerseits eine prägende Kraft auf den Menschen: er ist „auf Gnade und Ungnade der Sprache ausgeliefert, welche das Ausdrucksmittel seiner Gesellschaft ist".[34]

China denkt anders

Mir selbst ist die chinesische Abneigung gegen Logik und Systematik in lebhafter Erinnerung von den fünf Jahren, in denen ich in Schanghai eine Zeitschrift zu redigieren hatte. Die Manuskripte der chinesischen Mitarbeiter, sofern diese nicht durch die

westliche Schule gegangen waren, reihten einfach ohne logischen oder kausalen Zusammenhang Fakten bzw. Gedanken aneinander, ohne aus dieser Addition auch nur eine Summe zu ziehen; für eine in westlicher Sprache erscheinende Zeitschrift mußten die meisten völlig neu geschrieben werden. Ein Manuskript über den modernen Film etwa oder über neuerschienene Bücher glich einem Katalog; es wurde kein Versuch unternommen, die Filme, bzw. Bücher, nach Thematik, Bedeutung, politischer Einstellung der Verfasser oder was immer sonst übergeordnete Gesichtspunkte hätten sein können, zu ordnen und durch den roten Faden einer These oder auch nur einer Hypothese zusammenzufassen. Mao Tse-tung bezeichnete einmal die chinesische Eigenart als „mechanische Einordnung der Materialien nach Rubriken in der Manier einer altchinesischen Apotheke".[35]

Eine andere persönliche Erfahrung mag zeigen, wie man schon bei Kindern diese Verschiedenheit europäischen und chinesischen Denkens erleben kann. Das bekannte Spiel, bei dem einer sich etwas ausdenkt, das dann die anderen zu raten haben, nannten meine Moskauer Spielgefährten, mit denen ich vor dem Ersten Weltkrieg aufwuchs, „Abstrakt oder Konkret?", weil unweigerlich schon die erste Frage der Ratenden festzustellen suchte, ob das zu ratende Wort einen abstrakten Begriff oder einen konkreten Gegenstand meinte, erst dann wurde systematisch weitergeforscht, bis das Geheimnis enthüllt war. Spieler, welche ihre Fragen besonders logisch und methodisch zu stellen vermochten, wurden am meisten bewundert; die Unterscheidung zwischen konkret und abstrakt steckt dem Europäer ebenso im Blut wie die Neigung, überall, also auch im Spiel, logisch und systematisch zu sein.

Als ich Jahrzehnte später chinesischen Kindern dasselbe Ratespiel beibrachte, konnten wir nicht mehr mit der vertrauten Frage beginnen. Sie interessierte die jungen Chinesen gar nicht, war ihnen auch kaum verständlich – von denen abgesehen, welche in westlichen Schulen ausgebildet wurden. Die von den kleinen Chinesen gestellten Fragen waren ganz unsystematisch, sprangen ohne ersichtlichen Grund hier- und dorthin, wurden „wärmer", d. h., kamen der Lösung schon nahe, entfernten sich dann wieder und trafen plötzlich den Nagel auf den Kopf.

Nicht anders erlebt man den erwachsenen Chinesen im Gespräch, selbst in der sachlichen Diskussion. Er entwickelt seine Meinung nicht in logischem Aufbau, sondern trägt sie in immer neuen Anläufen bald von dieser, bald von jener Seite vor. Sein Denken ist ein „Umzingelungs- oder Umklammerungsdenken", um noch einmal Lily Abegg zu zitieren; sie vergleicht chinesische Gedanken mit Pfeilen, die zunächst in unbestimmter Richtung durcheinanderfliegen und sich erst dann einer bestimmten Mitte – dem Denkziel oder dem Denkresultat – zuwenden, wenn sie diese Mitte wittern.[36] Dies jedoch mit einer Fähigkeit der Konzentration, die der Europäer bei gleichem Verfahren, ohne den Ariadnefaden des logischen Zusammenhangs, nie zu erreichen vermöchte.

Bei meinen chinesischen Studenten auf Hawaii und in Schanghai habe ich häufig beobachtet, daß sie bei schriftlichen Arbeiten erst des längeren unbeweglich neben ihren bereits schreibenden und radierenden westlichen Kommilitonen saßen und dann den Aufsatz, wenn er in ihrem Kopf fertig war, in großer Geschwindigkeit und gleichsam ohne nachzudenken herunterschrieben. Diese Verhaltensweise reicht vom banalsten Alltag bis in die höchsten Sphären geistiger Arbeit: Ein chinesischer Koch braucht Stunden für Beratung, Einkauf und sonstige Vorbereitung, während das Kochen selbst nur Minuten in Anspruch nimmt. Und der chinesische Maler kennt weder Skizze und Studie noch Übermalung und sonstige Korrekturen am sich formenden Bild; er führt es in allen Einzelheiten gewissermaßen im Kopf aus, dann erst wirft er es mit raschen Pinselstrichen auf das völlig weiße Blatt; jeder Strich muß „sitzen", denn nachträglich darf nichts mehr geändert werden.

Solche Konzentrationsleistungen sind ihrerseits die Frucht planmäßigen und geduldigen Trainings. Ein angelsächsischer Psychologe vermerkt, daß die Methode des chinesischen Lernens, nämlich die ständige Wiederholung vorgegebener Merksätze, von der Annahme ausgeht, daß auf diese Weise die Lehren schließlich in das Wesen der Lernenden eingehen. Er nennt das „einen Prozeß allmählicher Integration äußerer Modelle und persönlicher Erfahrung durch Wiederholung".[37] Über die Bedeutung dieser Methode für die „Gehirnwäsche" wird in Teil II noch zu sprechen sein.

Abschließend darf noch die aufschlußreiche Tatsache erwähnt werden, daß sich eine Denkform der magischen Weltansicht – die dem Europäer ganz fremd geworden ist – in China bis in die jüngste Vergangenheit (natürlich nicht bei den Kommunisten) erhalten hat: das Denken in Entsprechungen, mit dem man auch naturgesetzliche Zusammenhänge erfassen wollte. Die chinesische Medizin zum Beispiel gründete sich auf Analogiereihen wie diese (so daß Wind, Saures und Zorn die Leber beschweren usw.):

Ost - Wind - Holz - sauer - Leber - Muskeln - Zorn
West - Trockenheit - Metall - scharf - Lungen - Haare - Sorge[38]

So war es auch nicht ungewöhnlich, wenn ein Kranker statt des Arztes einen Geschichtsschreiber konsultierte.[39] Dergleichen erscheint nur uns als ungereimte Spielerei; für den Chinesen ist es die Konsequenz der Verbundenheit aller Dinge im Kosmos, der Wechselbeziehung zwischen dem Größten und Kleinsten, dem Makro- und dem Mikrokosmos, zwischen Naturgeschehen und menschlichem Handeln. Der Chinese denkt komplementär (H. Wilhelm[40]), ganzheitlich (L. Abegg[41]), „universistisch" (de Groot[42]). „Ein einziges Prinzip genügt, um alles zu verstehen." (Konfuzius[43])

Das russische Temperament – ein scharfer Gegensatz

Blicken wir an dieser Stelle, wo die Betrachtung sich von den Denkformen zu den Denkinhalten wendet, noch einmal zurück, so fällt im emotionalen wie im rationalen Bereich der Unterschied, ja der Gegensatz der Chinesen und Russen unmittelbar ins Auge. Der Russe, solange er noch er selbst sein durfte, war mehr vom Gefühl als vom Verstand und vom Willen bestimmt, mehr zum Träumen als zum Handeln, mehr zum Leiden als zum Widerstand, mehr zu liebenswürdiger Faulheit als zu zielbewußter Arbeit bereit. Zum Bewußtsein erwacht, litten oft gerade die Besten unter der Unfähigkeit, von ihren tiefgründigen und leidenschaftlichen Diskussionen den Weg zur entschlossenen Tat zu finden, und empfanden sich als „überflüssige Menschen". Und Lenin schalt noch nach seinem Sieg: „Der russische Mensch ist weich, ... der russische Mensch ist ein Schlappschwanz, eine Memme ... Wir haben keine Diktatur, sondern einen Sauhaufen."[44]

Dieses affektive und impulsive, im Reden und Handeln nicht zur Rücksicht auf die Umwelt geneigte russische Temperament verkörpert unter den europäischen Völkern am stärksten den Gegenpol zu der nüchternen Lebensklugheit, zu der des Eingebundenseins in diese Umwelt stets bewußten Beherrschtheit des Chinesen, jedenfalls des gebildeten Chinesen. Leidenschaftlicher, inbrünstiger als der Westen hat Rußland die Botschaft vom Vorrang der Seele vor dem Leibe, des Innen vor dem Außen, des ewigen Heils vor dem weltlichen Nutzen aufgenommen und den Typus des introvertierten Menschen noch im Massenzeitalter durch große Dichter zu unvergleichlicher Radikalität ausgeprägt, damit aber auch für Heilslehren und Utopien sehr anderer Art und Herkunft einen breiten Fundus von schwärmerischem, zur Selbstaufgabe drängendem Idealismus, ja von gläubigem, dem Extremen ergebenem Fanatismus bereitgestellt.

Wie aber hätte der gleiche Typus im Reich der Mitte gedeihen sollen, bei dem Volk der längsten geschichtlichen Tradition und des stärksten in der Geschichte der Menschheit bekannten Beharrungsvermögens, das stets in der Vergangenheit und Gegenwart statt in der Zukunft gelebt, das den Geist der Skepsis und des Relativismus, die Weisheit des Sowohl-Als-Auch und das Ethos des Maßes entwickelt hat!

Daß der christliche Dualismus durch die unerbittliche Konfrontierung mit dem Absoluten eine neue Dynamik gesetzt, den europäischen Geist zu immer neuem Aufbruch bohrenden Suchens und tätiger Weltgestaltung angetrieben hat, ist oft gesagt worden; auch die Robustheit des „big business" hat uns Max Weber als verweltlichtes Puritanertum begreifen gelehrt. Das in Hellas zu einer ersten Vollendung gereifte Denken Europas nahm durch das Prinzip der Dialektik die entschiedene Wendung zur Idee des unablässigen und gesetzmäßigen Fortschrittes. Daß sie in der extremen Form des Marxismus als erstes Land Rußland erobern konnte, das doch weder die strenge Zucht des römischen Geistes erfahren noch den neuen Aufbruch der Renaissance und des Humanismus mitgemacht hatte und von der Aufklärung nur in der höchsten Bildungsschicht berührt worden war, erscheint mir nur als neuer Beweis für die Stärke des gemeineuropäischen Erbes. Es ist ein Irrtum, daß diese Ideologie (im Unterschied zu vielen

Praktiken ihrer Jünger) den Russen aufgezwungen werden mußte; ich fand während der frühen dreißiger Jahre kaum Zeichen grundsätzlicher Ablehnung ihrer Formeln, oft aber ein lebhaftes und lernbegieriges Interesse. Die Meinung, daß der dialektische Prozeß notwendig vom Kapitalismus über den Sozialismus zum Kommunismus führe, ist in der Sowjetunion heute nicht mehr auf die aktiven Kommunisten beschränkt.

In China fehlten, wie wir sahen, auch diese Voraussetzungen. Nicht nur die Dialektik, sondern das kausale Denken überhaupt, die Schlußverfahren der strengen Logik, das Wechselspiel von Analyse und Synthese, von Erkenntnis und praktischer Anwendung sind westlicher Import und müssen in planmäßiger Erziehung angeeignet werden, wenn der Vorsprung des Westens – und das heißt auch: der Sowjetunion – eingeholt werden soll. Wer indessen den Fleiß, die Zähigkeit und Geduld des Chinesen kennt, wird sich hüten, ein „unmöglich" auszusprechen; warum sollte in China nicht unter anderem Vorzeichen dasselbe gelingen, was knapp ein Jahrhundert vorher das japanische Volk in wenigen Jahrzehnten erreichte?

2. Kapitel

DAS ERBE

Die historisch gewachsene Kultur der Russen und der Chinesen hat sich aus einer Vielzahl von Faktoren gebildet. Hier werden vor allem zwei betrachtet, die sich als Schlüssel zum Verständnis der beiden so verschiedenartigen Völker erweisen: deren Einstellung zur Natur (damit auch zur Naturwissenschaft) und zu Gott.

1. DER BLICK AUF DIE WELT

Der Kommunismus ist in Theorie und Praxis, in seinen geschichtlichen Wurzeln wie vollends in seiner heutigen Machtentfaltung nur zu begreifen aus seiner engen und bewußten Verbindung mit der „industriellen Revolution". Der Maschine hat er in der Frühzeit der russischen Revolution geradezu Tempel gebaut, und aus dem roten China kommen ähnliche Zeugnisse des Glaubens an die Erlösung durch den technischen Fortschritt, man denke nur an den – fast könnte man es nennen – Kult, den Millionen zur Zeit des Großen Sprungs im Jahr 1958 mit den überall im Lande entstehenden und schließlich so enttäuschenden „Volkshochöfen" treiben mußten.

Die russische Wissenschaft holt stürmisch auf

Der revolutionäre Charakter der jüngsten Epoche in der Geschichte der Russen und Chinesen tritt nur noch deutlicher hervor, wenn wir das geistige Erbe ins Auge fassen, das sie in diese Entwicklung eingebracht haben. Beide hatten bis zur Begegnung mit dem Westen den Schwerpunkt ihres geistigen Lebens auf ganz anderen Gebieten als auf denen der Wissenschaft und der Technik.

Die Sowjets haben zwar schon früh begonnen, ihre Geschichte dahin zu korrigieren, daß alle bedeutsamen Entdeckungen und

Erfindungen zuerst in Rußland gemacht wurden. Die Intensivierung des Sowjetpatriotismus im Zweiten Weltkrieg hat diesem Bemühen neuen Auftrieb gegeben, und noch heute sind zahlreiche Gelehrte in der UdSSR am Werk, die „vaterländische Naturwissenschaft" möglichst weit zurückzuverfolgen und so ihre Eigenständigkeit zu beweisen. Aber der Erfolg war gering: Sogar die offiziöse Gesamtdarstellung der russischen Naturwissenschaft vor 1917[1], die seit 1957 von der Akademie der Wissenschaften in Moskau veröffentlicht wird, läßt auf den einhunderteinundachtzig, der Zeit vor Peter dem Großen gewidmeten Seiten noch keine eigenen Ansätze der modernen Naturwissenschaft und Technik erkennen; diese beschränkten sich auf Übersetzungen mittel- und westeuropäischer Schriften. Daran ändert auch nichts der Trick, die von den Zaren im neunzehnten Jahrhundert eroberten, islamisch-arabisch beeinflußten Gebiete Zentralasiens in die Sowjetgeschichte einzubeziehen und so die schon im Mittelalter hochentwickelte arabische Wissenschaft für sich zu reklamieren.

Bis in die erste Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts war der russische Beitrag noch bescheiden. Er setzt ein mit M. W. Lomonossow, der nach einem Studium in Deutschland, besonders in Marburg bei dem Philosophen und Mathematiker Christian Wolff in den Jahren 1736–1741, in rascher Folge mit der eruptiven Kraft des Genies eine Fülle naturwissenschaftlicher wie geisteswissenschaftlicher (übrigens auch dichterischer) Werke hervorgebracht hat.

Der Aufschwung der Mathematik, für die das russische Volk eine besondere Begabung mitbrachte, ist vor allem dem langjährigen Wirken des Schweizers Leonhard Euler zu danken, der – mit nur einer größeren Unterbrechung – von 1727 bis 1783 in St. Petersburg lebte. Euler, von dem der große Laplace sagte: „Wir lernten alles, was wir wissen, von ihm", machte die Mathematik zum Rückgrat der kurz vor seinem Eintreffen in Rußland eröffneten Akademie der Wissenschaften. Aus dieser Schule kamen seit der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts russische Mathematiker von internationalem Rang. Sie wurden staatlich besonders gefördert, so daß man die Mathematik geradezu die russische „Regierungswissenschaft" nennen konnte.[2]

Was weiter folgte, weiß heute die Welt. Die Russen haben zwar

aus historisch verständlichen Gründen die Schwelle von der alten zur modernen Wissenschaft später betreten als die Völker West- und Mitteleuropas; nachdem sie sie aber überschritten hatten, sind sie verhältnismäßig rasch zu ebenbürtigen Kollegen der westlichen Forscher aufgerückt und haben die aus dem Westen kommenden Anregungen nicht nur übernommen, sondern schöpferisch weiterentwickelt. „Dreißig Jahre saß Iljá Múromez [einer der beliebtesten Volkshelden Rußlands], ohne sich zu rühren, auf einem Fleck. Als er aber dreißig geworden war, da begann er, fest seine Beine zu setzen, und verspürte in sich eine gewaltige Kraft." [3]

In China ging die Naturbetrachtung andere Wege

Noch später ist China in die gleiche Entwicklung eingetreten. Es gibt freilich Leute, die meinen, es habe schon im Neokonfuzianismus, wenn nicht gar in den Lehren des Lao-tse die Ideen unserer Zeit über die Einheit von Materie und Energie gekannt und sei damit dem Westen um Jahrhunderte voraus gewesen.[4] Aber das ist nicht ernst zu nehmen; ebenso könnte man frühe Naturphilosophen oder Mystiker der europäischen Geschichte nachträglich als verkannte Atomphysiker hinstellen.

An technischer Intelligenz fehlt es dem Chinesen so wenig wie dem Russen. Sie hat ihn auf vielen Gebieten schon vor Jahrtausenden zu Höchstleistungen geführt, die im gleichzeitigen Europa undenkbar waren und von den Griechen gewiß unter die Weltwunder aufgenommen worden wären, hätten sie nur von ihnen erfahren. Manche ihrer Bewässerungsanlagen und Flußdämme, die vor zweitausend Jahren gebaut wurden, funktionieren heute wie eh und je. Einem Marco Polo, der aus einem damals besonders fortgeschrittenen Teil Europas kam, erschien das China des dreizehnten Jahrhunderts als eine hochentwickelte Wunderwelt. Es kannte den Buchdruck, kannte das Schießpulver, den Kompaß lange vor Europa, das diesen sicher, jene wahrscheinlich von ihm übernahm. Und das sind nur einzelne herausragende Beispiele; das Monumentalwerk des Briten Needham, das zum ersten Mal eine systematische Darstellung der chinesischen Naturwissenschaft und Technik unternimmt, wird sieben Bände umfassen.[5]

Aber zwischen Marco Polo und unseren Tagen ist nicht viel

Neues hinzugekommen. Bis tief ins neunzehnte Jahrhundert hinein blieb im wesentlichen alles beim alten, und so wäre es vermutlich auch heute noch, wenn nicht der Anstoß aus dem Westen erfolgt wäre. Jahrtausende lebten die Chinesen am Stillen Ozean, ohne zu erforschen, wie weit er sich dehnt, welche Ufer ihn jenseits begrenzen, während die Europäer ihn, kaum daß er erreicht war, auch schon überquerten, und mit dem Pulver füllten sie vorwiegend Feuerwerkskörper. Nicht daß die Chinesen zu friedfertig waren; sie waren gar nicht friedfertig, und ihre Geschichte tönt wider von Kriegsgeschrei. Aber ihr Verhalten zu den Kräften der Natur war eher spielerisch, und es fehlte ihnen an jener überwältigenden und systematischen Neugierde, die in Europa seit dem Ende des Mittelalters bestand – ob zum Nutzen der Menschheit, steht hier nicht zur Diskussion. Seit Jahrtausenden hatten die klugen Chinesen den Dampf kochenden Wassers gesehen, aber keiner von ihnen ist auf die Idee verfallen, diese Naturkraft nutzbringend zu verwenden, sonst wüßten wir es sicher, denn ihre Chroniken hielten alles fest, was auch nur entfernt bemerkenswert schien. Ihren Erfindungsgeist beflügelte das praktische Bedürfnis der Stunde; ihre Neugier endete da, wo dieses befriedigt war.

Wohl hat es auch in China im Verlauf der letzten zweieinhalb Jahrtausende Ansätze wissenschaftlichen Denkens gegeben: Die sogenannte dialektische Schule der chinesischen Philosophie im vierten vorchristlichen Jahrhundert schien eine Entwicklung in dieser Richtung anzubahnen; die als Neomohisten bekannten Anhänger des Mo-tse haben im folgenden Jahrhundert als Logiker neue Wege zu beschreiten versucht. In ihren Werken finden sich Sätze wie: „Die Bestimmung des Gewichts der Dinge nennt man Wägen. Dieses Wägen besteht nicht darin, herauszufinden, ob die Dinge richtig oder falsch sind. Es besteht darin, sie richtig zu wägen.“ [6]

Bei näherem Zusehen aber zeigt sich, daß auch diese Feststellung, die eine objektive, moralisch neutrale, in unserem Sinne naturwissenschaftliche Aussage zu enthalten scheint, im übertragenen Sinne zu verstehen war, das heißt, das Abwägen von Motiven und damit wieder das Verhalten des Menschen betraf. Die Leidenschaft des exakten Wägens, Messens, Zählens, Experimen-

tierens, ohne die die moderne Naturwissenschaft nicht existieren könnte, ist typisch abendländisch.

Am weitesten in der Richtung auf eine „angewandte" Wissenschaft ging Hsün-tse, der im dritten vorchristlichen Jahrhundert die revolutionär wirkenden Verse schrieb:

„Ihr rühmet die Natur und sinnt ihr nach.
Was zähmt und regelt ihr sie nicht?
Ihr spürt ihr nach, singt ihren Preis;
Was kontrolliert ihr ihren Gang nicht, euch zum Nutzen?" [7]

Und zweihundert Jahre später hat sich Wang Tschung in seinen Kritischen Aufsätzen in einer nicht unmodern anmutenden Weise gegen den herrschenden Aberglauben gewandt.[8] Doch ist es stets nur bei Ansätzen geblieben. Der konservative Geist der Chinesen hat sich prompt gegen diese Neuerer gewandt und ihnen die Möglichkeit der Entfaltung genommen.

Mit der Natur harmonieren, nicht sie beherrschen

Dabei geht es nicht nur um Aberglauben, so zählebig dieser auch scheinen mag. Noch vor zwanzig Jahren habe ich es in China erlebt (zudem in der am meisten verwestlichten Stadt des Landes), daß sich die mit großen Kosten für die Chinesen neu geschaffene Deutsche Medizinische Akademie (die bisherige war in den Kämpfen mit den Japanern zerstört worden) beinahe als grandiose Fehlinvestition erwies; die Studenten verließen sie nach wenigen Tagen fluchtartig, da es dort spuke. Jahrzehnte zuvor, als Schanghai noch eine kleine Siedlung war, hatten sich hier, damals noch außerhalb der Stadtmauern, zahlreiche Gräber befunden. Als die Stadt wuchs, war auf dem Gelände eine Spielhölle entstanden. Das hatte, so wurde nun erklärt, die Geister der einst dort Bestatteten so erzürnt, daß sie immer noch rumorten. Taoistische Priester haben sich tagelang geisterbeschwörend in dem Gebäude aufgehalten, ehe die Studenten zurückkehrten. Darüber hinaus ergab sich noch ein besonderes Problem für das Deutsche Generalkonsulat, über das das Unternehmen finanziert wurde: Es fand sich in seiner nach den Grundsätzen des Reichsrechnungshofes eingerichteten Buchhaltung keine Rubrik, in der die nicht unerheblichen Kosten der Geisterbeschwörung untergebracht werden konnten!

Welche Schwierigkeiten sich etwa beim Bau von Eisenbahnen, Straßen, Fabriken oder Lagerhäusern ergeben konnten, weil erst die zuständigen Geister und magischen Kräfte des gewählten Geländes berücksichtigt werden mußten, davon wissen die „Old China Hands", wie die lange in China lebenden Europäer genannt wurden, ein Lied zu singen.

Aber dies war nur, auf der Ebene der Volksreligion, Ausdruck einer viel weiteren und tieferen Weltanschauung: jener uralten Idee des Zusammenhangs aller Dinge im Ganzen des – den Menschen und sein Handeln mit einschließenden – Kosmos, dessen Harmonie auch dem gebildeten Konfuzianer tabu war. Wenn er ihn zu erforschen suchte, geschah es, um sich ihm einzufügen, in Übereinstimmung mit ihm zu handeln, nicht um ihn zu beherrschen oder gar ihn zu verändern. Wenn Meng-tse sagte: „Ich hasse das Festhalten an einer einzigen Sache, weil dadurch zwar die eine Sache hochgehalten wird, die hundert anderen aber vernachlässigt werden" [9], so ist auch dieser konservative Grundsatz nur zu verstehen aus der kosmisch begründeten Sittenlehre eines Konfuzius:

> „Die Kraft der Sitte ist es, durch die Himmel und Erde zusammenwirken, durch die die vier Jahreszeiten in Harmonie kommen, durch die Sonne und Mond scheinen, durch die die Sterne ihre Bahnen ziehen, durch die die Ströme fließen, durch die alle Dinge gedeihen, durch die Gut und Böse geschieden werden, durch die Freude und Zorn den rechten Ausdruck finden, durch die die Unteren gehorchen, durch die die Oberen erleuchtet sind, durch die alle Dinge trotz ihrer Veränderung nicht in Verwirrung kommen. Weicht man von ihr ab, so geht alles zugrunde." [10]

Konfuzius geht aus von dem umfassenden, Himmel und Erde, Götter- und Menschenwelt durchwaltenden Prinzip des Tao, das er – im Gegensatz zum vulgären Taoismus des Dämonen- und Zauberglaubens – zu einer im Kosmischen verankerten Sitten-, Gesellschafts- und Staatslehre weiterentwickelt hat. In immer neuen Variationen wiederholten die chinesischen Weisheitslehrer den Satz: Himmel und Erde und die zehntausend Dinge sind eins.

Von alters her strebt der Chinese nach Harmonie, und dieses Wort (ho) erscheint in Namen von Personen, Orten, Palästen, Tempeln, Straßen.[11] Häufig wird der klassische Satz zitiert: „Las-

set Gleichgewicht und Harmonie in Vollendung bestehen, so wird glückliche Ordnung im Himmel und auf Erden sein, alle Dinge werden genährt werden und blühen." [12]

Philosophie des praktischen Lebens, nicht Erkenntnis des Unerkennbaren

Es kann nicht Aufgabe dieses Buches sein, in den großartigen Bau der klassischen Philosophie Chinas einzuführen, der sich den Leistungen des Abendlandes würdig zur Seite stellt; es fehlt heute nicht an handlichen und allgemein verständlichen Darstellungen, in denen der interessierte Leser zuverlässige und auf das Wesentliche konzentrierte Unterrichtung finden kann.[13] Hier kommt es auf die prägende Wirkung an, die sie auf das Denken und Handeln, auf die geistige, gesellschaftliche und politische Entwicklung des chinesischen Volkes, mindestens in seiner Oberschicht, ausgeübt hat. Sie mußte, zumal bei dem durchaus beherrschenden Einfluß des Konfuzius und seiner Schüler (und späteren Fortsetzer) eine eindeutig, ja einseitig bewahrende, eine nicht nur antirevolutionäre, sondern schon antireformerische sein. Wenn der Mensch fürchten muß, durch falsches Handeln nicht nur die Ordnung seiner menschlichen Umwelt, sondern auch das Gleichgewicht der Natur zu stören, wird er noch weit bedachtsamer, vorsichtiger, wenn nicht ängstlicher handeln, als wenn ihm nur das Strafgesetz oder die Mißbilligung der Nachbarn im Wege ist – auch wenn er sich nicht mit Lao-tse zum Ideal des Nichthandelns (Wu wei) bekennt. Der statische Charakter der chinesischen Kultur und Geschichte, der China als den polaren Gegensatz zur Dynamik des Westens erscheinen läßt, hat hier seinen eigentlichen Grund.

Hinzu kommt ein Zweites: Diese Philosophie, und wieder mit Vorrang die konfuzianische, ist ausgesprochen den Fragen des täglichen Lebens zugewandt, also pragmatisch. Für die Metaphysik wie für die Erkenntnistheorie hat sie wenig Interesse, und selbst die Logik ist nur schwach entwickelt.[14] In der Substanz ist also diese Philosophie fast gleichbedeutend mit Ethik. Fung Yu-lan, der letzte große Historiker der chinesischen Philosophie, verzichtet im Index seines grundlegenden Werkes bezeichnenderweise auf das Stichwort Ethik, da die chinesische Philosophie ohnedies überwiegend die Ethik betreffe.[15]

Das Denken hat nach dieser Auffassung grundsätzlich dem Handeln, und zwar dem Handeln in der Gemeinschaft, zu dienen; gerade Konfuzius sah hier nach generationenlangen politischen Wirren seinen geschichtlichen Auftrag. Mehr als zwei Jahrtausende vor Karl Marx (und ein gutes Jahrhundert vor Platon) hat er gefordert, die Philosophen müßten die Welt verändern; Denken, Wissen als Selbstzweck wird abgelehnt. „Wenn ein Mann die dreihundert Oden auswendig kennt, aber trotz dem Ausmaß seiner Gelehrtheit nicht weiß, wie er sich verhalten soll, wenn ihm ein staatlicher Auftrag anvertraut würde, ... welchen praktischen Wert hat sie dann?“ [16]

Das Denken begrenzt sich selbst am praktisch Erreichbaren. „Das Unerkennbare zu erkennen, das Unerreichbare zu erreichen, ... das sind Dinge, die ich nie versuchen würde.“ Auch dieser Satz wird von Konfuzius berichtet.[17] Wem fallen hier nicht die Worte aus dem Faust ein: „Ein Kerl, der spekuliert, / ist wie ein Tier auf dürrer Heide / Von einem bösen Geist im Kreis herumgeführt, / Und ringsumher liegt schöne grüne Weide!“ Aber gerade der unstillbare Drang nach dem unerreichbar Scheinenden, das Erkennenwollen um seiner selbst willen, die „reine“, zweckfreie Forschung – sie sind es, denen Wissenschaft und Technik ihre stolzesten Triumphe verdanken.

Das Rechte ist auch das Nützliche

Es hieße nun freilich den Meister gründlich mißverstehen, wollte man seine Sittenlehre utilitaristisch nennen. Nicht was dem Einzelnen, sondern was der Gemeinschaft nützt, ist das Rechte. Die konfuzianische Ethik ist Sozialethik. Dem „Buch der Sitte“ (Li Tschi) könnte als Motto der in ihm enthaltene Satz voranstehen: „Die Sitte dämmt die Entstehung der Unordnung ein, wie der Damm das Kommen des Wassers eindämmt.“ [18] Man muß also das Rechte tun, ob es einem selbst nützt oder schadet. Vielleicht könnte man sagen: Wie die Griechen die Begriffe „schön“ und „gut“ zur höheren Einheit der „Kalokagathia“ verschmolzen, so waren für Konfuzius das Rechte und das (im höheren Sinne) Nützliche bis zu einem gewissen Grade identisch.

Eine solche Einstellung allerdings erwartete er nicht von jedem. Sein lapidarer Satz: „Der Edle weiß, was recht, der Gemeine

weiß, was nützlich ist",[19] könnte dem Reimspruch Storms als Vorlage gedient haben: „Der eine fragt, was kommt danach? / Der andere fragt nur, ist es recht? / Und also unterscheidet sich / der Freie von dem Knecht."

Im Grunde aber war Konfuzius durchdrungen von der Überzeugung, daß die Menschen durch Unterweisung zu besseren Menschen, sicher zu besseren Mitmenschen, und damit wohl auch zu glücklicheren Menschen, gemacht werden könnten; insofern hat man ihn manchmal nicht zu Unrecht mit „unserem" zehn Jahre nach seinem Tode geborenen Sokrates verglichen. Als Grundregel lehrte Konfuzius ein halbes Jahrtausend vor Christus: „Tu anderen nichts, wovon du nicht willst, daß sie es dir antun"[20], und es ist bezeichnend für seine nüchterne Einschätzung des Menschen, daß er seine Aufforderung – im Unterschied zu Christus – negativ formulierte.

Und doch zieht sich durch die chinesische Philosophie eine optimistische Grundstimmung. Wenn man von dem Skeptiker Hsüntse und der sogenannten legalistischen Ideologie des dritten vorchristlichen Jahrhunderts absieht, gilt der Mensch als von Natur gut oder jedenfalls zum Guten erziehbar. Vor allem der große Konfuzianer Meng-tse hat viel zum Sieg dieser Auffassung beigetragen. Wenn einer sieht, wie ein Kind im Begriff ist, in einen Brunnen zu fallen, sagte er, so wird er Entsetzen und Mitgefühl empfinden; dies wird ganz von selbst geschehen, und nicht, weil er sich mit den Eltern des Kindes gut stellen oder von den Nachbarn gelobt werden will.[21]

Diese natürliche Veranlagung zum Guten muß, so lehrte Meng-tse, und so glauben viele Chinesen, durch eine Erziehung zum Guten ergänzt werden, die im Sinne eines aufgeklärten Egoismus wirken und den Menschen verständlich machen soll, daß das Rechte zu tun dem Menschen gemäß ist und daß es daher zu seinem Glück beiträgt. „Wenn Du willst, daß ein Kind den Dialekt des Staates Tsi lernt, schicke es nach Tsi. Wenn Du Deine Tugend entwickeln willst, halte Dich unter tugendhaften Männern auf."[22]

Auch die Begierden sind für Meng-tse nichts an sich Schlechtes, wenn man sie richtig versteht und lenkt. Der 1962 auf Taiwan verstorbene Denker Hu Schi bezeichnet „die individuelle Vollkom-

menheit, die durch geistige Schulung erlangt werden kann", als das wahre Ziel der Menschen.[23] Diese Schulung besteht, anders als bei Sokrates, in der Aneignung und Beherrschung bestimmter Formeln, Regeln und Sitten, durch langes Lernen (oder lange Versenkung), aber der Glaube an die Erlernbarkeit der Tugend ist beiden gemeinsam und unterscheidet sie radikal vom Menschenbild der christlichen Theologie.

Trotz ihrer philosophischen Begründung fehlt der chinesischen Sittenlehre die absolute Verbindlichkeit. Konfuzius selbst hat die von ihm gelehrten Maximen als relativ bezeichnet: „Ich kenne weder ein starres ‚Du darfst' noch ein ‚Du darfst nicht'."[24] Das Gewicht seiner Autorität und einer zweieinhalbtausendjährigen Tradition hat seinen Lehren zwar einen Schein des Absoluten gegeben; nach ihrem Ursprung aber sind sie an den praktischen Erfordernissen menschlichen Zusammenlebens orientiert und auf Einsicht und guten Willen statt auf göttliche Offenbarung gegründet. Statt die Götter als die eigentlichen Stifter und Hüter des Sittengesetzes anzurufen, hat der Konfuzianismus diese selbst in unpersönliche kosmische Kräfte oder ethische Prinzipien aufgelöst.

Dem abendländischen, und das hieß auf lange, dem christlichen Betrachter, mußte sich in der Begegnung mit dieser Welt, bei allem Respekt vor ihrer geistigen Intensität, die Frage stellen, ob hier überhaupt noch von dem gesprochen werden könne, was ihm als die stärkste Macht seines Daseins seit langem vertraut war: von Religion.

2. UND JENSEITS DIESER WELT?

Der Streit, ob die Chinesen eine Religion haben oder nicht, ist so alt wie das Erscheinen der ersten Europäer in China. Eine einheitliche Antwort ist angesichts der scharfen Scheidung zwischen Masse und gebildeter Oberschicht nicht möglich. Betrachten wir daher zunächst gesondert die Oberschicht. Nimmt man diese als Ganzes und berücksichtigt man nur die Grundströmungen, von denen sie getragen wurde, so ergibt sich für die letzten zweieinhalb Jahrtausende folgendes Bild:

Konfuzius läßt die Frage nach den Göttern offen

Der ursprünglich durchaus vorhandene Begriff eines höchsten Gottes (Schang-ti) verflüchtigt sich zunehmend zu einer anonymen Kraft, des Tao zum Beispiel; aus dem Gegenüber verschiedener Gottheiten wird das Wechselspiel weltbestimmender Prinzipien wie dem des männlichen und weiblichen (Yin und Yang). Konfuzius spricht zwar noch häufig vom „Himmel" (Tien); aber während dieses Wort früher nur ein anderer Name der Gottheit selbst war, ist es für ihn lediglich eine Art von unpersönlicher Kraft im Weltall.

Gab es sie überhaupt, die Götter? Konfuzius erklärte, nichts über sie zu wissen, und bekräftigte diesen Agnostizismus mit dem Satz: „Zu sagen, daß man eine Sache nicht kennt, wenn man sie tatsächlich nicht kennt, das ist Kenntnis." [25] Er empfahl eine vorsichtige Distanz: „Verehre die Geister, aber gehe ihnen aus dem Wege, das ist Weisheit." [26] Man solle, war sein praktisch-skeptischer Rat, handeln, als ob es sie gäbe, und das Buch der Sitte verlangt, man solle die traditionellen Opfer auch weiter darbringen[27], so wie man Mitmenschen gegenüber höflich sei, nicht weil man „etwas davon hat", sondern weil es sich so gezieme.

Darüber höhnte der aufgeklärte Humanist Mo-tse: „Zu glauben, es gäbe keine Geister, und doch Opfer darzubringen, ist, als lerne man die Zeremonien der Gastfreundschaft, wo es keinen Gast gibt, oder als mache man Fischnetze, wo es keine Fische gibt." [28] Für Konfuzius hatten eben die im alten China einen so breiten Raum im Leben einnehmenden Opfer, die Riten und Zeremonien, eine vorwiegend ethische Bedeutung; indem sie den Menschen mit den Gesetzen des Universums in Einklang brachten, sollten sie ihn disziplinieren und zu moralischem Handeln erziehen. Aus dieser volkspädagogischen Absicht erklärt sich die beherrschende Bedeutung, welche seit Konfuzius, besonders im „Buch der Sitte", dem Zeremonienwesen eingeräumt wird.[29]

Auch dem Ahnenkult gab Konfuzius einen vorwiegend ethischen Sinn; er bildet die Grundlage der moralischen Erziehung, indem er die kindliche Ehrfurcht fördert und in feste Formen bringt und den Sippenzusammenhalt ins Ethische erhebt. Wenn das Volk auf die Totenbräuche achte und seiner Ahnen im Opferdienst gedenke, werde sich die Volksmoral der Trefflichkeit zu-

wenden, lehrte er.[30] Und Hu Schi erklärt aus der heutigen Sicht:

> Konfuzius „suchte eine neue moralische Bindung, ohne den Rückgriff auf Götter, zu schaffen. Die ständige Rücksicht auf die Pflicht, nie das geheiligte Erbe der Eltern zu entehren, galt ihm als ausreichende moralische Bindung für das menschliche Verhalten ... Die Eltern nehmen auf diese Weise den Platz Gottes oder der Götter ein." [31]

In Chinas geistiger Schicht – kein leidenschaftliches Suchen nach Gott

So werden Gott und Götter, ohnedies zu bloßen Schemen verblaßt, auch in ihrer sozialen Funktion fast entbehrlich. Dem chinesischen Intellektuellen haben sie nie etwas bedeutet; er hat für die existentielle Macht des Religiösen gar kein Organ. Das leidenschaftliche Suchen nach einem Zugang zu Gott und Jenseits, nach Erlösung und Heiligung, das in Rußland – wie im ganzen Abendland – die besten Geister unablässig beschäftigte, ist ihm – immer von Ausnahmen abgesehen – unbekannt. Die von Christen als absolut erfahrene Spannung zwischen Gott und Welt, die von der Wolga bis zum Atlantik *das* Thema nicht nur der religiösen, sondern der ganzen Geistesgeschichte gewesen ist, war in China seit Konfuzius kaum noch zu spüren. Nichts zeigt das deutlicher als das Wort Tsiao, das sowohl „Lehre" (besonders religiöse Lehre) wie „Erziehung" bedeutet und so Religion, Erziehung, Kultur als ein Ganzes umfaßt. Ein genauer Kenner der Geistesgeschichte seines Volkes, Tschan Wing-tsit, in den dreißiger Jahren mein Kollege an einer amerikanischen Universität, urteilt:

> „In der indischen, persischen und westlichen Literatur gab es großartige Formulierungen der religiösen Beziehung zu Gott. In der chinesischen Literatur hingegen fehlen diese bis auf wenige und vereinzelte Ausnahmen ... Es hat in der chinesischen Geschichte überhaupt nur relativ wenige religiöse Führer gegeben. Nicht eine einzige Persönlichkeit aus der fünfundzwanzig Jahrhunderte alten Geschichte des Konfuzianismus kann als religiöser Stifter angesprochen werden. Sicherlich gibt es große buddhistische und taoistische Priester. Aber die meisten von ihnen lebten vor dem zwölften Jahrhundert, und seit dieser Zeit ist die Zahl der bedeutenden Männer auf religiösem Gebiet immer mehr zurückgegangen. In der neueren chinesischen Geschichte sucht man vergebens einen Ramakrishna oder auch nur einen Kagawa." [32]

Im Vergleich mit der europäischen Entwicklung könnte man sagen: Aufklärung und Rationalismus siegten in China bereits in der Mitte des ersten vorchristlichen Jahrtausends, mit dem Erfolg, daß die gebildete Oberschicht Chinas nie wieder einer Offenbarungsreligion zu folgen vermochte. Sofern der chinesische Intellektuelle an Götter glaubt, tut er es nur in einem höchst vagen, sozusagen verdünnten metaphorischen Sinne. Er spricht vom Himmel, vom Absoluten, vom Weltgesetz und natürlich von dem mit einem Wort nicht übersetzbaren, auch das Menschenleben umgreifenden Ordnungsprinzip des Tao (etwa: Der Sinn, der – rechte – Weg). „Unsterblichkeit" kennt er nur im überpersönlichen Sinne; er lebt fort in seinen Kindern und Enkeln, als Glied in der Kette der Generationen, oder, noch unbestimmter, als Teil des als Einheit gedachten und darum unvergänglichen Kosmos. Sogar in seiner Sprache findet die Seele keinen Raum, und die Idee ihrer Unzerstörbarkeit hat er „grundsätzlich aufgegeben. Diese Frage wurde ein für allemal im sechsten Jahrhundert entschieden." [33] (Gemeint ist die Schrift des Gelehrten Fan Tschen über die Zerstörbarkeit der Seele, in der sich die geistreiche, aber eben auch nur geistreiche Argumentation findet, daß es Seele ohne Körper ebensowenig geben könne wie Schärfe ohne Messer.[34])

Welt ohne Satan

Die Leidenschaft der Ekstase, die mystische Sehnsucht nach Vereinigung mit dem Göttlichen ist dem Chinesen fremd, und da er kein Jenseits kennt, verspürt er auch nicht das Bedürfnis, sich im Diesseits darauf vorzubereiten. Auch wenn er sich, wie dies häufig geschah, in die Abgeschiedenheit zurückzog, war die Absicht, sein Leben (nicht im grob materialistischen Sinn, sondern in dem des veredelten Hedonismus eines Epikur) genußreich zu verbringen – oder auch nur, um einem bestimmten Herrscher, einer bestimmten Dynastie den Rücken zu kehren.[35]

Der Askese bedarf er schon deshalb nicht, weil er den Begriff der Sünde, vollends der Erbsünde, nicht kennt. Der witzige Lin Yutang bemerkt kopfschüttelnd und ironisch: „Man kann aus einem Menschen keinen Christen machen, ohne ihn vorher glauben gemacht zu haben, daß er ein Sünder ist." [36] Was dem Christen ein Vergehen gegen Gottes Gebot ist, das ist für den Chine-

sen eine Verletzung der guten Sitten (damit freilich auch eine Störung der sozialen Ordnung und des Gleichgewichts aller Dinge). Für die Konfuzianer ist im Grunde das Böse eine soziale Erscheinung. „Alle Sittenlosigkeit entsteht aus Mangel", heißt es in einem apokryphen konfuzianischen Dialog aus der Han-Zeit.[37] Immerhin gab es auch die Vorstellung, daß die gute Tat belohnt wird, wenn nicht im eigenen Leben, so jedenfalls in den Nachkommen. Aber es gab weder einen Himmel für die Frommen noch eine Hölle als Strafort der Bösen. Das satanische Element ist in der chinesischen Religiosität nicht zu finden, damit also auch nicht der Appell an den Menschen, sich im Kampf mit ihm zu bewähren. Die Hölle hat erst der Buddhismus eingeführt, und nicht nur eine, sondern gleich achtzehn.[38] Aber an der optimistischen Grundhaltung des Chinesen hat das wenig geändert.

Für das Volk – Magier und Schamanen

Auch in der Volksreligion, soweit wir sie zu erkennen vermögen, ist dieser ethische Grundzug bedeutsam. So fällt auf, daß bei den am weitesten verbreiteten Sekten praktische Tugendgebote überwiegen: kindliche Pietät, Respekt vor dem Alter, Dankbarkeit, Dienstbereitschaft und Treue; Geduld, Neidlosigkeit, Duldsamkeit; Maßhalten bei Alkoholgenuß und Spiel; tätige Mitarbeit bei Gemeinschaftswerken: Pflanzen von Bäumen, Bau von Straßen, Unterrichtung der Ungebildeten.[39] Um aber ihre innere Stärke, ihre Widerstandskraft gegenüber Atheismus und Materialismus abschätzen zu können, wissen wir über die chinesische Volksreligion noch zu wenig. Ihr Studium sei in geradezu erschreckender Weise vernachlässigt worden, klagt ein chinesischer Philosoph und Religionswissenschaftler; seit der Jahrhundertwende sei über die chinesische Volksreligion kein einziges Buch mehr erschienen.[40]

Die älteren Darstellungen[41] bieten das Bild einer geradezu ungeheuerlichen Vielfalt von krausestem Geister- und Aberglauben, magischen Bräuchen, wie sie vor allem den Bedürfnissen der landwirtschaftlichen Arbeit und des Lebens in der Großfamilie entsprechen (wie Erntezauber oder Krankheitszauber), vermischt mit taoistischen, buddhistischen und konfuzianischen Gedanken, jeweils in deren vulgärer Form. Alles Fremde wurde dabei sini-

siert. Der Familiensinn des Chinesen zeigte sich, wenn der indische Karma-Gedanke (der Mensch empfängt in der nächsten Wiedergeburt für seine Taten Lohn oder Strafe) auf die Familie ausgedehnt (die guten und bösen Taten des Einzelnen wirken sich bei seinen Nachkommen aus) und also eine Art von Karma-Sippenhaftung eingeführt wurde, und sein historischer Sinn, wenn Yama, der buddhistische Höllenfürst, mit einem kaiserlichen Beamten in *eine* Gestalt zusammenwuchs.[42]

Diese Volksreligion kennt keine klaren Abgrenzungen, keine feste Organisation, abgesehen von der taoistischen Kirche der ersten Jahrhunderte nach Christi Geburt, die mit Beginn der Tang-Zeit (um 600) wieder verfiel. Die Kulthandlungen der Kaiser hatten vorwiegend zeremonielle Bedeutung und mit der Volksreligion nur noch wenig gemein. Der chinesische Bauer bekannte sich nicht als Buddhist oder Taoist, sondern er verehrte die Götter, Geister und Tempel aller nur denkbaren Art und Herkunft und suchte gegen Naturkräfte und Dämonen Hilfe, wo er sie gerade fand; er konnte innerhalb einer Woche aus verschiedenen Anlässen taoistische Priester, dann buddhistische Mönche bemühen; dazu natürlich die eigenen Ahnen verehren. Die im Volke wirkenden Magier und Schamanen bedienten sich – schon um vor der staatstragenden Gebildetenschicht einige Legitimität zu gewinnen – auch der Begriffe der klassischen Philosophie, aber diese wurden rücksichtslos vulgarisiert. Zwischen dem Zauberglauben des „Taoismus" und dem Tao-te-tsching, dessen Verfasser der legendenumwobene Lao-tse gewesen sein soll, besteht ein noch geringerer Zusammenhang als zwischen dem Vulgärbuddhismus und den ursprünglichen Lehren des Buddha; man sollte daher den nun einmal auf die Volksreligion festgelegten Begriff des Taoismus vermeiden, wenn von der Philosophie des Lao-tse die Rede ist.

Besonders weitreichende Möglichkeiten bot jener schon vorkonfuzianische Glaube an den Zusammenhang zwischen allen Dingen, also auch zwischen dem Menschen und der außermenschlichen Natur. Diese Entsprechung wurde von den Schamanen ins Absurde getrieben und zu einem ausgeklügelten, aber jeder realen Grundlage entbehrenden System von Beziehungen ausgebaut, etwa zwischen den „fünf Planeten" und den „fünf

Organen des Menschen". Unzählbar war die Fülle der magischen Kräfte, die bedacht werden mußten, der aus den Schriftzeichen und Analogiereihen (vgl. S. 45) abgeleiteten Vorstellungen: Wer an einer Krankheit leidet, in deren Schriftbild das Zeichen Ratte enthalten ist, muß eine Katze verzehren, weil ja Katzen Ratten fressen; keinesfalls darf man ein Messer an einem Brunnen wetzen, weil die Zeichen für Messer und Brunnen zusammen das Zeichen für Enthauptung ergeben.[43]

Ganze Heerscharen von Priestern ernährte die Geomantik (Geheimwissenschaft von der Erde), die in keinem älteren Reisebuch über China fehlt und in der Tat eine nirgends sonst in der Welt bekannte Bedeutung besaß. Die Geomanten wußten Bescheid über die Geisterwelt der Berge, Flüsse, Bäume, Gräber, ja fast jedes Quadratmeters Erde, und gaben bei allen Bauten, ob groß oder klein, ihr (entsprechend honoriertes) Gutachten ab. Ihre Kollegen, die Chronomanten, wurden bei allen halbwegs wichtigen Unternehmungen zur Berechnung des richtigen Zeitpunktes engagiert.

Man könnte angesichts der ausgeprägten Diesseitigkeit dieser Vorstellungen und Kultbräuche geradezu von einem handfesten Materialismus sprechen. Die Masse des Volkes verehrte vor allem diejenigen Geister oder Götter, die sich bei der Gewährung von Wohltaten, wie Kindersegen, Reichtum, Gesundheit, bewährt hatten; speziell der Kunst der Lebensverlängerung dienten verschiedene hochdifferenzierte Systeme von Zauberriten. Die Gebete glichen oft geschäftlichen Transaktionen: Wenn du, Gott, mir das und das gibst, tu ich das und das für dich. Die entsprechenden Götter waren ja gleichsam von Amts wegen für Regen oder Gesundheit verantwortlich und wurden schlecht behandelt, wenn sie die in sie gesetzten Erwartungen enttäuschten. Nicht ohne Grund hat man die chinesischen Götter mit großen Beamten verglichen.[44] Und ihre Priester und Mönche praktizierten – bei aller Verschiedenheit ihres geistigen Ursprungs – eine höchst weltliche, auf das Wohlbefinden in diesem Leben zielende Magie. Sie waren nicht viel mehr als kultische Funktionäre und haben nichts von der Weihe des Mittlers zum Göttlichen. Echte religiöse Sehnsucht konnte hier keine Befriedigung finden, sie wandte sich – in den letzten Jahrzehnten mehr denn je – weg von Priestern

und Klöstern zu Laien und religiösen (zum Teil geheimen) Gesellschaften.

Die herrschende Schicht wurde von solchen Ereignissen auch deshalb überrascht, weil sie die Bedürfnisse der Masse nach religiöser Geborgenheit und Schutz vor den Naturgewalten unbefriedigt gelassen und sich auf eine vornehme Distanz zurückgezogen hatte. Den vorkonfuzianischen Glauben betrachtete sie als unordentlich, ja bis zu einem gewissen Grade als anstößig. Eine Ausrottung der Zauberei versuchten die konfuzianischen Gebildeten nicht. Sie fanden sie zwar verächtlich, aber in einzelnen Punkten auch akzeptabel, freilich nur, solange deren Vertreter nicht in Staatsgeschäfte und Verwaltung (oder gar in höhere Staatsstellungen!) eindrangen. Die hier entstandene Kluft sollte sich nicht mehr schließen. Man darf mit Sicherheit annehmen, daß sie zum Sturz der alten Oberschicht wesentlich beigetragen und schließlich den Kommunisten den Einbruch in die Massen erleichtert hat.

Nicht zu unterschätzen in seiner psychologischen Auswirkung ist auch das Fehlen einer kirchlichen Ordnung – wie sie das christliche Europa entscheidend geprägt hat –, mit Gottesdienst und Sakrament als gemeinsamem Erlebnis, mit das Jahr gliedernden kirchlichen Festen, mit einem ausgeformten Glaubensbekenntnis und einem göttlichen Stifter, von dem her eine kirchliche Hierarchie erst verbindliche Autorität gewinnt. Vor allem aber fehlt dem chinesischen Intellektuellen, was dem allem zugrunde liegt: der Glaube an die ausschließliche Wahrheit einer bestimmten, der eigenen, Religion. Die Chinesen sind geradezu das klassische Volk der Glaubensvermischung, des Synkretismus. Bezeichnend und auch für die Gegenwart bedeutungsvoll ist das Schicksal des Buddhismus in China.

Buddhismus – durch China verwandelt und China wandelnd

Der Buddhismus fand in China den stärksten Widerhall zu einer Zeit, da der Konfuzianismus eine Phase der geistigen Ermüdung durchmachte und der Niedergang des Han-Reiches, das um die Zeitenwende bestand, weithin ein Gefühl der Unsicherheit hervorgerufen hatte. Er setzte sich in China schon in einer Form durch, die mit den Lehren des Buddha nicht mehr viel gemein

hatte, sondern zur Volksreligion geworden war. Den chinesischen Massen war er auch wegen seiner Wiedergeburtslehre willkommen, die dem leidenden Gerechten als Entschädigung eine glückliche Zukunft, seinen Herren und Peinigern aber Strafen verhieß. Lange Zeit war der Buddhismus die stärkste geistige Kraft in China. Im sechsten Jahrhundert erlebte er seinen Höhepunkt, in der Mitte des neunten aber kam es zu Verfolgungen unter Kaiser Wu-tsung, von denen er sich nie mehr ganz erholte, wohl auch weil gleichzeitig in Indien die geistigen Quellen des Buddhismus versiegten.

Die alte Oberschicht hatte begonnen, sich wieder zu formieren; in intensiver Auseinandersetzung mit dem Buddhismus (und der Volksreligion des Taoismus) erstarkte die traditionelle Philosophie: der Konfuzianismus erlebte seine Wiedergeburt. Obgleich diese vor rund tausend Jahren einsetzte, nennen wir sie immer noch Neokonfuzianismus; dieser hat in der Gestalt, in der er im zwölften Jahrhundert seine endgültige Form fand, Jahrhunderte überdauert (übrigens auch bis 1905 die Themen für die Beamtenexamen geliefert); im neunzehnten Jahrhundert hat er in einer durch den Zusammenprall mit dem Westen bestimmten geistigen Bewegung, einem zweiten Neokonfuzianismus sozusagen, eine nochmalige Erneuerung erfahren.

Indessen war der Neokonfuzianismus so wenig eine bloße Neubelebung des alten wie die europäische Renaissance eine einfache Wiederholung der Antike. Vielmehr sind in ihm Buddhismus und Taoismus verarbeitet. Bei Eintritt in den chinesischen Lebensbereich hatte sich der Buddhismus schon durch die bloße Übersetzung seiner Begriffe verändert. Für „Vollkommenheit" benützten die chinesischen Übersetzer das Schriftzeichen für „rund"; „Wesen" übersetzten sie mit „Augapfel", „wahre Natur" mit „ursprüngliches Gesicht", das Sanskrit-Wort Śila (Charakter, Wesen, gute Führung) mit „kindlicher Unterwerfung und Gehorsam" und für „Nirwana" setzten sie ihr altes „Nichthandeln".[45]

Für das, was aus dem Buddhismus alles in chinesischen Händen werden kann, als Beispiel ein heiteres Erlebnis aus den Tagen des Zweiten Weltkrieges: In Schanghai, wo wir damals wohnten, herrschte schon ein empfindlicher Mangel an Nahrungsmitteln.

Der Seeweg war durch die Vernichtung der japanischen Handelsmarine fast völlig ausgeschaltet, und aus dem von Guerillas aller Art unsicher gemachten Inneren gelangte nur wenige Ware in die Stadt, in der, die japanische Garnison eingerechnet, an die sechs Millionen Menschen lebten. Die Geduld und Disziplin, mit der die Bevölkerung alle Entbehrungen ertrug, war ebenso erstaunlich wie die Phantasie, mit der immer wieder ein Weg gefunden wurde, sie erträglich zu machen. Eines Tages erzählten mir meine chinesischen Freunde lachend die Geschichte von einem neuen „Tschan":

Das japanische Militär hatte in einem Lagerhaus am Hafen eine Reserve von Zucker angelegt, die es streng bewachte. Was die Japaner nicht wußten, war, daß plötzlich an vielen Stellen des Hafenviertels, in Hinterhöfen, auf Dächern und Veranden Bienenkörbe auftauchten, deren Völker den Zucker mit großer Emsigkeit über die Köpfe der Wachen hinweg aus dem Hafen in die Waben ihrer Besitzer schafften. Die eigentliche Pointe aber liegt in dem Ausdruck Tschan, mit dem meine Bekannten den Trick bezeichneten: er ist nichts anderes als das chinesische Wort für einen buddhistischen, aus Indien selbst stammenden Begriff, der ursprünglich etwa die Bedeutung „religiöse Erleuchtung" hatte. (Auf japanisch wird das Schriftzeichen Sen – englisch Zen – gelesen und bezeichnet den heute im Westen so viel diskutierten Zen-Buddhismus.) Bei den Chinesen nun hat das Wort im Laufe der Zeit weitgehend den Sinn einer „Erleuchtung" höchst weltlicher Art gewonnen, etwa wie wir davon sprechen, daß einem „ein Licht aufgeht" oder ein „Gedankenblitz" kommt. Die Meister dieser besonderen Richtung des Buddhismus sind bekannt für ihre listigen und skurrilen Streiche, bei denen das Böse stets den kürzeren zieht. So konnte es kommen, daß der Bienentrick gegen die Japaner scherzhaft mit einem einst heiligen und tiefsinnigen Wort charakterisiert wurde.[46]

Aber diese „Übersetzung" des Buddhismus aus dem Abstrakten ins Konkrete ist nur die eine Seite des Vorgangs. Wohl hatte sich der indische Buddhismus – soweit er nicht in eigenständigen chinesischen Formen, vor allem dem Zen, weiterlebte – im Meer des chinesischen Geistes aufgelöst, das heißt, seine Identität weitgehend eingebüßt; aber er hatte dieses Meer dabei auch ver-

ändert. Der Neokonfuzianismus hatte in starkem Umfang ideelle, spekulative, selbst metaphysische Elemente aufgenommen; er besaß nun eine Kosmologie, nachdem er in die indische Vorstellung vom unaufhörlichen Entstehen und Vergehen der Welten die traditionell-chinesischen Prinzipien des Yin und Yang als bewegende Kräfte eingebaut hatte. Auch der im späteren Buddhismus so beherrschende Zug der tätigen Hingabe, nicht nur an die Mitmenschen, sondern an alle Mitgeschöpfe, hat in China Ansätze zu sozialem Verständnis und sozialer Gesinnung entstehen lassen, die in der natürlichen chinesischen Wesensart keineswegs angelegt sind.

Auf den Islam braucht hier nicht eingegangen zu werden, da er im wesentlichen nur bei den nichtchinesischen Völkerschaften durchzudringen vermochte. Über die Aufnahme des Christentums in China dagegen ist einiges zu sagen, soweit diese auf die chinesische Mentalität selbst ein bedeutsames Licht wirft.

Auch das Christentum versuchte sich anzupassen

Die christliche Mission hat, in jahrhundertelangem, redlichem Bemühen, in China nur sehr begrenzte Erfolge gehabt – warum? Offenbar deshalb, weil das Christentum nach seinem Wesen den Preis einer so weitgehenden Sinisierung, wie sie der Buddhismus erfuhr, nicht zahlen konnte. An Versuchen in dieser Richtung hat es nicht gefehlt. Die jesuitischen Missionare des 17. und 18. Jahrhunderts, mit dem ersten großen Sinologen Matteo Ricci an der Spitze, paßten sich nicht nur äußerlich, in Sprache, Kleidung, Lebensweise der chinesischen Umwelt an, sondern erlaubten sogar die Sinisierung des Namens Gott (zu Schang-ti) und setzten sich dafür ein, den Ahnenkult und selbst die Verehrung des Konfuzius in Kauf zu nehmen. Man könnte sagen, sie hätten Mao Tse-tungs Formel „Verbindung der allgemeinen Wahrheiten des Marxismus mit den nationalen Besonderheiten Chinas" vorweggenommen, wenn man an die Stelle von Marxismus das Wort Christentum setzt. Ganz bewußt wandten sie sich nicht an die Massen, sondern an die geistige Führungsschicht, und mit sicherem Instinkt erkannten sie, daß diese nicht gegen die Grundtendenzen der chinesischen Tradition gewonnen werden konnte. Aber die Dominikaner und Franziskaner gingen gegen diese Haltung der

Jesuiten vor. Des Haders zwischen den Orden müde und in wachsendem Argwohn gegen ihre Absichten entzog das Kaiserhaus ihnen im achtzehnten Jahrhundert sein Wohlwollen und wurde schließlich zu ihrem Gegner.

Sehr aufschlußreich sind auch die neuen Methoden, mit denen führende chinesische Protestanten die in China nach dem Zusammenbruch der japanischen Okkupation und vor der Machtergreifung Maos gebotene neue Chance zu nützen versuchten. Vor dem Union Theological Seminary, der bekannten New Yorker protestantischen Hochschule, hielt 1946 der chinesische Christ F. C. M. Wei eine auch in Buchform erschienene Vortragsreihe.[47] Die Kirchen empfahl er, nicht in der Stadt zu errichten, sondern „auf einem Hügel zwischen schönen schattenspendenden Bäumen", und zwar „im Baustil der örtlichen Ahnentempel, Klubhaus und Kirche in einem. Die Atmosphäre einer Familie sollte dort herrschen. Es muß ein Ort sein, zu dem die Menschen gern kommen, wo sie zugleich Gott und ihre Freunde antreffen." Ein weiterer Bau „könnte Andenken an hervorragende Christen und Christinnen aufnehmen, welche in diesem Bezirk gelebt haben. Diese selbst sollten neben der Kirche begraben werden. Auf diese Weise würde ein christlicher Tempel entstehen, auf den, wie wir hoffen, die chinesischen Gefühle, welche gegenwärtig um die Sippe kreisen, allmählich übertragen werden könnten, da hier die geistlichen Vorfahren der Christen verehrt werden."

Keinesfalls solle man junge Pfarrer schicken, denn die Chinesen ehrten das Alter. Man müsse die Taufe aller christlichen Bekenntnisse anerkennen und dürfe niemand, gleichviel welcher christlichen Richtung, vom Abendmahl ausschließen. Hier zeigte sich die chinesische Neigung zum Kompromiß. Auch die Glaubensinhalte selbst wurden chinesisch interpretiert:

„Jesus lebte als der gehorsame Sohn Gottes ... und starb in kindlichem Gehorsam ... Er ist das Haupt der großen Familie, die die ganze Menschheit umfaßt ... Von ihrer konfuzianischen Kultur aus wird es den Chinesen leicht fallen, die Vaterschaft Gottes und die Bruderschaft der Menschen zu verstehen ... Sie wissen, was es bedeutet, sich dem Vaterwillen zu unterwerfen und ihn zu ihrem eigenen zu machen ... Es wird ihnen nicht fremd vorkommen, daß die Geheimnisse des Lebens am Leben großer geschichtlicher Per-

sönlichkeiten offenbart werden, die die geistigen Führer des Menschengeschlechtes waren ... Das Christentum braucht nicht mehr zu tun, als den neuen Gedanken einer persönlichen Beziehung des Menschen zu Gott klarzumachen; es entspricht der chinesischen Denkweise, sich persönliche Beziehungen als Grundlage des Lebens vorzustellen ... Für den Chinesen steht die Norm des Guten und Wahren über dem Menschen. Hier haben wir die kosmische Harmonie, im Einklang mit dem Konfuzianismus. Setzen wir für tscheng, das wir mit kosmische Harmonie zu übersetzen vorschlugen, den christlichen Gott ein, so kann der Bau des ethischen und religiösen Konfuzianismus seine alte Gestalt behalten, aber sein Geist wird sich ändern ... Wir dürfen erwarten, daß sich die theologische Entwicklung des Christentums in China mehr auf historischen und moralischen als auf spekulativen Bahnen bewegen wird. Aber schließlich ist das Christentum wesensmäßig eine historische und moralische, nicht eine spekulative Größe ... Die Sünde ist für den Chinesen weniger eine existentielle Gegebenheit als ein Versagen des Willens; sie ist ihrer Natur nach mehr moralisch als metaphysisch."

Wei's amerikanische Hörer sollten keine Gelegenheit finden, seine Empfehlungen in die Tat umzusetzen. Gleichwohl sind diese noch heute aktuell: sie zeigen drastisch, wie weitgehend sich, nach chinesischer Meinung, eine fremde Ideologie den chinesischen Denkgewohnheiten anpassen muß, wenn sie in diesem Land Eingang finden und dauerhafte Erfolge erreichen soll.

Toleranz – aber nicht in politisch entscheidenden Fragen

Hier ist noch ein Wort zu sagen über die vielgerühmte chinesische Toleranz, die gern der in Europa (also auch in Rußland, und hier von der Kirchenspaltung des Jahres 1666 bis zu den Säuberungen Stalins) geübten Unduldsamkeit, der Verketzerung und Verfolgung Andersdenkender gegenübergestellt wird. Man denkt dabei an die Weitherzigkeit bedeutender Kaiser aus den Dynastien der Mongolen und der Mandschus, an die Religionsgespräche zwischen Christen, Mohammedanern, Hindus und Buddhisten am Hofe Kublai Khans, an die geachtete Stellung der Jesuiten als hohe Berater des Drachenthrons. Aber gerade Mongolen und Mandschus waren fremde Eroberer; und schon vor ihnen bietet die nationale Geschichte Chinas auch erschreckende Beispiele höchster Intoleranz.

In einem Werk, das freilich während des antiwestlichen Boxeraufstandes geschrieben wurde und in dem die Erregung darüber noch nachwirkt, hat J. J. M. de Groot eine lange Liste von Religionsverfolgungen und -kriegen in China zusammengestellt.[48] Er eröffnet die Ahnenreihe der Intoleranz mit Konfuzius selbst, der in den Analekten sagte: „Wieviel Harm verursacht doch die Ausübung der vom Orthodoxen abweichenden Lehren!“[49] De Groot verweist darauf, daß Meng-tse den Menschenliebe predigenden Philosophen Mo-tse als Ketzer verurteilte, und erinnert an das gegen die Ketzer gerichtete Gesetz der Ming-Kaiser, das auch von ihren Nachfolgern übernommen wurde und bis ins neunzehnte Jahrhundert Gültigkeit hatte; in ihm waren Tod durch Erdrosseln oder hundert Stockhiebe (die viele nicht überlebten) mit anschließender Verbannung vorgesehen. Die Zerstörung vieler Tausender von buddhistischen Klöstern unter den Tang-Kaisern im neunten Jahrhundert, Bürgerkriege mit religiöser Färbung (von den „Gelben Kopftüchern“ des zweiten bis zu den Taipings des neunzehnten Jahrhunderts) gehören auch zu diesem Bild.

Bei näherem Zusehen jedoch zeigt sich, daß die Ursachen der Unterdrückung überwiegend politischer Art waren; die herrschende Schicht Chinas beschränkte eben ihre Toleranz auf solche Erscheinungen, welche die Grundlagen ihrer Lebens- und Staatsauffassung nicht gefährdeten. Die ihren Gegnern gemachten Vorwürfe sind daher auch nicht philosophischer, sondern gesellschaftlicher und politischer Art. Den Buddhisten zum Beispiel warf man vor, daß sie sich durch den Zölibat gegen Familientradition und Ahnenverehrung vergingen, daß sie in ihren Klöstern sich selbst der produktiven Arbeit sowie dem Wehrdienst und ihren gewaltigen Grundbesitz der volkswirtschaftlichen Nutzung entzögen, daß sie keine Steuern zahlten.

Nicht die Tatsache der Intoleranz also, die sich in Rußland wie in China findet, ist das Interessante, sondern ihre Angriffsrichtung. Im Abendland ging es zuerst um Glauben und Dogma, bei den Chinesen vor allem um Staat und Gesellschaft. Auch das Sendungsbewußtsein der Chinesen ist diesseitig; es spricht sich aus in dem Namen „Reich der Mitte“, den sie ihrem Lande gaben, in dem Anspruch also, ordnende und zivilisierende Kraft

zu sein und eine sozusagen staatspolitische, nicht aber eine religiöse Mission unter den Völkern zu haben. Aber auch diese Mission scheint über die militärisch-politische Führung hinaus keinen allzu starken Widerhall gefunden zu haben. Es liegt eben dem Chinesen durchaus nicht, aus seiner privaten Sphäre herauszutreten und sich für „Ideen" oder „Bewegungen" zu „engagieren".

Bücherverbrennung und geistiger Terror

Das für die innere Geschichte Chinas so charakteristische Fehlen – oder, wenn er einmal auftritt, das rasche Erlahmen – eines starken Reformwillens ist jedoch nicht nur eine Frage des Temperaments: er ist nur möglich auf der Grundlage einer klaren, ja leidenschaftlichen Entscheidung zwischen richtig und falsch, gut und böse. Eine solche empfindet der Chinese nicht nur als ruhestörende Zumutung; sein Denken verläuft nicht in sich gegenseitig ausschließenden, sondern nur in polaren Gegensätzen, die wie Tag und Nacht ineinander übergehen, und gibt also schon an sich wenig Impulse zu radikalen Konsequenzen. Selbst Geist und Materie, diese zwei Jahrtausende westlicher Geschichte beherrschenden Gegensätze, schließen sich für ihn nicht aus; für ihn gehören sie nicht verschiedenen Welten an, sondern ein und demselben Kosmos und sind durch vielfältige Übergänge miteinander verbunden. Wie kann er sich also ausschließlich für das eine oder das andere entscheiden?

Unter den Taten des – in der späteren Geschichtsschreibung – erzbösen Kaisers Schi Huang-ti ist die böseste die „Verbrennung der [konfuzianischen] Bücher" im Jahre 213 v. Chr. Für den chinesischen Intellektuellen, der noch nach mehr als zwei Jahrtausenden mit Grauen an diesen Vorgang zurückdenkt, ist heute das widerspruchslose Einschwenken auf die extreme Intoleranz der kommunistischen Doktrin eine Tortur, ebenso die damit verbundene Forderung nach Gesinnungsschnüffelei und Denunziation. Mit welcher Erleichterung griff er daher 1957 nach dem Traum der hundert Blumen, die nebeneinander blühen, der hundert geistigen Schulen, die miteinander in Wettbewerb treten sollten! Seine Verzweiflung, als diese Blütenträume jäh welkten, habe ich im Sommer 1957 in China miterlebt.

Für den Tod – auf alle Fälle – Priester

Dem Abendland ist das kostbare Gut der Toleranz erst nach Jahrhunderten blutiger Glaubenskämpfe zuteil geworden. Die chinesische Geschichte kennt nichts Vergleichbares; die Religion war in diesem Lande – vom kurzfristigen Aufflammen revolutionärer Bewegungen abgesehen – nie die beherrschende Lebensmacht. Die Götter – soweit man noch an sie glaubt – haben ihre klar begrenzte Zuständigkeit und werden in dieser von Fall zu Fall angerufen. Darüber hinaus, als eine das ganze Dasein mit Gebot und Verbot bestimmende Macht, der der Mensch in „schlechthinniger Abhängigkeit" gegenübersteht, deren Gnade oder Ungnade allein über sein zeitliches und ewiges Heil entscheidet, wirken sie nicht; der gebildete Chinese vermag, in Leben und Sterben, ohne sie auszukommen. Das sagt ein vielzitierter, klassisch einfacher Satz aus dem elften Jahrhundert: „Im Leben werde ich dienen, ohne mich zu widersetzen, und wenn der Tod kommt, werde ich Frieden haben." [50]

Im Volk werden häufig buddhistische Priester zu Totengebeten herangezogen – für alle Fälle; ein Bekenntnis zum Buddhismus selbst ist damit nicht verbunden. Die Vorstellung der Seelenwanderung kann ja auch für ein Volk, das nicht nur das Leben an sich, sondern das Leben in der Gemeinschaft der Familie schätzt, kein Trost sein, da sie die Wiederverkörperung ohne Verbindung mit der gegenwärtigen Existenz oder den Gefährten von heute in Aussicht stellt.

Sicher ist, daß auch im Volk die alten Glaubensvorstellungen und kultischen Bräuche lange vor der kommunistischen Machtergreifung einer fortschreitenden Aushöhlung ausgesetzt waren; darüber wird im vierten Kapitel noch einiges zu sagen sein. Ihre geringe Widerstandskraft gegenüber den neuen – und neuesten – Einflüssen ist nicht überraschend. Der chinesische Geist hat sich, wie wir sahen, von jeher auf religiösem Gebiet als wenig schöpferisch erwiesen; seine unvergänglichen Leistungen liegen in anderen Bereichen. Vom Einzelnen aus gesehen könnte man sagen: Die Lebensform des religiösen Menschen war und ist in China weit schwächer vertreten als die des ökonomischen und vor allem des ästhetischen Menschen; das zeigt uns auch ein flüchtiger Blick auf die Liebe des Chinesen zur Kunst.

Von dem ehrwürdigen Alter, dem Reichtum, der künstlerischen Reife der chinesischen Literatur macht sich der Europäer im allgemeinen kaum die richtige Vorstellung; hier mag ein geschichtlicher Hinweis, ein repräsentatives Detail genügen: Als in der Mandschu-Dynastie eine Anthologie derjenigen Gedichte der (ein Jahrtausend zurückliegenden!) Tang-Zeit angefertigt wurde, welche der literarischen Unsterblichkeit würdig wären, bestand diese aus 48 000 Gedichten von 2300 Poeten.

Dagegen ist die große chinesische Malerei dem Kunstliebhaber ein fester Begriff; sie ist in den Kulturbesitz der Menschheit eingegangen und fehlt heute in keinem der vielen Bildbände, die die „Weltkunst" in mehr oder weniger umfassender Auswahl präsentieren. Ihr muß jedoch auch die Schriftkunst, die Kalligraphie, zugerechnet werden, die sich ja in China ebenfalls des Pinsels bedient. Nirgends in der Welt hat sie eine solche Bedeutung gewonnen; auch der einfache Mann vermag die Schönheit der Zeichen, deren Sinn er nicht versteht, zu genießen und die Namen der großen Schönschreiber der Vergangenheit und Gegenwart zu nennen. Hundert Generationen lösten sich ab in dem hingebenden Bemühen, diese Schriftzeichen immer noch hübscher, noch eleganter zu malen, mit dem Ergebnis, daß in der Tat die chinesische Schrift in ihren Spitzenleistungen von einer geradezu hinreißenden Schönheit ist.[51]

Hochbegehrt bei den Sammlern in aller Welt sind seit langem die Erzeugnisse des chinesischen Kunsthandwerks, die Bronzen, die Porzellane, die kunstfertig bestickten Gewänder. Von unerschöpflichem Reiz in ihrer beschwingten Lebendigkeit ist aber auch die chinesische Architektur, zumal die bis zum Raffinement entwickelte Gartenbaukunst. Noch mehr zum Ruhm der chinesischen Kunst sagen, hieße, den Rahmen der politischen Betrachtung sprengen; für diese ist nur das Eine bedeutsam, das alle diese erlesenen Schöpfungen durchzieht: die sich selbst genügende, die reine Freude am Schönen. Es ist die höchste und edelste Äußerung jener Diesseitigkeit und Lebensbejahung, die wir als durchgehenden Wesenszug des Chinesen kennengelernt haben und die ihn zum Träger von starren Ideologien noch weniger geeignet macht als zum Widerstandskämpfer.

Auch hier im Gegensatz – Altrußlands Gläubigkeit

Es braucht kaum noch ausgesprochen zu werden, daß auch hier, in seinem geistigen Erbe, das alte Rußland im Kreis der Völker Europas ein entschiedener Gegenpol des klassischen China gewesen ist. Stärker, ausschließlicher als irgendein anderes Volk (außer dem spanischen vielleicht) ist das russische vom Christentum bestimmt, durchdrungen, geprägt worden. Fast ein Jahrtausend lang – 988 wurde es Staatsreligion – ist das Christentum die stärkste geistige Kraft im russischen Volk gewesen, für die bäuerlichen Massen bis ins zwanzigste Jahrhundert hinein, für die Oberschicht als ganze bis zur Zeit Peters des Großen, und auch danach noch für deren überwältigende Mehrheit.

Das geistige Leben Rußlands war bis zum sechzehnten Jahrhundert ganz, danach bis zum achtzehnten Jahrhundert fast ganz mit dem geistlichen gleichzusetzen und von Männern geistlichen Standes getragen. Erst vom achtzehnten Jahrhundert an macht sich der Einfluß des säkularen Westens deutlicher bemerkbar. Aber die großen Dichter – Gogol, Dostojewskij, Lesków, Tolstoj – auf die nicht nur Rußland, sondern die Welt zu hören begann, sind Gottsucher geblieben. Die Abspaltung einer zum Teil atheistisch gestimmten Intellektuellenschicht hat sich ohnedies erst in den letzten zwei bis drei Generationen vollzogen. Daß auch ihre Führer großenteils – Tschernyschéwskij, Dobroljúbow, ebenso der Berufsrevolutionär Stalin, um nur einige Namen zu nennen – die Anfänge ihrer Bildung kirchlichen Seminarien verdankten, gehört zu den ironischen Wendungen der Geschichte.

Weniger als bei den Germanen hatte das Christentum als geistige Macht, die hier nicht im Gefolge fremder Eroberer kam, einen nennenswerten Widerstand gefunden; dazu waren, wie die Massentaufen des ausgehenden zehnten Jahrhunderts erkennen lassen, die eigenen religiösen Vorstellungen des Slawentums zu schwach und vage gewesen; zudem fehlte ihnen die Stütze eines organisierten Priestertums. Innerhalb weniger Generationen wurden Denken und Sprachschatz christlich geformt. Während der Tatarenherrschaft (Anfang des dreizehnten bis Ende des fünfzehnten Jahrhunderts) wurde die Tätigkeit der Kirche von den in Religionsfragen toleranten fremden Oberherren nicht behindert, so daß sie an Ansehen, auch als politische Fürsprecherin ihres Vol-

kes, noch zunahm. Das blieb so bis zum Eindringen atheistischer Ideen aus dem Westen im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert. Der gewalttätige Herrschaftsanspruch des Zarentums tat der Kirche, von einzelnen politisch bedingten Konflikten abgesehen, keinen Abbruch, sondern erhöhte noch ihre Macht, da erst sie ihm die religiöse Weihe zu geben vermochte.

Die Exzesse des Caesaropapismus haben die religiöse Substanz der Bevölkerung so wenig geschädigt wie der Zug der Kirche zum Äußerlichen, zum Rituellen, der seit dem fünfzehnten Jahrhundert spürbar war und im Sieg des harten kirchlichen Organisators, Abt Jóssif von Wolokolámsk, gegen den nach innen gekehrten Einsiedler Nil Sórskij auf dem Konzil von 1503 einen für Jahrhunderte wirksamen Ausdruck fand. Auch die schlimmste Barbarei machtbesessener Zaren hinderte die Russen nicht, ihre Heimat das Heilige Rußland zu nennen.

Freilich war diese vom Staat beherrschte, in goldenen Gewändern prunkende Kirche für die Frommen nicht viel mehr als das Gefäß, das sie mit ihren eigenen religiösen Empfindungen füllten. Der schmierige Dorfgeistliche, den sie unter sich fast stets als Pope (Pfaffe) bezeichneten, konnte ja auch kaum eine Respektsperson sein. Seit der Abspaltung der Altgläubigen (1666) lebten Millionen außerhalb der offiziellen orthodoxen Kirche; diese war ihnen als Mittlerin der mit Inbrunst begehrten Erlösung unglaubwürdig geworden.

Eine neue kirchliche Organisation oder eine eigene Theologie haben diese suchenden Massen nicht hervorgebracht; die Rationalisierung der christlichen Botschaft fand erst beim Eindringen westlicher Einflüsse ein gewisses Interesse. Sie scharten sich um große Einzelne, Einsiedler und Starzen (Stárez = der Alte), die die eigentlichen religiösen Führer Rußlands gewesen sind, um Männer wie jenen Nil Sorskij, wie Tíchon von Sadónsk, der mit dem stillen Licht seiner mystischen Frömmigkeit das durch den Einbruch der Aufklärung aufgewühlte achtzehnte Jahrhundert ebenso überstrahlte wie Serafím von Sárow die napoleonische Epoche durch sein liebevolles Eingehen auf die Nöte der Armen. Ihr asketisches Leben imponierte der lange Jahrhunderte in Armut und Unterdrückung lebenden Masse mehr als der Prunk der Kirchenfürsten und Klöster. Hier sah sie Unabhängigkeit von

der vergänglichen weltlichen Macht, freiwillige Armut, hier geschahen noch Heilungen und andere Wundertaten, hier suchten sie geistliche Belehrung und Fürbitte. Die Mühseligen und Beladenen umlagerten ihre oft in Wäldern verborgenen Hütten und trugen die Kunde der ihnen widerfahrenen Tröstung nach nah und fern.

Die Starzen gehörten bis zum Untergang des alten Rußland zum Bild des russischen Lebens. Dostojewskij hat ihnen mit dem Starez Sóssima in den Brüdern Karamásow ein in vielen Einzelheiten der Wirklichkeit nachgeformtes Denkmal errichtet. Einen der letzten erlebte ich als Student im Jahr 1924 bei einer Wanderung durch Finnland auf der Insel Walaam im Ladogasee. Diese war bei der Grenzziehung an Finnland gefallen (inzwischen ist sie sowjetisch geworden), und so konnte das vor fast tausend Jahren gegründete Kloster ungestört weiterleben, während jenseits der nahen Grenze die bolschewistischen Besbóshniki (Gottlosen) die Kirchen in Schuppen oder Kinos verwandelten. Ich fand in der Hütte des Starez zwei Fischer, die unter Lebensgefahr vom Sowjetufer herübergekommen waren. Das in einem altertümlichen, mir schwer verständlichen Russisch geführte Gespräch ging nicht um die Nöte des Alltags, um Hunger und Unterdrückung, sondern um den göttlichen Sinn des Leidens und Duldens. Nach Einbruch der Dunkelheit fuhren die beiden wieder zurück.

Lob des Leidens schloß Fanatismus nicht aus

In solchen Gestalten leuchtet noch etwas von der Unbedingtheit und Kompromißlosigkeit des christlichen Glaubens auf, die in unserer Spätzeit auch dem praktizierenden Christen weitgehend entschwunden ist, in Rußland aber lange lebendig blieb. So gehört das höchste und leidenschaftlichste Interesse des russischen Denkens durch ein Jahrtausend nicht der schönen Gestaltung des irdischen Daseins und der besten Ordnung des menschlichen Zusammenlebens; es ist ausgeprägt spekulativ, kreist um die letzten und höchsten Dinge, schweift in unendliche Räume – um seiner Weite willen liebt und preist ja der Russe auch sein eigenes Land – und findet nur schwer zur konkreten, wirklichkeitsmächtigen Gestaltung.

Die Kehrseite der inneren Souveränität des Heiligen (und des Philosophen) gegenüber dem Getriebe der „Welt" war zu allen Zeiten eine gewisse Unsicherheit, ja Hilflosigkeit vor der „Forderung des Tages" und vor dem Anspruch der Macht auf bedingungslosen Gehorsam. Ihr vermag er selten mehr als den negativen Heroismus des Leidens entgegenzusetzen, dem wiederum nirgends als in Rußland ein so hoher Rang unter den christlichen Tugenden zuerkannt worden ist. Nur selten findet sich, vor dem Einbruch westlicher Einflüsse, eine kritische Stimme wie die des Priesters Fjódor Kárpow, der um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts seinem Metropoliten auf einen Lobpreis der Untertanengeduld das Wort von der „Sklaverei der Geduld" entgegenwarf; Geduld sei wohl eine Tugend für Mönche, sie könne aber nicht die Grundlage des Staatswesens sein, da sie den bösen Sitten Vorschub leiste.[52]

Das Dulden an sich erscheint als auszeichnende Tugend. Schon die Wörter für Leiden, Dulden, Geduld, „lange Geduld" (dolgoterpénije) besaßen bei den Russen einen geheiligten Klang. Nichts könnte dafür charakteristischer sein als die Wahl ihrer ersten Heiligen Borís und Gleb. Diese beiden Söhne des Großfürsten Wladímir, unter dem Rußland christlich geworden war, wurden von ihrem älteren Bruder aus dem rein politischen Grund ihres Thronrechts ermordet. In ihrem Leben waren sie nicht durch Heiligkeit hervorgetreten; die bloße Tatsache, daß sie das an ihnen verübte Verbrechen nach der Legende widerstandslos über sich ergehen ließen, genügte, um sie alsbald nach ihrem Tode als Strastotérpzy (Gewalterdulder) zum Gegenstand einer rasch um sich greifenden Verehrung zu machen und ihnen innerhalb von fünf Jahren nach ihrem Tode die Heiligsprechung einzutragen.[53]

Fürst Andréj Bogoljúbskij, der als harter Tyrann im zwölften Jahrhundert eines der russischen Teilfürstentümer regierte und mit dem besonderen Fluch beladen war, das ehrwürdige Kiew und dessen Kirchen gebrandschatzt zu haben, wurde dennoch heilig gesprochen – aus keinem anderen Grund, als weil er später selbst einem Gewaltverbrechen zum Opfer fiel. Noch der halbwahnsinnige Zar Paul I., der 1801 aus einem Schreckensregiment heraus von seiner engsten Umgebung ermordet wurde, verdankte

diesem gewaltsamen Tode sein unverdient gutes Andenken im Volk. Iwan der Schreckliche aber schrieb in überheblicher Perversion dieser Denkart an den seiner Willkür entronnenen Fürsten Kúrbskij: „Wenn Du gerecht und fromm bist, weshalb solltest Du nicht von mir, dem widerspenstigen Herrscher, Leiden auf Dich nehmen und die [Märtyrer-] Krone des Lebens empfangen?“ [54]

Schließlich entwickelte sich geradezu die Vorstellung von der besonderen Dulderrolle des russischen Volkes. So konnte 1812 der russische Kaiser Alexander I. nach dem Brande Moskaus, der den französischen Eroberer zum Rückzug zwang, seinen Untertanen erklären, Gott selbst habe die altehrwürdige Hauptstadt des Reiches dazu erwählt, durch ihre Leiden ganz Europa zu retten.

Auch Dostojewskij, der recht eigentlich die Gestalt des leidenden Helden in die europäische Literatur eingeführt hat, meinte es in diesem rein geistigen Sinn, wenn er ausrief: „Alle Menschen müssen russisch werden! Zunächst vor allen Dingen russisch werden!“

Man gebe sich aber nicht – wie so mancher Gewalthaber – einer Täuschung hin: Die Leidensbereitschaft des Christen mag sich zwar als Widerstandslosigkeit der Gewalt gegenüber manifestieren; sie ist aber auch dann nur eine äußere, keine innere Unterwerfung. Sie wendet sich in dem Augenblick in aktiven Widerstand gegen die Gewalt, wo diese, sich absolut setzend, die innere Freiheitssphäre verletzt, sich auch zum Herrn über Glauben und Gewissen zu machen versucht; den totalitären Gewalten des zwanzigsten Jahrhunderts ist diese Erfahrung nirgends erspart worden. Was als göttlich geboten – oder verboten – erkannt wird, gilt absolut; hier enden Kompromißbereitschaft und Toleranz. Die absolute Wahrheit schließt jede andere aus – daher die unerbittliche, so oft zu wildem Fanatismus gesteigerte Härte der Glaubenskämpfe.

Auf russischem Boden kam es zur ersten großen Glaubensspaltung, dem Raskól, im siebzehnten Jahrhundert, aus Gründen, die sich ihrem Gewicht nach nicht vergleichen lassen mit denen, welche in Mittel- und Westeuropa zur Reformation geführt haben. Die sich bekämpfenden Parteien waren beide konservativ,

nur galt den „Altgläubigen" das als alt und zu bewahren, was sich in den letzten Jahrhunderten herausgebildet hatte; der Patriarch Níkon als Führer der Reformer dagegen wollte von den vielfach verderbten russischen Texten auf die spätbyzantinischen zurückgehen. Letzten Endes lief es für die Massen darauf hinaus, ob man sich mit zwei oder mit drei Fingern bekreuzigen sollte. Um dieses Unterschiedes willen sprangen Zahllose freiwillig in die Flammen. Seither sind Spaltungen ein Merkmal des russischen Geisteslebens.[55]

Sektiererische, schwärmerische Bewegungen demonstrierten drastisch die besondere Empfänglichkeit des russischen Wesens für extreme und radikale Erschütterungen; nicht selten – am eindrucksvollsten eben bei Dostojewskij – erhöhten sie sich zum messianischen Sendungsbewußtsein, das die ganze Menschheit umfaßte, wie es Kirche und Zaren mit der Erhöhung Moskaus zum „Dritten Rom" vor ihnen getan hatten. In ihnen allen lebte die Erwartung eines tausendjährigen Reiches, auf das, so glaubten sie, die ganze Geschichte der Menschheit hinführte.

Tolstoj und Lenin

So war denn psychologisch der Boden für die neue, wenn auch rein diesseitige Welterlösungslehre bereitet. Die idealistische Hingabe an utopische Vorstellungen, die Aufopferung der Gegenwart zugunsten einer besseren Zukunft waren dem Russen so wenig ungewohnt wie die für westliche Ohren so befremdliche Forderung der „Parteilichkeit" (partíjnost); er war im Gegenteil, wie ich es oft genug in Gesprächen auch mit Nichtkommunisten erlebte, geneigt, Toleranz und Diskussionsbereitschaft als Schwäche, ja als Preisgabe der Wahrheit anzusehen.

Aber die christliche Substanz des russischen Volkes hat der Revolution Lenins noch ein weiteres Element zugebracht, dem diese – wie die große französische – einen wesentlichen Teil ihrer inneren Kraft und ihres stürmischen Elans verdankt: das der Brüderlichkeit.

Dem Europäer des zwanzigsten Jahrhunderts, zumal wenn seine persönlichen Bindungen zur Kirche sich gelockert oder gelöst haben, ist selten die gemeinschaftsbildende Kraft des Christentums in unserer Geschichte noch klar bewußt. Ob nun in direk-

ter Tradition – zuletzt als christlicher Sozialismus – ob zur Humanität verweltlicht, hat das christliche Leitbild bis in unsere Tage weitergewirkt; was heute „soziale Gesinnung" heißt – und wer wagt zu sagen, daß er nichts davon anerkenne? –, hieß einst (wenn auch nicht einfach: war einst) die christliche Nächstenliebe. Sie hat das soziale Gefüge der Völker entscheidend verändert, die natürlichen Gemeinschaftsformen geschwächt und in die übergreifende geistige Gemeinschaft des Glaubens eingeordnet – und das nicht zuletzt im alten Rußland, wo die urchristliche Anrede, zum „Brüderchen" familiarisiert, im Gebrauch blieb, bis die Bolschewiken sie durch den Towárischtsch (Genosse) oder Grashdanín (Bürger) verdrängten.

Auch die Ethik ist im alten Rußland ausschließlich religiös bestimmt und begründet gewesen; so das älteste ethische Lehrbuch, der „Isbórnik" von 1076; die Fürstenethik in der „Belehrung" des Wladimir Monomách, der 1113–1125 Großfürst von Kiew war; die Lehre von der Wohlanständigkeit des Jossif von Wolokolamsk aus dem Anfang des sechzehnten Jahrhunderts; und Leo Tolstojs Aufbruch zu einer radikal erneuerten christlichen Sittlichkeit hat noch im Anfang unseres Jahrhunderts unsere Väter ergriffen. Gerade sein Beispiel und seine in Rußland noch immer spürbare Wirkung machen deutlich, daß es hier weniger um Lehren und Systeme als um Gesinnungen geht. Und es ist, nicht nur in der Auseinandersetzung mit dem „abgefallenen" Westen, ein ständiger Vorwurf, daß dieser mit der reinen Lehre auch die Frömmigkeit des Herzens und die brüderliche Gesinnung der Urgemeinde preisgegeben habe; diese Gesinnung ist in der Ostkirche, und besonders der russischen, wirklich am Leben geblieben. Wer auch nur einmal die Passionszeit in russischer Umgebung erlebte, vor allem den österlichen Mitternachtsgottesdienst, das jubelnde „Christus ist erstanden", den allgemeinen Bruderkuß, das Erlöste und Frohe des Ostersonntags, der wird sich dieses Bild für immer bewahren.

Gewichtige Unterschiede

Versuchen wir nun auch am Ende dieses zweiten Kapitels, die Summe unserer vergleichenden Betrachtung unter dem Leitgedanken des ganzen Buches zu ziehen. Wieweit bildeten das gei-

stige Erbe und die historisch gewachsene Kultur beider Völker einen günstigen Nährboden für den Kommunismus, wieweit sind sie geeignet, ihm Dauer zu verleihen oder aber seine Umwandlung in eine weniger explosive, der echten – und nicht nur taktisch begrenzten – Koexistenz mit der freien Welt zugängliche Macht, wenn nicht gar seine Überwindung zu fördern? Drei Ergebnisse drängen sich auf.

Erstens: Das alte Rußland hat fast alle seine kulturbestimmenden Impulse von der am entschiedensten dem Jenseits zugewandten unter den Weltreligionen empfangen; sie gab der im russischen Wesen angelegten Unruhe den metaphysischen Tiefgang und die auf ein Absolutes gerichtete Dynamik, sie formte den Menschentypus der gläubigen Hingabe und schrankenlosen Opferbereitschaft, ohne den auch die weltliche Erlösungslehre des Kommunismus nicht existieren kann.

Diese psychologischen Voraussetzungen konnte die klassische Kultur Chinas mit ihrer ausgeprägten Diesseitigkeit, mit Harmonie und Schönheit als Höchstwerten, nicht schaffen. Darum wird es für Mao und die Seinen nicht leicht sein, die revolutionäre Stoßkraft der Frühzeit zu erhalten und aus den nachwachsenden Generationen stetig zu erneuern. Zum erstenmal in der chinesischen Geschichte stellt der Kommunismus die Existenz jedes Einzelnen unter ein absolutes Ziel. Bisher war dem Chinesen nichts so gleichgültig wie das Schicksal anderer; wer nicht Chinese war, der war Barbar. Das Wort Dostojewskijs: „Alle sind wir für alle verantwortlich", wäre im Munde eines Chinesen undenkbar gewesen. Nun aber wird er aufgerufen, die kommunistische Heilslehre nicht nur selbst anzunehmen und in die Tat umzusetzen, sondern auch, unter eigenen Opfern, in der ganzen übrigen Welt zu verbreiten. Ungezählte Millionen von Chinesen haben für Castro und Lumumba, für Ägypter und Algerier demonstriert.

Aber bedeuteten ihnen diese wirklich etwas? Oder äußerte sich hier nur wieder jene in Jahrtausenden bewährte Begabung und Neigung des Chinesen, sich wie der Bambus unter dem Sturm zu biegen, sich klaglos in das Unabänderliche zu schicken und in sich selbst zurückzuziehen – ohne sich aufzugeben? Dürre, Taifun oder Überschwemmung, fremde Eroberer und eigene Gewalt-

haber – das alles gibt es eben in dieser Welt, das alles gilt es irgendwie zu überleben. Ist nicht das „Handeln durch Nichthandeln" geradezu die optimale Form des Widerstandes unter den Bedingungen einer kommunistischen Diktatur?

Zweitens aber mußte sich eben die christliche Tradition Rußlands ihrem Wesen nach als stärkstes Hindernis auf dem Weg des Kommunismus zu seinem Endsieg erweisen. Zwischen der materialistischen Weltanschauung, die alles Geschehen als naturgesetzliche oder ökonomische Prozesse begreift, und dem Glauben an einen allmächtigen Schöpfer und Erhalter der Welt kann es keine Versöhnung geben. Noch in den letzten Jahren habe ich in der Sowjetunion Menschen gefunden, die mir, dem Ausländer, gegenüber kein Hehl daraus machten, daß sie in Stalin den Antichristen sahen. Es spricht wohl für sich, daß sich Stalin im Zweiten Weltkrieg nach Jahrzehnten erbitterten antireligiösen Kampfes gezwungen sah, einen für die orthodoxe Kirche beim damaligen Stand der Dinge im ganzen nicht ungünstigen Burgfrieden abzuschließen, der auch nach der Beendigung des Krieges andauerte – eine klare, nicht leicht zu nehmende Niederlage. Die Klagen der Sowjetpresse über das Weiterbestehen starker religiöser Strömungen in der Bevölkerung, sogar in der Jugend, sind bis heute nicht verstummt.[56]

In China dagegen fehlte und fehlt, wie wir sahen, eine religiöse Potenz von auch nur annähernd vergleichbarer Abwehrkraft. Philosophische Überzeugungen, selbst mit einer so alten Tradition wie der konfuzianischen, vermögen sie nicht zu ersetzen. Sie leben in großen Einzelnen, nicht in der Masse. Die Volksreligion aber war lange vor dem ersten Einbruch des Kommunismus im Niedergang; sie vermöchte ohnedies in der für China charakteristischen polytheistischen Zersplitterung der totalitären Ersatzreligion keinen Widerpart zu halten.

Um es anders auszudrücken: Von den auch im Weltkommunismus wirkenden Kräften, Materialismus und Messianismus, ist den Chinesen der Materialismus – aber nicht einer messianisch-intoleranten Prägung – gemäß, den Russen der Messianismus, doch nicht in erster Linie einer, der das Heil im Materiell-Nützlichen sieht.

Drittens: Den Russen war der Kommunismus zwar fremd, aber doch nicht fremder als ein entfernter Verwandter; denn auch er

war ein Sproß der europäischen Geistes- und Sozialgeschichte, an der sie teilgenommen hatten. Dem chinesischen Volk dagegen war der Kommunismus so fremd wie einst der Buddhismus (oder das Christentum); es war daher nützlich, einen Blick auf die Sinisierung des Buddhismus zu werfen. Auch wenn diese praktisch schon in dem Augenblick begann, da seine ersten Sendboten den Fuß auf chinesischen Boden setzten, hat dieser Prozeß doch fast ein Jahrtausend in Anspruch genommen; es hat also nicht allzu viel zu besagen, wenn am Kommunismus zwölf Jahre nach dessen Siege in China noch keine sensationellen Merkmale der Sinisierung zu erkennen sind. Andererseits hat der Buddhismus China verwandelt, und das, obwohl kein indischer Kreml und keine totale Staatsgewalt hinter ihm stand. Wer aus der Geschichte des Buddhismus in China Folgerungen für die Aufnahme und weitere Entwicklung des Kommunismus ziehen will, wird beides bedenken müssen.

Was also wird sein im Reiche der Mitte, wenn einmal die Diktatur ihren Griff lockert, in ihrer Stärke erlahmt? Die Kommunisten tun ihr Bestes, um auch den festesten Pfeiler des alten China, die Familie, zu schwächen. Kann es gelingen, einem System, das weder Gott noch die Ahnen anerkennt und statt ihrer die Weltrevolution zum Maßstab des Handelns nimmt, ohne Terror Dauer zu verleihen? Werden Auflösung und Anarchie das Ende sein? Oder wird die Tradition, die durch Jahrtausende gesitteten Zusammenlebens geschaffen wurde, auch in einem kommunistischen China weiterwirken?

In Rußland gab es diese Tradition nicht, und der Staat brauchte im Bewußtsein des Volkes die göttliche Weihe. Dostojewskijs Botschaft an sein Volk hieß: Zwischen Euch und dem Chaos steht nur der Glaube an Gott. Und Jahrzehnte später erhebt aus der Emigration ein gläubiger Russe seine warnende Stimme: „Wenn der Russe den Glauben an Gott und an die Unsterblichkeit der Seele verloren hat, wird er alles für erlaubt halten, denn die Werte der Zivilisation als solcher bedeuten ihm nichts." [57] Das braucht noch nicht das Chaos zu sein; dem steht schon die stabilisierende Wirkung entgegen, die von der neuen sowjetischen Oberschicht ausgeht. Soviel aber läßt sich sagen: Stalin ersetzte die göttliche Weihe durch den Terror und den Kult der Ma-

schine. Chruschtschow suchte, durch einen neugeschürten Glauben an den – sehr wohlfahrtsstaatlich gesehenen – „Übergang zum Kommunismus" die Gefolgschaft des russischen Volkes zu gewinnen. Ob sich dieses auf die Dauer damit zufrieden geben wird, hängt nicht zuletzt davon ab, wie es mit seinem Glauben an Gott steht.

3. Kapitel

DIE GESELLSCHAFT

Die Sonderformen seines Familienzusammenhaltes und seiner Elitenbildung (durch lebenslängliches Examinieren) und die eigentümliche Einstellung des Volkes zu Staat und Kaiser unterschied das China am Vorabend des westlichen Einbruchs scharf vom Rußland der gleichen Entwicklungsstufe.

1. CHINAS EIGENER WEG

In allen Diskussionen über das rote China kehrt die Standardfrage wieder: „Wie konnte der Kommunismus in einem Lande siegen, in dem die Familie so stark ist?" Daß Familie und Sippe in China überragende Bedeutung besitzen, gehört seit langem zu den Mindestkenntnissen des gebildeten Abendländers über Asien. In der Tat ist – oder jedenfalls war – der Typus des Familienmenschen in keinem anderen Volk so ausgeprägt, ja beherrschend wie bei den Chinesen.

Derselbe Chinese, der an Not, Leiden und Tod seiner Mitmenschen fühllos vorüberging, bewies im Kreis seiner Sippe eine Fähigkeit zur Hingabe, zur Aufopferung für andere, die kaum noch zu überbieten ist. Kann es dafür kräftigere, ja erschreckendere Beispiele geben als etwa die Geschichte von Söhnen, die sich Fleischstücke aus ihrem Arm schneiden, um eine stärkere Brühe für den kränklichen Vater zu kochen, Geschichten, die nicht nur im moralisierenden Märchen erscheinen, sondern auch als reale Vorgänge in alten Chroniken berichtet werden?[1] Die Pflicht zur Selbstaufopferung wurde also in denkbar extremer Form bejaht, zugleich aber, auch hier, konkret gefaßt und begrenzt auf den nicht frei gewählten, sondern vorgegebenen menschlichen Umkreis: auf Familie und Sippe.

Der kindlichen Pietät wurde auch das äußerste Opfer abverlangt, wie es in anderen Traditionen nur die Gottheit fordern darf.

Man lese diese verblüffende Parallele zu Isaaks, zu Iphigenies Opferung – ebenso interessant in den gemeinsamen wie in den unterscheidenden Zügen: Ein Mann namens Kuo überredet seine Frau, ihr gemeinsames dreijähriges Kind umzubringen, weil sie zu arm sind, neben seiner kranken Mutter auch noch das Kind zu ernähren. Als die beiden sich daran machen, das Kind – lebend – zu begraben, stoßen sie in der Tiefe des Erdlochs auf einen Goldschatz: die von der Sohnesliebe Kuos gerührten Götter haben ihm die Möglichkeit gegeben, für seine Mutter zu sorgen, ohne sein Kind zu opfern.

Die Geschichte ist eines der „Vierundzwanzig Exempel von Kindesehrfurcht" aus der Zeit der Mongolendynastie, die seit Jahrhunderten den Stoff für Theaterstücke und berufsmäßige Erzähler abgeben. Aber auch die Wirklichkeit des zwanzigsten Jahrhunderts kann dem fremden Gast Überraschungen bringen. In den vierziger Jahren hatten wir in Schanghai einige Jahre einen Diener, der mit seiner Mutter bei uns lebte; von sonstigen Angehörigen war nie etwas zu bemerken. Nach dem Tode der alten Frau erbat er Urlaub. Als er nach einigen Tagen wiederkam, brachte er eine Frau und zwei Kinder mit. Wir dachten, er hätte eine Witwe geheiratet, und wollten eben zur Hochzeit gratulieren, doch er wehrte ab: Er sei schon seit sechs Jahren mit dieser Frau verheiratet, aber seine Mutter habe mit ihr nicht auskommen können, darum habe sie bis jetzt im Dorf gelebt.

Die chinesische Familie – Wärme und Zwang

Das chinesische Familiensystem war streng hierarchisch geordnet: die beiden entscheidenden Grundsätze hießen: Die jeweils ältere Generation hat den Vorrang vor der jüngeren (ebenso galt der Vorrang des Älteren innerhalb derselben Generation); zweitens: Der Mann steht über der Frau. Gehorsam schuldet also der jüngere dem älteren Verwandten (auch wenn sie nicht unter demselben Dach wohnen), die Frau dem Manne. Diese Ordnung überdauerte mehr als zwei Jahrtausende chinesischer Geschichte, ohne daß vor dem Einbruch westlicher Ideen ein Widerstand dagegen erkennbar wäre; wer sie nicht ertrug, rebellierte nicht, sondern schied freiwillig aus dem Leben, wie das vor allem von jüngeren Frauen nicht selten berichtet wird. Aber sie umhegte

doch auch das Leben des Einzelnen mit menschlicher Wärme, gab ihm äußere und innere Geborgenheit, wie er sie heute, in unserer hochzivilisierten Welt, von den „Mauern der Einsamkeit" umstellt, oft so schmerzlich entbehrt.

Ungezählte chinesische Romane schildern uns plastisch, wie das Leben des Menschen recht eigentlich in der Familie aufgeht, in Glück und Unglück von ihrer Gemeinschaft getragen wird. Die Härte des Systems traf vor allem die Frau: Einem von ihr nicht gewählten Manne angetraut, oft im wahrsten Sinne des Wortes von seiner Familie gekauft, in deren Hause als Fremde lebend, von der eigenen Sippe getrennt (diese durfte nicht einmal an der Hochzeitsfeierlichkeit teilnehmen), Dienerin der Schwiegereltern, vor allem – das erwartete man von ihr – Söhnegebärerin, praktisch ohne Scheidungsmöglichkeit, aber auch nicht der Respektierung als alleinige Ehefrau sicher, da der Mann, wenn sie ihm keinen Sohn schenkte, ja auch nur – wenn er ein vornehmer Mann war – des Prestiges wegen Nebenfrauen nehmen konnte. Wohl konnte auch sie, überlebte sie den Gatten, im Alter das hochangesehene Oberhaupt der Familie werden, über Söhne und Enkel herrschen, wie es ja auch auf dem Kaiserthron nicht an gebietenden Frauengestalten mangelte. Aber um so härter war ihr Geschick, wenn sie zu früh verwitwete, ohne Söhne geboren zu haben. Aussichten für eine zweite Ehe bestanden kaum, denn nun mußte sie für die Eltern des verstorbenen Gatten sorgen. Ein chinesischer Soziologe stellt fest: „Die Großfamilie wurde auf Kosten der Frau als Einheit erhalten." [2]

Mit größerer Gewißheit als ihre Schwestern durften die heranwachsenden Söhne eine Zukunft erwarten, in der sie selbst einmal die Gebietenden sein würden; aber das dauerte oft, wenn der Tod die Eltern spät abrief, das halbe Leben, und bis dahin konnte von Freiheit, von Selbstbestimmung keine Rede sein.

Großfamilie – typischer im Roman als im Leben

Zunächst gilt es freilich, ein weitverbreitetes Mißverständnis zu beseitigen: Neuere Forschungen haben deutlich gezeigt, daß die Großfamilie (Tschia), die einige Dutzend Menschen unter einem Dache vereinigen konnte, keineswegs die Regel war. Diese Vorstellung konnte sich im Ausland nur deshalb bilden, weil die

Großfamilie zum Lebensrahmen der Führungsschicht gehörte und es gerade Vertreter dieser Oberschicht sind, die in vielen chinesischen Romanen, besonders den im Westen bekanntgewordenen, die Hauptrolle spielten, überdies der bevorzugte, wenn nicht einzige Umgang der westlichen Beobachter waren. Die Großfamilie war mehr die persönliche Gefolgschaft einzelner Erfolgreicher als eine feste Institution; denn in einem Volk von dem starken Familiensinn der Chinesen hob es das Ansehen eines Mannes, wenn viele Angehörige und Bedienstete in seinem Haus lebten. So bestanden sie auch meist nur, solange der Gründer als Patriarch die Zügel führte, selten länger als drei, allenfalls vier Generationen. Den Zerfall beschleunigte das Erbrecht, das statt der Primogenitur nur die Aufteilung unter *alle* Söhne des Erblassers kannte.

Die überwältigende Mehrheit der Familien, vor allem auf dem Lande, unterschied sich nach Größe und Lebensweise wenig von der in anderen Völkern, die sich auf ähnlicher Entwicklungsstufe befanden. Wie dort bildeten sie auch in China gewöhnlich eine Produktionseinheit, nicht nur in der Landwirtschaft, sondern auch im Handwerk und Handel; wie dort waren sie in der Regel Kleinfamilien, aus dem Elternpaar und den Kindern bestehend, wobei meist auch die Großeltern noch mit im Hause lebten; ihre Größe läßt sich, nach mühsamen statistischen Einzeluntersuchungen, auf (je nach Erhebungsgebiet) vier bis sieben Personen berechnen.[3]

Reich der Sippen

Sind so von dem Bild der chinesischen Familie einige romanhaft überhöhte Züge zu streichen, so gilt es nunmehr, mit allem Nachdruck, die im Vergleich zum Abendland überragende Bedeutung des größeren Familienverbandes zu würdigen: der Sippe (Tsu) – für uns nur noch ein historischer, literarisch verklärter Begriff, in China aber – bis gestern – lebendige Wirklichkeit. Die Angehörigen der Sippe stammten väterlicherseits von demselben Ahnherrn ab, trugen daher den gleichen Familiennamen und lebten gewöhnlich in derselben Gegend, oft im gleichen Dorf zusammen. Auf dem Land war die Bedeutung der Sippe stärker als in der Stadt, in Südchina größer als im Norden.[4]

Es gab einsippige Dörfer, mehrsippige Dörfer, aber auch Dörfer mit zusammengewürfelter Bevölkerung und daher ohne feste Sippenorganisation. Die Größe der Sippen reichte von ein paar hundert Köpfen bis hoch in die Tausende. Ihre Stärke und Bedeutung hing davon ab, ob einige ihrer Angehörigen Amt und Würden erlangt und damit der Sippe Ehren und weltliche Güter eingebracht hatten. Einem solchen Aufstieg folgte gewöhnlich nach einigen Generationen Verarmung, manchmal Zerfall. Es gab aber auch viele Sippen, die sich über Jahrhunderte ihren Zusammenhalt, wenn auch nicht ihr Ansehen zu erhalten vermochten. Ein Soziologe, der ein Dorf in Südchina kurz vor dem Sieg der Kommunisten untersuchte, berichtet, daß in der dort befindlichen Ahnenhalle einer Sippe zweiundvierzig Generationen verehrt wurden; der Ahnherr der Sippe war im Jahre 1091 aus der nordchinesischen Provinz Hopei gekommen.[5] Anspruch auf Sippenhilfe hatten alle Sippengenossen, ohne Rücksicht auf ihre wirtschaftliche und soziale Stellung. Geleitet wurde die Sippe jedoch von den angesehensten und reichsten der zu ihr gehörenden Einzelfamilien; diese besetzten auch die führenden Stellen im Sippenrat, der die Aufgaben der Sippe wahrnahm.

Die Aufgaben waren ideeller und praktischer Natur. Zu den ideellen gehörte vor allem die Ahnenverehrung, das gemeinsame Feiern von Festen, die Führung genealogischer Bücher (die Sippen waren bemüht, ihren Ursprung auf einen möglichst imposanten Ahnherrn zurückzuführen; es kam sogar vor, daß sie einen Romanhelden dazu machten!); zu den materiellen Aufgaben die Unterhaltung von Schulen, die Unterstützung alter oder kranker, die Ausbildung begabter Sippengenossen, die man auch auf Kosten der Sippe zu den staatlichen Prüfungen schickte, die Sorge für Bewässerungsanlagen, Dämme, Brücken und andere Bauarbeiten, die den Sippenangehörigen – aber nicht nur ihnen – zugute kamen. Weiter wachte die Sippe über Sitte und Ordnung und bestrafte Missetäter aus ihren Reihen, in extremen Fällen sogar mit dem Tode. Peng Te-huai zum Beispiel, später einer der führenden kommunistischen Generäle und einige Jahre (bis 1959) Verteidigungsminister, ist als junger Mann nur knapp einem Todesurteil seiner Sippe entgangen, die ihm mangelnde Ehrfurcht vor seiner Stiefmutter vorwarf.[6] Für gute Söhne und

ehrbare Witwen errichtete die Sippe Gedenktore; sie schlichtete Streitigkeiten unter ihren Mitgliedern und stellte häufig sogar einen bewaffneten Selbstschutz auf, eine Art Sippenmiliz. Als materielle Basis für ihre zahlreichen Ausgaben diente der Landbesitz, welcher der Sippe als solcher gehörte (also unabhängig vom Privatbesitz der einzelnen Mitglieder) und zumeist aus Stiftungen reicher Mitglieder bestand.

262 Verwandtschaftsgrade

So umgriffen Familie und Sippe das Leben des Menschen von der Geburt bis über den Tod hinaus, waren Maß und Mitte des Daseins. Schon das Kind lernte nicht nur die im Hause lebenden Großeltern kennen, sondern den ganzen Umkreis der Verwandten genau unterscheiden. Für jeden Verwandtschaftsgrad gab es eine besondere Bezeichnung. Um alle von seinem Urgroßvater (väterlicherseits) abstammenden Verwandten bis zu seinen eigenen Urenkeln richtig zu benennen, brauchte ein Mann sechsundsiebzig verschiedene Bezeichnungen, für die Verwandten seiner Mutter siebzig, für die seiner Frau sechzehn. Die verheiratete Frau hatte zusätzlich Bezeichnungen für ihre Verwandten. Wo wir nur Onkel oder Tante sagen, unterschieden die Chinesen: Vaters älteren Bruder, Frau von Vaters älterem Bruder, Vaters jüngeren Bruder, Frau von Vaters jüngerem Bruder, Vaters Schwester, Mann von Vaters Schwester, Sohn von Großvaters älterem Bruder, Frau von Großvaters älterem Bruder, und noch Dutzende weiterer Untergruppen von Onkeln und Tanten allein auf der väterlichen Seite, bis zum Sohn der Enkelin von Urgroßvaters Schwester – insgesamt 262 Verwandtschaftsgrade![7] Eine kleine Erleichterung ergab sich insofern, als Brüder denselben Generationsnamen als letzten Bestandteil ihres Namens trugen; zum Beispiel heißen Tschiang Kai-scheks Söhne Tschiang Tschingkuo und Tschiang Wei-kuo.

So wuchs der junge Chinese auf in einer vielfältig gestuften Gemeinschaft und in dem sicheren Bewußtsein, Teil einer für ihn sorgenden Familie und Sippe zu sein. Umgekehrt galt eine gute Erziehung der Söhne als beste Kapitalanlage, und reiche Kaufleute wünschten nichts sehnlicher, als wenigstens einen unter ihnen im Mandarinengewand zu sehen. Auch die verstorbenen

Verwandten waren noch im Hause gegenwärtig – im Ahnentempel, der von allen Räumen am besten gehalten wurde und so auch die Aufgabe der guten Stube erfüllen konnte: noch im Jahre 1960 reichte man mir bei einer Wanderung auf Taiwan den Tee im Ahnentempel des Bauernhauses, in das man mich gastfreundlich gebeten hatte.

Schon die frühesten literarischen Zeugnisse bekunden die Bedeutung der Familie und Sippe. Im Buch der Lieder (vermutlich aus dem 8. und 7. Jahrhundert vor Chr.) finden wir ein Preislied auf die Ahnen, ein anderes auf die Bruderliebe, ein Familien-Trinklied und unter den zahlreichen Liebesliedern auffallend viele, die der Ehe galten – siebenundvierzig nach der Anordnung eines englischen Sinologen.[8] Konfuzius hat die Familie in den Mittelpunkt seiner Sittenlehre gestellt, und der Staat schützte ihre Autorität mit drastischen Strafandrohungen. Die Gesetzgebung der Tang-Kaiser, die zum Teil bis ins zwanzigste Jahrhundert in Kraft blieb, setzte besonders harte Strafen auf Tätlichkeiten gegen Verwandte, Zerstörung des Ahnentempels, ja selbst auf Verstöße gegen die kindliche Ehrfurcht oder die Eintracht in der Sippe; gleichartige Vergehen gegen nichtverwandte Personen dagegen wurden weit weniger streng geahndet. Das ist nicht erstaunlich, nahm doch das Sippensystem dem Staat einen beträchtlichen Teil seiner Aufgaben ab, nicht zuletzt diejenigen der sozialen Sicherung, die im Zeitalter des Wohlfahrtsstaates immer höhere Teile der Staatseinnahmen fordert. Es wurde die stärkste Stütze einer Jahrtausende überdauernden Stabilität des sozialen Gefüges.

Von Protektion zu Korruption

Freilich begünstigte die ständige Einschärfung des Respekts vor dem Alter und den Traditionen der Vergangenheit die innere Stagnation des Landes. Ebenso findet die für China so charakteristische Erscheinung des Nepotismus hier ihre beste Erklärung: jeder fühlte sich verpflichtet, in allen Fällen zunächst einmal für seine eigenen Verwandten zu sorgen. Hatte er dazu die Möglichkeit, so verlieh das ihm „Gesicht", und dieses war, wir sahen das bereits, mehr als Reichtum – „Reichtum ist nichts; das Gesicht ist das wahre Gold", hieß ein Sprichwort.

Dieselbe Grundauffassung der Unter- und Überordnung wie im

fest gefügten Kreise der Sippe herrschte in den gesellschaftlichen Beziehungen schlechthin. Auch hier war in China das „Gesicht" – mit einem aktuellen Modewort: das „Sozialprestige" – mehr als Reichtum, es war Vorbedingung jedes Lebens in der Gemeinschaft. Der Vornehme demonstrierte es nicht zuletzt dadurch, daß er sich Freiheiten erlauben durfte, die dem kleinen Mann nicht zustanden; wenn er zum Beispiel seinen Wagen in einem Tempo weit über der zugelassenen Grenze durch die Straßen einer Stadt jagte, die Polizei ihn aber, nach Feststellung seiner ehrenwerten Person, ungestraft weiterfahren ließ, so hatte er an Gesicht bedeutend gewonnen. Die Gleichheit vor dem Gesetz stand schon deshalb weitgehend auf dem Papier, weil es ausdrücklich unter Berücksichtigung der Situation anzuwenden war – ein Übel, das Lin Yutang mit den Worten beklagte: „Erst wenn wir statt einer Regierung nach ‚Gesicht' eine Regierung nach Gesetzen haben, werden wir in einer wahren Republik leben." [9]

Die Klage ist verständlich, denn eng verwandt dem Kult des „Gesichtes" war die Pflege der persönlichen – nicht nur, wenn auch in erster Linie, der verwandtschaftlichen – Beziehungen. Was der Untere vom Oberen, der Verwandte vom Verwandten erwartete und erhielt, war persönliche Förderung, Bevorzugung, Protektion. „Pao" heißt das System auf chinesisch – eines jener Wörter, die kaum übersetzbar sind. Die Unbefangenheit, mit der man vom Pao sprach, könnte kaum schöner demonstriert werden als in dieser kleinen Geschichte aus dem neunten nachchristlichen Jahrhundert:

Als der Ministerpräsident Tsui Tschüan von seiner Frau ersucht wurde, zum Zwecke wirtschaftlicher Sicherheit Grundbesitz zu kaufen, lehnte er dies ab mit dem Hinweis, er habe ja schon dreißig prächtige Güter; damit aber meinte er dreißig Männer, die im Laufe der Zeit, da er Kommissar für Staatsprüfungen gewesen war, die höchsten Examen bestanden hatten und die ihm dafür Dankbarkeit schuldeten. Derselbe Tsui Tschüan ist als Muster der Unbestechlichkeit in die Geschichte eingegangen.[10]

Daß den Durchschnittsmenschen, zumal den mittleren Beamten, dieses System korrumpieren mußte, wenn es über ein gewisses Maß hinausging, hat die Geschichte Chinas bis zu dem an Korruption zugrunde gegangenen Regime Tschiang Kai-scheks im-

mer wieder erwiesen; wird das kommunistische auf die Dauer widerstandsfähiger sein? Machtvolle Herrscherpersönlichkeiten wie der Han-Kaiser Wu (140–87 v. Chr.), unter dem das Kaiserreich seine größte Ausdehnung erreichte, tatkräftige Reformer wie der Kanzler Wang An-schi (1021–1080) versuchten einen aufgeklärten Absolutismus an die Stelle dieses Gewebes von Protektionen zu setzen, egalitäre Massenbewegungen wollten es mit revolutionärer Gewalt entwurzeln; so gab es schon im Aufstand der Gelben Kopftücher (im zweiten nachchristlichen Jahrhundert, als Reaktion auf die allgemeine Unordnung der ausgehenden Han-Zeit) die Einrichtung gemeinsamer Arbeiten und Mahlzeiten, interessanterweise auch die des öffentlichen Bekennens von Missetaten; die Taiping-Rebellion, die nach der schweren Erschütterung des Opiumkrieges das Land in einen fünfzehnjährigen Bürgerkrieg (1851–1866) stürzte, forderte die Aufteilung des gesamten Grundbesitzes an die Bauern und gemeinsames Eigentum an allen beweglichen Gütern; aber diese reformerischen und revolutionären Versuche sind nicht nur im Ergebnis erfolglos geblieben, sie sind auch, da an Ausnahmesituationen gebunden, nur bedingt repräsentativ; die Geschichte anderer Völker, auch des russischen, weist in Krisenzeiten ähnliche Erscheinungen auf.

Sinn für Rang und Stand

Auf die Dauer erwiesen sich die beharrenden Kräfte nicht nur machtpolitisch, sondern auch geistig als die stärkeren. Sie stützten sich auf die einzigartige Autorität des Konfuzius, der eine ausgeprägt aristokratische Lebensordnung verkündet hatte; allerdings sollte die Aristokratie des Blutes durch eine solche der Bildung abgelöst werden. Er selbst hatte, wie wir sahen, nur dem Edlen die Fähigkeit zugesprochen, das Rechte um seiner selbst willen, ohne Rücksicht auf den Nutzen, zu tun. Und der Konfuzianer Hsün-tse schrieb im dritten Jahrhundert vor Christus:

„Die alten [in Wirklichkeit: legendären] Könige brachten Sitte und Gerechtigkeit in feste Form. Sie unterschieden zwischen dem Edlen und Niedrigen, dem Älteren und dem Jungen, dem Intelligenten und dem Dummen, dem Fähigen und dem Unfähigen und richteten

es so ein, daß jeder seine besondere Funktion ausübte und den ihm gemäßen Platz erhielt. Das Einkommen des Einzelnen entsprach seiner Stellung. So muß man es machen, wenn die Menschen in Harmonie und Einigkeit leben sollen." [11]

Dabei gab Hsün-tse neben der ethischen noch eine ökonomische Begründung, die modern anmutet: Die Ungleichheit sei unvermeidlich, da es noch nicht genug von allen Gütern gebe; auch für Marx und seine Nachfahren ist ja die Schaffung eines Warenüberflusses Vorbedingung des Übergangs zum Kommunismus.

Eine stark differenzierte Rangordnung, ein ausgesprochenes Kompetenzbewußtsein herrschten nicht nur in den gesellschaftlichen Beziehungen, sondern auch im Alltag der Arbeit. Jeder Ausländer, der sich in China niederließ, lernte bald: Derjenige Haushalt funktionierte am besten, in dem die einzelnen Dienstboten am klarsten über die Grenzen ihres Aufgabengebiets Bescheid wußten.

Besonders zäh wußten noch im zwanzigsten Jahrhundert die geistigen Arbeiter ihren Vorrang zu verteidigen. Als ich 1929 zum erstenmal nach China kam, erhielt ich den Auftrag des Weltstudentenwerks, eine Reihe von Universitäten zu besuchen, um dort die im Westen als vorbildlich angesehenen Einrichtungen der deutschen studentischen Selbsthilfe zu erklären und zur Nachahmung zu empfehlen. Ich stieß mit meinen Berichten über Studentenküchen, Studentenwäschereien usw. erst auf Erstaunen, dann auf kühle Ablehnung; man war nicht auf die Hochschule gekommen, um sich die Finger durch Handarbeit schmutzig zu machen, man erwartete vielmehr nach uralter chinesischer Tradition Stipendien und andere Privilegien. Es fehlte ja auch nicht an klassischen Formulierungen, die man zitieren konnte: „Die Höheren sollen mit ihrem Geist arbeiten, die Niederen mit ihrer Körperkraft", oder: „Regierungsleute widmen sich der Regierung, die Niederen der Arbeit." Schon bei Meng-tse konnte man lesen: „Wer andere regiert, wird von ihnen unterhalten." [12]

Die Kaufleute – der niederste Stand; darüber die Handwerker

In der Pyramide der Berufe, denen wir uns nunmehr zuwenden wollen, nahmen jedoch weder die Bauern noch die Handwerker den untersten Platz ein, sondern – die Kaufleute; sie wurden

sogar zeitweise mit den Sklaven und Dirnen, Schauspielern, Gauklern und Musikern, Barbieren und Berufssoldaten zu den außerhalb der eigentlichen Gesellschaft stehenden Volksgruppen gerechnet und von den Prüfungen für die Beamtenlaufbahn ausgeschlossen. Das mag manchen wundern, der die außerordentliche Geschäftstüchtigkeit zumal der Auslandschinesen aus eigener Anschauung kennt. Es war auch nicht immer so gewesen. Aber der konfuzianische Gelehrten- und Beamtenstaat hatte eben eine Gelehrten- und Beamtenmoral, und die Kaufleute, die weder Gelehrsamkeit besaßen noch – wie die Bauern und Handwerker – Güter hervorbrachten, also nur an den „Zweigen", nicht aber an den „Wurzeln" des Baumes der Wirtschaft tätig waren, wurden nur wenig geachtet. Auch Lao-tses Mahnung zu Genügsamkeit konnte ihrem Ansehen nicht förderlich sein: „Weiß man sich zu begnügen, gibt es keinen Mangel" oder: „Bei allzu vielem Sammeln ist sicher großer Verderb." [13]

Auch Gesetzgebung und Rechtsprechung waren dem Kaufmannsstand nicht günstig; in ihnen wurde nicht so sehr die Güterordnung als vielmehr die Sittenordnung geschützt. „Es ist die sittliche Gesinnung oder der Mangel daran, auf die abgestellt wird, und nicht das zu schützende Gut." [14] Überdies stand ja die praktische Anwendung der Gesetze durch den Richter unter dem Grundsatz, in Berücksichtigung der Umstände und der betroffenen Personen zu urteilen; so fehlte es dem Kaufmann an festen Regeln, die er hätte im voraus in Rechnung stellen können.

Unter solchen Umständen konnte es eine freie und stetige Entwicklung dieses Standes nicht geben. Wann immer es ihm gelang, nach oben zu kommen, wurde er rasch wieder geduckt. Unter der Han- und Tang-Dynastie zum Beispiel durften Kaufleute zu Zeiten weder Seide tragen noch auf Pferden reiten. In der Ming- und der Mandschu-Periode verbesserte sich ihre Lage; von bestimmten Geschäftszweigen wie Salzhandel und Bergbau blieben sie jedoch ausgeschlossen, da diese Staatsmonopole darstellten; sie konnten dort allenfalls als Pächter, nicht als Unternehmer auftreten. Auch wo sie sich legal betätigen durften, waren sie bürokratischer Willkür unterworfen. In ihrer überwältigenden Mehrheit blieben sie auf der Stufe des Händlers, zum Teil des fliegenden Straßenkrämers, jener pittoresken Erscheinung des

alten China, mit seinen von Ware zu Ware verschiedenen Rufen und Geräuschen – der Trommel des Papiersammlers etwa oder dem Klingen kleiner Metallbecken bei dem Mann mit Erfrischungen.

Aber selbst der reiche Kaufmann besaß nicht entfernt eine Bedeutung wie sein Kollege im vorindustriellen Westen oder in der Welt des Islam. Den „Königlichen Kaufmann" hat China nie gekannt. Erst gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts wurde es durchgreifend anders – zu spät, um noch einen kräftigen, wirtschaftlich unabhängigen und selbstbewußten Mittelstand aufwachsen zu lassen, wie er im Westen zum stärksten Widerpart der fürstlichen Bürokratie wurde. Damit fehlte auch der entscheidende Antrieb zur Entwicklung eines autonomen städtischen Gemeinwesens. Die europäische Erfahrung, daß Stadtluft frei mache, war hier nicht möglich; über die Rolle des Verwaltungs- und Wirtschaftszentrums für das umgebende Landgebiet ist die chinesische Stadt nie hinausgekommen.

Der Handwerker, der selbst Werte schafft, stand höher im Rang; dafür sorgte schon die besondere Wertschätzung des schönen Geräts jeder Art, die dem chinesischen Kunsthandwerk Weltruf verschafft hat. Im ganzen unterscheidet er sich wenig von seinen europäischen Berufsgenossen aus dem vorindustriellen Zeitalter. Die Regel waren auch hier Familienbetriebe, in denen gleichzeitig verkauft wurde, mit Lehrlingen und Gesellen, und wie bei uns waren – und sind zum Teil noch – die Werkstätten des gleichen Handwerks in eigenen Straßen zusammengefaßt. Ebenso gab es Zünfte, welche vor allem Preis und Qualität kontrollierten und die Interessen ihrer Mitglieder nach außen vertraten. Von Großbetrieben, aus denen sich ein früher Kapitalismus hätte entwickeln können, hören wir nichts.

Noch höheren Ranges – die Bauern

Noch über den Handwerker stellte die konfuzianische Rangordnung den Bauern. Die Wertschätzung des Ackerbaus in China seit ältester Zeit wird in der ehrwürdigen Gestalt des mythischen Herrschers Schen-nung („Göttlicher Landmann") sichtbar; der ältesten Überlieferung nach soll er die Ackergeräte erfunden, das Volk den Ackerbau gelehrt und Pflanzen und Kräuter auf ihre

Heilkraft erprobt haben. Der hohe Rang des Bauern auf der sozialen Leiter hatte eine doppelte Voraussetzung, die dem europäischen Bauerntum überwiegend, dem russischen fast ganz verloren gegangen war: die der persönlichen Freiheit und der freien Verfügung über den Boden. Eine bäuerliche Leibeigenschaft hat es in China seit über zweitausend Jahren praktisch nicht gegeben. Auch der Anteil der wirtschaftlich Unselbständigen, die ausschließlich auf Pachtland angewiesen waren oder sich als Knechte bei Landbesitzenden verdingten, war relativ klein. Noch in den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts, als sich die Lage gegenüber früheren Epochen stark verschlechtert hatte, bestand die chinesische Bauernschaft nach der klassisch gewordenen Untersuchung von J. L. Buck zu vierundfünfzig Prozent aus Nur-Eigentümern, zu siebzehn Prozent aus Nur-Pächtern, die restlichen neunundzwanzig Prozent bearbeiteten sowohl eigenes als gepachtetes Land.[15] Umgekehrt war der Großgrundbesitz im Vergleich zu europäischen, nicht zuletzt russischen Größenordnungen, bescheiden. Eine feste Grenze zum Bauernland bestand nicht; die Übergänge bis hinunter zum Kleinbesitz waren fließend. Auch der Großbesitz wurde meist in Parzellen verpachtet, was agrarische Großbetriebe ausschloß.

So kann, im Gegensatz besonders zu Rußland, bis weit ins neunzehnte Jahrhundert hinein auf dem Lande von einer eindeutigen Klassenkampfsituation – hier reicher Agrarier, dort armer Leibeigener – keine Rede sein (so wenig es in China in den letzten zwei Jahrtausenden einen Feudalismus gab, auch wenn die Kommunisten die Existenz eines solchen bis in unser Jahrhundert feststellen wollen). Auch die Sippe schloß ja Arme und Reiche in sich ein und trug so zur Milderung sozialer Gegensätze wesentlich bei. Ferner wirkte die konfuzianische Tradition beruhigend, denn sie erzog die Menschen dazu, sich mit den Verhältnissen abzufinden. Außerdem gab es, wie wir sehen werden, grundsätzlich für jeden eine Chance des Aufstiegs in die Oberschicht. Hinzu kommt – im Gegensatz zu den in Europa noch im 18. Jahrhundert bestehenden, in Preußen beispielsweise erst durch Stein beseitigten Beschränkungen – die Mobilität des Bodens. Der Boden war in China seit unvordenklichen Zeiten unbeschränkt veräußerliches Privateigentum, und das nicht nur auf dem Papier. Die ein-

gehende Untersuchung eines Dorfes in der süddchinesischen Provinz Kwantung nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges ergab beispielsweise, daß von den mehr als dreißig reichen Familien nur eine seit vier Generationen dieser Schicht angehörte, die übrigen erst seit einer oder zwei Generationen.[16] Auch das – besonders in Süddchina häufige – Sippenland bedeutete keine Beschränkung der bäuerlichen Freiheit. Die Sippe überließ es zur Bearbeitung ihren Mitgliedern, die es – nur wenn sie das wollten – zu dem Grund und Boden hinzupachteten, den der Einzelne ohnehin besaß. Einen Kollektivbesitz des ganzen Dorfes mit gesetzlich festgelegter Bindung an den Boden wie im größten Teil Rußlands gab es ohnehin nicht. So fehlte auch hier der Ansatz zu sozialistischer Gemeinschaftsform.

Dennoch verzeichnet die Geschichte Chinas eine lange Reihe schwerer, oft über viele Jahre anhaltender Bauernunruhen. Die Ursachen liegen nicht so sehr in politischer und sozialer Unterdrückung, als vielmehr in wirtschaftlicher Verelendung. Diese war in früheren Jahrhunderten vor allem die Folge der unaufhörlichen Kriege und der, je mehr Machthaber sich bekämpften, um so drückenderen Steuerlast; dann, seit Ende des achtzehnten Jahrhunderts, eines immer rascheren Bevölkerungswachstums, mit dem die Neulanderschließung nicht mehr Schritt halten konnte. G. B. Cressey errechnete folgende Zahlen, die die Tendenz der Entwicklung deutlich erkennen lassen: Auf den Kopf der Landbevölkerung kamen im Jahre 1661 noch 5,24 Mu Ackerland, 1766 noch 4,07, 1872 aber nur 2,49 Mu.[17] (ein Mu – in verschiedenen Landesteilen verschieden groß – entspricht gegenwärtig einer Fläche von 660 Quadratmetern.) Die Produktivität aber nahm kaum zu, da man sich der Methoden aus Urväterzeit weiter bediente.

Zudem lasteten auf dem bäuerlichen Haushalt die hohen, wirtschaftlich unproduktiven Ausgaben für Zeremonien und Repräsentation, wie die Sitte sie vorschrieb, so für die Ausstattung bei Heiraten oder Beerdigungen; mancher Mittelbauer gab für die Verheiratung seines Sohnes das Bruttoeinkommen eines ganzen Jahres auf einmal aus.[18] Dürren, Hochwasserkatastrophen – die das rote China auch mit modernen Mitteln noch nicht zu meistern vermag – oder kriegerischer Verwüstung stand er

ohne Reserven gegenüber. Für viele Tausend blieb nichts als Landstraße und Hungertod.

Der höchste Stand, mit dem umstrittenen Namen

Wir haben das Haus der chinesischen Gesellschaft von unten nach oben durchwandert, ohne dabei auf Veränderungen und Verschiebungen zeitlich begrenzter Art einzugehen, und kommen nun zu der Führungsschicht, die sein oberstes Stockwerk über zwei Jahrtausende unbestritten besetzt hielt, die ebenso die chinesische Kultur in sich repräsentiert hat, wie sie mit dem Staat aufs engste verbunden war, so daß es nicht möglich erscheint, Staat und Gesellschaft im alten China getrennt zu behandeln; zu der Schicht, die eine so einmalige Erscheinung darstellt, daß sich die Forschung bis heute nicht über ihre treffendste Bezeichnung einigen konnte. Eine wörtliche Übersetzung ihres Namens Schen-schi hülfe nichts, da Schen Gürtel oder Träger eines (Ehren-) Gürtels, wie er bei Inhabern eines akademischen Grades und Beamten üblich war, bedeutet und unter Schi ein Gelehrter zu verstehen ist.[19] Nur von Beamten oder von Gelehrten zu sprechen, geht nicht an, da sich beide Begriffe weithin überschnitten. Das Doppelwort „Beamter-Gelehrter" wiederum ist zu schwerfällig. Bezeichnungen wie „Gebildeter", „Intellektueller" oder gar der im heutigen Sprachgebrauch auf einen ganz bestimmten Typus des Schriftstellers (mit Beigeschmack) eingeengte „Literat" wären irreführend. Das Wort „Mandarin" (eine portugiesische Verballhornung aus Südostasien) meint, wie „Beamter" bei uns, nur denjenigen, der ein Amt innehat, nicht aber die weit größere Zahl der Anwärter, die auch zu den Schen-schi gehörten.

Den englischen Besuchern des Landes schien für die gemeinte Sache der Name ihrer eigenen Oberschicht am besten geeignet, der „Gentry" also, die im Kampf mit Krone und Hochadel aus dem landsässigen Kleinadel und zu Grundbesitz gelangten großbürgerlichen Familien zusammengewachsen war; er ist auch von deutschen Forschern übernommen worden. Aber dieser Begriff ist nun einmal mehr mit der Vorstellung von Erbadel und Landbesitz verknüpft als mit derjenigen administrativer Funktionen; ein Geburtsadel aber existierte in China seit langem nicht mehr (wenn man von den kaiserlichen Prinzen und ihren Familien ab-

sieht), und Landbesitz war für die Zugehörigkeit zu dieser Schicht sekundär, primär dagegen der durch Bildung und Staatsexamen erworbene Anspruch auf einen Platz in der administrativen Hierarchie. Auch unterschied sich ihr Lebensstil radikal von dem des englischen Landadels. Treffend, aber allzu künstlich ist das von C. G. Wang vorgeschlagene Wort „Literokratie". Für die Zwecke dieses Buches scheint mir, da das entscheidende Merkmal in der durch Prüfungen erlangten (aber keineswegs immer wahrgenommenen) Berechtigung („Lizenz") zur Ausübung eines Amtes bestand, das Wort „Lizentiat" noch am besten geeignet zu sein; mit Einschluß der Familien würde also von der Lizentiatenschicht zu sprechen sein.

Aufstieg – durch Examen

Als Institution war diese Beamtenschicht das Führungsinstrument des absolutistischen Einheitsstaats, wie er nach der Überwindung des alten Lehnfürstentums – im dritten Jahrhundert v. Chr. – begründet worden war. Schon die Weiträumigkeit des Reiches und die Vielzahl der Dialekte, wenn nicht Sprachen, verlangten ein Heer von Beamten, die die Sprache der Hauptstadt zu verstehen, die Befehle der Zentrale zu lesen imstande sein mußten. Wer anders sollte dafür in Frage kommen als die Bewahrer der alten Sprache, Schrift und Tradition, die Schulen der „Philosophen", voran und bald ausschließlich die Konfuzianer, die von jeher die Beratung der Fürsten durch die Edlen und Weisen gefordert hatten. Die Beherrschung aller wichtigen Bereiche der chinesischen Kultur, in erster Linie des Konfuzianismus, die in staatlichen Prüfungen nachzuweisen war, wurde zum eigentlichen Qualifikationsnachweis des Beamten.

Dieses Prüfungs- und Auslesesystem wurde mit großer Folgerichtigkeit, wenn auch nicht ohne Unterbrechungen und Umwege, weiterentwickelt und fand in der ersten Phase der Sung-Dynastie (960–1067) einen gewissen Abschluß; mit geringen Veränderungen ist es bis zur Abschaffung der Examen im Jahr 1905 erhalten geblieben. Es war bis ins letzte durchdacht: Stufenleiter der Prüfungen von den provinziellen bis zu den hauptstädtischen; Sicherung einer selbständigen Prüfungsleistung durch Klausurarbeiten, einer objektiven Bewertung durch deren Kennzeichnung

mit Chiffren statt Namen; fortlaufende Kontrolle der Bewährung im aktiven Dienst durch jährliche Leistungszeugnisse nach möglichst objektiven Kriterien, wie Zu- oder Abnahme der Bevölkerung im Amtsbezirk oder Zahl der dort festgenommenen Verbrecher. Mit einer oder auch zwei Prüfungen war es also durchaus nicht getan; man hat das Dasein der chinesischen Oberschicht als ein „Examensleben", ja als „lebenslänglichen Pennalismus" [20] bezeichnet.

Die Prüfungsmaßstäbe waren streng; bei manchen Provinzexamen der Mandschu-Zeit fielen achtundneunzig Prozent der Kandidaten durch; einer von ihnen war Hung Hsiu-tsüan, der spätere Führer der Taiping-Rebellion. Ein genau umschriebener, zum Teil vom Kaiser persönlich ausgewählter [21] Stab leitender Beamter erhielt das Privileg, die zum Aufstieg in die höheren Ränge geeigneten Kandidaten vorzuschlagen, für deren Qualität und Wohlverhalten sie dann zu bürgen hatten; auch diese Bürgschaften waren bis in Einzelheiten geregelt: unter anderem war festgesetzt, mit welchen Strafen (von kleinen Geldbeträgen bis zu Zwangsarbeit und Verbannung) der Bürge zu belegen sei, sollte der Mann, für den er gebürgt hatte, straffällig werden.

So entstand ein System von großartiger Einheitlichkeit, imponierend vor allem durch den dahinterstehenden Willen, allen Begabungen, gleichviel aus welcher sozialen Schicht, die Türe zur Mitarbeit im Staate zu öffnen und zugleich eine Lösung zu finden für eine der größten Aufgaben aller Staatskunst: die zwei sich widerstrebenden und doch gleichermaßen notwendigen Prinzipien – Stabilität des Ganzen und Mobilität des Einzelnen – in Einklang zu bringen. Die gewaltigen Leistungen dieses Staates, vor allem bei den Wasserbauten, wären ohne einen qualifizierten und zentral gelenkten Beamtenapparat nicht möglich gewesen.

Die Wirklichkeit war natürlich nicht ganz so demokratisch. Zwar konnte, von den wenigen, als verächtlich angesehenen Berufsgruppen abgesehen, jedermann die Zulassung zu den Prüfungen beantragen, aber die dabei notwendigen Kenntnisse setzten schon ein jahrelanges Studium voraus, das sich nur eine Minderheit leisten konnte. Hierbei konnte die Sippe mit Stipendien einspringen: in der – regionalen oder sogar zentralen – Administration einen tatkräftigen Vertreter sitzen zu haben, machte sich für

sie immer bezahlt. Aber auch da konnten die kleinen Außenseiter mit den reichen Mitteln der schon aufgestiegenen Sippen nicht Schritt halten, gar nicht zu reden von den Möglichkeiten, durch die in Prüfungs- und Auswahlkommissionen sitzenden Verwandten die eigenen Leute doch irgendwie zu bevorzugen. Gegen das Pao war eben auf die Dauer kein Kraut gewachsen; die Oberschicht vermochte sich mit wachsendem Erfolg nach unten abzudichten. In der späteren Sung-Zeit entstammten etwa vierzig Prozent[22], im neunzehnten Jahrhundert schon etwa fünfundsechzig Prozent[23] der Oberschicht solchen Familien, welche ihr schon vorher angehört hatten; da war also nur noch die Minderheit von unten aufgestiegen, und von ihr hatten sich – ein neu aufgetretenes Symptom des Verfalls – nicht wenige unter Umgehung der unteren Prüfungen eingekauft. Umgekehrt gab es aber auch zahlreiche Fälle, in denen die Nachkommen von Angehörigen der Oberschicht wieder in die Masse zurücksanken. Einer der besten deutschen Sachkenner urteilt in zusammenfassendem Rückblick:

> „Durch diese Praktiken hat die chinesische Gentry eine unerhörte Stabilität erhalten. Wir kennen zahlreiche Familien, die weit über tausend Jahre lang in der politischen Führung geblieben sind. Im ganzen beträgt die Zahl der bedeutenden Familien in der Hauptstadt selten mehr als hundert." [24]

Solidarität und Stabilität der Oberschicht

Absolute Zahlen sind für die ältere Zeit nicht verfügbar; für die erste Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts kommt eine neuere Berechnung auf eine Gesamtzahl von über einer Million Lizentiaten, von Männern also, welche mindestens die erste Sprosse der Examensleiter (und sei es durch Kauf) hinter sich gebracht hatten. Von diesen saßen aber nur fünfunddreißigtausend tatsächlich in Beamten- und Offiziersstellungen. Die übrigen waren Anwärter, doch auch sie übten eine Fülle von beamtenähnlichen Funktionen aus: Planung und Ausführung von Straßen-, Brükken- oder Dammbauten, Schlichtung von Streitfällen, Hilfsaktionen bei Naturkatastrophen, Errichtung von Getreidespeichern, Abfassung der lokalen Chroniken. Nur so ist zu erklären, daß das riesige Reich von einem geradezu winzigen Stab hauptberuflicher

Beamter verwaltet werden konnte – von den fünfunddreißigtausend waren auch nur rund zwanzigtausend zivile Beamte, der Rest Militärs.[25]

Ein schwer berechenbarer, aber nicht unbeträchtlicher Teil der Lizentiaten lebte auf dem Lande und widmete sich der Verwaltung des familieneigenen Grundbesitzes, in dem die Überschüsse aus den Beamtenpfründen angelegt wurden. Institutionell bestand also kein Zusammenhang zwischen Beamtenschaft und Großgrundbesitz. Er darf auch nach seiner wirtschaftlichen Bedeutung nicht überschätzt werden: Eine auf breiter Basis aufgebaute Untersuchung über die Mandschu-Zeit läßt erkennen, daß in dieser Periode die direkten Einkommen aus Beamtenpfründen und Lizentiatenfunktionen aller Art die wichtigste Einnahmequelle der Oberschicht darstellten, während die Einkünfte aus Landbesitz in der Summe weniger als ein Drittel ausmachten.[26]

Die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verbindungen der Lizentiatenfamilien beschränkten sich nicht auf die Landwirtschaft; auch mit dem in der Sung-Zeit aufblühenden Großhandel entwickelte sich eine rege Zusammenarbeit – zum Schaden des Staates (durch Steuernachlässe an die Begünstigten) und der Verbraucher, die die staatlich genehmigten Preise bezahlen mußten.

Im ganzen beruhte die Stärke der Oberschicht doch weniger auf der Ausübung administrativer und politischer Funktionen oder Besitz als auf ihrer inneren Geschlossenheit. Sie lebte aus dem, trotz vielen Rückschlägen immer wieder erneuerten, konfuzianischen Erbe, und die Staatsprüfungen allein sorgten dafür, daß auch die nachwachsenden Generationen es sich unverändert zu eigen machten. Die Prüfungsaufgaben waren und blieben auf die klassischen Fächer – Philosophie, Ethik und Geschichte – abgestellt; die von Einzelnen immer wieder unternommenen Versuche, die Ausbildung zu spezialisieren und praktischer zu gestalten, vermochten sich nicht durchzusetzen.[27]

Der Gefahr eines zunehmenden Formalismus vermochte sie freilich nicht zu entgehen; auch die humanistische Bildung Europas ist ihr ja zeitweilig erlegen! Aber eben hier, in der Absage an den Positivismus, im konsequenten Festhalten an der Humanitas lag auch ihre typusbildende Kraft. Konfuzius hatte gelehrt, daß

die Dinge von selbst ins Lot kommen, wenn man die Führung den rechten Männern überläßt. Seitdem galt, von Ausnahmezeiten abgesehen, in China der Grundsatz, man müsse mehr durch Männer als durch Gesetze regieren. Diese Männer aber können auch nur durch Männer herangebildet werden, die selbst im gleichen Geiste gebildet sind.

Im Volke sicherte dem Lizentiaten schon das Monopol der Beherrschung einer so unvergleichlich schwierigen Schrift – und der nur über sie zugänglichen Bildung, die wieder Voraussetzung jedes sozialen Aufstiegs war – Respekt und ehrfürchtige Bewunderung; auch waren sie durch eigene Kleidung mit je nach Dienstrang wechselnden Abzeichen und durch weitere Privilegien wie Befreiung von Arbeitsdienst und entehrenden Strafen sichtbar aus der Masse herausgehoben. In Zeiten sozialer Gärung wurde ihre Vorrangstellung zeitweilig von der Woge revolutionären Hasses überflutet; war diese verebbt, erwies sich, daß der alte Bau noch stand.

Den kaiserlichen Absolutismus aber, der ihre Opposition oft mit harter und blutiger Gewalt niederzwang, überlebten sie durch ihre Unersetzbarkeit. Wenn sie gern den konfuzianischen Spruch zitierten „Zwischen den vier Meeren sind alle Menschen Brüder“ [28], so meinten sie damit, wie der Zusammenhang des Zitats deutlich zeigt, nicht dasselbe wie Schiller mit seinem „Alle Menschen werden Brüder“, sondern wollten ihrer, der Lizentiatenschicht, Solidarität zum Ausdruck bringen.

Geist und Macht standen nicht gegeneinander

Diese Solidarität hatte sich schon früh gebildet: Als die Konkubine eines Fürsten der Han-Zeit über einen Beamten lachte, traten seine sämtlichen am Hof tätigen Kollegen so lange in den Streik, bis die Dame hingerichtet wurde.[29] Welcher Abstand zu den linientreuen Kanpu (= Kader) des kommunistischen Funktionärskorps, mit denen allzu eilige Betrachter die alte chinesische Oberschicht vergleichen wollten – und von denen sie schon durch ihre Bildung weltenweit verschieden ist!

Bei allen dramatischen Wechselfällen ihrer Geschichte hat diese Elite zwei Jahrtausende überdauert und sich, neben dem Familiensystem, als die zweite tragende Säule des klassischen China

bewährt. In sich selbst durch das konfuzianische Kulturerbe konservativ, ja traditionalistisch bestimmt, blieb sie zugleich mit dem Staat institutionell fest verbunden; damit war die sonst – auch in Rußland – so gefährlich explosive Spannung zwischen Macht und Geist weitgehend neutralisiert und dem Entstehen einer staatsfremden revolutionären oder gar anarchistischen Intelligenz vorgebeugt. Die Existenz der als Schriftsteller, Gelehrte, Künstler tätigen Intellektuellen war ja gerade durch die von ihren Verwandten und Gesinnungsgenossen im Staatsdienst gehaltenen Positionen gesichert; sollten sie diese Basis selbst unterminieren? Außerdem hatte die Regierung über die Zulassung zu den zentralen und regionalen Staatsprüfungen die Möglichkeit, Umfang und Zusammensetzung der Oberschicht zu manipulieren, unerwünschte Elemente fernzuhalten oder zurückzudrängen und frisches Blut zuzuführen.

Auf die zahlreichen Rangstufen besonders der höheren Beamten samt den von ihnen ausgeübten Funktionen, damit auch auf den Aufbau des ganzen staatlichen Apparats näher einzugehen, liegt schon jenseits der in diesem Buch zu erörternden Frage; hier genügt der Hinweis, daß eine so strenge und differenzierte Hierarchie wesentlich zur Stabilität, das heißt aber auch, zur fortschreitenden Erstarrung dieser Bürokratie beitragen mußte.

Keine echte Selbstverwaltung

Mit einem so kleinen Beamtenkorps auszukommen, war deshalb möglich, weil die Verwaltungsaufgaben auf dem Lande an nichtbeamtete Beauftragte delegiert waren, und zwar nicht nur an die uns schon bekannten „Anwärter", sondern auch an eine Anzahl weiterer Organe. In diesen letzteren hat man bis vor kurzem Beweise einer hochentwickelten Selbstverwaltung erkennen wollen; Hsiao Kung-tschao[30] hat jedoch neuerdings nachgewiesen, daß auch sie als Instrumente der Regierung zu gelten haben. Ihre Funktionäre wurden von den Kreisverwaltungen ernannt und konnten jederzeit abberufen werden.

Das *Pao-tschia* (zehn Haushalte = ein Pai, zehn Pai = ein Tschia, zehn Tschia = ein Pao) war eine Art von Blockwart-System. Es gab der Verwaltung mit Hilfe laufend zu führender Listen jederzeit Aufschluß über Bevölkerungszahl und -bewegung,

erfüllte also eine der Aufgaben unserer Standesämter. Das Paotschia-System gab es seit der Sung-Zeit; besonders wurde es von den Mandschu-Kaisern gepflegt. Die Kuomintang hat es übernommen. Sogar die Japaner bedienten sich seiner während des Zweiten Weltkrieges in den von ihnen besetzten Gebieten, und in dieser Phase habe ich es noch erlebt. Wir hatten, als wir uns in dem 1941 überfüllten Schanghai niederließen, nur die teuerste Wohnung in einem Hochhaus der französischen Konzession bekommen können. Da der Rang eines Dieners vom Preis der von ihm betreuten Wohnung abhing, wurde der unsere automatisch Tschiatschang, das heißt Chef der rund hundert in dem Hause lebenden chinesischen Familien. Es war ein rein formales Amt, das ihm, von der Führung von Namenslisten abgesehen, wenig Mühe bereitete, aber mich (nicht ihn!) manches Geld kostete, da er bei allen möglichen Gelegenheiten Geschenke zu vergeben hatte, deren Größe mein (und sein) „Gesicht" bestimmte.

Die Einziehung der Grundsteuer, seit der Sung-Zeit auch der Ablösungsbeträge für die staatlichen Frondienste, war dem *Litschia*-System übertragen: Jeweils hundertzehn Haushalte waren hier in ein Li zusammengefaßt und zahlten gemeinsam ihre Steuern an die Kreisverwaltung, wobei von den hundertzehn Haushaltsvorständen zehn das Einsammeln der Steuern in je elf Haushalten zu besorgen hatten.

Die Funktionäre einer dritten Institution, des *Hsiang-yüe*, hatten am Ersten und Fünfzehnten jeden Monats – bis ins kleinste Dorf hinab – die wichtigsten Regierungsgrundsätze öffentlich zu verlesen und die Regierungstreue der Bevölkerung zu überwachen.

Wir haben es somit in China mit einer bürokratischen Monarchie zu tun, die das Reich mit einem kleinen Beamtenapparat, aber unter Heranziehung einer großen Zahl sonstiger nichtbeamteter Funktionäre und einiger halbstaatlicher Kontrollorgane verwaltete. Von einem totalen Staat war dies weit entfernt, noch weiter freilich von einer Demokratie, da von echten Selbstverwaltungskörpern, wie dargelegt, nicht gesprochen werden kann. Daß auch die Städte mit ihren Zünften und Gilden (rein gewerblichen Zusammenschlüssen, nicht politischen Organen) keine demokratische oder wenigstens vordemokratische Funktion ausüben konnten, wurde ebenfalls schon erwähnt. So gab es also in China keinerlei

demokratische Ansätze, gab es keine organisierten Gruppen, welche den Kaisern eine Verfassung hätten abtrotzen können.

„... aus guten Männern keine Soldaten"

Eine eigentlich militärische Karriere gab es nicht: das militärische Amt war ein Staatsamt wie andere und kein sehr begehrtes. Denn im Vergleich zu Europa besaßen die Träger der militärischen Macht kein besonderes Ansehen; mindestens galt dies im letzten halben Jahrtausend chinesischer Geschichte. Gerade die beiden fremden Dynastien der Mongolen und der Mandschus haben dem Reich überaus lange Friedensperioden gebracht. Dies hatte zur Folge, daß die Soldaten – seit der Sung-Zeit waren es Söldner – als recht überflüssig betrachtet wurden und keine große Achtung genossen, wie das aus einem der bekanntesten Sprichwörter Chinas hervorgeht: „Aus gutem Eisen macht man keine Nägel, aus guten Männern keine Soldaten." Man hielt nicht viel von Leuten, die ihre Familie verließen und das Risiko auf sich nahmen, in der Fremde begraben zu werden, wo doch der Meister gelehrt hatte: „Solange die Eltern leben, soll man nicht in die Fremde ziehen." [31]

Das zog auch die militärische Führungsschicht Chinas in Mitleidenschaft, obwohl sie sich wie die zivile durch Examen rekrutierte und also ebenfalls dem Lizentiatenstand angehörte.[32] Hinter der Bedeutung und dem Ansehen der zivilen Beamten blieb sie weit zurück. Ihr Stil war nichts weniger als martialisch; sogar die Erobererstämme verloren alsbald ihre kriegerischen Gewohnheiten: Bereits hundert Jahre nach der Gewinnung Chinas waren die mandschurischen Garnisonen militärisch unbrauchbar.[33] Wegen der Größe des Reiches war zudem die Befehlsgewalt zersplittert. Als im neunzehnten Jahrhundert die Zeit der Bewährung kam, erwies sich das chinesische Militär als hoffnungslos unfähig und veraltet.

Die Sitte stand über dem Gesetz (außer bei den „Legalisten")

Die Autorität der Mandarine dagegen wurde dadurch noch mehr gehoben, daß sie zugleich die richterlichen Funktionen wahrzunehmen hatten und dabei weitgehend nach Ermessen entschieden. Sie waren weit weniger als die europäischen Richter an die

Paragraphen eines geschriebenen Rechts gebunden.[34] Zwar kennt auch die chinesische Geschichte eine ausgeprägt, ja schroff legalistische Periode: die der Vorbereitung und Begründung des absolutistischen Zentralstaats durch die Tschin, die sich unter dem „Ersten Kaiser" 221 v. Chr. ganz China unterwarfen. Diese sogenannten Legalisten wollten nichts der von ihnen negierten selbsttätigen Einsicht der Untertanen überlassen, sondern möglichst das ganze Leben gesetzlich erfassen und ordnen und die strikte Einhaltung dieser Gesetze durch drakonische Strafen erzwingen. Doch mit der Dynastie selbst ging – schon im Jahre 207 v. Chr. – auch die Herrschaft dieser Ideologie wieder zu Ende.

Die Auseinandersetzung darüber, ob und in welchem Umfang Gesetze gut seien, blieb noch jahrhundertelang ein beliebtes Thema der Philosophen, aber auch hier erwies sich der konfuzianische Geist als der stärkere. Er aber stand zur Auffassung der Legalisten in diametralem Gegensatz; man könnte ihn geradezu auf den Begriff der liberalen Devise bringen: So wenig Staat (und Gesetze) wie möglich.

> Der Meister sprach: „Wenn man durch Erlasse leitet und durch Strafen ordnet, so weicht das Volk aus und hat kein Gewissen. Wenn man durch Kraft der Tugend leitet und durch Sitte ordnet, so hat das Volk Gewissen und erreicht das Gute."
> Der Meister sprach: „Erhaben war die Art, wie Schun und Yü [halbgeschichtliche Herrscher der Frühzeit] den Erdkreis beherrschten, ohne daß sie etwas dazu taten."[35]

Der Meister wiederum folgte hier uralter chinesischer Weisheit. Von alters her stand die rechte Sitte (Li) über dem Gesetz (Fa), und schon im sechsten vorchristlichen Jahrhundert finden wir die Sätze:

> „Die alten Herrscher schrieben die Grundsätze ihres Strafverfahrens nicht auf, denn sie fürchteten, einen prozeßsüchtigen Geist im Volk zu wecken. Aber da nicht alle Verbrechen verhindert werden können, stellten sie die Barriere der Gerechtigkeit auf, lenkten das Volk durch Verwaltungsanordnungen, behandelten es nach dem Herkommen, schützten es nach bestem Wissen und Gewissen und umgaben es mit Wohlwollen ... Ich habe sagen hören, ein Staat besitze die meisten Gesetze, wenn er dem Untergang nahe ist."[36]

Unter diesen Umständen konnte auch keine juristische Literatur entstehen, so sehr es sonst die chinesischen Gelehrten lieben, die alten Texte immer wieder neu zu kommentieren. Was nun die Anwendung der Gesetze in der Rechtsprechung betrifft, so ist nicht zu vergessen, daß ein großer Teil der gegen Moral oder Eigentum verstoßenden Vergehen schon innerhalb der Familien und Sippen geahndet wurde. Für die Einstellung zur Justiz selbst sind die beiden Zitate bezeichnend, von denen das erste aus der Ming-, das zweite aus der Mandschu-Zeit stammt:

„Der Kaiserliche Hof muß streng sein im Formulieren der Gesetze und die Beamten milde in deren Anwendung."

„Das Gesetz ist eine einheitliche Norm, aber die Situationen kommen in tausend Variationen vor. Wer das Gesetz unter Berücksichtigung der Situation anwendet, vermeidet es, die Harmonie der natürlichen Ordnung zu stören." [37]

Der Gegensatz zwischen Legalisten und Konfuzianern beschränkt sich jedoch nicht auf die Lehre von den Gesetzen, sondern durchdringt die gesamte Auffassung des Staates bis hinauf zu den Rechten und Pflichten des Kaisers. Die Tschin-Fürsten dachten und handelten wie orientalische Despoten. Einer von ihnen ließ Untertanen bestrafen, die zu Ehren seiner Genesung von einer Krankheit einen Stier geopfert hatten; denn, so sagte er, zwischen Untertan und Herrscher ist Liebe nicht am Platze, nur reiner Gehorsam.[38] Ähnliche Geschichten gab es von dem vielleicht bedeutendsten Minister und Gesetzgeber dieses Regimes, Schang Yang. Wer seine Gesetze kritisierte, wurde hingerichtet, wer sie lobte, wurde nicht minder bestraft, weil er sich überhaupt ein Urteil angemaßt hatte.

Des Meisters Anforderungen an die Regierenden

Konfuzius und seine Nachfolger dagegen stellten auch den Herrscher unter das Sittengesetz; dessen Autorität sollte sich auf das persönliche Vorbild gründen.

Der Meister sprach: „Wer kraft seiner Tugend herrscht, gleicht dem Nordstern, der verweilt an seinem Ort, und alle Sterne umkreisen ihn."

Tschi Kang fragte einmal den Meister nach dem Wesen der Regierung und erbat seinen Rat wegen des Räuberunwesens.

Der Meister sprach: „Regieren heißt recht machen. Wenn Eure Hoheit die Führung übernimmt im Rechtsein, wer wollte es wagen, nicht recht zu sein? ... Wenn Eure Hoheit nicht gierig wäre, das Volk würde nicht stehlen, und wenn Ihr es dafür belohnen würdet." [39]

Und der konsequente Konfuzianer Meng-tse scheute sich nicht, offen auszusprechen: „Das Volk ist das Wichtigste, die Altäre das Zweitwichtigste, der Fürst das Unwichtigste." [40]

So standen sich fast in allen Punkten die beiden Staatslehren unversöhnlich gegenüber: Für die Legalisten war der Mensch ein unmoralischer Egoist; Konfuzius dagegen glaubte, der Mensch sei besserungsfähig. Nach den Legalisten waren die Menschen für den Staat und dessen Herrscher da; für Konfuzius standen Mensch und Gesellschaft im Vordergrund. Die Legalisten wollten die Menschen durch Strafe und Belohnung zum Gehorsam bringen; Konfuzius zog es vor, sie durch Erziehung und Beispiel zur natürlichen Ordnung der Sitte zu führen. Die Legalisten wandten das Gesetz mit eiserner Härte in allen Fällen gleich an; die Konfuzianer traten für eine flexible Rechtsprechung ein. Die Legalisten brauchten Beamte, die als blinde Werkzeuge ausschließlich den Willen des Herrschers ausführten; Konfuzius wollte die Verwaltung des Staates in die Hände sittlich überlegener Männer legen, die zwar dem Herrscher loyal dienten, letzten Endes aber dem Himmel verantwortlich waren. Was Konfuzius wohl in Wirklichkeit wollte, war die Herrschaft der Edlen, unabhängig von Geburt und Erbrecht; aber so eindeutig konnte er das nicht sagen, da es die erblichen Herrscher nun einmal gab.[41] Darum war es eben auch keineswegs eine demokratische, sondern eine aristokratische Ordnung im eigentlichen Sinne des Wortes (= Herrschaft der Besten), die hier angestrebt wurde.

Der Meister sprach: „Man kann das Volk dazu bringen, dem Recht zu folgen, aber man kann es nicht dazu bringen, das Rechte zu verstehen."

Der Meister sprach: „Wer nicht das Amt dazu hat, der kümmere sich nicht um die Regierung." [42]

Wie handelten aber die Kaiser (oder die sie lenkenden Ratgeber) wirklich? Die Frage ist auch für unser Thema von Interesse, denn da die chinesische Monarchie bis zum Schluß keine Verfassung

kannte, hing die Autorität der Institution entscheidend von den sie handhabenden Männern ab. Natürlich kann man hier keine einheitliche Linie erwarten. Vielleicht könnte man sagen: Viele Kaiser waren der Meinung, der Konfuzianismus sei die rechte Gesinnung für die Regierten (einschließlich der Lizentiaten), sie selbst aber hielten sich besser an die Grundsätze der Legalisten.[43]

Aber es fehlt auch nicht an Zeugnissen eines hochgespannten kaiserlichen Verantwortungsbewußtseins, das den konfuzianischen Forderungen nichts schuldig blieb. Eines der großartigsten Dokumente dieser Art ist der Rechenschaftsbericht, den der bedeutende Mandschu-Kaiser Kang Hsi (1661–1722) zu seinem siebzigsten Geburtstag verfaßte:

> „Ich bin sieben Jahrzehnte alt und habe den Thron über fünfzig Jahre inne. Die Welt ist einigermaßen in Frieden, und innerhalb der vier Meere herrscht Ordnung. Ich habe zwar eine Verschönerung der Sitten nicht herbeiführen können und habe auch nicht zuwege gebracht, daß die Familien ihr Auskommen haben und das Volk Genüge hat; aber ich bin unermüdlich tätig gewesen und stets voll größter Achtsamkeit und habe mir Tag und Nacht auch nicht die kleinste Nachlässigkeit gegönnt. Die letzten zehn Jahre sind in der Anspannung von Geist und Kraft vorübergegangen. Sind sie nicht alle ausgefüllt gewesen durch die Worte Mühe und Arbeit? ... Die Beamten dienen, solange sie dienen können, und setzen sich zur Ruhe, wenn sie sich zur Ruhe setzen können. Wenn sie alt sind, dann geben sie die Regierungsgeschäfte ab und kehren heim, herzen ihre Kinder und spielen mit ihren Enkeln und können sich mit ihren Liebhabereien beschäftigen. Der Fürst aber muß sich sein ganzes Leben lang anstrengen."[44]

Mittler zwischen Kosmos und irdischer Welt. „Mandat des Himmels"

Ein zweites Zeugnis macht den metaphysischen Hintergrund dieses hohen Ethos verständlicher. Der Kaiser ist in seiner Person der Mittler zwischen der himmlischen und der irdischen Welt. Seine höchste Aufgabe ist daher die Ordnung der Beziehungen zum Kosmos und die Ausübung der entsprechenden Riten; in der Pekinger Periode der Monarchie vor allem an den berühmten Tempeln des Himmels und des Ackerbaus im Süden der Stadt. Er weiß sich daher auch für Naturkatastrophen persönlich ver-

antwortlich, wie das folgende Gebet des Kaisers Tao Kuang aus dem Jahre 1832 erkennen läßt:

„O kaiserlicher Himmel, wäre die Welt nicht von außergewöhnlichen Wechselfällen heimgesucht, wagte ich nicht, außerordentliche Gebete darzubringen. Aber dieses Jahr ist die Dürre höchst ungewöhnlich. Der Sommer ist vorüber, und noch hat es nicht geregnet... Ich, der Vertreter des Himmels, bin über die Menschheit gesetzt und trage die Verantwortung dafür, die Welt in Ordnung und das Volk in Ruhe zu halten. Obgleich ich mit Ruhe weder schlafen noch essen kann, obgleich ich von Gram verzehrt bin und vor Sorge zittere, ist kein freundlicher und ergiebiger Regen erreicht worden... Hingestreckt bitte ich den kaiserlichen Himmel... meine Unkenntnis und Beschränktheit zu vergeben und mir Selbsterneuerung zu gewähren; denn Unschuldige ohne Zahl werden durch mich, den Einen, betroffen. So zahlreich sind meine Verfehlungen, daß es schwer ist, ihnen zu entrinnen. Der Sommer ist vorüber, der Herbst ist da; es ist wirklich unmöglich, noch länger zu warten. Indem ich mein Haupt auf den Boden schlage, bitte ich den kaiserlichen Himmel, er möge eilen und gnädige Erlösung gewähren – einen raschen und göttlich wohltätigen Regen, um das Leben des Volkes zu retten." [45]

Schon in der ältesten Sammlung historischer Dokumente, dem Schu-Tsching (Buch der Urkunden), lesen wir die Worte eines Fürsten aus dem achtzehnten Jahrhundert v. Chr. an sein Heer, das er gegen den letzten Hsia-Herrscher führte:

„Gebt acht auf meine Worte! Nicht meine Wenigkeit wagt es, einen Aufstand zu verkünden; weil der Herr von Hsia sich viel hat zuschulden kommen lassen, *gebietet der Himmel* [Hervorhebung des Verfassers], ihn zu vernichten." [46]

Und im ersten Jahrhundert v. Chr. finden wir die Feststellung, „ein Übermaß von Regen weise auf des Kaisers Ungerechtigkeit hin, anhaltende Dürre auf schwere Fehler, die er begehe, allzu große Hitze überführe ihn der Nachlässigkeit, extreme Kälte eines Mangels an Aufmerksamkeit und Stürme der Gleichgültigkeit." [47] In Erscheinungen dieser Art kündigte sich also die Verwerfung der Herrschenden an, der Sturz der Dynastie, die das Mandat des Himmels verwirkt hatte. Max Weber hat diesen Zusammenhang in klassisch klaren Worten auf den Begriff gebracht:

„Der chinesische Monarch blieb so in erster Linie ein Pontifex [d. h. Oberpriester]: Der alte ‚Regenmacher' der magischen Religiosität, ins Ethische übersetzt. Da der ethisch rationalisierte ‚Himmel' eine ewige Ordnung schützte, waren es ethische Tugenden des Monarchen, an denen sein Charisma hing. Er war, wie alle genuin charismatischen Herrscher, ein Monarch von Gottes Gnaden, nicht in der bequemen Art moderner Herrscher, welche auf Grund dieses Prädikates beanspruchen, für begangene Torheiten ‚nur Gott' und das heißt praktisch: gar nicht verantwortlich zu sein ... Er hatte sich als ‚Sohn des Himmels', als der von ihm gebilligte Herr dadurch auszuweisen, daß es dem Volk gut ging. Konnte er das nicht, so fehlte ihm eben das Charisma. Brachen also die Flüsse durch die Deiche, blieb der Regen trotz aller Opfer aus, so war dies, wie ausdrücklich gelehrt wurde, ein Beweis, daß der Kaiser jene charismatischen Qualitäten nicht besaß, welche der Himmel verlangt." [48]

Praktisch ist die Konsequenz, dem sichtbar vom Himmel verworfenen Herrscher (und Herrschergeschlecht) auch sein Amt zu nehmen, früh – und oft – gezogen worden; es gab ja auch keine bessere Rechtfertigung für Männer, die entschlossen waren, selbst nach der Macht zu greifen. Theoretisch hat sie unter anderen Hsün-tse im dritten Jahrhundert v. Chr. formuliert: Die Regierung ist für das Volk da, nicht für den Herrscher; ein böser Herrscher kann abgesetzt werden.[49]

Um aber kein Mißverständnis aufkommen zu lassen: auch dann ging es nicht um eine echte Revolution mit totalem Wechsel des Herrschafts- und Sozialsystems; man erstrebte lediglich die Ersetzung der bestehenden Dynastie durch eine andere, sei es durch irgendeine neue, sei es auch, wenn die bisherige eine fremde war, durch die vorausgegangene chinesische. In der Mongolenzeit träumte man von der Restauration der Sung-Dynastie, in der Mandschu-Zeit von der der Ming. Selbst am Ende der Monarchie leuchtet die alte Idee vom Mandat des Himmels noch einmal auf; denn die Worte in der Abdankungsurkunde des letzten Mandschu-Kaisers sind mehr als ein Versuch, in der nicht mehr abwendbaren Niederlage wenigstens das Gesicht zu wahren:

„Die Gedanken des Volkes, des ganzen Reiches neigen heute mehr und mehr der Republik zu ... Wohin sich das Herz des Volkes neigt, daraus kann man das himmlische Schicksal entnehmen. Wie könnte ich um des Ruhmes einer Familie willen mich dem widersetzen, was das ganze Volk liebt und haßt?" [50]

Der Gedanke, daß nicht eine Dynastie gestürzt, sondern die Monarchie überhaupt abgeschafft werden könnte, war erst mit den republikanischen Vorstellungen aus Europa und vor allem aus Amerika nach China eingedrungen. Bis heute heißt Revolution auf chinesisch Ko-ming = Mandat ändern. Noch Sun Yat-sen hatte mit der Parole „Nieder mit den Mandschus, es lebe die Ming-Dynastie!" begonnen; Republikaner wurde er erst wesentlich später. Der Tradition nach hätte er, ja hätte auch Mao eine neue Dynastie gründen müssen; diese Vorstellung ist im Volk noch so stark, daß selbst 1957 Bauern in Nordchina im Gespräch mit mir Mao als Tien-tse, als Sohn des Himmels, bezeichneten. Manche Chinesen mögen im sohnlosen Mao den Kaiser einer nicht-erblichen Monarchie sehen, und es wäre nicht überraschend, wenn die Wetterkatastrophen und Mißernten der letzten Jahre bei manchen unter ihnen die Frage aufwürfen, ob Mao nicht das Mandat des Himmels zu verwirken im Begriff sei.

So lassen Praxis und Theorie der chinesischen Staatslehre keinen Zweifel daran, wie falsch es wäre, die vertrauten Vorstellungen von absoluten Monarchen oder gar orientalischen Despoten unbesehen auf den „Sohn des Himmels" zu übertragen. Wohl war er an keine Verfassung gebunden, wohl hob ihn seine religiöse Mittlerfunktion hoch über alle Menschen hinaus; dies aber machte ihn nicht unantastbar und unangreifbar für die Kritik der Untertanen, die im Gegenteil von jedem treuen Staatsdiener gefordert war:

> Der Meister sprach: „... Wer den Namen eines bedeutenden Staatsmannes verdient, der dient seinem Fürsten gemäß der Wahrheit; ist das nicht möglich, so tritt er zurück."
>
> Tschi Lu fragte, wie man dem Fürsten diene. Der Meister sprach: „Ihn nicht betrügen und ihm ins Gesicht widersprechen."
>
> Der Meister sprach: „... Wenn der Fürst nicht tüchtig ist und niemand ihm widerspricht, muß man dann nicht den Untergang des Staates erwarten?" [51]

Noch strenger formulierte Meng-tse:

> „Des Fürsten Verirrungen Einhalt zu tun, kann man als Verehrung des Fürsten bezeichnen."
>
> „Wer seinen Platz in der Nähe des Thrones hat und nicht remonstriert [d. h. keine Einwände erhebt gegen Maßnahmen, die er für falsch hält], der führt sein Amt wie ein Nichtstuer zum Zwecke persönlichen Gewinns." [52]

Die Warner- und Mahnerrolle der Höhergestellten ist im klassischen China sogar im sogenannten Zensorat institutionalisiert worden, das einerseits den Kaisern zu einer zusätzlichen Kontrolle ihrer Beamten diente, andererseits von jenen als Basis für Remonstrationen gegenüber dem Kaiser selbst ausgebaut wurde. Solche Kritik war freilich nicht ungefährlich: Nach der großen Remonstration von 1519 zum Beispiel wurden von den Mandarinen, die gegen den Kaiser remonstriert hatten, 33 eingesperrt, 107 mußten zur Strafe für Tage im Kotau vor dem Palasttor liegen, und 146 wurden zur Prügelstrafe verurteilt, an der 11 starben.[53] In grauer Vorzeit entstanden, blieb diese Institution bis zum Ende der Monarchie in Geltung und wurde dann sogar von Sun Yat-sen und Tschiang Kai-schek als eine der Fünf Gewalten in den Staatsaufbau der Republik übernommen.

Der Himmel ist hoch...

Nach alledem könnte es wundernehmen, daß die Monarchie von Sun Yat-sen und seinen Revolutionären so leicht und fast widerstandslos entwurzelt werden konnte. Aber war sie in ihrer Jahrtausende umspannenden Geschichte je wirklich, das heißt im Bewußtsein und den Gefühlen des Volkes, verwurzelt gewesen? Gewiß, der Bauer brauchte den „Sohn des Himmels", der (auch wenn er einem ausländischen Geschlecht entstammte) Mittler zwischen Kosmos und Menschen und damit auch für das Wetter zuständig war. Aber gerade als solcher stand er zu hoch, als daß sich ein menschlicher Kontakt, eine emotionale Bindung zu ihm hätte entwickeln können. In leiblicher Gestalt bekam er ihn kaum je zu Gesicht, dafür sorgte schon die Größe des Reiches. Kein Wunder also, wenn ein guter Kenner des chinesischen Dorfes feststellen konnte: „Der Wortschatz der Bauern enthielt das Wort Beamter, aber nicht das Wort Regierung."[54] „Der Himmel ist hoch, der Kaiser ist weit", sagt nicht nur das bekannte russische, sondern auch ein chinesisches Sprichwort[55], und verschiedene Quellen bezeugen das Liedchen chinesischer Bauern, das die Sätze enthält:

„Ich pflüge meinen Acker und esse,
Ich grabe meinen Brunnen und trinke.
Der Kaiser – was geht der mich an?"[56]

Dem Kaiser zu dienen, das war Sache der Beamten; von ihnen erwartete man Loyalität, selbst zu einer schon untergehenden Dynastie, sogar, wenn auch weniger, beim Sturz fremdstämmiger Dynastien.[57] Die Kaiser kamen und gingen, und die Dynastien stiegen auf und verfielen; aber Acker, Familie und Sippe blieben. Die Bauern empfanden in ihrem selbstgenügsamen Leben gar kein Bedürfnis, sich für ferne Kaiser oder sonstige Helden zu begeistern. „Ihre Gefühlsbedürfnisse sind bereits befriedigt und relativ stabil", meinte ein chinesischer Soziologe.[58]

Neben den Sippen stellten für viele Chinesen die Geheimgesellschaften eine zweite Heimat dar. Diese haben seit Jahrtausenden eine schwer zu fassende, aber überwiegend doch staats- und autoritätsfeindliche, oft revolutionäre Rolle gespielt. Wir wüßten mehr über China, wenn unsere Kenntnis über sie nicht so fragmentarisch wäre. Daß sie es ist, liegt freilich in der Natur der Sache. Die Entwicklung der Geheimgesellschaften reicht in die Frühzeit der chinesischen Geschichte zurück; ihre Vielfalt ist nicht auf einen einzigen Nenner zu bringen. Manche ihrer Wurzeln waren religiös-abergläubisch-sektiererisch (aus taoistischen, buddhistischen, später auch christlichen Antrieben kommend), andere politisch-nationalistisch, vor allem während der Herrschaft fremder Dynastien; manche hatten sozialen Charakter, wenn breite Schichten in ihrer Not keinen anderen Ausweg wußten als die Beteiligung an einer Verschwörung gegen die bestehenden Gewalten, und wieder andere beschränkten sich, als Selbsthilfeorganisationen, auf bestimmte einzelne Berufsstände. Einige Geheimgesellschaften waren zunächst gar nicht geheim gewesen; einige änderten im Laufe ihres Bestehens ihren Namen, andere ihren Charakter: in seinen frühesten Anfängen war der „Weiße Lotos" buddhistisch-religiös, später wurde er politisch-revolutionär, mit der Spitze gegen die mongolische und dann auch gegen die mandschurische Fremdherrschaft; einige sanken in Piraten- und Banditentum ab; und einige wurden sogar von der Regierung für deren Zwecke eingesetzt, vor allem die „Boxer" der Jahrhundertwende, deren Kampfgeist die Regierung auf die „fremden Teufel" ableitete. In welchem Umfang diese Bewegungen in der breiten Masse Wurzel gefaßt und dadurch die Fundamente des klassischen Staats- und Gesellschaftssystems

schon vor dem westlichen Einbruch unterwühlt, der Revolution den Boden bereitet haben, ist meines Wissens bisher im Westen nicht im einzelnen untersucht worden, auch nicht von den chinesischen oder russischen Kommunisten.

Man muß also im Hinblick auf das Verhältnis des Chinesen zur Freiheit zweierlei unterscheiden: In Sippe und Geheimgesellschaft war er nicht frei; dort war er in ein Netz von Beziehungen eingebunden, zahllosen Regeln und Begrenzungen seiner Bewegungs- und Entscheidungsfreiheit unterworfen. Aber vom Staat war er wenig abhängig. Im ganzen Reich konnte er ungehindert umherreisen; einen Personalausweis brauchte er nicht; es gab Gewerbefreiheit und keine Militärdienstpflicht. Auch die Justiz griff selten genug in sein Leben ein; der Staat verließ sich – in normalen Zeiten jedenfalls – darauf, daß die Sippe für ein geordnetes Verhalten des Einzelnen sorgte. Einen Staat von der Härte und Totalität des kommunistischen hat das chinesische Volk seit den Tagen des Ersten Kaisers im dritten vorchristlichen Jahrhundert nicht mehr erlebt.

Kulturgefühl als Nationalgefühl

Konnte aber von einem positiven Staatsgefühl nicht die Rede sein, so war im traditionellen China auch das Nationalgefühl wenig entwickelt. Im Inneren nahm die Sippe die Loyalitätsgefühle des Einzelnen in Anspruch; nach außen hatte sich China nicht in dauernden Auseinandersetzungen mit anderen gleich starken Mächten behaupten müssen, sondern sich nach der Einschmelzung der Eroberer ruhig weiter zum „Reich der Mitte" entwickeln können, das mit seiner überlegenen Macht und Kultur die anderen Völker als Barbaren ansah. Sein kulturelles Überlegenheitsgefühl, das sich bis zum Bewußtsein eines chinesischen Kulturmonopols steigerte, war so stark, daß das Volk Jahrhunderte der Beherrschung durch fremde Dynastien ertrug, ohne seine innere Sicherheit zu verlieren. Erst im neunzehnten Jahrhundert begann es infolge der Herausforderung durch den Westen nationalistisch in unserem Sinne zu werden; bis dahin sollte man eher von einem kulturellen als von einem politischen Nationalismus sprechen.

Zur Einheit wurde dieses Volk also in erster Linie durch das

gemeinsame geistige Erbe, nicht zuletzt – über alle Gegensätze der Dialekte, über alle zeitbedingten Einflüsse von außen hinweg – durch die gemeinsame Schrift. Der des Lesens kundige Chinese von heute (vielleicht schon nicht mehr von morgen oder gar von 1980) kann, gleichviel, woher er stammt, sowohl die mehr als zweitausend Jahre alten Texte des Konfuzius als ebensogut auch die Morgenzeitung lesen. Diese grandiose Kontinuität ist den Chinesen so selbstverständlich, daß sie im Unterschied zu den Europäern keinen Historismus entwickelt haben und der Bewahrung des materiellen Kulturerbes keine besondere Bedeutung beimessen. Während im Westen – auch in Rußland – historische Bauten immer wieder restauriert wurden, war die Kaiserstadt in Peking unter der japanischen Besatzungsmacht – und unter Mao – besser gepflegt als in den Jahren der Republik.

Dieses Bewußtsein der Kontinuität beschränkt sich nicht auf die geistige Oberschicht; es lebt auch im Volk, gefördert durch zahlreiche professionelle Geschichtenerzähler und das auch von den Massen besuchte, seine Stoffe vielfach der Geschichte entnehmende Theater. Die Kontinuität wird aber nicht linear, im Sinn einer fortschreitenden Entwicklung empfunden, sondern zyklisch: an ihren rund zwanzig Dynastien erlebten die Chinesen immer wieder dasselbe Auf und Ab in ständiger Wiederkehr. Diese Vorstellung vom Rhythmus der Geschichte trat ihnen gleich im Anfang des populären Romans „Die drei Reiche" (aus dem 14. Jahrhundert) entgegen, der mit den Worten anhebt: „Ist das Reich lange geteilt, muß es wieder vereinigt werden, ist es lange vereinigt, muß es wieder geteilt werden." Und sie blieb beherrschend bis zum Einbruch des Westens, ja noch darüber hinaus – in dem groß angelegten Restaurationsversuch der 1860er Jahre, den wir im folgenden Kapitel kennenlernen werden.

Das Alte, von der Geschichte Bestätigte und Geheiligte war, notfalls mit modernen Hilfsmitteln, wiederherzustellen und von Mißbräuchen zu reinigen, nicht aber grundsätzlich Neues zu schaffen. So schreibt ein englischer Beobachter noch 1869 die bezeichnenden Sätze:

> „Der Gedanke, eine neue Ordnung der Dinge zu schaffen, die eine Verbesserung der alten wäre, kommt keinem je in den Sinn ... Eine solche Veränderung wird im Volk weder erwartet noch gewünscht.

Das einzige, was man will, ist die Beseitigung gewisser Mißstände, die von schlechter Verwaltung herrühren, die Korrektur korrupter Methoden, die Bereinigung von Mißbräuchen und die völlige Wiederherstellung der urzeitlichen Ordnung. Über diesen Punkt gehen die Hoffnungen und Erwartungen nie hinaus." [59]

Eine lineare Richtung hat das chinesische Geschichtsdenken erst seit dem Einbruch des Westens erhalten; sie wird vor allem durch die Kommunisten forciert. Freilich wird heute noch niemand sagen können, wie weit sie sich durchgesetzt hat. Verständlich wird das starre Beharren erst aus jenem Bewußtsein geistig-sittlicher Überlegenheit, das auch aus den beiden Namen spricht, mit denen die Chinesen ihr Land bezeichnen: Tien-hsia (= unter dem Himmel) oder Tschung-kuo, Reich der Mitte. Eine rassische Bindung und Beschränkung des Nationalgefühls aber ist ihnen so fremd, daß sie sich als Nation nicht einmal mit einem eigenen Namen von ihrer Umwelt abgegrenzt haben. Sie nennen sich nach der großen Han-Dynastie das Volk der Han oder – noch häufiger – einfach: Reich-der-Mitte-Leute. Die bei uns übliche Bezeichnung China, die (nach einer nicht unbestrittenen These) den Namen der Begründer des Einheitsstaats, der kriegerischen Tschin, auf das Gesamtvolk überträgt, während die Russen von Kitáj sprechen (nach dem nichtchinesischen Stamm der Khitan, der im 10. Jahrhundert China von Norden angriff), hat in China keinen Eingang gefunden.

Expansion – Assimilation – Bevölkerungsdruck

Diese Offenheit der ethnischen Grenzen aber hat, in Verbindung mit der kulturellen Überlegenheit, dem Volk der Chinesen eine besondere Assimilationskraft gegeben; „Chinese" wurde eben, ohne Rücksicht auf Abstammung, wer sich in die chinesische Zivilisation einzuordnen bereit war. Das wiederum macht erst den nach seinem Ausmaß wie seiner Dauer – um nicht zu sagen, seiner Endgültigkeit – gleich beispiellosen Erfolg der chinesischen Expansionsbewegung ganz verständlich, die – als ein noch heute anhaltender Vorgang – wenigstens in einigen Sätzen skizziert werden muß.

Diese Expansion hat, wie man weiß, die Chinesen bis zum Himalaya und tief in die Inselflur Indonesiens geführt. Sie ist

von bedeutenden Herrschern planvoll gefördert worden; schon der „Erste Kaiser" (drittes Jahrhundert v. Chr.) schickte eine halbe Million Menschen in das „tropische Sibirien" Chinas, in die heutigen Provinzen Kwanghsi und Kwangtung, und ordnete die Bildung einer Militärgrenze mit Siedlungen von Wehrbauern an. Aber sie war doch mehr als nur Ausdruck staatlicher Machtpolitik: mächtige spontane Bewegungen kamen hinzu. Die Chinesen fluteten in großen Wellen immer wieder in den Südteil des Landes, oft auch über seine heutigen Grenzen hinaus; in neuester Zeit auch nach Norden, vor allem in die Mandschurei, die bis zum Ende der Mandschus als Stammland der herrschenden Dynastie Einwanderern verschlossen war und deren chinesische Bevölkerung dann innerhalb weniger Jahrzehnte von einigen Tausenden auf vierzig Millionen hinaufschnellte. Eine wichtige Binnenwanderung in westlicher Richtung erfolgte noch während des letzten Krieges mit Japan, als die Menschen in Scharen aus den vom Feind besetzten Küstengebieten ins Innere flohen. Dabei ist als chinesische Besonderheit zu vermerken, daß die Ausgewanderten die Bindung an ihre Heimatprovinz, ja an ihr Heimatdorf über Generationen hinweg bewahrten.[60]

Man kann sich mit v. Eickstedt den Gesamtvorgang so vorstellen, daß sich in den bevorzugten Siedlungsgebieten, vor allem am Gelben Fluß und am Yangtse, immer neue „Druckkammern" bildeten: war ein Siedlungsraum angefüllt, so barst er, und der Menschenstrom floß in den nächsten weiter.[61]

Schon bei den Legalisten findet sich ein Hinweis auf diesen Bevölkerungsdruck: Bei Han Fei lesen wir, im Altertum habe es wenig Menschen und also auch wenig Probleme gegeben; jetzt aber (im dritten vorchristlichen Jahrhundert) gebe es eine große und zudem rasch wachsende Bevölkerung.

> „Aus diesem Grunde gibt es wenig Waren und viele Menschen, und obgleich die Menschen hart arbeiten, leben sie immer noch schlecht. Dabei stehen sie in einem harten Daseinskampf. Selbst wenn die Belohnungen verdoppelt und die Strafen vervielfacht würden, wäre es unmöglich, die gestörte Ordnung wiederherzustellen." [62]

Quantitativ scheint die damalige Bevölkerungsbewegung immerhin noch keine gefährlichen Ausmaße erreicht zu haben, denn die Einwohnerzahl, die mehr als ein Jahrtausend lang bei fünf-

zig bis sechzig Millionen gelegen haben dürfte, betrug noch beim Beginn der Mandschu-Zeit weniger als hundert Millionen. Nun aber wurde die Lage ernst, denn in der folgenden langen Friedensperiode, verstärkt seit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts, begann die Bevölkerung rapide zu wachsen und lag zur Zeit des Zusammenpralls mit dem Westen, in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, bei vierhundert Millionen.[63]

Ferner Kaiser – ferner Staat

Versuchen wir uns im Rückblick die soziale und politische Struktur Chinas vor dem westlichen Einbruch noch einmal zu vergegenwärtigen, so tritt uns als ein durchgehendes, ja beherrschendes Merkmal die ganz andere und dem Europäer völlig ungewohnte Abgrenzung zwischen dem privaten und dem öffentlichen Bereich des Lebens vor Augen. Der „Staat" griff in das Dasein seiner Bürger weit weniger ein, als es uns seit Jahrhunderten selbstverständlich geworden ist. Einen beträchtlichen Teil seiner Funktionen hatte er an die Sippenverbände delegiert, andere übte er durch Organe aus, die zwar keine Selbstverwaltung im strengen Sinn darstellen, aber den Bürgern doch, da ihrem eigenen Kreis entnommen, vertraut und nahe blieben. Selbst die „Lizentiaten", die Hauptträger dieses Staates, erschienen nicht als ein geschlossenes, nur ihm verpflichtetes, nur durch ihn lebendes Beamtenkorps, sondern – da immer nur ein Teil von ihnen im aktiven Dienst stand – mindestens ebensosehr als ein besonderer Stand mit höchst ausgeprägten Standesinteressen, deren durchaus privater Charakter wiederum durch die starke Versippung noch deutlicher wurde.

Gewiß wurde durch diesen, im engeren und weiteren Sinn, „familiären" Charakter des Staates der Einzelne noch nicht „freier" als sein europäischer Zeitgenosse. Aber in seiner Lebenswirklichkeit und darum auch in seinem Bewußtsein traten die staatlichen Beschränkungen und Bindungen hinter den privaten zurück; er war, weit weniger als in das anonyme und höchstens im fernen Kaiser anschaubare Gebilde „Staat", in seinen ganz persönlichen Lebenskreis integriert, der seinerseits von der persönlichsten, privatesten aller Gemeinschaftsformen, der Familie und Sippe, beherrscht und getragen wurde.

Vor diesem Hintergrund rückt das Rußland der Zarenzeit noch näher an das übrige Europa heran; dies um so mehr, als uns jüngste Erfahrung gelehrt hat, daß der vor kurzem noch stark empfundene Abstand zum Westen in vielen Stücken durch eine geschichtlich bedingte Verspätung des Ostens auf dem gleichen Wege erklärbar ist und schneller, als erwartet, aufgeholt werden kann. Während sich in China die Sippe, staatlich legitimiert und ethisch überhöht, bis zum Zusammenstoß mit dem Westen behaupten konnte, finden wir sie in Rußland schon zu Beginn des geschichtlich überschaubaren Zeitraums als reale Macht fast nur noch im Kreis der adligen Geschlechter vor; zu ihrem Zerfall mag wesentlich die schon sehr früh erkennbare und über westliche Vorstellungen weit hinausgehende Binnenwanderung beigetragen haben. Was blieb, unterscheidet sich nicht wesentlich vom Bild der europäischen Normalfamilie, ehe bei dieser die Schrumpfung zur Kleinstfamilie von heute begann. Zwar führte – und führt wohl heute noch – die besondere Freude des Russen an der Geselligkeit oft auch die weitere Verwandtschaft bei Familienfesten zusammen; aber ein organisierter Zusammenhalt, eine soziale Macht, die der chinesischen Sippe vergleichbar wäre, konnte damit nicht begründet werden.

Innerhalb der Familie wurde die streng patriarchalische Hausordnung des Domostrój (16. Jahrhundert), mindestens bei der Oberschicht, schon früh durch die Aufnahme westlicher Bildungsideale gelockert; die Bildungspolitik der zweiten Katharina, die das berühmte Smólnyj-Institut für Mädchen gründete (1764), kann als die erste Etappe auf dem Weg zur späteren Emanzipation der russischen Frau bezeichnet werden. Dagegen hielten Bauernschaft und Bürgertum zäh an der alten Ordnung fest und boten mit den aus ihr entspringenden Konflikten der Literatur des neunzehnten Jahrhunderts gern genützte Motive, der epischen wie der dramatischen Darstellung, der Tragödie wie der Satire und Groteske: den häuslichen Autokraten, der tyrannisch über Vermögen, Berufs- und Gattenwahl seiner Kinder verfügt und ihnen nur die Wahl zwischen demütiger Unterwerfung oder offener Auflehnung läßt; die junge oder auch ältere

Frau, die aus der Ehe mit einem ungeliebten Mann ausbrechen will oder auch wirklich ausbricht – eine ganze Galerie von Gestalten zur „Frauenfrage", aus der etwa die Jekaterina in Alexander Ostrowskijs meistgespieltem Drama „Gewitter" (1860) und Tolstojs „Anna Karenina" (1877–79) im Gedächtnis geblieben sind. Das alles aber, die soziale Wirklichkeit wie die literarische Erhöhung, ist – europäisch, wenn auch mit der zeitlichen Verschiebung des Ost-West-Gefälles und mit den besonderen Zügen des russischen Temperaments, seiner Derbheit und manchmal Wildheit. Eine über die Jugendzeit hinausreichende, noch das Leben des Mannes umfassende Bindung, eine volle Integration des Individuums wie bei der chinesischen Sippe hat das Familienleben bei den Russen so wenig bewirkt wie bei den anderen Völkern Europas.

Im Unterschied zu China: Adel und Leibeigenschaft

Um so stärker und auf der untersten Stufe durch Jahrhunderte nahezu total, war die Integration des russischen Menschen in seinen Stand, seine Klasse. Anders als in China war auf diese unterste Stufe, je länger desto eindeutiger, die Masse der Bauern verwiesen. Sie bildeten das breite Fundament des moskowitischen Staates, durch ihre Steuer- und noch mehr durch ihre Arbeitsleistung; die Schaffung eines neuen Dienstadels (durch und seit Iwan IV., später besonders durch Peter den Großen und seine Nachfolger, vor allem Katharina II.) wäre ohne die wirtschaftliche Sicherung dieses Dienstadels mit Land und „Seelen", das heißt, ohne für ihn arbeitende Bauern, nicht möglich gewesen. Der ursprünglich auch auf den großen Gütern vorhandene Unterschied zwischen persönlich freien Bauern und Leibeigenen wurde dabei zunehmend eingeebnet, da der Grundherr die Gerichtsbarkeit über beide besaß und seit Einführung der „Seelenbesteuerung", das heißt der Kopfsteuer statt der früheren Grundsteuer (1722), auch die Steuern – bei persönlicher Haftung für die Gesamtsumme – von beiden einzutreiben hatte. In den sechziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts betrug der Anteil der Leibeigenen an der Gesamtbevölkerung schon 45 Prozent, dann stieg er in weniger als zwei Jahrzehnten auf 56 Prozent.

Diese russische Form der Leibeigenschaft unterschied sich durch

ihre Härte merklich von der mittel- und westeuropäischen und nur wenig von der Sklaverei. So wenig es gesetzliche Grenzen der Ausbeutung für die tierische Arbeitskraft gibt, gab es im alten Rußland eine solche für die menschliche. Es galt – um einen Reformer aus der Zeit Peters des Großen zu zitieren – die Regel: „Dem Bauern laß keinen Pelz wachsen, sondern schere ihn kahl wie ein Schaf." [64] Vermieten, Verschenken, Verkauf von Leibeigenen (samt Familien) waren seit dem achtzehnten Jahrhundert praktisch unbeschränkt möglich, wobei naturgemäß Fachkräfte die höchsten Preise erzielten; so kaufte Fürst Potemkin das ganze Hausorchester des Grafen Rasumowskij um 40 000 Rubel. Wer Geld brauchte, bot die lebende Ware ungescheut in Zeitungen aus; erst 1822 wurden solche Verkaufsanzeigen gesetzlich endgültig verboten – nicht aber die Verkäufe selbst. Wie es noch im neunzehnten Jahrhundert aussah, zeigt Gogols unsterblicher, 1842 erschienener Roman „Die toten Seelen".

Der bäuerliche Widerstand brach in blutigen, zum Teil mehrjährigen Aufständen aus, von denen die des Sténka Rásin im siebzehnten und des Jemelján Pugatschów im achtzehnten Jahrhundert nur die bekanntesten sind; er suchte auch in Massenfluchtbewegungen den Weg in die Freiheit, vor allem in die südliche und südöstliche Steppenzone, doch auch in die Wälder des Nordens und Ostens, und das trug nicht wenig zur Ausdehnung des russischen Imperiums bei. Gesetzgebung und Verwaltung taten ihr möglichstes, auch diesen Ausweg abzuschneiden und die Bauern faktisch und rechtlich an den Boden zu fesseln. Nach den Gesetzen von 1648/49 hatten die „Eigentümer" das Recht, entflohene Bauern noch nach beliebig langer Zeit, unter Aufhebung jeder Verjährung, zurückzuholen.

Alle Bauern aber, auch die frei gebliebenen, band im größten Teil Rußlands die bäuerliche Bodenbesitzordnung der Óbschtschina fest an den Boden. Diese, von den Slawophilen des neunzehnten Jahrhunderts so schwärmerisch gepriesen, stammt mit ihrem am stärksten auffallenden Element, der periodischen Umteilung des Gemeindelandes, erst aus dem sechzehnten Jahrhundert. Unter diesem System gehörten den einzelnen Bauern nicht bestimmte Grundstücke – sie konnten sie daher auch nicht verkaufen –, sondern stand ihnen das Recht auf Nutzung des

Landes zu, das als Ganzes Gemeindebesitz war und (Haus und Garten ausgenommen) auf die einzelnen Familien des Dorfes, gewöhnlich nach deren Kopfzahl, umgelegt wurde. Die Dorfgemeinde (= Mir) haftete zugleich als Ganzes für die Bezahlung der Steuern sowie – nach der Agrarreform von 1861 – der Ablösungsschuld für ihr aus der Grundherrschaft herausgelöstes Land, aber auch für das zu stellende Rekrutenkontingent; ferner nahm sie nunmehr die vormals vom Gutsbesitzer ausgeübte polizeiliche Aufsicht wahr. So gibt auch sie sich, wie die besprochenen chinesischen Einrichtungen, mehr als Instrument des Staates denn als Selbstverwaltungsorgan zu erkennen. Die in solchen Maßnahmen sichtbare Interessengemeinschaft von Staat und Grundbesitz wurde durch die von Peter begonnenen Reformen nur noch verstärkt – wie hätten die Bergwerke und Manufakturen, die Kanäle und Häfen und nicht zuletzt die neue Hauptstadt ohne eine Reservearmee von Zwangsarbeitern entstehen können!

Mittelstand – ohne praktische Bedeutung

Das städtische Bürgertum konnte schon zahlenmäßig den Gang der Entwicklung nicht wesentlich beeinflussen. Die politisch inaktive Schicht der Handwerker braucht uns hier nicht aufzuhalten. Wichtiger war der Stand der Kaufleute. Ihr Unternehmungsgeist ließ sich durch die geringe Einschätzung der irdischen Güter in der kirchlichen Lehre (Jermolaj-Erasm und Wassian Patrikejew [beide im 16. Jahrhundert] erklärten geradezu, Reichtum sei das Produkt von Raub [65]) so wenig stören wie der ihrer westlichen Berufsgenossen. Die Weiträumigkeit ihrer Unternehmungen ist erstaunlich. Das berühmteste Beispiel dafür waren die Stróganows, die unter Iwan IV., und zwar mit seiner Hilfe, beiderseits des Ural ein Wirtschaftsimperium aufbauten. Auch die großen Messen, von Nishnij-Nowgorod vor allem (seit 1550), strahlten in ein weites Hinterland aus. Dagegen verlor die Stadtrepublik Nowgorod am Wolchow mit der politischen Unabhängigkeit (1478) ihre Bedeutung, und später hat sich keine der russischen Städte zu einer Selbständigkeit zu erheben vermocht, die der westlicher Stadtgemeinden vergleichbar ist. Wie weit der Wille zur Initiative und Selbstverantwortung erschlafft und der Adel

übermächtig war, zeigt das Scheitern des von Peter und nochmals von Katharina II. unternommenen Versuchs, den wirtschaftlichen Aufbau durch eine beschränkte Selbstverwaltung der Städte zu beleben. Erst im folgenden Jahrhundert war die Zeit für einen neuen Ansatz reif; die 1864 erneuerte Selbstverwaltung auf Kreis- und Gouvernementsebene (Sémstwo) gewann kräftigeres Leben und wurde auch in den innenpolitischen Auseinandersetzungen der folgenden Jahrzehnte aktiv; sie blieb allerdings dem Weisungsrecht der Gouverneure unterworfen und des Rechts des Zusammenschlusses zu einer Gesamtrepräsentation beraubt.

Elitenbildung ohne Plan

Die Erscheinung des chinesischen Lizentiaten ist weder in Rußland noch im „Westen" vorstellbar. Das charakteristische Phänomen der russischen „Intelligenzia" konnte sich erst bilden, als die Auseinandersetzung mit der westlichen Kultur auf breiter Front in Gang gekommen war; aber auch die kaum weniger typische Figur des Tschinównik, das heißt des (kleinen und mittleren) Verwaltungsbeamten, wie er vor allem von Gogols satirischer Feder – besonders im „Revisor" – mitleidlos gezeichnet und verewigt wurde – in seiner dumpfen, primitiv-groben, ungebildeten, wenn auch bauernschlauen Art ein rechter Gegenpol zum chinesischen Mandarin – gehört schon der jüngeren Zeit an; denn erst Zar Alexéj und sein Sohn Peter der Große hatten mit dem Aufbau eines Korps von bezahlten Berufsbeamten begonnen, in dem auch die Söhne des Adels, soweit sie nicht Heer und Marine vorzogen, zu dienen hatten und das über die höheren Ränge auch Bürgerlichen den Zugang in den Adel eröffnete.

Die Verwaltung wie die Heeresorganisation des alten Rußland hatte, nach der Zerschlagung und Entmachtung des bojarischen Hochadels durch Iwan IV., auf dem neu erwachsenen Dienstadel geruht, der von den Zaren mit Dienstgütern ausgestattet wurde. Die herrscherliche Willkür der späteren Zaren hat auch ihnen hart mitgespielt; die Geschichte kennt zahllose Namen von Günstlingen – oft Männern niederer Herkunft – die von Peter, von den Zarinnen Anna, Elisabeth und Katharina II. in den Adelsstand erhoben wurden. Eines hat der russische Adel, die russische Oberschicht nicht gekannt: den Horror vor der körper-

lichen Tätigkeit – im Unterschied zur chinesischen, unter deren Angehörigen sich viele, wie ich es selbst noch erlebte, die Fingernägel mehrere Zentimeter lang wachsen ließen, zum Beweis ihrer Ferne von jeglicher Handarbeit.

Daß jene altrussische Methode dem chinesischen System der Elitebildung durch Examina nicht vergleichbar ist, liegt auf der Hand; der russische Dienstadel blieb an geistiger und ständischer Geschlossenheit hinter der chinesischen Lizentiatenschicht weit zurück und vermochte schon deshalb dem Herrscher nicht mit der Souveränität gegenüberzutreten, die dort im Zensorat ihren stärksten Ausdruck fand. Hinzu kommt aber – da Rußland nie, wie China, längere Friedensperioden beschieden waren – das bleibende Übergewicht des militärischen Elements über das zivile; die strengere und in der Sache begründete Ordnung von Befehl und Gehorsam stärkte naturgemäß auch die Autorität der Zaren selbst. Die Überleitung des mittelalterlichen Gefolgschaftsverhältnisses in das Dienstverhältnis des Offiziers zu seinem Monarchen und obersten Kriegsherrn vollzog sich in Rußland nicht wesentlich anders als in der Armee des Sonnenkönigs oder derjenigen der großen Hohenzollern. Das Offizierskorps blieb den Zaren über alle Erschütterungen hinweg in persönlicher Loyalität verbunden; wenn einzelne Offiziere die Hand zum Zarenmord boten (Peter III., Paul I.), konnten sie als Retter des Staates (und der Dynastie) vor einem wahnsinnig gewordenen Despoten auftreten. Die anders geartete Verschwörung von 1825 erfaßte nur einen kleinen Teil des Offizierskorps. Dagegen haben Tausende von Offizieren der Dynastie noch nach dem blutigen Ende der Zarenfamilie die Treue gehalten, jahrelang als „Weiße" gegen die Bolschewiken gekämpft und noch als Emigranten den überlebenden Romanows ihre Ergebenheit bekundet.

Selbstherrscher (nicht nur dem Namen nach) und „Väterchen" zugleich

Unter solchen Umständen konnte eine ständische Repräsentation, wie sie noch während des 17. Jahrhunderts in Form einer „Landesversammlung" (Sémskij Sobór) einige Bedeutung besaß, oder gar eine Opposition nicht zu Kräften kommen, schon gar nicht, nachdem sich – beginnend mit Peter – die klassische Form des Absolutismus herausgebildet hatte. Dabei ist es – mit Schwankungen,

die in der Person des jeweiligen Herrschers lagen – bis zur ersten Revolution (von 1905) geblieben. Der Zar allein wählte, ernannte und entließ nach seinem Willen die Minister, die nur ihm verantwortlich waren. Er nannte sich nach byzantinischem Vorbild Selbstherrscher (Samodershávez, Übersetzung von griechisch Autokrátor) und die Untertanen, den Adel eingeschlossen, seine „Knechte" (Cholópy); noch Peter der Große hat den mächtigsten Mann nach ihm selbst, Fürst Ménschikow, eigenhändig geprügelt. Nach westlichem Vorbild identifizierte er sich mit dem Staat; für das Volk aber, und ebenso für seine gläubigen Vorgänger auf dem Thron, war die Macht des Zaren von Gott.

Diese höhere Weihe wurde den Großfürsten schon in Chroniken des zwölften Jahrhunderts zuerkannt. Zur festen Tradition wurde sie, als Iwan III. 1503 sein Bündnis mit den Verteidigern des kirchlichen Grundbesitzes gegen die mönchischen Kritiker an solcher Verweltlichung schloß; die Gegenleistung bestand in der Anerkennung und Stützung der Autokratie durch die Kirche. Wieder war es Jossif von Wolokolamsk, der am lautesten seine Stimme erhob. Er lehrte geradezu, der Zar sei der Stellvertreter Gottes auf Erden und darum auch zur Lenkung der Kirche berufen; er sei „der Natur nach allen Menschen ähnlich, der Gewalt nach aber dem höchsten Gott". Kraft solcher Vollmacht rief Iwan IV. seinen Gegnern zu: „Wer sich gegen die Staatsmacht erhebt, erhebt sich gegen Gott", da sie ihre „Befehle von Gott aus erhält" und auch „mit Furcht selig machen" soll; und der tief fromme Zar Alexej sagte zu einem Untertan, der seinen Befehl nicht ausgeführt hatte: „Wem gehorchest du nicht? Christus selbst!"

Peter der Große hat später das Bündnis von Thron und Altar auf seine Weise abgewandelt, indem er den Patriarchen durch die Behörde des Heiligen Synod ersetzte, in der der von ihm (also nicht von der Kirche) ernannte Oberprokuror das entscheidende Wort sprach und staatliche Behörden das kirchliche Vermögen verwalteten; damit war die Kirche der staatlichen Kontrolle unterstellt und in ihrer materiellen Existenz vom Staat abhängig gemacht. Was aber in unserem Zusammenhang wichtiger ist: Indem die Kirche den Gläubigen den Gehorsam gegenüber dem Zaren als göttlichen Auftrag verkündigte, in Ritus und Gebet

immer erneut sichtbar machte, trug sie wesentlich, wenn nicht entscheidend dazu bei, „Väterchen Zar" dem Volk als eine lebendige Realität nahezubringen und so die Institution weit fester in ihm zu verwurzeln, als es beim fernen „Sohn des Himmels" jemals möglich war.

Nur zwei Dynastien hat Rußland erlebt – gegenüber den sieben, die (einschließlich weibliche Erbfolge) die englische, den acht, die (ohne Außenseiter) die deutsche Geschichte kennt. Und als nach dem Aussterben des ersten Zarenhauses, der Rurikiden, mit Michaíl Románow eine neue inthronisiert wurde, berief man sich in der Landesversammlung darauf, daß diese mit der früheren verwandt war. Über despotische wie über schwache und auch über minderjährige Zaren hinweg hielt das dynastische Gefühl des Volkes am angestammten Herrscherhaus fest, und selbst Usurpatoren – wie der aus Drama und Oper bekannte Falsche Demetrius und der Rebell Pugatschow († 1775), der als „wiedergekehrter Zar Peter" (III.) auftrat, umgaben sich mit dem Schein dynastischer Legitimität. Die Stärke dieser emotionalen Bindung trat noch unter dem letzten Romanow zutage: Er selbst segnete im Kriege die ausrückenden Regimenter, und aus den ersten Wochen nach dem Kriegsausbruch 1914, die ich in Moskau erlebte, klingt mir noch der Wechselgesang marschierender Kolonnen im Ohr:

Soldatchen! Brüderchen! Wer ist euer Vater?
Unser Vater ist der Zar, unser großer Gossudár (= Herrscher).

Das russische Nationalgefühl

Hier war also, und zwar in der Oberschicht *und* im Volk, was es in China kaum gegeben hat: ein positives, in der stark persönlichen Ausprägung nur noch wirksameres Staats- und Nationalgefühl. Zu ihm hat wiederum die Geschichte wesentlich beigetragen, indem sie die Russen zwang, sich in schweren und wechselvollen Kämpfen zu behaupten, erst gegen die Nomaden der Steppen, welche die russische Entwicklung weit tiefer beeinflußten als die chinesische; später gegen Türken, Schweden, Polen, Deutsche. Daß diese Gegner durchweg zugleich Andersgläubige waren, hat dem russischen Nationalgefühl noch einen besonderen Akzent gegeben; oft waren Geistliche seine Träger und Klöster

sein Hort, wie zur Tatarenzeit der Heilige Sérgij und dessen unweit von Moskau gelegenes, auch durch seine kolonisatorische Leistung bedeutendes Dreifaltigkeitskloster.

Auch gegen die fremden Berater und Spezialisten pflegte das Nationalgefühl empfindlich zu reagieren. Schon der zweite Romanow, Alexej, sah sich genötigt, die Ausländer geschlossen außerhalb der Mauern Moskaus in der „Deutschen Vorstadt" zu konzentrieren, und als der Patriarch Nikon die Revision der Kirchenbücher nach griechischen Texten begonnen hatte, rief der altgläubige Erzpriester Awwakum dem Zaren zu: „Spucke auf die Griechen! Du bist doch Russe und kein Grieche. Sprich deine Muttersprache." Den späteren Romanows wurden ihre deutsche Abstammung und ihre deutschen Frauen vorgeworfen; Gerüchte über angebliche Geheimverbindungen der letzten Zarin (sie war vormals eine hessische Prinzessin) mit dem deutschen Feind trugen zum Sturz der Dynastie bei.

Drittes Rom

Was aber das russische Nationalgefühl noch stärker vom chinesischen unterscheidet und auch bei den Völkern Europas so ausgeprägt höchstens in Frankreich und England zu finden war: es hatte über die bloße Abwehr fremder Gewalt und Beeinflussung hinaus einen konkreten, auch dem einfachen Mann faßbaren Gehalt: jene uns schon bekannte Idee vom Dritten Rom. In einer Zeit, als im Abendland das „Reich" fast zum staatsrechtlichen Begriff verblaßt war und auch die Glaubensspaltung als Folge der Reformation schon vor der Türe stand, schrieb im Kloster Pskow der Mönch Filoféj an Zar Wassilij (1505–1533) die stolzen Worte:

> „Zwei Rome sind gefallen, aber das dritte steht, und ein viertes wird es nicht mehr geben ... Die einzige apostolische Kirche ... floh zum Dritten Rom, das ist, in das Neue Große Rußland ... und der große fromme russische Zar allein führt und bewahrt sie." [66]

Diesem Denken war der Fall Konstantinopels (1453) nur die gerechte Strafe für den „Verrat von Florenz", das heißt, für die auf dem dortigen Konzil (1439) von den Griechen in letzter Not – um Hilfe gegen die Türken zu erlangen – angenommene Union mit der römischen Kirche. Der ihm so zugefallenen Schutzherrn-

rolle gab Iwan III. auch dynastisch Ausdruck durch seine Heirat mit Zoë (Sófja), der Nichte des letzten der byzantinischen Kaiser, der bei der Verteidigung seiner Hauptstadt den Tod gefunden hatte.

Aus dieser über alle Wandlungen und Kämpfe weiterwirkenden Tradition also kam dem russischen Volk ein gutes Teil seiner nationalen Stärke, erst als Kraft zur Selbstbehauptung auch unter Fremdherrschaft und dann in langem Abwehrkampf gegen übermächtige Gegner, später als vorwärtsdrängende, oft ausgesprochen aggressive Dynamik, wie sie aus dem zyklischen Geschichtsdenken der Chinesen nie entstehen konnte. Sie schuf zugleich, bei aller Wildheit der Machtkämpfe und aller Härte der Unterdrückung, eine vom Zaren bis zum leibeigenen Bauern reichende Gemeinschaft, durch die es für die Auseinandersetzung mit dem Westen weit besser als jene gerüstet war. Auch die periodisch wiederkehrenden Bauernunruhen stellten sie nicht in Frage, denn die Bauern sahen, in der Regel, ihren Feind nicht im Zaren, von dem sie vielmehr Schutz vor ihren Bedrückern erhofften; auch später, nach der Befreiung von 1861, sollte sich ihr Zorn nicht gegen ihn wenden, sondern gegen die Gutsherren, die – so meinten sie – an die Stelle der wahren, ihnen vom Zaren gegebenen Freiheit betrügerisch eine „gefälschte" untergeschoben hätten, und auch noch spätere Unruhen wurden mit Hilfe von – nun wirklich gefälschten – „goldenen Zarenbriefen" in Gang gebracht.

Grundsätzliche Ablehnung des Staates gab es, von nationalen Widerstandsbewegungen nichtrussischer Untertanen abgesehen, lediglich bei den Altgläubigen und den zahllosen Sekten, aber auch hier fast durchweg nur, weil und insoweit sich der Staat mit der von ihnen für irrgläubig angesehenen orthodoxen Kirche identifizierte und sie – zum Teil mit kaum begreiflicher Härte – seinerseits verfolgte. Einzelne Sekten freilich verweigerten in ihrer radikalen Verneinung der „Welt" auch Militärdienst und Steuerzahlung; sie sind auf ihre besondere Art, durch die Ablehnung jeder Autorität, typischer Ausdruck jenes anarchischen Unterstroms, der in der politischen und sozialen Geschichte Rußlands so leicht mit unberechenbarer Gewalt hervorbrechen konnte, im geistigen Bereich aber die bedeutendsten Vertreter des Nihilis-

mus auf russischem Boden erwachsen ließ. Man hat versucht, ihn mit der Weite und Grenzenlosigkeit des Landes selbst in Verbindung zu bringen, und in der Tat zeigt sich diese Unruhe, zeigt sich ein ungebärdiger Freiheitsdrang am stärksten dort, wo die alte Kosaken- und Grenzertradition lebte, also in den Steppen des Südens und Südostens; dorther kamen Rebellen wie Rasin und Pugatschow (dorther stammten übrigens im Bürgerkrieg auch die härtesten Gegner der Roten).

*

Versuchen wir wieder, das Ergebnis der vergleichenden Betrachtung zusammenzufassen, so zeigt sich klar, daß sich bei der gesellschaftlichen und staatlichen Struktur Chinas und Rußlands die Vorbedingungen für die kommunistische Machtergreifung (und Machtbehauptung) noch stärker unterscheiden als im Bereich des geistigen Lebens. Beiden gemeinsam ist das Fehlen einer freiheitlichen Tradition, ist die jahrhunderte-, ja jahrtausendealte Gewöhnung an die Ein- und Unterordnung des Individuums in eine nicht selbstgewählte Gemeinschaft; aber diese war nach Maß und Art im Zarenreich wesentlich anders als im klassischen China: Der chinesische Bauer war nicht nur persönlich ein freier Mann geblieben; auch die über sein Leben weitgehend bestimmende Sippe hielt ihn nie in einer fast totalen Knechtschaft und Rechtlosigkeit, wie sie dem russischen durch die Leibeigenschaft – und auch, lange genug, durch eine tyrannische Staatsgewalt – auferlegt waren. Und diese Bindung war durchaus persönlicher Natur, konnte also nicht in gleichem Maß wie jene als Zwang erfahren werden und die ihr Unterworfenen auch an Geist und Seele zu Sklaven erniedrigen.

Blicken wir auf das festgefügte, in sich ruhende Gesellschaftssystem Chinas, so können wir mit Riencourt resümieren:

> „Diese [konfuzianische] Zivilisation hätte, dem Gesetz der Trägheit folgend, ohne Unterbrechung Hunderte, Tausende, sogar Zehntausende von Jahren weitergehen können, wie ein ausgebrannter Planet, der mechanisch und ruhig seine Bahn zieht, bis ein unerwarteter Komet diese kreuzt und ihn zum Bersten bringt." [67]

Der Komet aber sollte nicht ausbleiben; er kam aus dem Westen.

4. Kapitel

DER EINBRUCH DES WESTENS

Die Berührung und Auseinandersetzung mit der westlichen Welt hat in China wie in Rußland tiefgreifende Wirkungen gehabt und damit auch gewisse Vorbedingungen für den Sieg des Kommunismus in beiden Völkern geschaffen, wenn auch diesen keineswegs – im Sinne einer zwingenden Vorentscheidung – „unausweichlich" gemacht. Der vom Westen ausgelöste Prozeß der Modernisierung mit all seinen vielfältigen Folgen hat zugleich Veränderungen, Reaktionen und Krisen hervorgerufen, welche die beiden bislang so verschiedenen Völker in ihrer jüngsten Entwicklung einander annäherten.

1. DER GESCHICHTLICHE ABLAUF

Der Einbruch des Westens in die chinesische Welt und deren Reaktion darauf – das ist einer der faszinierenden Vorgänge der modernen Geschichte. Ein geradezu klassischer Fall: Eine in sich geschlossene Kultur mit stark ausgeprägter Eigenart, besonderen Gesellschaftsformen und autarker Wirtschaft erlebt plötzlich die Invasion einer völlig anderen Welt und sieht sich zur Auseinandersetzung mit ihr auf Leben und Tod gezwungen – alles innerhalb weniger Jahrzehnte. Daß auch die andere kommunistische Großmacht von heute – Rußland – in ihrer Geschichte einen Einbruch des Westens zu bestehen hatte, verleiht der Untersuchung dieses historischen Prozesses einen besonderen Reiz.

Nach China kommt der Westen mit Opium und Granaten

In China vollzog sich die Berührung mit dem Westen in zwei Etappen. Die erste – vor dem und im Zeitalter der Entdeckungen – braucht uns hier nicht zu beschäftigen; sie berührte China – geographisch, geistig und wirtschaftlich gesehen – nur am Rande.

Der chinesische Volks- und Staatskörper war stark und selbstbewußt; man fühlte sich den wenigen europäischen Händlern und Missionaren weit überlegen und beachtete sie kaum.

Die zweite und für uns hier allein interessante Phase der westlichen Invasion begann zwar schon im siebzehnten Jahrhundert mit dem russischen Vorstoß an den Amur, der das Reich aber nur an der fernen nördlichen Peripherie berührte und von den Mandschu-Kaisern zudem im Vertrag von Nertschinsk (1689) aufgehalten wurde; mit voller Wucht aber setzte sie erst 1839 mit dem Opiumkrieg ein. Die britischen Händler, denen – wie anderen Europäern – damals nur zwei winzige Handelsplätze an der Südküste Chinas (in Macao und bei Kanton) offenstanden, waren auf der Suche nach einem geeigneten Tauschprodukt für die in Europa begehrten Erzeugnisse Chinas, vor allem Seide und Tee, auf das Opium gestoßen, das in ihrem wachsenden indischen Kolonialreich billig hergestellt und in China zu hohen Preisen verkauft werden konnte. Zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts war Opium die wichtigste Importware Chinas; Zehntausende von Kisten dieses Rauschgifts wurden jährlich ins Land geschafft. Das Opium schädigte nicht nur Gesundheit und Moral von Millionen Chinesen, es fraß auch die Silberschätze des Landes auf, da Tee und Seide nicht mehr ausreichten, die Opiumeinfuhr zu bezahlen.

Im Jahre 1839 verbot der Kommissar der chinesischen Regierung in Kanton, Lin Tse-hsü, den Handel mit dem Rauschgift und ließ Tausende von Kisten mit Opium vernichten. Der daraus entstandene „Opium-Krieg" endete mit Chinas ruhmloser Niederlage. Im Vertrag von Nanking 1842 (dem dann ähnliche Verträge mit anderen westlichen Staaten folgten) wurden fünf Häfen, darunter als wichtigste Kanton und Schanghai, dem westlichen Handel geöffnet; das Opium floß ungehindert in großen Mengen weiter ins Land.

Der Westen baute die im Opiumkrieg gewonnenen Stellungen mit einer geradezu explosiven Energie und Schnelligkeit aus; in den fünf Vertragshäfen entstanden eigene Kleineuropas unter westlicher Jurisdiktion, wobei die Verwandlung Schanghais aus einem armseligen Flußdorf in eine Königin der Meere besonders imposant war. Doch das alles empfand Peking, empfand die für das Reich verantwortliche Lizentiatenschicht zwar als lästig, aber

zunächst noch nicht als Anlaß zu radikalen Maßnahmen. Erst die fünfziger Jahre führten eine Wendung herbei. Diese begann mit dem Taiping-Aufstand.

Der Taiping-Aufstand – das erste schwere Fieber

Die Südprovinzen, das Hinterland von Macao und Kanton also, waren am frühesten durch die Auswirkungen des Handels mit Europa in ihrer sozialen und wirtschaftlichen Struktur getroffen worden; hier hatte sich auch die zweite Welle der christlichen Mission am längsten ausbreiten können. Wirtschaftliche Not und eine aus mißverstandenem Christentum entstandene Ideologie der Gleichheit führten erst zu kleinen, dann immer größeren Unruhen. Der aus jenem Teil Südchinas stammende, bei den Staatsprüfungen durchgefallene Hung Hsiu-tsüan wurde zum Führer eines der größten und blutigsten Aufstände der Menschengeschichte, der in den Jahren 1850–1864 das Reich bis in seine Grundfesten erschütterte.[1] Der letzte Akt dieses Aufstandes fiel zusammen mit einem zweiten Krieg gegen den Westen (1857 bis 1860), in dem Frankreich und England ihre im Opiumkrieg gewonnenen Positionen erweiterten (während sie später selbst bei der Niederwerfung des Aufstandes mithalfen). Das Jahr 1860 brachte einen Tiefpunkt der Kaisermacht: eine schwere Niederlage durch die Taiping-Rebellen bei Nanking, Flucht des Kaisers aus Peking vor den anrückenden Engländern und Franzosen, die als Vergeltung für Mißhandlung von Unterhändlern den Sommerpalast bei Peking zerstörten. In den Verträgen von Tientsin (1858) und Peking (1860) wurden den Ausländern elf weitere Häfen geöffnet, der Yangtse-Strom als Verkehrsstraße zur Verfügung gestellt, die Errichtung von Gesandtschaften in der Kaiserstadt Peking gestattet und die Missionstätigkeit im Lande freigegeben.

Erst diese doppelte Erschütterung – des Taiping-Aufstandes und des zweiten Krieges mit den Westmächten – brachte die Auseinandersetzung Chinas mit dem Westen in Gang. Sie vollzog sich gleichzeitig auf mehreren Ebenen, doch verfolgen wir hier ihre grundsätzliche Seite. Denn wenn sich bei der westlichen Forschung im Laufe der letzten Jahrzehnte die Erkenntnis durchgesetzt hat, daß beim Eintritt Rußlands in die moderne Welt die

Auseinandersetzung der geistigen Elite Rußlands mit den Ideen und Wirtschaftsformen des Westens den entscheidenden Vorgang bildete, so trifft diese Feststellung erst recht auf China zu, da die intellektuelle Elite Chinas viel eindeutiger und länger – seit mehr als zwei Jahrtausenden – das Land repräsentiert hat.

Was aber konnte die Antwort auf die nicht mehr zu übersehende Herausforderung, ja Bedrohung sein? Um weiter in einer rein negativen Abwehr zu verharren, dafür war die westliche Invasion allzu vehement gewesen. Wohl fanden sich noch Männer, die das Alte kompromißlos verteidigten, wie etwa Hsü Tung (1819–1900), mit seinem Wort: „Besser, die Nation untergehen als ihr ganzes Leben verändert sehen",[2] oder der Gelehrte Wo Jen, der in einem Schreiben an den Kaiser im Jahre 1867 sagte, es komme auf die Einstellung der Menschen, nicht auf die Technik an; mit Mathematik könne man den Aufschwung eines Volkes nicht herbeiführen; zudem habe der Westen nicht einmal Neues gebracht, sondern lediglich frühe chinesische Ansätze auf dem Gebiet der Naturwissenschaft weiterentwickelt, welche die Chinesen wissentlich als unwichtig vernachlässigt hätten.[3]

Reaktion der „Selbststärker": chinesische Substanz plus westliche Technik

Die Mehrheit der führenden Männer neigte aber unter dem starken Eindruck der technisch-militärischen Übermacht des Westens nun doch der Meinung zu, man müsse diese Künste des Westens erlernen; im übrigen aber solle man das traditionelle China, die konfuzianische Substanz, erhalten. Tschang Tschi-tung (1837 bis 1909), lange Zeit Generalgouverneur der Südprovinzen des Reiches, sollte in seiner Schrift „Ermahnung zum Studium" die für diese Einstellung typische Formel prägen: „Chinesisches Wissen als Substanz, westliches Wissen für praktischen Gebrauch."[4] Eine Generation vorher, noch mitten in der großen Erschütterung des Aufstandes, gab der angesehene Beamte und Gelehrte Feng Kuei-fen (1809–1874) die Parole aus:

> „Wir haben nur eines von den Barbaren zu lernen – starke Schiffe und wirksame Kanonen ... Zuerst sollen sie [die Chinesen] die Ausländer als ihre Lehrer und Vorbilder nehmen; dann sollen sie sie einholen und ihnen ebenbürtig werden; schließlich sollen sie ... sie überholen. Darin liegt der Weg der Selbststärkung ... Wir müs-

sen die Werkzeuge der Barbaren benützen, aber nicht ihre Lebensweise übernehmen. Wir müssen die Werkzeuge benützen, um die Barbaren zurückzuschlagen." [5]

Der große Führer dieser konservativen Reformer war Tseng Kuo-fan (1811–1872), der als energischer Heerführer und weitblickender Organisator das meiste für die Niederwerfung des Taiping-Aufstandes getan hatte; folgerichtig wird er in der Geschichtsschreibung des kommunistischen China von manchen als Volksverräter bezeichnet.[6] Tseng wollte vom Westen Waffen zum Kampf gegen innere und äußere Feinde, dazu noch viele andere abendländische Erfindungen für die weitere Entwicklung Chinas, aber in seinem Konfuzianertum war er so fest verwurzelt, daß er in der Anwendung dieser Techniken keinerlei Gefahr für sein und seines Volkes Wesen sah.

Als die sechziger Jahre dem Ende zugingen, hatten die Reformer erstaunliche Erfolge aufzuweisen: Im Innern war der größte und gefährlichste Aufstand niedergeworfen, nach außen hatte sich China von den Katastrophen der Kriege mit den westlichen Expeditionstruppen erholt. Dies fand seinen Ausdruck in dem Vertrag vom Oktober 1869, den der britische Gesandte Alcock in Peking mit der chinesischen Regierung ausgearbeitet hatte. Er schien den Eintritt Chinas in die Gesellschaft der übrigen Staaten einzuleiten.

Doch der außenpolitische Erfolg der „Selbststärker" war nur von kurzer Dauer. Die britische Regierung weigerte sich, den Alcock-Vertrag zu ratifizieren: die britischen China-Kaufleute waren gegen ihn Sturm gelaufen, da er manche ihrer Wünsche nicht erfüllte. Im Juni 1870 geschah das sogenannte Massaker von Tientsin. Provoziert durch den französischen Konsul, der bei einem Wortwechsel über den übergroßen Betätigungseifer einiger Missionare einen Chinesen erschoß, erschlug die wild gewordene Menge den Konsul, dessen Begleiter und eine Anzahl französischer Nonnen und Geistlicher sowie mehrere getaufte Chinesen und steckte eine Kirche und verschiedene Missionsgebäude in Brand. Vor einer massiven militärischen Vergeltung bewahrten China damals nur die Verwicklungen in Europa, vor allem der unmittelbar auf das Tientsin-Massaker folgende Ausbruch des Deutsch-Französischen Krieges.

Ernüchternde Erkenntnis: Technik zersetzt Substanz

Zwei Jahre später starb Tseng Kuo-fan, und bald darauf versank auch die Hoffnung, das konfuzianische China könnte durch die neue Technik aus dem Westen gestärkt werden, ohne seine Substanz zu verändern. Es stellte sich immer deutlicher heraus (und das Beispiel der von Kaiser Meiji eingeleiteten Reformen in Japan unterstrich diese Erkenntnis), daß sich die westliche Dynamik nicht als gehorsames Instrument eines traditionsgebundenen asiatischen Staates benützen ließ. Sogar das Abendland selbst, das geistig und soziologisch für den Übergang zur Moderne weit besser gerüstet war und zur Gewöhnung an sie Jahrhunderte Zeit hatte, ist durch diese Moderne, die ihr eigenes Kind war, zutiefst erschüttert worden. Nach China aber kam sie als etwas wesenhaft Fremdes. Zudem hatte das chinesische Denken, wie wir sahen, die für den Westen charakteristische Trennung zwischen Geist und Materie nicht gekannt; durch die Veränderungen im materiellen Bereich wurde es also geistig-seelisch noch stärker getroffen als die europäischen Völker. Die ungeheure Dynamik und die substanzändernde Wirkung der westlichen Zivilisation, ihres Unternehmungsgeistes und Gewinnstrebens, ihrer Privatinitiative und unbekümmerten Experimentierfreudigkeit – dies alles hatte Tseng weit unterschätzt. So kommt einer der besten Kenner der geistigen Entwicklung jener Zeit zu dem Schluß, daß das neue China, das damals entstand, nicht „das konfuzianische China mit aufgeklebter westlicher Technik war", wie dies Tseng erwartet hatte, „sondern das durch den Westen verwandelte China, in dem die klassischen Schriften bis zur Bedeutungslosigkeit verblaßten." [7]

Schon sprach man in China selbst von der Notwendigkeit einer Reform, „die sich auf alle Dinge ausdehnen sollte – vom Stamm auf den Zweig, vom Innen auf das Außen, vom Großen auf das Kleine – und nicht nur auf die westlichen Methoden".[8]

In der Tat, es war keine Zeit mehr zu verlieren. Das Zeitalter des Imperialismus brach an, und China schien ihm wehrlos zur Beute zu fallen. Franzosen, Engländer, Russen, Deutsche und Japaner meldeten ihre Ansprüche an, schickten ihre Soldaten, errichteten ihre Stützpunkte, bauten ihre Bahnen. Die Aufteilung

Chinas in „Interessensphären" der Mächte begann, seine völlige Zerschlagung in eine Anzahl westlicher Kolonien zeichnete sich bereits ab. Vor allem die schmähliche Niederlage im Kriege gegen das soviel kleinere und bislang verachtete Japan (1895) wirkte in China als Alarmsignal erster Ordnung.

Man war geschlagen worden, obgleich man – wie Japan – vom Westen Schiffe und Kanonen übernommen hatte. Aber während das Inselvolk mit diesen Geräten des Westens auch manches von seinem Geist – vor allem in Verwaltung und Erziehungswesen – in sich aufgenommen hatte, glaubten die Chinesen immer noch, man könne sich auf die Übernahme der westlichen Technik beschränken und im übrigen alles, also auch die ganze Schwerfälligkeit eines bürokratischen, durch Nepotismus korrumpierten Staatsapparats, beim alten lassen. Sogar mit der Aneignung der westlichen Technik ging es damals sehr langsam; in den dreißig Jahren zwischen 1864 und 1894 waren in China insgesamt nur dreizehntausend Exemplare westlicher Werke technischen oder verwandten Inhalts in chinesischer Übersetzung verkauft worden.[9] In den Tagen, in denen die chinesischen Batterien wehrlos im japanischen Feuer lagen, da das Geld für ihre Granaten längst in viele offene Taschen gewandert war, brach die Welt Tseng Kuo-fans endgültig zusammen.

Reform durch Uminterpretation des Konfuzius?

In dieser Situation erwuchs China noch einmal ein bedeutender Führer. Der Philosoph und Politiker Kang Yu-wei (1858–1927), einer der originellsten Köpfe der letzten hundert Jahre chinesischer Geschichte, erkannte, daß grundlegende, radikale Reformen notwendig waren. Um aber den Widerstand der konservativen Kräfte überwinden zu können, mußte er seine Vorschläge auf die alte, die konfuzianische Tradition selbst gründen. So unternahm er den kühnen Versuch, die Lehren des Meisters völlig neu zu interpretieren, so nämlich, daß dieser nicht mehr als der Bewahrer des Alten, sondern als Apostel des Fortschritts erschien. Er benützte dazu vor allem einen Abschnitt aus dem von ihm kritisch überarbeiteten Kapitel Li Yün im Buch der Sitte; in ihm wurde ein herrliches Bild der guten alten Zeit gemalt mit Sätzen wie „Man arbeitete nicht um des eigenen Vor-

teils willen. Mit allen Listen und Ränken war es zu Ende. Das war die Zeit der großen Gemeinsamkeit." [10]

Auf dieser Grundlage malte Kang Yu-wei in seinem Werk „Die große Gemeinsamkeit" das Bild einer utopischen Gesellschaft, wie es in der entsprechenden Literatur des Westens immer wieder entworfen worden war, bis zur Auflösung von Familie und Eigentum.[11] Größere praktische Bedeutung hat dieses Werk damals nicht gehabt, da Kang es nur wenigen seiner vertrautesten Jünger zu lesen gab; aber es zeigt, wie weit sein Verfasser in seiner Neuinterpretation des Konfuzius zu gehen bereit war. Sogar in seiner Denkschrift an den Kaiser Anfang 1898, die natürlich wesentlich vorsichtiger abgefaßt war, polemisiert Kang mit denen, die jede Änderung des Überkommenen ablehnten, da dieses von den Ahnen stamme, indem er schrieb:

> „Institutionen sind dazu da, daß sie das eigene Territorium bewahren. Was nützt uns jetzt, da wir das Territorium der Ahnen nicht mehr bewahren können, das Festhalten an den Institutionen der Ahnen? Daher bitte ich Eure Majestät, die Ziele Peters des Großen von Rußland als unsere Ziele und die Meiji-Reform Japans als Modell für unsere Reform zu nehmen." [12]

Hinweise auf die Reformen des Zaren Peter und des Kaisers Meiji waren in jenen Jahren in chinesischen Überlegungen immer wieder anzutreffen. Auch der britische Gesandte Alcock hatte geraten, das Beispiel der „russischen Selbststärkung durch Verwestlichung" nachzuahmen.[13]

Vor der weiteren Öffentlichkeit mußte Kang noch vorsichtiger sein. Sein Ziel sei nur, erklärte er, durch Entfernung der Kruste zahlloser Übermalungen zum wahren Konfuzius durchzustoßen. Daß sogar ein so radikaler Neuerer den tatsächlichen Bruch mit der konfuzianischen Tradition vor den Zeitgenossen und vor sich selbst nur durch Berufung auf Konfuzius – einen von ihm freilich bis zur Unkenntlichkeit uminterpretierten Konfuzius – zu rechtfertigen vermochte, zeugt noch einmal von der außerordentlichen Kraft der Tradition in China.

„Der Alte Buddha" dreht das Rad zurück

Auch Kang blieb der Erfolg versagt. Zwar gelang es ihm, 1898 fünf Reformdenkschriften dem Kaiser vorzulegen, die in ihrer

Radikalität an die Maßnahmen eines Peter des Großen erinnern; hätten sie sich auswirken können, so wäre an die Stelle der immer selbständiger werdenden Provinzialherrschaften wieder eine straffe Zentralverwaltung getreten, eine Umstellung des Erziehungswesens von der bloßen Reproduktion konfuzianischer Formeln auf moderne Erfordernisse erfolgt, das veraltete Examenssystem verschwunden, auf den Platz der absoluten die konstitutionelle Monarchie gerückt und der Weg für eine rasche wirtschaftliche Entwicklung geöffnet worden. Aber nach genau hundert Tagen war der Traum zu Ende: Die Kaiserin-Mutter Tse-hsi (1835–1909), die als „Alter Buddha" in die Geschichte eingehen sollte, setzte den Kaiser (ihren Adoptivsohn) gefangen und ließ die Reformer, deren sie habhaft werden konnte, hinrichten. Kang Yu-wei rettete sein Leben durch die Flucht nach Japan. Zwar wurde in den folgenden Jahren der eine oder andere seiner Reformpläne doch noch verwirklicht, zum Beispiel das Examenssystem im Jahre 1905 endgültig abgeschafft[14], aber was bei Kang ein großer Wurf, ein planvolles Ganzes war, das wurde nun zum zusammenhanglosen Stückwerk.

Dieser Mißerfolg bedeutete das Ende der großangelegten Versuche, Altes und Neues zu verschmelzen. Es hatte sich erwiesen, daß die konservativen, ja reaktionären Kräfte noch sehr stark waren. Viele hohe Staatsbeamte waren jeglicher Neuerung abhold, da sie im Falle einer Preisgabe des konfuzianischen Systems den Verlust der Monopolstellung des Lizentiatenstandes im Staate (und damit ihrer Pfründen!) fürchteten. Ihr Haß richtete sich zunehmend gegen die „Fremden Teufel", denen sie – wie wir sahen, zum Teil mit Recht – die Schuld an der Unruhe im Lande beimaßen. Sie klammerten sich an die Hoffnung, durch eine Wiederbelebung des Konfuzianismus das Volk zur Ruhe zurückführen zu können; sie setzten es durch, daß die Kaiserin-Mutter kurz vor dem Ende der Dynastie diesen sogar noch zum Staatskult erhob, um die wankenden Grundmauern der Monarchie zu stützen. Ob es einem Mann vom Schlage Tseng Kuo-fans auch noch im zwanzigsten Jahrhundert gelungen wäre, der konfuzianischen Tradition neues Leben einzuhauchen, wissen wir nicht, aber wir müssen es bezweifeln. Auch Tschiang Kai-schek, der in Tseng sein Vorbild sah und der ihm, wenn auch nicht an geistigem

Rang, so doch an militärischem und politischem Geschick vergleichbar ist, hat am Ende Schiffbruch erlitten; der Konfuzianismus, den Tschiang (der übrigens Christ war) zu beschwören suchte, war durch die Entwicklung der vorausgegangenen Jahrzehnte ausgehöhlt worden und hatte seine Anziehungskraft auf die Jugend verloren.

Das andere Extrem: Nieder mit Konfuzius!

Inzwischen nämlich hatte sich die geistige Schicht Chinas, vor allem aber die Jugend, zunehmend der radikalsten Möglichkeit einer Reaktion auf den westlichen Einbruch zugewandt: sie hatte sich, unter Preisgabe des gesamten konfuzianischen Gepäcks, entschlossen auf den Marsch in die Modernisierung begeben. Das entscheidende Stichwort auf diesem Wege hieß Nationalismus. Es war ein Nationalismus besonderer Art, der sich zunächst weniger gegen das Ausland als gegen die eigene Vergangenheit wandte, da man in dieser die Ursachen der Schwäche Chinas zu sehen begann.

Der Wandel der Zeit läßt sich darin erkennen, daß man in diesen Kreisen China nicht mehr dem alten Wort Tien-hsia („unter dem Himmel") entsprechend wertete, sondern auf seine Bezeichnung als Kuo (Nation, Staat) das Hauptgewicht verlegte. Solange China das „unter dem Himmel" gelegene Reich schlechthin war, stellte es eine durch die – im wesentlichen – konfuzianische Lebens- und Staatstradition zusammengehaltene Kultureinheit dar, die weder rassisch noch völkisch verstanden wurde. Als aber die konfuzianische Klammer zerfiel, mußte China, wollte es eine Einheit bleiben, eine Nation werden.[15]

Von jetzt ab hieß die Frage nicht mehr: Was hat Konfuzius gelehrt?, sondern ausschließlich: Was ist heute für China nützlich? Man zweifelte nicht mehr daran, daß das Land zu diesem seinem Nutzen möglichst rasch modernisiert und daß alles, was der Erreichung des Zieles im Wege stand, ausgeräumt werden müßte – der Konfuzianismus ebenso wie die Mandschu-Dynastie, wie auch, so glaubte man zunehmend, die Monarchie schlechthin. Freilich erwies es sich als leichter, eine ohnehin am Ende ihrer Leistungskraft angelangte, überdies fremde Dynastie zu stürzen, als eine uralte Weltanschauung und Lebensform zu be-

seitigen. Dieser letzteren Aufgabe wandte sich die akademische Jugend zu, besonders die an Schulen und Hochschulen westlichen Typs ausgebildete oder vom Studium im Ausland zurückgekehrte, und sie tat dies unter Parolen wie „Nieder mit Konfuzius und Co." [16] oder Schlagworten wie das vom „menschenfresserischen Konfuzianismus".[17] Sie fand dabei die Zustimmung und zum Teil auch die finanzielle Unterstützung der vielfach reichen und im ganzen modern denkenden chinesischen Emigration, deren Hilfe schon Sun Yat-sen in den früheren Jahren seines Kampfes gegen die Mandschus in Anspruch genommen hatte.

In jenen Jahren seit der Jahrhundertwende, erst recht seit dem Sturz der Dynastie, strömten die modernen Ideen vor allem in der westeuropäischen Form, der des Liberalismus, ein; die Stichwörter Fortschrittsglaube, Pragmatismus, Individualismus, Skeptizismus mögen als Andeutung genügen. Das Christentum erwies sich dagegen in der geistigen Oberschicht und besonders unter der intellektuellen Jugend als wenig erfolgreich; es galt – auch dies entsprach den damals aus dem Westen übernommenen Anschauungen – als unmodern; modern aber war Trumpf. Die Hinwendung zum liberalen Gedankengut des Westens erfolgte mit solcher Vehemenz und Einmütigkeit, daß sich dessen volle Durchsetzung bereits abzuzeichnen schien. Da griff ein äußeres Ereignis störend ein: der Erste Weltkrieg. Der Brudermord der westlichen Völker, der sich auf den Schlachtfeldern Europas in einem bis dahin unvorstellbaren Ausmaß vollzog, wirkte überaus ernüchternd; der idealisierte Westen zeigte sich plötzlich von einer problematischen, ja abstoßenden Seite. Zudem erbitterte es die patriotische Jugend Chinas aufs äußerste, als es sich bei Kriegsende herausstellte, daß die Westmächte den Japanern, um sie in den Krieg gegen Deutschland zu bringen, in China weithin freie Hand gegeben hatten.

Der 4. Mai 1919 in Peking und der Ruck nach links

So kam es zu jenem Ausbruch des chinesischen Nationalismus vom 4. Mai 1919, jener Demonstration fremdenfeindlich und revolutionär gestimmter Studenten, die sich in Peking unter Parolen wie „China ist das China der Chinesen!" auf dem Platz vor dem Tor des himmlischen Friedens gegen die Gleichgültigkeit

der damals in Paris tagenden Friedenskonferenz gegenüber den Lebensfragen Chinas empörten und die Abberufung der chinesischen Delegation aus Paris erzwangen.[18]

Die „Bewegung vom 4. Mai", die dabei ins Leben getreten war, stellte zwar einen Sieg des Liberalismus dar, enthielt zugleich aber auch im Gefolge der antiwestlichen Stimmung Keime eines neuen Radikalismus. Dieser fand seine Inspiration sehr bald nicht mehr im angelsächsischen oder französischen Westen, der den Chinesen wie sitzengebliebenen Schülern empfahl, erst einmal die Demokratie nachzuholen, sondern in der deutschen und der russischen Gedankenwelt, bei Marx und schließlich bei Lenin. Charakteristisch für diese Entwicklung sind die Lebensläufe der Professoren Tschen Tu-hsiu (1880–1942) und Li Ta-tschao (1888–1927), die als Liberale begannen und später die ersten Führer des chinesischen Kommunismus wurden. Ehe man es sich versah, waren – gleich ihnen – viele andere Anhänger des liberalen Gedankens, ja des Christentums zum Kommunismus übergegangen; Tschü Tschiu-pai, später einer der führenden Kommunisten, hatte seine ersten rebellischen Artikel in einer vom Christlichen Verein Junger Männer unterstützten Zeitschrift veröffentlicht. (Die christliche Lehre von der grundsätzlichen Gleichheit aller Menschen vor Gott ist ja oft genug als Begründung sozialrevolutionärer Lehren mißverstanden worden.)

Von jetzt ab gab es in China zwei Varianten des Modernen, die liberale und die kommunistische. Solange Sun Yat-sen, der „Vater der chinesischen Revolution", lebte, konnten sie noch unter dem gemeinsamen Dach seiner Partei, der Kuomintang, existieren; in der unpräzisen Vorstellung Suns, der seine geistige Nahrung aus recht flachen Wurzeln zog – chinesischen wie vage verstandenen westlichen –, der weit mehr Sinn für Verschwörung und Umsturz als für den Aufbau und die Sicherung der Staatsmacht besessen hatte, fanden beide Platz. Aber im Jahre 1925 starb er, und sofort ergab sich eine scharfe Frontstellung zwischen der bald von Tschiang Kai-schek übernommenen Kuomintang und der seit 1921 bestehenden, aber mit der Kuomintang kollaborierenden Kommunistischen Partei. Zunächst war die Kuomintang überwältigend stark. Hinter ihr standen die Hafenstädte mit ihrer ganzen Dynamik samt dem rasch aufstrebenden Bürgertum, vor

allem den Führern der sich neu entwickelnden Wirtschaft, zu ihr hielt zunächst auch die junge Intelligenz, obgleich dieser die immer deutlicher werdende Konfuzianisierung der Kuomintang mißfiel.[19] Dazu erfreute sie sich der Gunst der Westmächte (was freilich einzelne Konflikte mit ihnen nicht ausschloß) und stützte sich auf deutsche Militärberater, unter denen Seeckt der bekannteste, aber nicht der einzige war.

Während meiner ersten Besuche in China erlebte ich Anfang und Höhepunkt einer Entwicklung, die man als „chinesisches Wunder" bezeichnen könnte. Als ich Tschiang Kai-schek 1929 zum erstenmal sah, hatte er eben entscheidende Schritte auf dem Wege zur politischen Einigung des Reiches vollbracht, und es schien nunmehr, es werde ihm gelingen, dem seit dem Kampf gegen die Taiping-Rebellion drohenden Zerfall des Staates in Satrapien einzelner Militärbefehlshaber Einhalt zu gebieten; das nächste Mal – 1936 – fand ich ihn bereits auf dem Gipfel seiner Macht: Die meisten regionalen Machthaber hatten mit ihm Frieden gemacht oder kapituliert, und die Kommunisten befanden sich auf dem „langen Marsch" aus ihren bisherigen, von Tschiang Kai-schek eingekreisten Stützpunkten in Süddchina nach dem fernen, am Rande der chinesischen Welt gelegenen Yenan; das nationale China schien in einem ungemein raschen und imponierenden Aufstieg zur modernen Großmacht begriffen zu sein.

Chinas enttäuschte Jugend sucht nach der neuen Idee

Bereits im folgenden Jahr war auch dieser Traum zu Ende – und wieder hatte der Einbruch einer fremden Macht den Anstoß gegeben. Wieder mischte sich Japan in das Leben des Nachbarvolkes ein, und diesmal mit katastrophalen Folgen – für sich selbst wie für China. Der Japanisch-Chinesische Krieg, dem verschiedene Zwischenfälle in den Jahren zuvor vorausgegangen waren, der aber in voller Härte erst im Sommer 1937 begann und Ende 1941 – mit Pearl Harbor – in den Zweiten Weltkrieg einmündete, rettete die abgedrängten chinesischen Kommunisten und brachte in seiner Folge das Ende der liberalen und den Sieg der kommunistischen Revolution. Indem Japan die chinesischen Armeen, und mit ihnen einen großen Teil der akademischen Jugend und ihrer Lehrer, zum Abzug in das Innere des Reiches

zwang und die bereits am weitesten nach westlichem Muster modernisierten Küstengebiete von der weiteren Entwicklung des nationalen, das heißt unbesetzten China abschnitt, trug es entscheidend zur Schwächung des westlichen, also liberalen Einflusses in China bei. Mehr noch: seiner Hilfsquellen in den liberaleren Küstenprovinzen beraubt, sah sich Tschiang Kai-schek zu einer immer engeren Allianz mit den konservativen, ja reaktionären Kräften im Innern des Reiches gezwungen; dies wiederum hatte eine rasch zunehmende Entfremdung der intellektuellen Jugend von der Kuomintang zur Folge.

Diese junge Intelligenz befand sich nun in einer verzweifelten Lage. Eine Möglichkeit, auf den Weg des Konfuzianismus zurückzukehren, bestand zu diesem späten Zeitpunkt nicht mehr, schon aus rein praktischen Gründen nicht: Das konfuzianische Wissen, einst Grundlage jeder geachteten Laufbahn, war nicht mehr gefragt; die Aussichten zur Betätigung in der Wirtschaft waren nach acht Jahren eines zerstörerischen Krieges und dem Totalverlust der Küstenprovinzen beschränkt; und die reaktionär gewordene Regierung Tschiang Kai-scheks hatte Hemmungen, die skeptische, zum Teil aufsässig gewordene intellektuelle Jugend zur Mitarbeit am Staat heranzuziehen. Diese empfand ihn immer mehr als Polizeistaat, der aber nicht einmal die Straffheit und innere Ordnung eines solchen aufweisen konnte.

Die westliche Welt aber hatte im Zweiten Weltkrieg erst recht an Glanz und Ansehen eingebüßt. Des inneren Haders, der wirtschaftlichen wie der geistigen Unsicherheit müde, desorientiert durch den Zusammenbruch einer dreitausendjährigen Zivilisation, überwältigt und verwirrt durch das Einstürmen völlig neuer Ideen, christlichen, humanistischen, aufklärerischen und schließlich marxistischen Ursprungs; nach einem „Jahrhundert der Minderwertigkeit, der Mißhandlung und Erniedrigung“ [20] begierig nach einer Regierung, die endlich einmal die Fremden Teufel in ihre Schranken weisen könnte, zudem (infolge ihres langjährigen Kampfes gegen die Väter und deren Welt) von Schuldkomplexen geplagt, suchten die wurzellos gewordenen und seit dem Verlust der natürlichen wie traditionellen Bindungen plötzlich verzweifelt nach dem „Sinn des Lebens“ fragenden Intellektuellen nach einer mitreißenden (und leicht verständlichen!) Idee, die

ihrem Leben Inhalt und Ziel gäbe, wünschten sie sich den starken Staat, der den verlorenen Vater ersetzen könnte[21], ersehnten sie den Halt an einem festen Dogma. Dies alles bot ihnen die Kommunistische Partei. Sie fielen ihr in wachsender Zahl anheim; Der Student Mao war nur einer – freilich einer der ersten – von ihnen.

Rußland erschließt sich dem Westen

Im Unterschied zu China war das russische Volk seit langem durch das Christentum, wie auch durch Bündnisse und gelegentliche Fürstenehen, mit dem übrigen Europa verbunden gewesen; schon im elften Jahrhundert hatte Jaroslaw I. den schwedischen König zum Schwiegervater, die Könige von Norwegen, Ungarn und Frankreich zu Schwiegersöhnen gehabt. Nowgorod war – als Naugart – ein wichtiger Handelspartner der Hansa. Auch die mongolische Fremdherrschaft unterbrach den Kontakt nicht vollständig. Im fünfzehnten Jahrhundert finden wir westliche Waffenmeister, Ärzte, Baumeister in Rußland; es kamen deutsche, holländische, englische Kaufleute; italienische Architekten bauten die Mauern des Kreml und seine erste Kathedrale.

Der entscheidende Durchbruch zum Westen erfolgte mit Peter dem Großen. Als der Fünfundzwanzigjährige im Jahre 1697 seine „Zar-und-Zimmermann"-Reise nach dem Westen antrat, da war er sich der vollen Konsequenzen dieses Unternehmens noch kaum bewußt. Aber seine Eindrücke waren so stark, daß er nach seiner Rückkehr eine energische, ja brutale Beschleunigung der Europäisierung befahl; eigenhändig schnitt er den Bojaren die Bärte ab, unbarmherzig erzwang er westliche Kleidung, den westlichen Tabakgenuß, Hoffeste mit Beteiligung der Damen und mit westlichen Tänzen. Hunderte, Tausende von Instrukteuren und Lehrern kamen in den folgenden Jahrzehnten aus dem Westen nach Rußland; viele junge Russen wurden zum Studium dorthin entsandt. Die ungeduldige Härte, mit der Peter das „Fenster nach dem Westen" aufstieß, hat einen tiefen Riß zwischen den nach alter Sitte weiterlebenden Massen und der westlich beeinflußten Oberschicht geschaffen und der Auseinandersetzung mit dem Westen eine besondere Schärfe verliehen.

Auch in Rußland war damals bei vielen die Meinung zu finden: Wir brauchen vom Ausland nur Schiffe und Kanonen; alles andere bleibt, wie es ist. Bis in die Zeit Peters hinein war dies sogar die vorherrschende Meinung gewesen; ihren Ideologen fand sie in Iwan Possoschków (1652–1726); man brauche die Fremden nur eine Weile als Lehrmeister, erklärte er, danach werde es auch ohne sie gehen. Aber während in China diese Ansicht lange Zeit vorherrschte, vermochte sie sich in Rußland nicht zu halten; die Macht des westlichen Einflusses war zu stark.

Negative Reaktion: Die Slawophilen

Die zweite Möglichkeit: Ablehnung des Westens und starres Festhalten am Alten, war in ihrer kompromißlos negativen Form vorwiegend bei Vertretern der Kirche und besonders, wie wir wissen, bei den allem Neuen feindlichen Altgläubigen anzutreffen. Aber der Westen war schon zu nah gerückt, als daß diese Richtung die Macht hätte erobern können; im Untergrund hat sie bis ins neunzehnte Jahrhundert weitergewirkt; sie ist auch heute noch nicht tot. In einer abgewandelten Form hat sie das Denken wie das politische Handeln Rußlands nachhaltig beeinflußt, als sogenannte Slawophilie, die eigentlich Russophilie hätte heißen sollen, da es sich bei ihr mehr um eine Verherrlichung des National-Russischen als des Slawischen überhaupt handelte. Aufgewühlt und in ihrem Patriotismus durch den gewaltigen Vorsprung des Westens auf dem Wege der Modernisierung getroffen, suchten die Slawophilen – wie sie sich selbst nannten – eine Kompensation und innere Beruhigung im Aufruf der tieferen und darum stärkeren Kräfte der russischen Seele, die sie dem angeblich faulenden Westen entgegenstellten; Peter habe einen Irrweg eingeschlagen, aus dem man wieder herausfinden müsse. Die Väter der Slawophilie waren Iwan Kiréjewskij (1806–1856), der unter dem Eindruck einer 1831 unternommenen Reise nach dem Westen, vor allem nach Deutschland, zunächst der westlichen Orientierung zuneigte, sich aber später zum Slawophilen entwickelte, und Alexéj Chomjaków (1804–1860), der gleich ihm, aber in noch stärkerem Maße die Berufung Rußlands in der Bewahrung des wahren christlichen Glaubens erblickte. Alle bedeutenden Slawophilen kannten Europa gut; ihre Gedankenwelt

war von Herder und der deutschen Romantik bestimmt worden, auch durch die Schriften eines deutschen Agrarhistorikers, des Freiherrn August von Haxthausen (1792–1866), über die russische Agrarverfassung. Was sie am Westen kritisierten, entsprach zum großen Teil dem, was auch im Westen selbst vielen mißfiel. Man könnte sie mit Recht als Europäer im Aufstand gegen Europa – wie es damals war – bezeichnen.

In den weiteren Umkreis der Slawophilie gehören auch jene Männer, die auf den von ihnen idealisierten Bauern ihre Hoffnung setzten, die Naródniki (von Naród = Volk; sie haben vor allem in den sechziger Jahren eine Rolle gespielt) und der konservative Flügel unter den Verfechtern der Bauernbefreiung, schließlich noch die Panslawisten, die ein Großreich der Slawen unter Führung der Russen erträumten und im türkischen wie im habsburgischen Vielvölkerstaat ihre Todfeinde sahen. In der stalinistischen Variante des Bolschewismus finden sich, vor allem nach 1941, manche Anklänge an diese Gedankenwelt.

Positive Reaktion: Die Westler

Am weitaus wichtigsten für die weitere Entwicklung Rußlands war die dritte Art der Reaktion auf den Kontakt mit dem Westen: die der Westler, russisch Sápadniki (von Sápad = Westen). Ihr kraftvoller Ahnherr war Peter, zu dessen Lebzeiten freilich die Verwestlichung noch alle Merkmale des Aufgezwungenen und Künstlichen trug. Aber seit den Zeiten Katharinas II. nahm Rußland alle geistigen Strömungen Europas in sich auf, wobei diese auf russischem Boden oftmals eine Radikalität gewannen, welche ihnen in ihrer Heimat nicht angehaftet hatte. Da der Westen seit der Aufklärung, als er zuerst das russische Denken zu beeinflussen begann, eine Fülle von Ideen hervorgebracht hat, lassen sich auch die russischen Westler nicht auf einen Nenner bringen. Bereits unter ihren ersten Köpfen finden sich die verschiedensten Einflüsse – katholische, sozialistische, demokratische, anarchistische. Unter den späteren gibt es Vertreter des Materialismus, des Pragmatismus und Positivismus, des Liberalismus und des Marxismus. Dieser spaltete sich in eine mehr gemäßigte Richtung und die radikale, die Wladimir Lenin (1870 bis 1924) zum Siege führte.

Entscheidend aber ist dies: Während in der Außenpolitik die panslawistische Richtung maßgebend blieb, haben sich seit dem Ende der sechziger Jahre im inneren Leben Rußlands die Westler durchgesetzt. Und wenn auch noch mehrfach überzeugte Fürsprecher des alten Rußland – wie der Berater der beiden letzten Romanows und langjährige eigentliche Leiter der inneren Politik, Konstantín Pobedonószew (1827–1907) – der fortschreitenden Angleichung Rußlands an die Entwicklung des Westens entgegentraten, so war diese doch nicht mehr aufzuhalten. Aber die Westler bildeten, wie wir sahen, keine Einheit. Nicht nur die Sozialisten, auch die Liberalen waren gespalten, in die, die Rußland unter Bewahrung der Monarchie, und andere, die es auf deren Trümmern reformieren wollten; Lenin selbst war im Sommer 1914 noch der Anführer eines kleinen Häufleins, ein Außenseiter der Geschichte, so schien es, und Rußland auf dem – wenn auch harten – Wege zur modernen, konstitutionellen Monarchie. Aber im August „gingen in Europa die Lichter aus". Zweieinhalb Jahre später brach Rußland zusammen – erst das zaristische (in der bürgerlich-liberalen Februar-Revolution), dann das bürgerlich-liberale (in Lenins bolschewistischer Oktober-Revolution).

Der Westen, Rußland, China – Parallelen und Unterschiede

Bei der Auseinandersetzung mit den Ideen des Westens zeigt so Rußland im Vergleich mit China sowohl eine gewisse Parallelität, welche beide mit anderen „Entwicklungsvölkern" teilen – dazu gehört vor allem das späte Entstehen des Bürgertums – als auch charakteristische Unterschiede, die sich aus der Eigenart der beiden Völker wie aus ihrem sehr verschiedenen geschichtlichen Schicksal ergeben. Soziologisch gesehen fehlte in China diejenige Schicht, die in Rußland Nährboden und Träger revolutionärer Ideen werden konnte: Während die russische „Intelligenzia" durch Zensur und Polizei von jeder direkten Teilnahme an den Staatsgeschäften ferngehalten und ihre aktivsten Vertreter in den politischen Untergrund abgedrängt wurden, wo der Typus des Berufsrevolutionärs vom Schlage Lenins gedieh, hat China eine staatsfremde, geschweige revolutionäre und nihilistische Intelligenz bis in unser Jahrhundert kaum gekannt; denn das chinesische Lizentiatentum war selbst die eigentlich staats-

tragende Schicht und sozial an der Erhaltung der alten Ordnung unmittelbar interessiert. Auch deren entschiedene Kritiker wie Kang Yu-wei haben ihre Reformpläne durch den Kaiser, nicht gegen ihn zu verwirklichen versucht; eine unabhängige Kritik, sei es in publizistischer, sei es – wie in Tschernyschewskijs bekanntem Roman „Was tun?" (1864) – in literarischer Form, ist in China erst sehr spät aufgetreten, eigentlich nicht vor Lu Hsün (1881 bis 1936) und bei ihm auch erst mit der Erzählung „Tagebuch eines Wahnsinnigen", die im April 1918 veröffentlicht wurde.

Psychologisch betrachtet, fehlten in China die starken Antriebe aus religiöser Wurzel, fehlte die messianische Idee der Berufung zur Erneuerung der Menschheit, wie sie sich in Rußland aus dem Gedanken des Dritten Rom entwickelt hatte und vor allem durch Dostojewskij vertreten fand. Auch wo sich dieser Messianismus nicht in ein religiöses Gewand kleidet, wie etwa bei Nikoláj Daniléwskij, dem Verfasser von „Rußland und Europa" (1869), schimmert er deutlich durch.

Hierzu trat in Rußland ein dritter Faktor, der sich deutlich als von westlicher Herkunft darstellt und deshalb erst hier zu betrachten ist: die hohe und bald, im Gefolge Rousseaus und der Romantik, schwärmerisch exaltierte Einschätzung des einfachen, unverdorbenen und darum vorbildlichen „Volkes". Das waren, in Rußland noch stärker und noch länger als im sich industrialisierenden Westen, die Bauern, deren Los ja auch, bei fortbestehender Leibeigenschaft, ungleich härter blieb als das der inzwischen befreiten Bauern im Westen und in der Mitte Europas. Ihnen zu einem menschenwürdigen und gleichberechtigten Dasein zu verhelfen, nicht nur durch Erschließung der Bildungswerte, sondern auch durch politische und soziale Reformen, schien den bürgerlichen Idealisten ein lebenswertes Ziel, wie sie umgekehrt in den bäuerlichen Lebensformen, vor allem der Dorfgemeinde, oft Keimzellen einer besseren Zukunft zu sehen glaubten, die sich einst auch im Westen durchsetzen würden.

Erst die Marxisten haben den Bauern allmählich durch den Proletarier ersetzt, am konsequentesten und am erfolgreichsten wiederum Lenin. Sein Anspruch, als Befreier und zugleich als Beauftragter der „Massen" zu handeln, fand daher in Rußland einen vorbereiteten Boden; er gab ihm auch außerhalb seiner

Partei in der Intelligenzia eine Autorität, der nicht viele zu widersprechen wagten. In der chinesischen Geschichte dagegen hat es vor den Kommunisten eine Romantisierung der Massen kaum gegeben. Dazu waren die Chinesen als geborene Realisten und auch als Konfuzianer viel zu nüchtern; und als sie mit dem Westen in nähere Berührung kamen, war dort die Bauernromantik schon abgeklungen. Erst Mao hat – wie wir sehen werden: weil ihm keine andere Wahl blieb – die chinesischen Bauern in ihrer politischen Bedeutung „entdeckt".

Ihm hat auch die jüngste Geschichte seines Landes einen psychologischen Faktor zugespielt, mit dem er die für jede Revolution unentbehrlichen Gefühle der Erbitterung und des Hasses kräftig aufheizen konnte: den antiimperialistischen und antikolonialistischen Affekt. Es versteht sich, daß dieser Faktor in der Vorgeschichte der russischen Revolution – so lautstark ihn auch heute die sowjetische Propaganda ausschlachtet – keine große Rolle gespielt hat, war doch das Zarenreich selbst eine imperialistische Großmacht und am Entstehen der imperialistischen Epoche der Weltgeschichte führend beteiligt; nicht Russen wurden irgendwo von fremden Herrschern unterdrückt und ausgebeutet (abgesehen nur von den ukrainischen Gutsbauern der polnischen Grundherrn im österreichischen Galizien), wohl aber nichtrussische Völker in raschem Vordringen in das russische Imperium hineingezwungen, und erst der japanische Gegenangriff hat verhindert, daß auch größere Teile Chinas auf die Dauer dasselbe Schicksal erlitten. (Gewiß gab es in Rußland zahlreiche ausländische Firmen, aber gegen diese richteten sich allenfalls antikapitalistische Ressentiments.)

Schließlich aber – und das sollte sich besonders stark auswirken – hatte das russische Volk mehr Zeit zur Verarbeitung der westlichen Einflüsse. Vergleicht man den Modernisierungsprozeß (ohne ihn damit werten zu wollen) mit einer ansteckenden Krankheit, so könnte man sagen, daß die Russen durch jahrhundertealte, zum Teil enge Verbindungen mit dem Westen „schutzgeimpft" waren und der Verlauf der Auseinandersetzung mit dem Westen daher weniger akut war.

Der chinesische Volkskörper dagegen war völlig unvorbereitet auf den Angriff des westlichen Erregers und wurde daher schwerer getroffen; er steht noch heute mitten in der Krise.

Haben wir bisher die Auseinandersetzung der beiden Völker vorwiegend vom Standpunkt der politischen und der Geistesgeschichte betrachtet, gilt es nunmehr, jenen Teilvorgang näher ins Auge zu fassen, der auch unsere westliche Welt grundlegend verwandelt hat, von den „jungen" Völkern aber in weit kürzerer Zeit bewältigt werden mußte (und muß): die industrielle Revolution.

In Rußland lag die Initiative zunächst durchaus beim Staat, der im Zeitalter des Imperialismus einer eigenen Rüstungsindustrie bedurfte, deshalb das Entstehen der Schwerindustrie förderte und zugleich – auch aus strategischen Gründen – den Aufbau eines zwar weitmaschigen, aber bei der Größe des Landes doch sehr umfangreichen Bahnnetzes vorantrieb. Graf Witte, erst Rußlands Finanzminister (1893–1903), dann dessen erster Ministerpräsident, machte das Zarenreich durch aktive Handelsbilanz im Ausland kreditwürdig und brachte Milliarden fremden Kapitals ins Land. Dabei wurde auch die allmählich heranwachsende Privatwirtschaft, zum Teil unter dem Einfluß und der direkten Beteiligung der Banken, von sich aus immer aktiver; die Bedeutung des Staates in der Wirtschaft ging zurück. In den acht Jahren vor 1914 näherte sich die russische Wirtschaft nach ihren vorwiegend staatswirtschaftlichen Anfängen der im Westen bereits üblichen, also hauptsächlich privatwirtschaftlichen Form, wobei ihre starke Kartellierung und das Vordringen der Großbetriebe besonders auffiel; am Vorabend des Ersten Weltkriegs waren in Rußland vierundvierzig Prozent aller Arbeiter in Betrieben mit über tausend Arbeitern beschäftigt[22], ein höherer Prozentsatz als in England, Deutschland und sogar in den USA.

Der wirtschaftliche Aufbau war nicht nur durch die von außen kommenden Störungen – vor allem den Krieg gegen Japan und die ihm folgende Revolution von 1905/06 – unterbrochen, sondern auch durch die soziale Lage des Bauerntums entscheidend behindert. Solange die Masse des Volkes aus praktisch eigentums- und einkommenslosen Leibeigenen bestanden hatte, fehlte der Konsumgüterindustrie der nötige Binnenmarkt; auch die Aufhebung der Leibeigenschaft führte nur sehr langsam zu einer Erhöhung der Kaufkraft des Dorfes. Die bäuerliche Bevölkerung wuchs im neunzehnten Jahrhundert viel rascher, als neuer Boden erschlos-

sen wurde, und machte bei der Volkszählung von 1897, der letzten vor der Revolution, 97 der insgesamt 126 Millionen Bewohner des Zarenreiches aus. Einer Erhöhung des Flächenertrages aber durch intensivere Arbeitsmethoden standen auch nach der Bauernbefreiung von 1861 vor allem zwei Hemmnisse im Wege: Kapitalmangel und mangelnde Privatinitiative (als Konsequenz der Bindung des Bauern an das bereits geschilderte System des Mir und der periodischen Umteilung des kollektiven Bodenbesitzes an alle Mir-Genossen).

Die seit Jahrzehnten anhaltende Landflucht führte der sich rasch ausbreitenden Industrie Arbeitskräfte zu. Die Angaben sind höchst ungenau, doch waren am Vorabend des Ersten Weltkrieges wohl dreieinhalb Millionen Arbeiter in der Industrie tätig. Damals lag Rußland in der Industrieproduktion schon an fünfter Stelle hinter USA, England, Frankreich und Deutschland (natürlich nicht in der Pro-Kopf-Produktion, die noch sehr niedrig war); in den fünfzig Jahren von 1860 bis 1910 war sie um über tausend Prozent gestiegen.[23]

Es war ein Merkmal der russischen (wie auch der chinesischen) Arbeiterschaft, daß zwischen ihr und dem Dorf enge Beziehungen bestehen blieben. Trotzdem bildete sich in ihr – und dies mehr als in China – ein Solidaritätsgefühl, dem die Konzentration der russischen Industrie auf Großbetriebe zugute kam. Es fand in den ersten größeren Streiks – so St. Petersburg 1896, Riga 1899 – deutlichen Ausdruck. Der Mißerfolg der Revolution von 1905 ließ jedoch die revolutionäre Stimmung der Arbeiterschaft stark zurückgehen; in den der Fabrikinspektion unterstellten Betrieben im europäischen Rußland (die ganz kleinen gehörten nicht dazu) hatte es im Revolutionsjahr 1905 13 995 Streiks in 93,2 Prozent aller Betriebe mit 2,8 Millionen Streikenden gegeben, 1911 nur 466 in 2,8 Prozent der Betriebe mit 105 000 Streikenden.[24] Ab 1912 gab es wieder mehr Lohnkämpfe, doch hielten sich diese in einem Rahmen, der nicht alarmierend war. Erst die vergeblichen Anstrengungen des Ersten Weltkrieges und die blutigen Niederlagen der russischen Millionenheere – verschärft, wenn nicht verursacht durch die Rückständigkeit der Staats- und Gesellschaftsordnung – führten zu neuer Radikalisierung. Mit den Worten eines Fachmannes der russischen Wirtschaftsgeschichte gesagt:

„Was den allgemeinen Verlauf seiner Industrialisierung in der zweiten Periode [1906–1914] betraf, so schien Rußland zu wiederholen, was in Deutschland in den letzten Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts geschehen war. Man konnte annehmen, daß Rußland ohne den Krieg auf dem Weg fortschreitender Verwestlichung weitergegangen wäre." [25]

. . . und in das unvorbereitete China

Ungleich schwieriger waren die Bedingungen des Aufbaus einer modernen Wirtschaft in China.[26] Das klassische China war nicht nur geistig, sondern auch wirtschaftlich autark gewesen. Es produzierte selbst alle für lebensnotwendig angesehenen Güter, und es konsumierte selbst, was es produzierte. Es gab also so gut wie keinen Außenhandel, der bekanntlich im Westen – vor allem seit dem Zeitalter der Entdeckungen – eine stimulierende Kraft ersten Ranges dargestellt und auch die russische Entwicklung mächtig befruchtet hat. Das wenige, was über die Grenzen kam oder ging, wurde kaum kommerziell gewertet, sondern als Ehrengabe barbarischer Nachbarvölker und entsprechende Gegengabe verstanden. Der Staat beschränkte seine wirtschaftliche Initiative auf die – meist im Wege der Arbeitspflicht – errichteten Großbauten, die vorwiegend der Verteidigung, der Landwirtschaft (Bewässerungsanlagen) und der Versorgung (Kanäle für Getreidetransporte in die Hauptstädte) dienten.[27] Er besaß zwar seit unvordenklichen Zeiten das Salz- und Bergbaumonopol, doch wurde von seinen Beamten nur die Aufsicht ausgeübt, die praktische Ausführung (Herstellung, Transport, Verkauf) dagegen an Privatleute gegen eine entsprechende Zahlung verpachtet; von einer Erziehung der Beamten zu wirtschaftlichem oder gar unternehmerischem Denken konnte also nicht gesprochen werden. Bei den Bauern war ein solches erst recht nicht vorhanden, bei den Handwerkern kaum entwickelt. Die „Wirtschaft" als eigengesetzliches und höchst dynamisches Phänomen war also weder dem Volk noch der gebildeten Oberschicht ein Begriff; das traditionelle Wort für Wirtschaft, Tsching-tschi, heißt in wörtlicher Übersetzung etwa „Verwalten des Überflusses", ist also wieder rein statisch gedacht.

Der Anstoß, um aus dem geschlossenen Kreis auszubrechen und in eine neue Entwicklungsphase einzutreten, mußte daher von

außen kommen: es war die gewaltsame Öffnung des Landes für den westlichen Handel. Was im Westen spontan gewachsen war, das wurde China durch die lange Kette der „ungleichen Verträge" ab 1842 vom Ausland aufgezwungen: Außenhandel großen Stils und Freie Städte in den Vertragshäfen[28], die nicht nur dem Handel dienten, sondern in denen auch seit 1895 ausländische Industrien entstanden und einen wirksamen Anschauungsunterricht und eine Ausbildungsstätte für den chinesischen Wirtschaftsnachwuchs bildeten. Ein weiterer Zwang zur wirtschaftlichen Kommunikation ergab sich gleichzeitig durch den Taiping-Aufstand: da sich in seinem Gefolge die staatlichen Steuereinkünfte bedeutend verminderten, war die Regierung stärker auf Außenhandelszölle angewiesen, die seit den fünfziger Jahren durch eine gut funktionierende, von Ausländern geleitete Zollbehörde für die chinesische Regierung erhoben wurden.

Chinas Variante: „bürokratischer Kapitalismus"

Die Anfänge der chinesischen Industrialisierung sind noch stärker als in Rußland durch die staatliche Initiative bestimmt: es ist der uns schon bekannte Versuch, dem Westen mit seinen eigenen Waffen, seiner eigenen Technik entgegenzutreten: 1855 baute Tseng Kuo-fan die ersten kleinen Arsenale; 1861 das Arsenal und die Werften von Anking; 1863 errichteten er und sein Mitarbeiter Li Hung-tschang ein Eisenwerk (später Arsenal) in Schanghai; bis hier also waren es durchweg staatliche Betriebe, die der Rüstung dienten. 1873 entstand auf Initiative von Li die China Merchants' Steam Navigation Company; 1877 folgten die Kaiping-Kohlengruben, 1881 die erste Telegrafenlinie, 1882 die erste Eisenbahn, 1889 die Hanyang-Eisenwerke bei Wuhan; 1890 nahm die erste chinesische Textilfabrik in Schanghai ihren Betrieb auf.

Es war ein langsamer und steiniger Weg, und es gab auf ihm Schwierigkeiten zu überwinden, die der Industrialisierung in keinem anderen Land in dieser Form entgegenstanden. Denn die soziale Struktur Chinas, wie wir sie im letzten Kapitel kennengelernt haben, war für die neue Aufgabe denkbar wenig geeignet. Es fehlte der Träger des wirtschaftlichen Fortschritts: ein

starker und selbstbewußter Kaufmannsstand. Die Institutionen aber, die die Stärke des alten China gewesen waren, Sippensystem und Lizentiatentum, mußten sich als schwere Belastung beim Aufbau einer modernen Wirtschaft erweisen. Diese fordert die Besetzung aller Stellen, vor allem der leitenden, nach dem Gesichtspunkt der Leistung, dem Chinesen aber war erste Pflicht die Unterbringung seiner Verwandten oder seiner den Verwandten gleichgestellten Freunde, ohne Rücksicht auf die persönliche Eignung. Noch kurz vor dem Siege Maos konnte es dem europäischen Besucher eines chinesischen Betriebes begegnen, daß ihm vom Chef die Angestellten nicht als „mein Prokurist", „mein Buchhalter", sondern als „mein Neffe" oder „der Vetter meiner Frau" vorgestellt wurden. Und wenn sich überall in der Welt bürokratisches und unternehmerisches Denken schlecht vertragen – der chinesische Lizentiat war durch Tradition, Erziehung und Berufsausbildung (das Amt als Pfründe!) zum Manager einer neuzeitlichen Wirtschaft am wenigsten qualifiziert.

Eben diese Rolle sollte er nun übernehmen. Li Hung-tschang gab Ende 1872 die Parole aus: Kuan-tu schang-pan, wörtlich: Beamter [besorgt] Aufsicht, Geschäftsmann [besorgt] Management.[29] Eine solche Arbeitsteilung hatte beim Salz mit seinen primitiven Gewinnungs- und Vertriebsmethoden gut gehen können, war aber wenig geeignet für die moderne Industrie, die ihrem Wesen nach dynamisch und unbürokratisch ist. Hier wurden die neuen, von Beamten beaufsichtigten Unternehmer alsbald abhängig von staatlicher Förderung und Lenkung, auch wo sich der Staat nicht – was häufig der Fall war – direkt als Mitunternehmer oder Kreditgeber beteiligte. Die China Merchants' Steam Navigation Company beispielsweise verdankte ihre Blüte dem Monopol des Reistransports in die Hauptstadtprovinz. Andere Firmen erfreuten sich der Begünstigung und Förderung durch die mächtigen Provinzgouverneure (auch mit Steuermitteln), hatten sich aber dafür nach deren Wünschen zu richten. Staatswirtschaftliche Vorstellungen waren schon bei Sun Yat-sen bestimmend[30] und wurden in der Kuomintang weiterentwickelt. In Tschiang Kai-scheks Hauptwerk China's Destiny sind sie noch deutlich zu spüren.

Haben wir bisher den äußeren Hergang der Auseinandersetzung Chinas mit dem Westen in großen Zügen dargestellt, so ist nunmehr abschließend zu fragen, wieweit es dadurch in seiner Substanz verändert und für den Sieg des Kommunismus bereit gemacht worden ist. Dabei möchte ich mich einer Aussage darüber enthalten, ob und in welcher Weise diese Veränderung auch die seelisch-geistige Struktur des chinesischen Menschen, wie wir sie im ersten Kapitel zu umreißen versuchten, erfaßte; nur wer den Umbruch im Lande selbst, im engen Kontakt mit diesen Menschen, miterlebt hat, vermöchte darüber zu urteilen, ohne auch dann – wie manche Beispiele zeigen – vor einer durch den Zufall der persönlichen Erfahrungen verengten Perspektive sicher zu sein.

– *für Chinas Geist*

Leichter zugänglich sind, auf Grund einer jahrzehntelangen publizistischen und literarischen Diskussion, die Veränderungen im Bereich der Kultur, der Weltanschauung, der sittlichen und religiösen Kräfte. Wir haben gesehen, wie das konfuzianische Erbe durch die zahlreichen Mißerfolge in der ersten Phase des Abwehrkampfes zunehmend diskreditiert und schließlich von der jungen Intelligenz ganz über Bord geworfen wurde; ob diese Tradition dennoch die Kraft behält, eine lange Zeit der Ausschaltung und Unterdrückung im Untergrund zu überstehen, ist eine offene Frage. Der religiös Gläubige kann, wie immer die Umstände seines äußeren Lebens seien, in seinem Herzen beten und Gott loben; der Konfuzianer aber muß seine Weltanschauung – in der Familie und in allen anderen menschlichen Beziehungen – täglich verwirklichen, oder er hört auf, Konfuzianer zu sein.

Auch im einfachen Volk sind die überlieferten Glaubensformen in den letzten Jahrzehnten unter dem Ansturm der Moderne einem Prozeß der Aushöhlung unterworfen gewesen. Was sich durch die Jahrtausende mit relativ geringen Veränderungen erhalten hatte und als Erbgut der Väter hingenommen wurde, begann den Chinesen – zunächst nur in den Städten, vor allem in

den verwestlichten Hafenstädten – unzeitgemäß, ja zum Teil lächerlich vorzukommen. Die Unbefangenheit, mit der sie ihre religiösen Gebräuche ausgeübt hatten, ging verloren; der Zweifel hielt seinen Einzug. Ich habe dies einmal sehr stark empfunden, als eine mit uns befreundete junge Chinesin ihr einziges Kind, einen zehnjährigen Jungen, verloren hatte. Erst fand sie Ablenkung in den vielerlei Verrichtungen, die die Sitte der trauernden Familie vorschrieb, so der Beschaffung all jener Papierfiguren, welche dem Verstorbenen die Existenz im Jenseits erleichtern sollen – der papiernen Dienerinnen, Fahrzeuge, Geldstücke und Kleider. Nach einigen Tagen aber gestand sie uns schluchzend, daß sie an diese Bräuche nicht mehr glauben könne und es daher nichts gebe, was sie in ihrem Schmerz zu trösten vermöchte. Andere Beobachter haben ähnliches berichtet.[31] Die Tempel verwahrlosten zusehends, die Statuen des Stadtgottes verschwanden, die Götterbilder zerfielen – schon Jahrzehnte vor dem Sieg der Kommunisten.

– *für sein soziales Gefüge*

Am folgenschwersten mußte sich der Einbruch des westlichen Geistes auf das soziale Gefüge des Landes auswirken. Denn in keiner anderen unter den großen Kulturen war ja der Mensch in seinem Denken und Leben so ganz auf seine Umwelt bezogen, in so vielfältige persönliche Beziehungen eingebettet gewesen – und nun trat ihm, von einem noch ungebrochenen Selbstbewußtsein getragen und vom Glanz sieghafter Überlegenheit umstrahlt, das neue Evangelium von der Freiheit des Individuums entgegen. War es nicht etwa die Freiheit, der die Fremden die großartige Entfaltung aller Kräfte verdankten, und war nicht der Mangel an Freiheit, das Übermaß an Bindungen aller Art, für die hoffnungslose Unterlegenheit des eigenen Volkes verantwortlich zu machen? Ein stürmisches Aufbegehren gegen dieses System erhob sich vor allem in der jungen Generation; es richtete sich am stärksten gegen diejenige Autorität, durch die sich diese Jugend am meisten gebunden, gefesselt sah: gegen Familie und Sippe. Auch diese Emanzipationsbewegung berief sich auf das Vorbild des Westens; die leidenschaftliche Diskussion über Ibsens Nora, die damals das junge China bewegte, läßt dies klar erkennen.

Nichts könnte die Tiefe der Umwälzung deutlicher machen als ein Vergleich zweier großer Romane, die beide eine chinesische Großfamilie zum äußeren Rahmen haben – Tsao Hsüe-tschins „Der Traum der roten Kammer" aus dem achtzehnten Jahrhundert[32] und der 1933 erschienene Roman „Die Familie" von Pa Tschin.[33] Jener, obwohl von einer tragisch-wehmutsvollen Grundstimmung getragen, stellt doch die alte Ordnung nirgends in Frage, dieser aber ist eine literarisch verkleidete Kampfschrift, die das Familiensystem auf das heftigste angreift. Er kulminiert im Tod einer jungen Frau; um den Geist des kurz zuvor verstorbenen und noch im Hause aufgebahrten Schwiegervaters nicht durch eine Niederkunft im gleichen Haus zu beunruhigen, wird sie aufs flache Land gebracht, wo es weder Arzt noch Hebamme gibt und die Frau nach der Geburt elend verblutet. Einige Jahrzehnte zuvor hätten die abergläubischen Vorstellungen und die selbstverständliche Verehrung des verstorbenen Patriarchen keinerlei Zweifel an der Richtigkeit solchen Handelns aufkommen lassen. In der veränderten Situation der frühen zwanziger Jahre dagegen wird in diesem Roman der sinnlose Tod der jungen Frau zum letzten Anstoß für die Jungen, sich gegen das alte System zu erheben.

Freiheit, das bedeutete daher als erstes: Emanzipation der Jugend und der Frauen. Die Revolution gegen die alte Ordnung begann als Revolution gegen das bisherige Familiensystem. Zuerst geriet die städtische Jugend in den Bannkreis dieser Entwicklung, vorwiegend die Jugend der Ober- und der Mittelschicht. Von hier aus aber gelangten die neuen Ideen auch auf das Land, anfangs vorwiegend zu den Familien, die Angehörige in den Städten besaßen. Als schließlich die Japaner nach 1937 die Küstengebiete zu besetzen begannen, trugen die ins Innere abwandernden Städter, vor allem Studenten, die Familienrevolution in die Dörfer. Der Siegeszug der Emanzipationsbewegung war nicht aufzuhalten. Innerhalb weniger Jahre gab es Mädchen auf den Hochschulen und im Berufsleben, Liebesheiraten, Frauenbataillone, gab es Scheidungen und Witwenehen.

Wie rasch sich die Auffassungen wandelten, ist an der Geschichte des Familiengesetzes der neuen Republik deutlich abzulesen: Im ersten und zweiten Entwurf (1911 und 1915) war zur Eheschließung

lediglich die Zustimmung der Eltern notwendig; ab 1916 wurde zusätzlich die Zustimmung der Eheschließenden gefordert; im schließlich (1931) verabschiedeten Text nur noch die der Eheschließenden – von den Eltern war nicht mehr die Rede.[34] Dieses Familiengesetz der Nationalregierung machte außerdem die Monogamie zur Grundform der Ehe; es gestattete auch die Scheidung. Die Grundfesten des alten Familiensystems waren zerstört.

– *für sein Sippensystem*

Andere Entwicklungen kamen hinzu: Der stürmische Aufbau der Wirtschaft – zuerst in den Vertragshäfen – sprengte die engen Grenzen des Familienbetriebs und führte zu neuen Organisationsformen. Das Entstehen moderner Industrien und Produktionsweisen, für die es im alten China keine Vorbilder gab, entwertete die Bedeutung der Erfahrung (und damit des Alters) und gab jungen Leuten, die an westlichen Schulen ausgebildet waren, einen bedeutenden Vorsprung. In dem Maße, in dem die junge Generation in die Schulen strömte, erhöhte sich auch das Heiratsalter; je älter aber die jungen Leute im Zeitpunkt der Eheschließung waren, desto größer waren ihr Selbstbewußtsein und ihre Abneigung, sich dabei widerspruchslos dem Willen der Eltern unterzuordnen. Auch die Ehrfurcht vor den Ahnen, die man nun so weit hinter sich zu lassen im Begriff war, verlor ihre Kraft; in der gleichen Richtung hatte die Tätigkeit der christlichen Missionare gewirkt. Damit sank auch die Bereitschaft, für Ahnenopfer und andere Familienfeste große Mittel aufzuwenden; diese Veranstaltungen hatten aber wesentlich zur Stärkung der Familie und Sippe beigetragen. Die Neureichen in den Städten, bemüht, sich möglichst westlich zu gebärden, waren am schnellsten bereit, die alten Formen des Familienlebens preiszugeben. Auf dem flachen Lande aber entzog die zunehmende Verarmung vielen alten Großfamilien den Boden und brachte auch Sippenverbände in finanzielle Not; ihre Tempel zerfielen, viele ihrer Mitglieder zogen fort.

Ähnliches war schon früher in Notzeiten geschehen; diesmal aber traf die Krise des Sippensystems mit der Krise des konfuzianischen und damit überhaupt des traditionellen China zusammen. Mehr als zwei Jahrtausende zuvor hatte die Schule der totalitä-

ren Legalisten eine familienfeindliche Ideologie entwickelt. Sie hatten erkannt, daß sich das konfuzianische Familiensystem, welches zahllose kleine „Staaten im Staat" schuf, mit dem von ihnen angestrebten straff zentralisierten Staatswesen nicht vereinbaren ließ. Aber sie und ihresgleichen waren zu kurz an der Macht, als daß sie das Familiensystem wirklich hätten zerschlagen können. Sun Yat-sen hat von völlig anderen Voraussetzungen aus, aber unter ähnlichen Parolen im Grunde dasselbe angestrebt; unter dem Eindruck des westlichen und des höchst stoßkräftigen japanischen Nationalismus wollte er auch in China Staat und Nation – statt wie bisher Sippe und Familie – in den Mittelpunkt des Lebens aller Chinesen rücken; ihnen sollten nun Arbeit, Treue, Loyalität gehören.

Der Zerfall des traditionellen Sippensystems vollzog sich nicht von heute auf morgen (einige Beispiele machtvoller Familiencliquen hat es noch lange gegeben, wie die Kung-Sippe, mit der sich Tschiang Kai-schek 1927 verschwägerte), aber im ganzen eben doch erstaunlich rasch. Vor den Augen der erschreckten Welt, unter dem Jubel der jungen und dem Kopfschütteln der alten Chinesen barst der gewaltige, jahrtausendealte Bau des chinesischen Sippensystems. Die Kommunisten haben den längst eingeleiteten Prozeß nur beschleunigt und verschärft.

... für die Massen

Gemessen an diesem wahrhaft revolutionierenden Vorgang sind die durch den westlichen Einbruch hervorgerufenen Verschiebungen im berufsständischen Gefüge des Landes von sekundärer Bedeutung. Sie können auch deshalb knapper behandelt werden, weil China sie – vom Ende des Lizentiatentums abgesehen – mit Europa gemein hat, wenn auch in zeitlichem Abstand.

Die neu entstehende Kapitalistenschicht haben wir schon kurz kennengelernt. Über das Industrieproletariat, das nur langsam wuchs, zersplittert und schwach war, wird im nächsten Kapitel – bei der Entwicklung der Kommunistischen Partei – zu sprechen sein. Bei Handwerk und Kleinbürgertum änderte sich verhältnismäßig wenig.

Der gewaltigen Masse der chinesischen Bauern hat der Einbruch der Moderne mehr Nachteile als Vorteile gebracht. Eine

„Befreiung" nach europäischem Vorbild konnten sie von ihr nicht erwarten, da sie – anders als ihre russischen Standesgenossen – die persönliche Freiheit nie verloren hatten. Wohl aber verschlechterte sich, wie dargelegt, ihre wirtschaftliche Lage in bedenklicher Weise, da die seit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts rasch zunehmende Dorfbevölkerung mit einer kaum wachsenden Ackerfläche auskommen mußte. Dazu kam seit der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts das beschleunigte Wachstum des Großgrundbesitzes: nicht mehr nur die Beamtenfamilien legten ihre Ersparnisse in Land an, das sie den verarmenden Bauern abkauften, sondern auch die in Handel und Industrie neu Reichgewordenen. Im Umkreis der Handelsmetropolen Schanghai und Kanton waren bereits in den zwanziger Jahren fünfundneunzig bzw. fünfundachtzig Prozent der Bauern nur noch Pächter.[35] Die Pachtzinsen wiederum stiegen, da der Boden immer knapper wurde.

Die sozialen Spannungen nahmen zu. Während die landbesitzenden Lizentiaten – die meist verwandtschaftlich mit dem Dorf verbunden waren, zum Teil selbst dort lebten oder im Alter dorthin zurückkehrten – noch ein Verantwortungsgefühl gegenüber den Bauern besessen hatten, traf dies auf die Neureichen in den Hafenstädten nicht mehr zu; für sie war das Land nur noch Objekt der Investition und Spekulation. Dazu wurden die Heimindustrien, in denen die Bauern in den ruhigen Monaten, vor allem durch die Herstellung von Webstoffen, zusätzlichen Verdienst gefunden hatten, durch die hereinströmenden Importe aus den Industrieländern, auch den neuen wie Japan und Indien, schwer getroffen. Politische Unruhen und zerstörende Bürgerkriege taten das Ihre. Gärende Unzufriedenheit und dumpfe Verzweiflung erfaßten weite Gebiete: die Bereitschaft zu gewalttätigen Exzessen gegen die „Reichen" wuchs.

- und insbesondere für die Oberschicht

Am schwersten wurde, wie überall, die oberste, Staat und Gesellschaft tragende Schicht durch die revolutionäre Entwicklung getroffen. Aber das Lizentiatentum war schon vorher von Verfallserscheinungen gezeichnet. Das strenge Prüfungssystem wurde von den letzten Mandschu-Herrschern selbst aufgeweicht, indem

sie verschiedenen Provinzen eine Heraufsetzung des auf sie entfallenden Kontingents an Prüflingen bewilligten, wofür diese entsprechende Summen an den Staatshaushalt entrichteten; das führte zu einer Senkung der Anforderungen und damit der Qualität des Nachwuchses. Schlimmer noch war der – uns schon bekannte – Mißstand, daß in zunehmendem Umfang wohlhabende Leute, die in die Oberschicht zu gelangen wünschten, von den untersten Examina gegen Entrichtung einer bestimmten Taxe dispensiert wurden. Man konnte sich in den Lizentiatenstand nunmehr in aller Form einkaufen; in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts bestand er schon zu mehr als einem Drittel aus Elementen dieser Art. Allerdings lag auch deren Ansehen erheblich unter dem der durch echte Prüfungen Qualifizierten; für den weiteren Aufstieg im Staatsdienst blieb ohnehin das Bestehen der höheren Prüfungen Voraussetzung. Vom Standpunkt der Staatsmoral war die Möglichkeit, mit Hilfe von Geld in die Oberschicht zu gelangen, auf jeden Fall eine Entartung, die dem Ansehen des ganzen Standes schweren Schaden zufügen mußte. In seiner Substanz aufgeschwemmt, in seiner Solidarität geschwächt, seiner früheren Autorität im Volke beraubt, sah sich das Lizentiatentum durch den Einbruch der Moderne vor Aufgaben gestellt, die es mit seiner konfuzianisch-humanistischen Tradition und Ausbildung nicht bewältigen konnte. Die Mißerfolge im Kampf gegen die fremden Teufel, gegen die Taiping-Rebellion, gegen die Japaner, zerstörten den Rest seines Prestiges; noch vor dem Ende der Monarchie empfing es mit der Abschaffung der Staatsprüfungen den Todesstoß.

Die Offiziere Chinas rücken nach vorne ...

Das Erbe der abtretenden Lizentiatenschicht aber fiel nicht dem Bürgertum, nicht der jungen Intelligenz zu, sondern – dem Militär, das durch die Folgen des westlichen Einbruchs zu einer vorher in China nicht bekannten Entfaltung und Machtstellung gelangte. Freilich nicht mehr in seiner traditionellen Gestalt. Die mandschurischen „Banner"-Truppen – so nach ihren verschiedenfarbigen Feldzeichen benannt – wie die aus (freiwillig dienenden wie gepreßten) Chinesen bestehende „Armee der Grünen Fahne" hatten im Kampf gegen die fremden Eindringlinge und gegen

die Volksheere der Taiping-Rebellen kläglich versagt; die Fremden spotteten über die chinesischen „Operettensoldaten", die mit Regenschirmen in den Krieg zögen und ihre Schlachten, statt mit Waffen, mit den silbernen Kugeln der Bestechung schlügen. Tseng Kuo-fan und seine Freunde – unter denen Li Hung-tschang, bis zu seinem Tode (1901) der leitende Staatsmann Chinas, besonders hervorragt – sahen sich gezwungen, neue, ihnen persönlich ergebene Elitetruppen aufzustellen und aus den Steuermitteln der ihnen jeweils unterstellten Provinzen – also nicht der Zentralregierung – zu besolden. Das Verfahren bewährte sich zum ersten Mal bei der Niederkämpfung der Taipings; bei den noch folgenden, zum Teil ebenfalls gefährlichen Unruhen wurde es von einer Notmaßnahme zur normalen Methode der Kriegführung und der militärischen Organisation.

Die Regierung sah das Anwachsen dieser Privatarmeen mit um so größerer Besorgnis, als deren Führer fast durchweg Chinesen (also nicht Mandschuren) waren: wohin würde es führen, wenn nach der neuen Parole „die Soldaten den Generalen gehörten"! Aber sie mußte ihre Existenz sanktionieren, wollte sie nicht vor den inneren und äußeren Feinden von vornherein kapitulieren. So hat die Schwäche der beiden kaiserlichen Armeen auf der einen, die relative (nur relative!) Stärke der einzelnen Provinzarmeen auf der anderen Seite seit der Mitte der fünfziger Jahre die Machtverhältnisse in China entscheidend verändert. Hinfort konnte der Thron die einzelnen Befehlshaber allenfalls gegeneinander ausspielen, aber nicht mehr einfach als Untergebene behandeln oder im Falle der Auflehnung aus ihrer Stellung entfernen. Damit erfuhr auch in der öffentlichen Meinung, zumal bei der Jugend, der Beruf des Soldaten eine bedeutsame Aufwertung. Der Aufstieg zu Macht und Ehren führte nun nicht mehr ausschließlich über die zivile, sondern auch über die militärische Laufbahn; immer häufiger entschieden sich fähige und ehrgeizige junge Leute für diese, zumal ihnen bald auch die ersten Militärschulen zur Verfügung standen. Von den zwischen 1861 und 1890 ernannten vierundvierzig Generalgouverneuren waren, wie eine neuere Berechnung ergab, schon zwanzig und von den einhundertsiebzehn Gouverneuren mehr als die Hälfte als Militärführer aufgestiegen.[36]

Die Tatkraft und der Reformwille der jungen Offiziersgeneration, der ausländische – besonders deutsche und japanische – Militärberater zur Seite standen, wurden nicht zuletzt durch das Beispiel Japans beflügelt; es bewies, erst im Krieg von 1894/95, dann noch eindrücksvoller durch den Sieg über die Großmacht Rußland, daß auch eine asiatische Armee bedeutende Kampfkraft entwickeln konnte. Die Erfolge blieben nicht aus: Im Boxerkrieg (1900/01) machte das europäische Expeditionskorps beim ersten Versuch eines Vormarsches nach Peking die Erfahrung, daß man es nicht mehr wie bisher mit desorganisierten Haufen zu tun hatte. Das Korps erlitt Verluste, wurde eingeschlossen und vermochte sich nur mit Mühe den Rückweg nach Tientsin zu bahnen, ehe es beim zweiten Anlauf, nunmehr auf fast zwanzigtausend Mann verstärkt, nach Peking durchbrechen und das Gesandtschaftsviertel entsetzen konnte.[37]

... und werden Satrapen

Danach hat China bis 1937 keine größeren Kriege mit auswärtigen Feinden geführt. Aber die in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts entstandenen Provinzheere bestimmten weithin die innere Entwicklung. Das stärkste unter ihnen war die von Li Hung-tschang 1888 in der Hauptstadtprovinz organisierte „Nordarmee". Später wurde sie zum Machtinstrument des Generals Yüan Schi-kai, der der Kaiserin-Witwe bei ihrem Staatsstreich von 1898 bedeutende Dienste geleistet hatte, zum Generalgouverneur jener wichtigsten Provinz ernannt wurde und bis zu seiner Entlassung im Jahre 1909 der erste Mann in China war. Nach dem Ausbruch der Revolution (1911) mit diktatorischen Vollmachten zurückberufen, vermochte er zwar den Thron nicht mehr zu retten, hat aber, indem er den Kaiser zur Abdankung bewog, einen geordneten Übergang zur neuen Staatsform ohne großes Blutvergießen ermöglicht. Es ist bezeichnend, daß der Vater der Revolution, Sun Yat-sen, sein Amt als Präsident schon nach wenigen Wochen an Yüan Schi-kai abgab und daß nach diesem wieder fast durchweg Militärs, darunter weitere drei aus der „Nordarmee", Präsidenten wurden.[38]

Aber auch der fast allmächtige Yüan – den in seinem letzten Lebensjahr (1916) das Parlament noch aufgefordert hatte, die

Kaiserkrone anzunehmen –, erst recht seine weit schwächeren Nachfolger, hatten mit der Tatsache zu rechnen, daß sie sich nur auf ihre „eigenen" Truppen verlassen konnten, denn inzwischen hatte sich das Übel der militärischen Zersplitterung tief eingefressen und jene eigenartige Einrichtung fest etabliert, die in der angelsächsischen Welt als warlordism (warlord = Kriegsherr) bekannt ist. Wir können sie am besten mit dem aus der antiken Geschichte geläufigen Begriff des Satrapen umschreiben, wobei entscheidend ist, daß diese Satrapen – wie die altpersischen – zugleich Gouverneur (oder Generalgouverneur) und Militärbefehlshaber waren. Sie besaßen also militärische wie administrative, politische und finanzielle Befugnisse und stellten bei der Schwäche der Zentralregierung die eigentliche Macht im Staate dar. Übrigens war die alte Lizentiaten-Tradition noch immer so stark, daß sich manche von ihnen – nicht immer ganz überzeugend – als klassisch Gebildete gebärdeten oder gar, wie General Wu Pei-fu, als Literaten feiern ließen.

Es ist nicht zuviel gesagt, wenn wir die ersten zwei Jahrzehnte der jungen Republik als die Periode der Satrapen bezeichnen. Die alte, konfuzianisch gebildete Führungsschicht war abgetreten, die neue aber, aus Bürgertum und revolutionärer Intelligenz bestehend, war noch nicht stark genug, die Geschicke des Staates in die Hand zu nehmen. Die Herrschaft der Satrapen war eine der traurigsten Phasen der jüngeren chinesischen Geschichte, eine „kaiserlose, schreckliche Zeit". Bis Tschiang Kai-schek, selbst ein bedeutender Soldat aus der Schule Yüan Schi-kais, zugleich aber ein Träger der neuen revolutionären Ideen, in den Jahren 1926 bis 1928 die Vormacht über die übrigen Satrapen errang (diese aber nicht ganz zu beseitigen vermochte; einige herrschten noch bis zum Siege der Kommunisten in ihren Provinzen, wenn auch nominell der Nationalregierung Tschiangs unterstellt).

Von diesem Augenblick an war der Weg frei für einen raschen wirtschaftlichen Aufschwung, der auch sofort einsetzte. Es zeigte sich jetzt, daß – fast verdeckt durch das politische Chaos – eine neue Generation von „modern" eingestellten, großenteils im Ausland, nicht zuletzt in Japan, ausgebildeten Chinesen herangewachsen war. Mit dem Zerfall des Lizentiatensystems und der Zersetzung der alten Sippentradition waren wesentliche Hemm-

nisse gegen eine „westliche" Entwicklung nahezu beseitigt oder jedenfalls entscheidend geschwächt. Als in den Vertragshäfen auch rein chinesische Firmen aufstiegen, konnte man erkennen, daß unter entsprechenden Voraussetzungen die Chinesen sehr wohl zum modernen Wirtschaften fähig sind; dasselbe zeigte der wirtschaftliche Erfolg zahlreicher Überseechinesen, in Hongkong, Singapur, San Franzisko und anderen Zentren des freien privatwirtschaftlichen Wettbewerbs.

Es fehlt sogar nicht an Anzeichen dafür, daß das sich eben erst formierende Bürgertum nun zu politischem Selbstbewußtsein erwachte: schon die Revolution von 1911 hatte ihren Ausgang vom Widerstand der Unternehmer, Kaufleute und Studenten der Provinz Setschuan gegen den Beschluß der Zentralregierung genommen, die neue Bahnlinie Hankou–Setschuan zu verstaatlichen, die ursprünglich privat finanziert werden sollte. Eines ist jedenfalls sicher: Wenn der liberale Kapitalismus in China noch schwach war, so war es ebenso – an Zahl wie Schlagkraft – sein potentieller Gegenspieler, die Arbeiterschaft. Daß dem Proletariat, wie Marx lehrte, die Zukunft gehörte, ist daher eine ideologische Unterstellung, die mit der Geschichte Chinas, auch noch des schon im Umbruch stehenden China, nicht zu vereinbaren ist.

In der Mitte der dreißiger Jahre ließ sich durchaus vorstellen, daß das endlich wieder politisch – zwar noch nicht ganz – geeinte, begabte und fleißige chinesische Volk auf die breite Straße des Kapitalismus und der Demokratie einschwenken und mit raschen Schritten seine Rückständigkeit überwinden würde. Aber als Japan 1937 den Krieg von neuem nach China trug, setzte es diesen Hoffnungen ein Ende.

„Der russische Mensch" und der Westen

Mit größerer Sicherheit läßt sich die Chance einer im westlichen Sinne normalen Weiterentwicklung für das vorbolschewistische Rußland behaupten. Es konnte durch die Auseinandersetzung mit dem „Westen" schon deshalb nicht so tief aufgewühlt und in seiner Substanz gefährdet werden, weil es bei aller Verschiedenheit des geschichtlichen Weges doch, ethnisch und geistig, immer zu Europa gehört hatte. Und es hatte für diese Auseinanderset-

zung nicht wenige Jahrzehnte, sondern mehr als zwei Jahrhunderte Zeit; anders als China war Rußland nie in den harten Zwang der Alternative zwischen sofortiger Modernisierung, ohne Rücksicht auf die Folgen, oder Verlust der nationalen (und kulturellen) Freiheit gestellt.

Der „russische Mensch" hatte sich die vielgerühmte Breite seines Wesens durchaus bewahren können (der Uniformierungsprozeß begann erst unter den Sowjets, wobei die Eigengesetzlichkeit der technischen Zivilisation dem totalitären Willen der Machthaber zu Hilfe kam). Von einer Verwestlichung kann nur bei einem Teil der Intelligenzia gesprochen werden. Auch die radikalen Verneiner der christlichen Tradition, wie Tschernyschewskij, Píssarew, Dobroljubow, sind nicht einmal für die Intelligenzia als ganze repräsentativ zu nennen; noch weniger gelang ihnen ein Einbruch in die Glaubenshaltung der breiten Masse. Es ist darum falsch, von Verfall und Auflösung, vom Zustand einer geistig-seelischen Leere im Volk zu reden, in die die neue Heilslehre des Kommunismus frei einströmen konnte; viel eher konnte das, nach wenigen Jahrzehnten der Auseinandersetzung mit dem Westen, von China gesagt werden. Andererseits bleibt festzuhalten, daß diese russische Intelligenzia im Gegensatz zum chinesischen Lizentiatenstand infolge ihrer – weniger selbstverschuldeten als erzwungenen – Staatsfremdheit ein Nährboden revolutionärer Antriebe geworden ist.

Das alte russische Missionsbewußtsein hat durch die Auseinandersetzung mit dem Westen eine merkwürdige Wendung erfahren. Die Idee von der besonderen Sendung Moskaus als des Dritten Rom lebte – in veränderter Form – weiter. Viele der führenden Geister Rußlands – in einer sublimierten Form auch sein bedeutendster Philosoph, Wladimir Solowjów († 1900) – haben sie weitergetragen, und in säkularistischer Vergröberung gab sie – und gibt sie noch heute – der in der Wurzel internationalistischen Welterlösungslehre des Kommunismus den Akzent eines speziellen russischen Berufenseins. Aus ihr erwuchs ihm, über die kalte Strenge der Ideologie hinaus, eine emotionale Kraft, die er sonst nirgends entfaltet hat, im Stolz auf die eigene Vergangenheit und in der Verachtung des gealterten „verfaulenden" Westens mit seiner „Verflachung des Geistes" und seiner „Verkümme-

rung der Seelen", des „verwesenden Kadavers und seiner giftigen Miasmen" – Formulierungen, die älter sind als das „Kapital" und die doch, oft im gleichen Wortlaut, immer wieder in den Reden sowjetischer Politiker und Marschälle[39] zu finden sind.

Das soziale Gefüge Rußlands konnte durch den westlichen Einfluß schon deshalb weniger stark getroffen werden, weil es – wie im Westen selbst – nicht auf der beherrschenden Stellung von Familie und Sippe aufgebaut war. Die Familie selbst wurde, da sie die individuelle Freiheit weit weniger einengte, als es in China der Fall war, nicht wie dort zum bevorzugten Ziel der literarischen und publizistischen Kritik; im Vergleich zum Westen war sie sogar beim Sieg des Kommunismus noch gesünder, da die Industrialisierung mit ihren für die Familie ungünstigen Auswirkungen erst viel später als dort eingesetzt hatte; sie hat ihre Stärke in der Auseinandersetzung mit dem totalen Staat zu beweisen vermocht.[40] Die Veränderungen in der berufsständischen Gliederung der Bevölkerung entsprachen bei den Handwerkern, Kaufleuten, Technikern und Arbeitern der aus dem Westen bekannten Entwicklung, mit der – selbstverständlichen – Einschränkung, daß der Prozeß weniger weit fortgeschritten war.

Eine Umwälzung größten Ausmaßes dagegen, die über die vergleichbaren Vorgänge im Westen wie in China an Dramatik und Bedeutung weit hinausgeht, vollzog sich im russischen Bauerntum. Denn hier mußte jenes Problem bewältigt werden, das China nie gekannt, das im Westen durch die Französische Revolution gewaltsam, durch Kaiser Joseph II. und den Freiherrn vom Stein auf dem Weg der Reform gelöst worden war: das Problem der Bauernbefreiung. Dieser ungemein schwierige und vielschichtige, für die moderne Geschichte Rußlands hochbedeutsame Vorgang kann hier nicht im Vorbeigehen behandelt werden; er läßt sich in jedem gründlicheren Werk über die russische Geschichte nachlesen.[41]

Die volle Freiheit hatte die Reform Alexanders II. den russischen Bauern nicht gebracht, weil sie die Bindung an den Mir, die Dorfgemeinde also, weiter bestehen ließ. Erst durch die Reformen Wittes und Stolypins (1903–1911) wurde der Mir wie der kollektive Bodenbesitz aufgelöst. In den noch verbliebenen Jah-

ren bis zur Revolution von 1917 hat rund ein Drittel der im europäischen Rußland in Betracht kommenden Bauernfamilien von der Möglichkeit Gebrauch gemacht, sich ihren eigenen Hof aufzubauen. Aus ihnen hat sich dann mit erstaunlicher Schnelligkeit ein energisches, freilich auch im Umgang mit den wirtschaftlich schwächeren Dorfgenossen wenig zimperliches Großbauerntum – die sogenannten Kulaken – herausgebildet. Ein freies Bauerntum hat es also – außer in einigen Randgebieten – in Rußland seit der Frühzeit praktisch nur zwischen Stolypin und dem Beginn der Kollektivierung durch Stalin gegeben, und auch damals nur unter den höchst ungünstigen Bedingungen einer allgemeinen Zerrüttung durch Krieg und Revolution.

Auch der Landhunger des Bauern war geblieben. Bei der ersten sich bietenden Gelegenheit – 1917 – brachen die gärende Unzufriedenheit, der schwelende Haß gegen die Herren in einer Explosion hervor, die über das ganze weite Land hinflammte, sobald einmal, in der Hauptstadt, der Funke entzündet war; daß Lenin den Bauern das Land der Herren zur Beute gab, hat seinen Sieg – und die Niederlage der Weißen im Bürgerkrieg – erst entschieden.

Die Folgen für den Staat

Die unmittelbar politischen Wirkungen des westlichen Einflusses – auf Staat und Staatsauffassung, auf das offene und unterirdische Ringen um die Macht im Staat – sind bekannt. Das Bild bleibt jedoch unvollständig, wenn man nur an dramatische und spektakuläre Vorgänge, an Attentate und Aufstände denkt. Der von den Sozialrevolutionären von neuem in Gang gesetzte „individuelle Terror" war am Vorabend des Ersten Weltkriegs schon abgeklungen (ein später Nachzügler: die Ermordung Stolypins im September 1911), der mühsam erreichten Niederwerfung der ersten Revolution 1906 war die Einführung einer Verfassung mit der ersten Duma gefolgt. Im Jahr 1914 war der Weg zur konstitutionellen Monarchie, im Sommer 1917 mindestens der zur demokratischen Staatsform noch offen; daß es anders kam, lag nicht, wie die Kommunisten behaupten, in der Konsequenz im voraus festgelegter „Gesetze der Entwicklung", sondern war erst die Folge einer von außen kommenden Erschütterung, dann das

Werk des instinktsicheren (und vom Glück begünstigten) Machtwillens einer entschlossenen Minderheit. Dieser erst zwang Rußland in einem Augenblick auf die kommunistische Bahn, in dem es – gerade nach der Theorie des Marxismus – zur Entfaltung des liberalen Kapitalismus hätte gelangen müssen.
Schließlich: Abgesehen von kurzfristigen Krisen ist Rußland während seiner Auseinandersetzung mit dem Westen weder in seiner nationalen Freiheit noch in seiner staatlichen Einheit gefährdet gewesen. Auch gibt es in der modernen russischen Geschichte nichts, was sich mit den chinesischen Satrapen und ihrer politischen, darüber hinaus auch wirtschaftlichen Bedeutung vergleichen ließe, nicht einmal in der furchtbaren Krise des Bürgerkriegs nach der bolschewistischen Machtergreifung; die Wrangel, Denikin, Judénitsch, Koltschák, die als Führer „weißer" Armeen gegen die Bolschewiken kämpften, hätten nach ihrem Sieg keine Satrapien, sondern eine starke Zentralregierung zu schaffen versucht.

3. KEINE UNAUSWEICHLICHKEIT DES KOMMUNISMUS

So ergibt sich am Ende unserer Betrachtung zur Grundfrage einer größeren oder geringeren Bereitschaft der beiden Völker für den Kommunismus ein eigentümlich widersprüchliches Bild: Während dem klassischen China diese – wie jede – im Westen entsprungene Ideologie nach seinem Wesen und seiner Tradition völlig fremd blieb, in der psychologischen und soziologischen Struktur Rußlands dagegen doch Gegebenheiten und Kräfte zu erkennen sind, an die sie anknüpfen, die sie sich dienstbar machen konnte, ist umgekehrt in der Auseinandersetzung mit dem Westen dieses gleiche China weit stärker und folgenreicher erschüttert und dadurch für einen radikalen Umbruch reif gemacht worden, als das vom zaristischen Rußland gesagt werden kann. Das gilt nicht zuletzt für diejenige Schicht Chinas, die am ehesten berufen gewesen wäre, ein neues politisches Bewußtsein zu entwickeln und den Übergang zu einer modernen demokratischen Ordnung zu vollziehen: das Bürgertum. Es hatte nach den ununterbrochenen Erschütterungen der vorausgegangenen Jahrzehnte keinen stär-

keren Wunsch, als endlich unter einem Regime der inneren Ordnung zu leben, so daß es sogar eher als vor ihm das russische Bürgertum bereit war, sich mit dem Kommunismus als dem erhofften Träger des inneren Friedens und der Ordnung abzufinden. Dies um so mehr, als ihm auch der innere Halt, die geistig-seelische Orientierung verlorengegangen war: der Einbruch des Westens, den das russische Volk in sich zu verarbeiten im Begriffe war, brachte für die Chinesen das Ende einer Welt, der einzigen, die sie sich jahrtausendelang hatten vorstellen können.

Entscheidend aber ist dies: Wenn und soweit der Einbruch des Westens eine vorrevolutionäre Situation, eine existentielle Krise geschaffen hat, war damit noch keine Vorentscheidung für den Kommunismus gefallen. Das zeigt schon die Entwicklung in anderen Ländern, die gleichfalls den Eintritt in das industrielle Zeitalter vollzogen haben, damals Japan, heute etwa Indien. In den beiden kommunistischen Großmächten von heute standen die Zeichen noch am Vorabend des kommunistischen Sieges eher zugunsten der anderen Alternative: der liberal-demokratisch-kapitalistischen Ordnung. In beiden hatten die geistig und politisch aktivsten Gruppen das westliche Vorbild vor allem im Sinn der Emanzipation des Individuums von einengenden Bindungen verstanden; man hatte für die Freiheit nicht deshalb gekämpft, um sie alsbald auf dem Altar eines neuen Totalitarismus niederzulegen. Dasselbe galt vom russischen Bauern und seinem Traum vom eigenen Grund und Boden; hätte der Kommunismus in Rußland nicht gesiegt, so gäbe es dort heute nach dem Willen des Bauern nicht vierundvierzigtausend Kolchose, sondern fünfzehn oder zwanzig Millionen freier Bauernwirtschaften. Und daß es vollends auf dem chinesischen Dorf mit seiner uralten Tradition privaten Bodenbesitzes ohne den Sieg des Kommunismus heute keine Kolchose oder gar Volkskommunen gäbe, wird erst recht niemand bezweifeln können.

Selbst in den jungen, erst in der Auseinandersetzung mit der westlichen Herausforderung aufwachsenden Gruppen der wirtschaftlich orientierten Bourgeoisie beider Völker, der unruhigen und manchmal sektiererisch anmutenden Intelligenz, der von den radikalen Parolen des Marxismus angesprochenen Industriearbeiterschaft wurde der kommunistische Weg, außerhalb der

Parteikader selbst, überhaupt nicht als Alternative gesehen; auch in der russischen Arbeiterschaft wünschte, selbst nach Jahren des Krieges, nur eine Minderheit die radikale, von Lenin gebotene Lösung. Ebenso, ja noch mehr erschien den Chinesen am Vorabend des ihr Schicksal entscheidenden Krieges die kommunistische Alternative als fern und unreal. Aber die Kräfte, welche zur ersten, der liberal-kapitalistisch-demokratischen Alternative drängten, waren noch jung und besaßen erst flache Wurzeln, die einem Sturm nicht gewachsen waren.

Von einer gesetzmäßigen Entwicklung zum Kommunismus könnte ohnedies nur dann gesprochen werden, wenn sie weder durch Störungen von außen noch durch das Auftreten bedeutender und aus ihr nicht ableitbarer Einzelner in Gang gesetzt und beeinflußt wäre. Wer kann das im Ernst von der russischen Entwicklung behaupten, die mit Peter begann, durch Nikolaus' I. Unterdrückungspolitik aus der Bahn gedrängt und radikalisiert wurde und nach der Katastrophe des Ersten Weltkriegs mit Lenin geendet hat? Ähnliches gilt auch von der chinesischen, wie immer man die Bedeutung der Persönlichkeiten bewerten mag, denen wir an ihrem Wege begegneten und noch begegnen werden. Daß der Einbruch der modernen Welt in Rußland und China gewaltige Veränderungen zur Folge hatte, war unvermeidlich; daß er zum Kommunismus führte, war nicht unvermeidlich.

Es ist durchaus vorstellbar, daß, nachdem die Mandschu-Dynastie das „Mandat des Himmels" verloren hatte, eine neue – einheimische – Dynastie auf den Thron gekommen wäre. Daß statt dessen der Zyklus der Dynastien sein Ende fand, daß der Kreis gesprengt wurde und eine Tangente mit bis jetzt noch unbekanntem Ziel davonzog, das ist die Folge des Zusammenpralls mit dem Westen gewesen.

ZWEITER TEIL · REVOLUTIONÄRE

VORBEMERKUNG

Das Bild Rußlands und Chinas am Vorabend der kommunistischen Revolution zeigte uns zwei Völker – höchst verschieden nach Geschichte und Mentalität, aber beide an der Tragfähigkeit ihres bisherigen Lebensstils zweifelnd, weil bis ins Mark erschüttert durch den Einbruch der Moderne und durch verlustreiche Kriege gegen technisch überlegene Nachbarn. Aber wie verschieden dann hier und dort der Ablauf der Revolution selbst!

In Rußland siegte Lenin in wenigen hochdramatischen Monaten, vor allem in jenen „Dreizehn Tagen, die die Welt erschütterten" (so der Titel der berühmten Reportage des amerikanischen Augenzeugen John Reed); in China eroberte Mao Tse-tung die Macht in einem zähen Ringen, das sich über riesige Räume und über ein Vierteljahrhundert erstreckte und dessen bedeutendster Akt, der Lange Marsch von Süd- über West- nach Nordchina (mehr als ein Jahr, rund zwölftausend Kilometer) keine Szenen von so konzentrierter Eindringlichkeit aufwies wie Lenins Rede von einem Panzerwagen vor dem Finnland-Bahnhof in Petrograd, wie den Sturm auf das Winterpalais, die Ermordung der Zarenfamilie in einem Keller zu Jekaterinburg oder den Aufstand der Matrosen von Kronstadt.

Aber so verschieden die Wege zur Macht und die ersten Schritte danach waren, die Gemeinsamkeiten erweisen sich bei näherem Zusehen als überraschend groß. Man muß nur im Auge behalten, daß die Bolschewiken, da sie als erste diesen Weg zurücklegten, viele Jahre mit Experimenten und Improvisationen verbrachten, deren Resultate sich die Chinesen später zunutze machen konnten.

Die folgenden vier Kapitel werden uns zeigen, wie sich die chinesischen und die russischen Kommunisten gegenüber den wichtigsten Volksschichten (den Bauern und Arbeitern; der Bourgeoisie; der Intelligenz, insbesondere den Schriftstellern) und den von diesen verkörperten Kräften und Ideen verhalten. Wir lassen dabei allerdings einen Komplex zunächst beiseite, Chinas „Gro-

ßen Sprung" von 1958 samt dessen Folgen, da er einen ganz neuen Ton in die Politik Pekings und sein Verhältnis zu Moskau brachte und darum eine gesonderte Untersuchung verdient. Pekings und Moskaus Antworten auf die Frage: Fördern oder Bremsen der Bevölkerungszunahme? und ihre Politik gegenüber den nationalen Minderheiten werden im Zusammenhang mit dem Problem der Grenzmarken und des „Bevölkerungsdruckes" im zehnten Kapitel zu untersuchen sein.

Gewiß könnte man noch an andere Gebiete denken, auf denen die Chinesen das Sowjetbeispiel nicht bis ins letzte befolgt haben – wie Erziehungswesen und Propaganda, Behandlung der Familie und Religion, Verfassung und Verwaltung oder Aufbau der Armee. Aber diese Unterschiede sind gering und sollen hier keiner näheren Betrachtung unterzogen werden.[1] Dagegen wird der Blick auf die Partei und ihren Stil in den beiden Staaten (im letzten Kapitel dieses Teils) manche Eigenarten Pekings und Moskaus erklären.

5. Kapitel

PROLETARIER ODER BAUERN?

Ist der Maoismus, wie oft gesagt wurde, in seinem Wesen anders als der Leninismus/Stalinismus, weil er sich vorwiegend auf die Bauern stützte, während die russischen Kommunisten ihre Basis in der Arbeiterschaft fanden? Bei näherer Betrachtung stellt sich heraus, daß der Unterschied nicht im Wesen noch in der Ideologie der Führer zu finden ist, sondern in den voneinander abweichenden historischen Bedingungen, unter denen die Bolschewiken einerseits, Mao und die Seinen andererseits ihre – identischen – Ziele zu verwirklichen suchten. Das Resultat war in beiden Staaten dasselbe: eine in Staatsbetrieben tätige Arbeiterschaft in der Stadt, die Kolchosbauern auf dem Land. Einen Unterschied – einen sehr bedeutsamen und folgenschweren – brachte erst der Große Sprung Chinas von 1958 mit der Bildung der ländlichen und städtischen Kommunen, Thema des vierzehnten Kapitels.

Im russischen Proletariat waren schon bei der Revolution von 1905 organisatorische Talente und revolutionäre Energien zutage getreten, die Lenin seinen Zielen nutzbar zu machen strebte. Nach dem Zusammenbruch dieser Revolution ließ der Radikalismus der Arbeiterschaft nach, um im Verlauf des an Verlusten und Niederlagen reichen Ersten Weltkrieges von neuem aufzuflammen. Der Machtergreifung Lenins im Herbst 1917 waren erbitterte Aufstände der Arbeiter vorausgegangen, vor allem in Petrograd. Viele von ihnen sympathisierten freilich mit den Menschewiken, die mehr auf die Verbesserung der wirtschaftlichen Lage des Proletariats als auf die Übernahme der politischen Macht bedacht waren und sich etwa mit den westeuropäischen Sozialdemokraten vergleichen ließen. Aber in Revolution und Bürgerkrieg (1917–1921) gelang es den Bolschewiken, große Teile, vielleicht sogar die Mehrheit der russischen Arbeiterschaft, jeden-

falls in den eigentlichen Industriezentren, für sich zu gewinnen; in ihrem Mitgliederbestand (nicht jedoch, wie wir im achten Kapitel sehen werden, in ihren Führungsgremien) wurde die Partei Lenins eine Arbeiterpartei.

Viele Arbeiter ließen ihr Leben an den Fronten des Bürgerkrieges, sehr viele wurden später Opfer des Terrors Stalins, der sich gegen jede freiheitliche Regung wandte, als er auch das Proletariat der Staatsmacht auslieferte und die Gewerkschaften aus einer Interessenvertretung der Arbeiter zu einem Machtinstrument von Staat und Partei degradierte. Aber viele hielten trotz allen Gewissenskonflikten im Zickzack-Kurs der Generallinie doch der Partei die Stange. Auf meinen Reisen durch die Sowjetunion und bei Gesprächen mit älteren Arbeitern bin ich immer wieder auf Männer dieser Art gestoßen. Heute freilich, im fünften Jahrzehnt nach dem Siege der Revolution, stellen sie nur noch lebende Reliquien dar.

Die Verwandlung der Sowjetbevölkerung in eine Masse größerer und kleinerer Staatsangestellter, denen man im weiteren Sinn auch die Kolchosbauern zurechnen kann, macht die Untersuchung der heutigen sozialen Zusammensetzung der Partei schwierig. Zudem ist es unmöglich, Genaues zu erfahren, da die Statistiken den Kautschukbegriff „Werktätige" bevorzugen. Aus den Zahlenangaben, die auf dem XXII. Parteitag (1961) veröffentlicht wurden, läßt sich schließen, daß sich unter den fast fünftausend Delegierten nur 10,6 Prozent Arbeiter befanden.[1] Der Anteil der Arbeiter an der Gesamtpartei ist größer, liegt aber mit Sicherheit erheblich unter der Hälfte; das Fehlen näherer Angaben deutet darauf hin, daß die Tatsachen in allzu krassem Widerspruch zur These von der „proletarischen Partei" stehen.

Ganz anders verlief die Entwicklung in China. In den allerersten Anfängen gelang es den Kommunisten zwar, in mehreren Städten die Führung der Arbeiterschaft zu erringen, und das Jahr 1922 sah eine große Zahl, zum Teil erfolgreicher, von den Kommunisten geführter Streiks. Aber nachdem ein Streik der Eisenbahnergewerkschaft der Peking–Hankau-Linie im Februar 1923 durch die Truppen des örtlichen Satrapen blutig niedergeworfen war, schlug die Stimmung in der Arbeiterschaft um; sie neigte nun zu vorsichtigerem Operieren. Dies trug ihr die ungeduldige

Verachtung der Partei ein, deren damaliger Chef – ähnlich wie Lenin zwei Jahrzehnte früher über die russischen Arbeiter – erklärte:

„Das chinesische Proletariat ist quantitativ und qualitativ unreif. Die meisten Arbeiter sind noch voll patriarchalischer Vorstellungen; ihre Familienbindungen und ihr regionaler Patriotismus sind überaus stark. Diese ehemaligen Handwerker bewahren sich die Gewohnheiten ihrer früheren Existenz auch, nachdem sie Industriearbeiter geworden sind. Sie empfinden nicht die Notwendigkeit politischer Aktion und sind noch voll alten Aberglaubens." [2]

Kommunistische Partei Chinas (KPCh) – Partei ohne Arbeiter

Diese „Rückständigkeit" der chinesischen Arbeiterschaft entsprach der Rückständigkeit der chinesischen Wirtschaft, und so schien es nicht unlogisch, wenn der Generalstab der Weltrevolution in Moskau von den chinesischen Genossen verlangte, zunächst eine bürgerliche Revolution anzustreben und die proletarische Revolution erst für ein späteres Stadium ins Auge zu fassen. Der von Moskau erzwungene Beschluß der KPCh, mit der Kuomintang (= KMT), der nationalistisch-bürgerlichen Partei Sun Yat-sens, zusammenzuarbeiten, führte zu einer Politik der Abenteuer und endete mit den Vernichtungsschlägen Tschiang Kaischeks im April 1927 in Schanghai und in anderen Industriestädten, bei denen Tausende von Anhängern der Linken ihr Leben ließen.

Damals hat sich die Masse des chinesischen Proletariats von der KPCh abgewandt; zwei Jahre später waren, nach einem Bericht Tschou En-lais, unter deren Mitgliedern nur noch drei Prozent Arbeiter! [3] Nie wieder ist die KPCh eine mehrheitlich aus Arbeitern bestehende Partei geworden. Diese stellten sich zwar dem Sieg der KPCh 1948/49 nicht entgegen, dafür war ihre Unzufriedenheit mit den damaligen Verhältnissen zu groß, aber sie taten auch nicht viel, ihn zu fördern; sie ließen ihn gleichsam über sich ergehen.

Über die Einstellung der Arbeiter zur KPCh seit dem Siege Maos lassen sich nur Vermutungen anstellen; in totalitären Staaten sind die Massen stumm. In der chinesischen Presse findet man jedoch – nicht nur zwischen den Zeilen – immer wieder Hinweise darauf, daß in großen Teilen der Arbeiterschaft trotz man-

chen Verbesserungen, vor allem auf dem Gebiete der Sozialversicherung, ein dumpfer Mißmut herrscht, verstärkt in den letzten Jahren wegen des ungeheuren Drucks der sich ständig steigernden Normen, der durch keine entsprechende Verbesserung des Lebensstandards kompensiert wird.[4] Aus einem Bericht, den die Pekinger Volkszeitung im August 1957 über eine Inspektionsreise des stellvertretenden Chefs des Gewerkschaftsbundes veröffentlichte[5], und aus ähnlichen Veröffentlichungen wissen wir, daß insbesondere die Gewerkschaftsfunktionäre unglücklich sind, wenn man sie zu Antreiberdiensten auffordert und sie wegen ihres Eintretens für die Interessen der Arbeiter als politisch unreif brandmarkt. In Rotchina sind ebenso wie in der UdSSR die Gewerkschaften nicht Organisationen der Arbeiterschaft, sondern – wie man gar nicht leugnet – Organe des Staates und der Partei.[6] (Es ist bezeichnend, daß im fünfzehn Seiten langen Index des parteiamtlichen Werkes über die jüngste Geschichte Chinas die Stichwörter „Gewerkschaften" und „Arbeiter" überhaupt nicht vorkommen[7], wohl aber „Bauernbewegung" und „Bauernaufstände".) Auch in anderen Fragen der industriellen Arbeitslenkung hat Mao das Beispiel der Sowjetunion nachgeahmt.

Das Tauwetter von 1957 hat zwar zahlreiche Übelstände publik werden lassen, aber keinen nachhaltigen Wandel geschaffen; nach dem Arbeitsgesetz vom März 1958[8] konnte ein Arbeiter ebensowenig wie nach dem vom Mai 1954[9] seinen Arbeitsplatz ohne Genehmigung seiner Vorgesetzten wechseln. Die vorübergehend forcierte Erfassung der Stadtbewohner in „Kommunen" und die damit parallel gehende „Mobilisierung" der Frauen zur industriellen oder öffentlichen Arbeit haben die Abhängigkeit des Arbeiters und seiner Familie vom Staat verstärkt.

Das Ergebnis vermag auch die Partei nicht zu verheimlichen. Obgleich die Statistiker alles daransetzen, der KPCh einen proletarischen Mantel umzuhängen und daher den Begriff „Arbeiter" so weit wie nur irgend möglich dehnen, konnten sie auf dem letzten regulären Parteitag, dem VIII. (1956), nur 14 Prozent aller Parteigenossen als Arbeiter deklarieren[10], ein Jahr später sogar nur 13,7 Prozent.[11]

Vergleiche ich meine Eindrücke in China 1957 und die in Rußland Anfang der dreißiger Jahre, in Perioden also, da sich beide

am Anfang ihrer neuen, nunmehr kommunistisch gelenkten, der Bevölkerung schwerste Opfer abverlangenden Industrialisierung befanden, so komme ich zu dem Schluß, daß die KPdSU damals ein größeres Ansehen in der Arbeiterschaft besaß als die KPCh im Jahre 1957; die sowjetischen Parteifunktionäre mit ihrer wenn nicht proletarischen, so doch wenigstens städtischen Tradition verstanden es besser, sich dem Arbeiter mitzuteilen, als die chinesischen mit ihrer bäuerlich-partisanischen. Seither hat sich der allgemeine Lebensstandard wie auch das Prestige der Partei in der Sowjetunion erhöht, in China ist es – als Ergebnis mehrerer Mißernten und schwerer Wirtschaftskrisen – gefallen.

Man lockt die Bauern mit Land und nimmt es ihnen wieder fort

Während unter Marxisten über die – jedenfalls theoretisch – führende Rolle der Arbeiterschaft keine ins Gewicht fallenden Meinungsverschiedenheiten bestanden, war die kommunistische Agrarpolitik samt ihren ideologischen Begründungen manchen Schwankungen unterworfen. Zur Wirklichkeitsfremdheit der marxistischen Agrartheorien hat es beigetragen, daß von den führenden Kommunisten Europas einschließlich Rußlands kein einziger sein Brot längere Zeit als Bauer verdient hatte. Dazu wurde die kommunistische Bauernpolitik durch ihren Mangel an Aufrichtigkeit diskreditiert.

Man mag – mit Recht – sagen, daß es auch nicht ehrlich war, wenn Lenin den Arbeitern die Führung im Staat versprach, diese aber tatsächlich einer kleinen Schicht erst von Berufsrevolutionären, später von Berufsfunktionären vorbehielt. Doch im Fall der Bauern ging die Unehrlichkeit erheblich weiter: Man warb um ihre Unterstützung, indem man ihnen das Land der Gutsbesitzer versprach, nahm ihnen aber bald nach der Erringung der Macht nicht nur dies eben erst zugeteilte, sondern auch das früher besessene Land wieder fort.

Marx und Engels waren in ihren Äußerungen über die Bauern noch einigermaßen aufrichtig gewesen. Sie betrachteten die Bauernschaft als eine Art von Kleinbürgertum und sprachen offen aus, daß man ihre Produktionsmittel in Gemeinbesitz nehmen, daß man also die Bauern – im damals noch nicht üblichen Sprachgebrauch von heute – kollektivieren müsse. Engels warnte aus-

drücklich davor, den Bauern vorzumachen, die Kommunisten beabsichtigten die Erhaltung des Kleinbauerntums.[12]

Für Lenin wurde die russische Bauernschaft interessant, als 1905 ihre Bereitschaft zu revolutionärer Gewalttat offenbar wurde. Er sprach hinfort häufig von einer russischen „Bauernrevolution" und der Notwendigkeit einer „revolutionär-demokratischen Diktatur des Proletariats und der Bauernschaft".[13] In den entscheidenden Monaten vor der Machtergreifung versprach er den Bauern, der Boden der Großgrundbesitzer solle unter sie aufgeteilt werden, ohne sich in Erörterungen über die weitere Zukunft einzulassen; er brauchte die Unterstützung der Bauern und wußte, daß er diese nicht gewinnen würde, wenn er ihnen sagte, was er für später mit ihnen vorhatte. (Zudem erfolgte die Landnahme durch die Bauern mit elementarer Wucht.) Die 1917 von den Bolschewiken aufgerichtete Macht hieß zunächst „Arbeiter- und Bauernregierung", und Sinowjew, einer der damals führenden Bolschewiken, sagte 1924: „Leninismus ist Marxismus ... in einem Lande, in dem die Bauernschaft vorherrscht."[14]

Selbstverständlich sah Lenin in den Bauern lediglich eine Hilfstruppe, denn auch als Kleinsteigentümer waren sie für ihn immer noch Eigentümer und als solche mit kleinbürgerlicher Mentalität behaftet, das heißt, zu Trägern einer Revolution ungeeignet. Seine Einstellung, die zum Verständnis der späteren Kollektivierungsmaßnahmen wichtig ist, kam in den Worten zum Ausdruck? „... die Kleinproduktion [d. h. der Bauern] aber *erzeugt* unausgesetzt, täglich, stündlich, elementar und im Massenumfang Kapitalismus und die Bourgeoisie."[15] Ebenso selbstverständlich wünschte Lenin auf längere Sicht die Kollektivierung der Bauern, aber er hielt diese erst nach der Schaffung einer technischen Grundlage, vor allem der Elektrifizierung und Motorisierung des Dorfes, für ratsam.

Der sowjetische Kolchos – kaum verändert seit 1935

Die weitere Entwicklung der russischen Bauernschaft ist dem deutschen Leser weithin bekannt[16]: Die Bauern liebten die Bolschewiken nicht, vor allem nicht, als diese mit brutalen Methoden Lebensmittel für die Rote Armee und die städtische Arbeiterschaft zu requirieren begannen; aber die „Roten" waren ihnen

im ganzen doch noch lieber als die „Weißen", deren Sieg die Gutsbesitzer zurückgebracht hätte. Als Lenin im März 1921 die sogenannte Neue Ökonomische Politik (NEP) proklamierte und den Bauern in gewissem Umfang den privaten Verkauf ihrer Erzeugnisse einräumte, um sie an einer Hebung der Agrarproduktion zu interessieren, glaubten sie, endlich am Ziel ihrer Wünsche zu sein und frei über ihr Land und dessen Produkte verfügen zu können. Einige Agrarkommunen und agrarische Staatsbetriebe zeigten zwar, wohin Lenin auf weitere Sicht zielte, doch erlangten diese keine größere Bedeutung. Als freilich die Bauern merkten, daß sie infolge der sehr niedrigen Industrieproduktion für ihre Waren keine entsprechenden Gegenleistungen aus der Stadt erhielten, verloren sie die Lust, über den eigenen Bedarf hinaus zu produzieren. Die wachsende Stadtbevölkerung blieb ohne ausreichende Lebensmittel.

Stalin trug nun den Kampf aufs Land. Der Bauer sollte den Arbeiter ernähren und zugleich die finanzielle Basis der Industrialisierung schaffen. Um ihn dem Willen der Partei zu unterwerfen, betrieb er seit 1928 die Kollektivierung der Bauern, einschließlich ihres Eigentums, auch ihres Viehs, in einer neuen Organisationsform, dem Kolchós (abgekürzt aus kollektíwnoje chosjájstwo – kollektive Wirtschaft). Auf dem Lande regierten bald Terror und Hunger. Im Frühjahr 1930 war die Lage so ernst, daß Stalin die Kollektivierung vorübergehend abbremste; in den folgenden Jahren wurde sie dennoch zu Ende geführt. Nach der unter schwersten Verlusten an Menschenleben, Vieh und Inventar erreichten Unterwerfung des Bauern versuchte Stalin, ihn wieder zu versöhnen: Die Kolchos-Satzung von 1935 sollte ihm das Gefühl einer gewissen Sicherheit und Dauer des geschaffenen Zustandes geben; unter anderem wurde ihm ein kleiner Privatgarten, in geringem Umfang auch eigenes Vieh zugestanden.

Seit 1935 hat sich in der Bauernpolitik der Sowjetunion trotz manchem Auf und Ab wenig Neues ereignet. Noch immer hat der Bauer sein Gärtchen, seine Kuh oder sein Schwein, sein Geflügel; noch immer ist es ihm gestattet, seine Privaterzeugnisse auf dem Markt feilzubieten; noch immer wird er entsprechend seiner Leistung in der Kolchosarbeit entlohnt, wobei seit einigen

Jahren ein Teil seines Lohnes schon vor der Ernte in Monatsraten vorausbezahlt und nach der Ernte verrechnet wird (so daß er sich in der Entlohnungsform dem Industriearbeiter nähert, der bekanntlich auch nach Leistung bezahlt wird). Daß sich die für seine Erzeugnisse gezahlten Preise erhöht haben, daß ihm die Stadt heute mehr Industriewaren anbietet als vor zehn, vor zwanzig Jahren, daß in Kasachstan und Sibirien riesige Neulandgebiete, vorwiegend von Staatsbetrieben (= Sowchosen) unter den Pflug genommen wurden, das alles hat seine Lage qualitativ nicht gewandelt. Die einzige Veränderung grundsätzlicher Art war die 1958 erfolgte Auflösung der staatlichen Maschinen-Traktoren-Stationen (MTS) und der Verkauf ihres Maschinenparks an die Kolchose. Bis dahin hatte der Staat mit Hilfe der MTS die Kolchosbauernschaft bei der Stange gehalten, da der Kolchos ohne deren Maschinen nicht existieren konnte. Im einzelnen ließe sich zu jedem dieser Punkte vielerlei sagen; für unseren Zusammenhang kam es lediglich auf die Hauptstationen der sowjetischen Agrarpolitik an.

Mao ging zu den Bauern – weil er mußte

Auch die chinesischen Marxisten hatten theoretisch das Proletariat als den Träger der Revolution betrachtet. Aber China besaß auch eine revolutionär gestimmte Bauernschaft; unter den kommunistischen Führern Chinas gab es einige, die dies erkannten[17], und einen, der aus dieser Erkenntnis Weltgeschichte machen sollte.

Mao Tse-tung kam selbst vom Lande, aus einem Dorf in der Provinz Hunan. In seiner Autobiographie, die er Mitte der dreißiger Jahre einem amerikanischen Journalisten erzählte, schildert er seinen Vater als zunächst mittleren, dann reichen Bauern und Getreidehändler.[18] Aber als Achtzehnjähriger zog er 1911 in die Provinzhauptstadt Tschangscha, 1918 nach Peking. Wie so viele seiner damaligen Altersgenossen wurde er Student, Intellektueller, Berufsrevolutionär und – nach der 1921 erfolgten Gründung der KPCh, an der er beteiligt war – Parteifunktionär. Noch im März 1926 schrieb er, das Industrieproletariat Chinas sei „zur führenden Kraft der revolutionären Bewegung geworden".[19] Damals schien nichts darauf hinzudeuten, daß aus ihm der erfolgreichste Bauernführer der modernen Geschichte werden sollte.

Im Jahre 1926 wurde Mao von der Partei als Kundschafter in seine Heimatprovinz Hunan geschickt. Er blieb dort zweiunddreißig Tage. Nach der Rückkehr verfaßte er seinen berühmt gewordenen Bericht; ich zitiere die entscheidenden Sätze nach der sehr schlecht (auf dem Umweg über das Russische!) übersetzten deutschsprachigen (Ost-Berliner) Standardausgabe der Werke Maos (unter Beibehaltung ihrer Schreibweise):

„Es dauert nur noch eine sehr kurze Zeit – und in allen Provinzen Mittel-, Süd- und Nordchinas werden sich die Hunderte von Millionen von Bauern erheben; sie werden ungestüm und unbändig wie ein Orkan sein, und keine Kraft wird sie aufhalten können. Sie werden alle ihnen angelegten Fesseln sprengen und zur Freiheit stürmen." [20]

Der Bericht Maos war ein Dokument revolutionären Kampfes, ein Aufruf zur Entfesselung bäuerlicher Gewalttätigkeit und zur Vernichtung des Gegners. Konstruktive Gedanken über eine Agrarreform waren in ihm nicht enthalten. Wütend wandte sich Mao gegen alle, welche die von den Bauern verübten Exzesse verurteilten. Er pries die Bauern, daß sie den Grundbesitzern das Getreide wegnahmen und die Schweine schlachteten, und zeigte sich befriedigt, daß „die schmutzigen Füße der Bauern auf die Elfenbeinbetten der Töchter und Schwiegertöchter der Reichen traten". Er schrieb:

„Die Revolution ist kein Festmahl, kein literarisches Schaffen, kein Malen oder keine Feinstickerei; sie kann nicht so fein, so ruhig und zartfühlend, so gesittet und höflich durchgeführt werden. Die Revolution – das ist ein Gewaltakt, das sind erbarmungslose Aktionen einer Klasse, die die Macht der anderen Klasse stürzt. Die Revolution im Dorfe ist der Sturz der feudal-grundbesitzerlichen Macht durch die Bauernschaft. Ohne die größten Anstrengungen kann die Bauernschaft die Macht der Grundbesitzer, die im Laufe der Jahrtausende feste Wurzeln geschlagen hat, nicht stürzen. Nur ein gewaltiger revolutionärer Ausbruch im Dorfe ist imstande, die Millionenmassen der Bauern in Bewegung zu bringen und diese großen Anstrengungen auszulösen. Die Exzesse ... entspringen gerade diesen durch den gewaltigen revolutionären Ausbruch im Dorfe hervorgerufenen Anstrengungen der Bauern. In der zweiten Periode der Bauernbewegung (der Periode der revolutionären Aktionen) sind sie völlig unerläßlich. In dieser Periode muß man die unein-

geschränkte Macht der Bauern aufrichten, darf man keine boshaften Angriffe gegen die Bauernvereinigungen dulden, muß man die Macht der Schönsch' [= Schen-schi, d. h. der Lizentiatenschicht] vollends stürzen, die Schönsch' selbst auf den Boden werfen und sogar den Fuß auf sie setzen. In der zweiten Periode haben alle Exzesse revolutionäre Bedeutung. Einfach gesagt: In jedem Dorf ist eine kurzfristige Periode des Terrors notwendig. Andernfalls wird es völlig unmöglich sein, die Tätigkeit der konterrevolutionären Elemente im Dorfe zu unterdrücken und die Macht der Schönsch' zu stürzen. Um etwas geradezubiegen, muß man es verbiegen; ohne Verbiegen läßt sich nichts geradebiegen." [21]

Über die ideologische Bedeutung dieses Berichtes ist viel geschrieben und gestritten worden.[22] Aus der heutigen Sicht läßt sich sagen: Mao verfaßte ihn in einem Augenblick, da sich die Zusammenarbeit zwischen KPCh und KMT noch auf ihrem Höhepunkt befand. Er formulierte ihn daher nicht im Hinblick auf die kommunistische, sondern auf die – wie er sich ausdrückte – „nationale" oder „demokratische Revolution", also den revolutionären Vorgang, an dem KPCh und KMT gemeinsam beteiligt waren. Mao schrieb den Bericht zudem nicht als Theoretiker, sondern als Praktiker. So ist jener – später unterschlagene – Satz zu erklären:

„Wenn wir für die Vollendung der demokratischen Revolution zehn Punkte ansetzen, dann entsprechen die Leistungen der Stadtbewohner und der militärischen Einheiten nur drei Punkten, während die übrigen sieben Punkte den Bauern in ihrer Agrarrevolution zukommen." [23]

Mit diesen Zahlen hat Mao den prozentualen Anteil der verschiedenen Bevölkerungsschichten an der Revolution zutreffend charakterisiert. Da in den dreißig Prozent, die er allen nichtbäuerlichen revolutionären Kräften zugestand, auch die Armee und die linke Bourgeoisie samt den Intellektuellen enthalten sind, blieb für das Proletariat nur ein geringer Anteil; das entsprach den Tatsachen.

Die Beziehungen zwischen Mao und der offiziellen Parteispitze in den Jahren nach der Abfassung des Hunan-Berichtes sind nicht geklärt. Mao selbst hat später die Dinge so dargestellt, als habe er sich bei seinen bauernrevolutionären Bestrebungen im schroffsten Gegensatz zu ihr befunden.[24] Dies mag nachträgliche

Retusche sein.[25] In Moskau jedenfalls wurde der Hunan-Bericht alsbald ohne abfällige Kritik veröffentlicht[26] und damit gutgeheißen.

Mao und Lenin holten sich ihr Dynamit, wo immer sie es fanden

Seit 1927 schuf Mao in den unwegsamen und verkehrsfernen Tschingkang-Bergen (im östlichen Teil der Provinz Hunan, südöstlich von Tschangscha) zunächst allein, dann mit dem Bauernsohn Tschu Te, die vorwiegend aus Bauern bestehende Rote Armee und errichtete einen im wesentlichen von Bauern bewohnten Staat, den er selbst als Sowjetrepublik bezeichnete. In dem Maße, in dem Tschiang Kai-schek die städtischen Parteiorganisationen aufrieb, verlagerte sich der Schwerpunkt der KPCh zu Mao, das heißt in die von seiner Roten Armee gehaltenen ländlichen Bezirke, erst in die Tschingkang-Berge und später, als er sich den Armeen Tschiangs durch die Flucht, den berühmt gewordenen Langen Marsch (1934 bis 1935), entziehen mußte, nach Yenan, im großen Hoangho-Bogen, nördlich von Sian. Da sich Mao während dieser Zeit fast ausschließlich auf die Bauern stützte, betrieb er eine Politik, die ihren Wünschen entsprach: er gab ihnen das Land der Grundbesitzer und „reichen" Bauern und hütete sich wohlweislich, sie in Kollektive zu pressen.

Als sich – seit 1937 – China in voller Abwehr gegen Japan befand, unterbrachen die Kommunisten die Enteignungspolitik auch gegenüber den „Klassenfeinden"; sie wollten sich dem Volk als aktive Kämpfer gegen den fremden Eindringling empfehlen, die ihre eigenen Ziele hinter die nationalen Aufgaben zurückstellten. Auch nach 1945 erfolgte nicht sofort ein Zurückschwenken zum scharfen Klassenkampf, sondern eine durch mehrere Änderungen der Generallinie der Partei charakterisierte Übergangsperiode, die bis 1950 währte.

Aus der soziologisch verschiedenen Ausgangslage und Machtbasis der russischen bzw. chinesischen Revolution eine grundsätzliche Verschiedenheit abzuleiten und dem Leninismus einen wesensmäßig anders gearteten Maoismus entgegenzustellen, ist unhistorisch und unpolitisch gedacht. Der Berufsrevolutionär Lenin und der Berufsrevolutionär Mao – beide kämpften unter Ausnutzung aller jeweils tatsächlich zur Verfügung stehenden revolu-

tionären Kräfte um die Erringung der Macht. Daß sich Mao weit stärker als Lenin auf die Bauern stützte, lag nicht daran, daß er einer anderen Ideologie huldigte, sondern an der Situation, der er sich nach der Zerschlagung der städtischen KPCh gegenübersah. Weder Lenin noch Mao bewegten sich auf dem Wege des orthodoxen Marxismus, als sie sich anschickten, an der Spitze einer straff organisierten Verschwörergruppe wirtschaftlich zurückgebliebene Länder mit schwachem Proletariat zu einer Wirtschaftsform zu führen, die Marx für die hochindustrialisierten Völker vorgesehen hatte. Beiden gelang die Eroberung der Macht, weil sie es verstanden, sich der zum Umsturz bereiten Kräfte zu bedienen. Die Unzufriedenheit, ja Verzweiflung der Massen war das Dynamit, mit dem sie den bestehenden Bau von Gesellschaft und Staat sprengten, und sie nahmen sich das Dynamit, wo immer sie es fanden – im Proletariat, so weit es ein solches gab, in der Bauernschaft, unter den kriegsmüden Soldaten, in der rebellischen intellektuellen Jugend. Auf das Dynamit kam es ihnen an, nicht auf die Firma, aus der es stammte.

Schon Lenin empfahl für Asien die Mobilisierung der Bauern

Lenin hätte sich an Maos Stelle nicht anders verhalten. Er selbst hatte ja empfohlen, in den sogenannten kolonialen und halbkolonialen Gebieten, also in Ländern wie China, in denen es kein oder kaum ein Proletariat gab, revolutionäre Tendenzen unter den Bauern zu schüren und Bauernsowjets (d. h. Bauernräte) zu bilden. Besonders intensiv befaßte er sich mit diesen Gedanken im Sommer 1920, im Zusammenhang mit dem zweiten Komintern-Kongreß; das Ergebnis waren die am 28. Juli vom Kongreß angenommenen „Thesen zur nationalen und kolonialen Frage"; deren Richtlinie 11 d betonte

„... die Notwendigkeit, speziell die Bauernbewegung in den zurückgebliebenen Ländern gegen die Gutsherren, gegen den Großgrundbesitz, gegen alle Erscheinungsformen oder Überreste des Feudalismus zu unterstützen und darauf hinzuarbeiten, daß die Bauernbewegung weitgehend revolutionären Charakter annimmt, indem man ein möglichst enges Bündnis zwischen dem kommunistischen Proletariat Westeuropas und der revolutionären Bewegung der Bauern im Osten, in den Kolonien und überhaupt in den zurückgebliebenen Ländern herstellt." [27]

Gewiß finden sich (1920) bei Lenin Sätze wie „Nur das von der kommunistischen Partei geführte städtische und industrielle Proletariat vermag die werktätigen Massen des Dorfes vom Joch des Kapitals und des gutsherrlichen Großgrundbesitzes ... zu befreien".[28] Aber der Nachdruck lag bei Lenin seit 1902 weit mehr auf der Kommunistischen Partei als auf dem Proletariat. Die KP war für ihn eo ipso die Verkörperung des Proletariats, auch wenn ihre Führung nicht aus Proletariern bestand. Nicht theoretisch, aber praktisch bedeutet der Satz also: Nur die KP kann die Bauern befreien. Und dieser Meinung war auch Mao. Lenin selbst aber ist nie in Maos Lage gewesen, hatte sich nie mit der Frage befassen müssen, ob man von verkehrsfernen ländlichen Bezirken aus jahrelang den Kampf für den Sieg des Kommunismus in Form eines Guerillakrieges führen könne, wie dies Mao tat und in Reden und Berichten auch begründete.[29]

Der an sich klare Tatbestand, daß Mao nur die Generallinie Lenins für zurückgebliebene Agrarländer befolgte, ist überdeckt worden durch die haarspalterischen Streitereien, wie sie die Konflikte innerhalb der KPCh und unter den verschiedenen Konkurrenten und Cliquen in Moskau, vor allem zwischen Stalin und Trotzkij, mit sich brachten. Der amerikanische Gelehrte Benjamin Schwartz, der den Sondercharakter des Maoismus betont, kommt dennoch auf den letzten Seiten seines Buches über den chinesischen Kommunismus zu dem Schluß:

> „Die KPCh unter der Führung Mao Tse-tungs war weder die Partei des Industrieproletariats noch die Bauernpartei im Sinne des Marxismus/Leninismus, vielmehr war sie ein Elitekorps von politisch eingestellten Führern, das nach Leninschem Rezept organisiert war und in seiner Führungsschicht aus Angehörigen verschiedener Schichten der chinesischen Gesellschaft bestand ... Unter der Führung Mao Tse-tungs hat diese Elitegruppe schließlich unter Berücksichtigung des marxistisch-leninistischen Dogmas erkannt, daß die Bauernschaft selbst die Massenbasis und die bewegende Kraft für eine revolutionäre Umformung stellen konnte ... Es wäre jedoch ein ernster Fehler, wollte man annehmen, daß die kommunistischen Führer nach der Erlangung der Macht in ihren Wünschen und Absichten unbedingt durch ihre bäuerliche Abstammung oder durch die Interessen der Bauernschaft bestimmt würden. Im Gegenteil, wir haben jeden Grund anzunehmen, daß diese Männer den Abscheu Le-

nins gegen ‚Rückständigkeit' ebenso wie den übertriebenen marxistisch-leninistischen Glauben an die Möglichkeiten der Industrialisierung völlig in sich aufgenommen hatten, obgleich die Umstände sie zwangen, sich im Hinterland zu verbergen ... Die KPCh war unter der Führung Mao Tse-tungs, so meine ich, weder ‚die Avantgarde des Proletariats' im Sinne des Marxismus/Leninismus noch eine ‚Bauernpartei' im Sinne des Marxismus/Leninismus, sondern eine Elite von Berufsrevolutionären, welche zur Macht aufstieg, indem sie sich auf die Dynamik bäuerlicher Unzufriedenheit stützte." [30]

Maos „osteuropäischer" Weg zum Kolchos

Welche Agrarpolitik aber trieb Mao *nach* der Errichtung der Chinesischen Volksrepublik? Jetzt entfielen manche der vorher genommenen Rücksichten. Diese veränderte Situation fand ihren Ausdruck im Landreformgesetz vom 28. Juni 1950, das die Zerschlagung großen und mittleren Grundbesitzes und dessen Verteilung an die Bauern anordnete und damit deren Wünschen entgegenkam. Von Kollektivierung wurde nicht gesprochen. Nur die von der Partei begünstigte Errichtung von „Vereinigungen zur gegenseitigen Bauernhilfe" (diese deutsche Übersetzung ist – wie die der beiden folgenden Organisationsformen – von mir in Anlehnung an den entsprechenden Begriff in der Sowjetischen Besatzungszone Deutschlands gewählt) deutete an, daß der kleinbäuerliche Betrieb keineswegs das Endziel Maos war. Doch da diese Vereinigungen sehr lose Zusammenschlüsse darstellten und der bäuerlichen Mentalität nicht zuwiderliefen, wuchs ihre Zahl seit 1950 stetig und anscheinend ohne Widerstreben der Bauern.

Der nächste Schritt, der die Bildung von sogenannten „Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften" zum Ziele hatte, wurde mit den ZK-Entschließungen vom 15. Februar und 16. Dezember 1953 getan. Sie umfaßten durchschnittlich zwanzig bis dreißig Höfe; der einzelne Bauer, der ihnen beitrat, erhielt für das Land und Zugvieh, das er einbrachte, einen Anteil am Ertrag, der erstens nach dem Wert seines Einlagekapitals und zweitens nach der von ihm für die Genossenschaft geleisteten Arbeit berechnet wurde. Er könne, so wurde ihm versichert, jederzeit auf eigenen Wunsch austreten. Auch die Produktions-

genossenschaften stellten noch keine Umwälzung dar und vermehrten sich rasch.[31]

Die eigentliche Kollektivierung setzte 1954/55 mit der Bildung der „Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften höheren Typs" (LPG) ein. Die Einzelheiten waren in Maos Rede vom 31. Juli 1955 und einer ZK-Entschließung vom 11. Oktober 1955 enthalten. Erst die mit diesem Schritt verbundenen Maßnahmen bildeten die eigentliche Revolution in der chinesischen Landwirtschaft, ein sozialpolitisches Experiment gigantischen Ausmaßes.[32] Auf die Organisationsform selbst braucht hier nicht eingegangen zu werden; sie unterschied sich in nichts Wesentlichem vom sowjetischen Kolchos (oder von der entsprechenden sowjetzonalen Institution, der LPG).[33] Im Jahre 1957 habe ich mir einige chinesische Kolchose genau angesehen und dabei jeweils auch mehrere Stunden mit dem Hauptbuchhalter über seinen Büchern gesessen, um nicht mit allgemeinen Redensarten abgespeist zu werden, sondern in die Einzelheiten der Arbeitsorganisation, der Normen und Löhne, der Preise und Ablieferungsquoten einzudringen. Unterschiede zu den Kolchosen, die ich in der Sowjetunion in ihrer Entwicklung seit 1930 an Ort und Stelle verfolgt und von denen ich unzählige besucht hatte, konnte ich nicht feststellen. Meine chinesischen Gesprächspartner zeigten zwar immer ihr Mißfallen, wenn ich von ihrem Kolchos sprach, und sagten: „Dies ist kein Kolchos, sondern eine Landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaft höheren Typs." Aber wenn ich sie dann bat, mir zu sagen, in welcher Beziehung ihr Betrieb anders sei als ein Sowjetkolchos, wußten sie nichts zu antworten. Ihr Ärger darüber war unverkennbar; offenbar bereitete ihnen der Gedanke keine Freude, lediglich eine Nachahmung des Sowjetbeispiels zustande gebracht zu haben.

Die Zahl der chinesischen Kolchose, die noch 1955 mit 529 völlig unbedeutend war, belief sich ein Jahr später bereits auf 312 000 und 1957 auf 700 000, während die Vereinigungen der gegenseitigen Bauernhilfe seit 1956 und die „Genossenschaften niederen Typs" seit 1957 völlig verschwunden sind. Die Kollektivierung war somit in China viel rascher und ohne die schweren Rückschläge, die Stalin erlebt hatte, erreicht worden.

Es ist oft gesagt worden, diesen reibungslosen Ablauf habe Mao

Tse-tung seinem behutsamen Vorgehen über die genannten Zwischenstufen zu verdanken; insofern habe sich seine Kollektivierung wesentlich vom sowjetischen Vorbild unterschieden. Dabei ist aber übersehen worden, daß dieser stufenweise Übergang schon Jahre zuvor in den von den Sowjets eroberten Ländern Osteuropas praktiziert worden war, und zwar fast bis ins Detail einheitlich und mit dem späteren chinesischen Vorgehen identisch. Es handelte sich hier also nicht um eine „chinesische Methode", sondern um die Nutzanwendung aus Folgerungen, die Stalin schon vor den Chinesen aus den Lehren seiner eigenen Kollektivierung gezogen hatte. Zur Verdeutlichung noch diese Tabelle:

DER WEG ZUM KOLCHOS

	in Rußland	in China
1. Enteignung des Großgrundbesitzes und dessen Aufteilung unter die Bauern	1917–1920	1927–1937 und 1950–1953
2a. „Neue Ökonomische Politik" mit gewissen Freiheiten für die Bauern	1921–1928	—
2b. Übergangsstadium mit Vorformen der Kollektivierung	—	1953–1955
3. Bildung des Kolchos	1928–1935	1955–1957

Die Stufen 1 und 3 waren also in beiden Ländern weithin identisch, lediglich die Stufe 2 war verschieden – eine Folge der andersartigen Situation, in der sich die zwei Völker nach der Revolution befanden. Eine radikal neue und eigenständige chinesische Agrarpolitik sollte freilich nicht lange auf sich warten lassen: Während die Russen seit bald drei Jahrzehnten am Kolchos nur kleinere, sein Wesen nicht beeinflussende Veränderungen vorgenommen haben, schuf Mao schon im Jahr nach dem Abschluß der Kollektivierung die Volkskommune. Über sie als einem der Hauptbestandteile des chinesisch-sowjetischen Konflikts wird im letzten Teil des Buches ausführlich zu sprechen sein.

6. Kapitel

MIT ODER OHNE BOURGEOISIE?

Auf den ersten Blick scheint sich die Politik der Kommunistischen Partei Chinas auch gegenüber dem Bürgertum erheblich von der Moskaus zu unterscheiden. Zwei Bündnisse mit der bürgerlichen Kuomintang (1924–1927 und während des Krieges gegen Japan), Zulassung von acht nichtkommunistischen Parteien nach der Machtübernahme, Auskaufen eines Teiles des Besitzbürgertums statt entschädigungsloser Enteignung – nichts dergleichen hatte es in Rußland gegeben. Aber diese Unterschiede sind mehr formaler als substantieller Natur und die Ergebnisse fast identisch.

Marx und Lenin: Durch den Kapitalismus zum Sozialismus

Das Marxsche Geschichtsbild ist einfach. Alle Völker gehen durch dieselben Entwicklungsstadien: Auf den Feudalismus folgt der Kapitalismus, in dem das Bürgertum, die „Bourgeoisie" herrscht; während der industriellen Entwicklung dieser Epoche entsteht der Gegenspieler der Bourgeoisie, das Proletariat; dieses erhebt sich, stürzt das Bürgertum und löst es ab; es folgt eine Periode der Diktatur des Proletariats und danach der Idealzustand der klassenlosen Gesellschaft.

Die Bourgeoisie galt also Lenin als Feind schlechthin. Doch war der Inhalt des Wortes schwankend. Wie vor ihm Marx und Engels und nach ihm Stalin und andere Kommunisten verwendete es Lenin meist als Sammelbegriff für alles, was weder „feudal" noch „proletarisch" war. Je nach Gelegenheit und Zusammenhang hat Lenin den Begriff aber auch auf die „Großbourgeoisie" oder die „liberale Bourgeoisie" beschränkt und von diesen die Kleinbourgeoisie unterschieden – als ein Element, das wenigstens zeitweise auf die Seite des Proletariats herübergezogen werden könne. Die Intelligenzschicht, die uns noch gesondert beschäftigen muß, hat Lenin im allgemeinen der Bourgeoisie zugezählt, jedoch

mit Vorbehalten, da sie meist nicht im Besitz von Produktionsmitteln war. Derartige Unschärfen und Aufspaltungen soziologischer Begriffe hat es im kommunistischen Denken stets gegeben.

Daß die Völker auf dem Wege zur Herrschaft des Proletariats durch eine bürgerlich-kapitalistische Phase hindurchgehen müssen, lehrte auch Lenin; noch 1912 wandte er sich gegen Sun Yatsens Annahme, daß es möglich sei, das Stadium des Kapitalismus zu überspringen.[1] Entsprechend vertrat Lenin die These, der proletarischen müsse die bürgerliche Revolution vorausgehen. Ausdrücklich sagte er: „Die bürgerliche Revolution ist im Interesse des Proletariats *unbedingt* notwendig." (1905)[2]

Logische Folgerung: die Bourgeoisie fördern – und vernichten

So ergab sich für Lenin die Aufgabe, zunächst den Sieg des Todfeindes, der Bourgeoisie, zu fördern, um sich danach gegen sie zu wenden:

> „Den demokratischen Kampf [d. h. den Kampf für die bürgerliche Revolution] führen die Arbeiter zusammen mit einem Teil der Bourgeoisie, besonders des Kleinbürgertums. Den sozialistischen Kampf [d. h. den Kampf für die proletarische Revolution] führen die Arbeiter gegen die gesamte Bourgeoisie"[3] und: „... von der demokratischen Revolution werden wir sofort, und zwar nach Maßgabe unserer Kraft, ... den Übergang zur sozialistischen Revolution beginnen. Wir sind für die ununterbrochene Revolution." (1905)[4]

Natürlich war Lenin nicht der Meinung, die revolutionären Kräfte des Proletariats sollten sich der Bourgeoisie zwecks Verwirklichung der bürgerlich-demokratischen Revolution unterstellen. Vielmehr wollte er Proletariat und KP schon in dieser Phase so stark und einflußreich wie möglich machen, damit sie einen entscheidenden Einfluß auf den Gang der Ereignisse ausüben könnten. Auch von einem Burgfrieden mit der Bourgeoisie konnte für ihn keine Rede sein. Seine Haltung zur Bourgeoisie war „dialektisch"; er bekämpfte sie und betrachtete sie zugleich als zeitweiligen Bundesgenossen im Kampf gegen den verhaßten „Feudalismus"/Zarismus und für die Errichtung einer parlamentarischen Republik als Durchgangsstufe.

Also forderte Lenin die entschiedenste Anteilnahme des Prole-

tariats und der revolutionären Bauernschaft an der bürgerlichen Revolution, jedoch in der Absicht, diese möglichst zu radikalisieren und so bereits in ihrem Rahmen zu jener „revolutionär-demokratischen Diktatur des Proletariats und der Bauernschaft“ [5] zu gelangen (1907). Die bürgerlich-demokratische Revolution sollte dann beschleunigt in die sozialistische Revolution „hinüberwachsen“; in diesem Prozeß wollte er die Bourgeoisie isolieren und „die schwankende Haltung der Bauernschaft und der Kleinbourgeoisie paralysieren“.[6] Wenn er in diesem Zusammenhang sagte: „Die demokratische Umwälzung wird über den Rahmen der bürgerlichen gesellschaftlich-ökonomischen Verhältnisse nicht unmittelbar hinausgehen“ [7], hieß das nicht, daß er selbst auch nur kurze Zeit dabei stehen zu bleiben gedachte; die von ihm angestrebte „revolutionär-demokratische Diktatur“ war mit einer bürgerlich-kapitalistischen Ordnung nicht vereinbar.

1917 in Rußland programmgemäß zwei Revolutionen

In dieses Schema paßte es durchaus, daß in Rußland die Revolution tatsächlich in zwei Etappen ablief: Im März 1917 erfolgte die bürgerlich-demokratische Revolution (in unserem Sinne des Wortes), an der die Kommunisten nur einen geringen Anteil hatten, im November die der Bolschewiken, die diese als proletarische bezeichneten. Sie wäre ohne die Unterstützung der bäuerlichen (zum großen Teil im Heer befindlichen) Massen nicht möglich gewesen, doch hatten die Bolschewiken, die sich als Wortführer des Proletariats bezeichneten, hier eindeutig die Führung. Zwar war nach der November-Revolution (nach dem damaligen russischen Kalender Oktober-Revolution genannt) von einer Koalitionsregierung die Rede. Aber nachdem die Wahlen zur konstituierenden Versammlung den Bolschewiken nur ein Viertel der Sitze eingebracht hatten, bereitete Lenin der Versammlung schon am 19. Januar 1918 mit Hilfe seiner Roten Garde ein schnelles Ende. Eine Weile arbeitete er noch mit dem linken Flügel der Sozialrevolutionäre zusammen, da sie bei den Bauern einen starken Rückhalt hatten. Aber im April trennte er sich von diesen Bundesgenossen. Von nun an regierte er allein mit seiner Partei. Die Revolution war in ihr „sozialistisches“ Stadium „hinübergewachsen“, „nicht unmittelbar“, aber doch bemerkenswert rasch.

Kaum hatte sich die neue Macht etabliert, wurde der „endgültige Übergang der Fabriken, Werke, Bergwerke, Eisenbahnen und sonstigen Produktions- und Transportmittel in den Besitz der Republik der Arbeiter- und Bauernräte" angekündigt[8] und ein halbes Jahr später entschädigungslos verwirklicht.[9] (Auch als Lenin sich infolge des bald eintretenden Chaos in der Periode der Neuen Ökonomischen Politik [1921 bis 1927] zu einer Milderung des Kurses entschließen mußte, machte er die Enteignung nicht rückgängig.) Wenige Monate nach dem Siege der Revolution war also die wirtschaftliche Grundlage der russischen Bourgeoisie vernichtet und diese „als Klasse liquidiert".

Lenin erkannte: Asien ist anders

In einem wichtigen Punkt änderte Lenin seine Ansichten über den Gang der Geschichte; doch betraf diese Revision nicht das russische Volk. Im gleichen Maße, in dem sich Lenins Hoffnungen auf die Revolution in Europa als Illusion erwiesen, hat er sein Interesse Asien zugewandt. Er untersuchte die revolutionären Möglichkeiten in den Ländern des Ostens auf mehreren kommunistischen Kongressen. In Weiterentwicklung seiner 1916 veröffentlichten Thesen über den „Imperialismus als höchstes Stadium des Kapitalismus" und in der Absicht, die Westmächte durch Aufstände in ihren Kolonialreichen zu schwächen, stellte Lenin am 22. November 1919 den Revolutionären Asiens die Aufgabe, in national-bürgerlichen Revolutionen den ausländischen Imperialismus wie auch den eigenen Feudalismus zu vernichten.[10] Auf diese Weise sollte in Asien der Weg zum einheimischen Kapitalismus und im Westen – dank der durch den antikolonialen Kampf zu erwartenden Schwächung des westlichen Kapitalismus – der Weg zum Sozialismus freigemacht werden.

Zu diesem Behuf empfahl Lenin „ein *zeitweiliges Bündnis* mit der bürgerlichen Demokratie der Kolonien und der zurückgebliebenen Länder" (Hervorhebung vom Verfasser), aber er warnte vor jeder *Verschmelzung* mit diesen Kräften und verlangte: „Die Kommunistische Internationale ... muß unbedingt die Selbständigkeit der proletarischen Bewegung – sogar in ihrer Keimform – wahren."[11]

Später, als Lenin die lange gehegte Hoffnung auf eine unmittel-

bar bevorstehende proletarische Revolution im Westen ganz begraben hatte, war er bereit, jeden irgendwo in der Welt zum Bundesgenossen zu nehmen, der imstande schien, der Stabilität des Westens, vor allem Englands, Abbruch zu tun. Ein solcher Alliierter, der sich später als Feind herausstellen sollte, der türkische Nationalist Enver Pascha, sagte einmal scherzhaft, aber treffend, für Lenin sei jeder Anti-Brite ein Bolschewik.[12] So kam es, daß Moskau 1922 der jungen KPCh nicht nur ein Bündnis, sondern darüber hinaus eine weitgehende Verschmelzung mit der vorwiegend bürgerlichen Kuomintang (KMT) empfahl: Mitglieder der KPCh sollten zugleich Mitglieder der KMT werden. Der IV. Komintern-Kongreß erteilte im November 1922 in seinen „Thesen zur östlichen Frage" den Kommunisten in Ländern wie China die Lehre, sie sollten mit allen Mitteln verhindern, daß ihre Bourgeoisie mit dem westlichen Imperialismus zu einer Einigung komme, und verstieg sich dabei zu der Erklärung:

> „Wenn sich die Kommunisten in den Kolonien mit der Begründung der angeblichen ‚Verteidigung' ihrer unabhängigen Klasseninteressen weigern, am Kampf [der bürgerlichen Nationalisten] gegen die imperialistische Tyrannei teilzunehmen, so ist das schlimmster Opportunismus ... Die antiimperialistische Einheitsfront [d. h. die Zusammenarbeit mit den bürgerlichen Nationalisten] ist die Parole, die gegenwärtig im kolonialen Osten hervorgehoben werden muß."[13]

Maos Bündnisangebote an die „nationale Bourgeoisie" ...

Mao lag durchaus auf dieser Linie Moskaus, als er 1926 in dem ersten Aufsatz, den seine „Ausgewählten Schriften" enthalten, die Möglichkeiten einer Zusammenarbeit mit der Bourgeoisie erörterte und diese dabei in folgende Kategorien einteilte[14], an die er sich von da an stets hielt:

> 1. Gutsbesitzer und Komprador-Bourgeoisie. (Kompradore nannte man in China die chinesischen Kaufleute, die besonders eng mit Ausländern zusammenarbeiteten.) Diese beiden Gruppen bezeichnete Mao als Feinde der Revolution, mit denen eine Allianz nicht möglich sei.
> 2. Nationale (oder mittlere) Bourgeoisie; ihre Haltung sei zweideutig: einerseits sei sie gegen das ausländische Kapital, von dem sie unterdrückt werde, und insofern für die antiimperialistische Revo-

lution; sie sei aber andererseits gegen alle inländischen Kräfte, die ihre eigene wirtschaftliche Stellung bedrohen könnten, insofern stehe sie gegen die proletarische Revolution. In dieser Gruppe werde es im Laufe der Zeit zur Spaltung kommen. „Die einen werden nach links, zur Revolution, die anderen nach rechts, zur Konterrevolution, gehen."

3. Kleinbourgeoisie. (Bauern auf Eigenland, Besitzer von Handwerksbetrieben, Studenten, Lehrer der Mittel- und Grundschulen, kleine Beamte und Büroangestellte, kleine Advokaten und Händler.) Diese wiederum teilte Mao in drei Untergruppen ein, die sich aber alle, wenn erst „das Morgenrot des Sieges" zu sehen sei, der Revolution anschließen würden. In dieser Beziehung war er kein schlechter Prophet.

Nach der Zerschlagung der städtischen KPCh im Jahre 1927 durch die KMT unter Führung von Tschiang Kai-schek hatte Mao in seinen Jahren als Bauernführer keine Veranlassung, sich weiter dem Thema der Bourgeoisie zu widmen. Aber trotz den bitteren Lehren von 1927 akzeptierte er „voll und ganz" die in Moskau vertretene Auffassung, daß sich China in der „Etappe der bürgerlich-demokratischen Revolution" befand.[15] Daraus folgte für ihn die Notwendigkeit einer weiteren Zusammenarbeit mit Teilen der Bourgeoisie, wenn auch nicht unbedingt mit der KMT. Aber auch an diese erfolgte eine Annäherung, als sich – mit dem Angriff auf die Mandschurei im September 1931 – der neue Druck Japans auf China verschärfte. Ein erstes Bündnisangebot findet sich in einem Aufruf, den Mao während einer Pause auf dem Langen Marsch am 1. August 1935 erließ. Darin hieß es:

„Wenn die KMT-Armeen ihre Angriffe auf die [chinesischen] Sowjet-Distrikte einstellen und statt dessen gegen die japanische Invasion kämpfen, dann wird die Rote Armee – ungeachtet der Feindseligkeit und Meinungsverschiedenheiten über interne Probleme, die zwischen ihnen und der Roten Armee in der Vergangenheit bestanden – nicht nur unverzüglich ihre Kampfhandlungen gegen sie einstellen, sondern auch bereit sein, mit ihnen Hand in Hand gemeinsam für die Rettung des Landes zu kämpfen."[16]

Dieser Appell richtete sich noch nicht an den verhaßten Tschiang Kai-schek, sondern – über seinen Kopf hinweg – an seine Truppen. Nach dem Abschluß des Langen Marsches, in einer Rede

Ende Dezember 1935, erneuerte Mao sein Angebot. „Worin besteht [heute] die grundlegende taktische Aufgabe der Partei?" fragte er und antwortete: „Sie besteht einzig und allein in der Bildung einer breiten revolutionären, nationalen Einheitsfront" gegen die Japaner, die „gegenwärtig der Hauptfeind" seien. Kritikern seiner Versuche, mit der KMT ins Gespräch zu kommen, warf Mao „sektiererhafte Abkapselung" vor, da sie mögliche Bundesgenossen abschreckten. Er gebrauchte die chinesische Redensart: „Sie verscheuchen den Fisch, und er geht in die Tiefe; sie verscheuchen die Vögel, und sie fliegen ins Dickicht", womit er freilich zugleich sehr deutlich seine endgültigen Absichten in bezug auf die Bourgeoisie verriet – sie zu verspeisen.

... und schließlich sogar an Tschiang Kai-schek

Als Konsequenz dieser neuen Generallinie kündigte Mao an, er werde die Regierung in dem von ihm beherrschten Teil Chinas, die bisher formal eine „Regierung des Blocks der Arbeiter, Bauern und städtischen Kleinbourgeoisie" gewesen war, durch „all die Elemente aus anderen Klassen..., die an der nationalen Revolution teilzunehmen wünschen", erweitern und damit seine „Arbeiter- und Bauernrepublik" in eine „Volksrepublik" umwandeln. Er sei sogar bereit, Leute zur Regierung zuzulassen, „die mit dem europäischen und amerikanischen Imperialismus verbunden und nicht willens sind, ihn zu bekämpfen, dafür aber imstande sind, den Kampf gegen den japanischen Imperialismus und seine Lakaien zu führen". Mit diesen Worten wandte sich Mao nun schon an Tschiang selbst. Zugleich fügte er zur Beruhigung der Bourgeoisie hinzu:

> „In der Periode der bürgerlich-demokratischen Revolution schafft die Volksrepublik das keinen imperialistischen oder feudalen Charakter tragende Privateigentum durchaus nicht ab, sie beschlagnahmt durchaus nicht die Industrie- und Handelsunternehmen der nationalen Bourgeoisie, sondern fördert im Gegenteil die Entwicklung solcher Unternehmen... In der Etappe der demokratischen Revolution hat der Kampf zwischen Arbeit und Kapital seine Grenzen... Das Hinüberwachsen unserer [bürgerlich-demokratischen] Revolution in die sozialistische Revolution ist eine Sache der Zukunft... und dazu kann eine ziemlich lange Periode benötigt werden." [17]

Tschiang Kai-schek hätte es vorgezogen, erst mit Hilfe von Provinztruppen den Kampf gegen die Kommunisten zu Ende zu führen und die Japaner mit diplomatischen und politischen Mitteln von einem weiteren Vordringen nach China abzuhalten, während er seine Kerntruppen unter ihren deutschen Beratern zum entscheidenden Waffengang gegen Japan vorbereitete. Aber der „Zwischenfall von Sian" schuf eine neue Lage: Im Dezember 1936 wurde Tschiang durch einige Befehlshaber von Provinztruppen, die gegen die Kommunisten eingesetzt waren, aber gegen die Japaner kämpfen wollten, in der Stadt Sian gefangengenommen. Was in den Tagen bis zur Freilassung Tschiangs geschah und welche Verpflichtungen er, um freizukommen, auf sich nahm, steht bis heute noch nicht einwandfrei fest. Aber die Angriffe der Truppen Tschiangs gegen die Kommunisten brachen ab. Mao seinerseits erklärte im Mai 1937, das von ihm beherrschte Gebiet höre nunmehr auf, eine Sowjetrepublik zu sein und werde Bestandteil der chinesischen Republik.[18] Der Großangriff der Japaner auf China, der mit dem sogenannten „Zwischenfall an der Marco-Polo-Brücke" im Juli 1937 einsetzte, hätte ohnehin größere Kampfhandlungen zwischen Tschiangs und Maos Soldaten unmöglich gemacht.

Und doch in Lenins Geist

Die Geschichte dieser zweiten Allianz zwischen KPCh und KMT (1937–1941) braucht uns hier nicht zu beschäftigen, ebensowenig die anschließende Periode ihrer Beziehungen bis zum Ende des Krieges gegen Japan, die bestenfalls als Waffenstillstand mit tiefem gegenseitigen Argwohn bezeichnet werden konnte. Hier geht es nicht um das Verhältnis Maos zur KMT, sondern um das zur Bourgeoisie, das er in seiner Schrift „Über die neue Demokratie" (Januar 1940) behandelte.[19] In der prokommunistischen und rotchinesischen Publizistik wird sie als Meisterwerk gepriesen, als „ein neues klassisches Werk des Marxismus"[26], dem „historische Bedeutung" zuerkannt wird.[21]

Wie Lenin bis 1917, so bezeichnete Mao auch noch im Jahre 1940 die chinesische Revolution als bürgerlich-demokratisch. Aber er teilte diese in zwei Phasen, mit der russischen Revolution als Scheidelinie. Bis zu dieser „gehörte die bürgerlich-demokratische

Revolution in China zum alten Typus der bürgerlich-demokratischen Revolutionen, war sie ein Teil der *bürgerlich-demokratischen Weltrevolution* alten Typus. Danach gehörte die bürgerlich-demokratische Revolution in China bereits zum neuen Typus der bürgerlich-demokratischen Revolutionen, und in der gemeinsamen revolutionären Front bildet sie einen Teil der *proletarisch-sozialistischen Weltrevolution.*" (Hervorhebungen vom Verfasser.) Mit anderen Worten: Das Wesen der chinesischen Revolution selbst, erklärte Mao, hatte sich nicht geändert, wohl aber das Wesen der Weltrevolution; diese war mit dem Siege der Bolschewiken in eine neue Etappe eingetreten, und das wiederum hatte Rückwirkungen auf die chinesische Revolution: sie werde nun nicht mehr von der Bourgeoisie, sondern vom Proletariat (soll heißen: von den Kommunisten) geführt. „Neue Demokratie" nannte Mao also jene (zweite) Phase der bürgerlich-demokratischen Revolution Chinas, in der statt der Bourgeoisie das Proletariat die führende Kraft darstellen müsse.

Der Leser wird sich erinnern, daß Lenin fünfunddreißig Jahre vor Mao dasselbe gelehrt hatte – mit dem Unterschied: er hatte nicht den Ausdruck Neue Demokratie gebraucht. Auch Maos Teilung der bürgerlich-demokratischen Revolution in zwei, durch das Jahr 1917 getrennte Phasen war nicht originell; Stalin hatte sie schon im Jahre 1926 und speziell im Hinblick auf China vorgenommen und sich dabei – ohne genaue Quelle – auf Lenin bezogen.[22]

In den Tagen, in denen die Tragödie des deutschen Volkes ihrem Höhepunkt zueilte, Ende April 1945, fand der VII. Parteitag der chinesischen Kommunisten statt. In einem mehrstündigen Rechenschaftsbericht, der unter der bezeichnenden Überschrift „Über die Koalitionsregierung" veröffentlicht wurde, kam Mao auf sein Angebot eines Zusammengehens mit der Bourgeoisie zurück. Um diese zu beruhigen, verkündete er, in der Neuen Demokratie solle sich „die privatkapitalistische Wirtschaft frei entwikkeln", denn, so erklärte er, „wir haben bei uns zu wenig Kapitalismus". Er gab allerdings zu, daß der Ausbau der Privatwirtschaft nur ein „Minimalprogramm" der KPCh, eine vorübergehende Phase also, darstelle, während das „Maximalprogramm" der Partei den Kommunismus ohne Privatwirtschaft vorsehe.[23] Zugleich forderte er zu einer Koalitionsregierung auf und be-

teuerte, daß „während der gesamten Periode der Neuen Demokratie" weder die Diktatur einer einzigen Klasse noch die Monopolstellung einer einzigen Partei geplant sei. Auch damit änderte Mao nicht grundsätzlich den Kurs Lenins, der von einer Diktatur der Arbeiter *und* Bauern und innerhalb dieser lediglich von einer „Hegemonie" des Proletariats gesprochen hatte.[24] Sogar die Formel „Hegemonie des Proletariats" hatten die Chinesen von ihm übernommen.[25]

Zum erstenmal ging Mao in diesem Bericht auf die Frage ein, wieso sich der Gang der chinesischen Revolution an dieser Stelle von dem der sowjetischen unterscheide. Vermutlich hatten sich in den letzten Monaten des Krieges die lange Zeit höchst spärlichen Kontakte zwischen Yenan und Moskau etwas verstärkt, was Mao zu Vergleichen anregte, die ihm ferngelegen hatten, solange er in fast völliger Isolierung lebte. Was er hierzu sagte, war freilich historisch falsch: er erklärte die Beseitigung der Koalitionsregierung nach der bolschewistischen Revolution mit der Behauptung, das russische Volk habe eben „nur die Partei der Bolschewiki" unterstützt[26]; in Wahrheit bildeten die Bolschewiken damals und noch auf lange eine Minderheit im Volk.

Halten wir fest: Mao war nicht von der Generallinie Lenins abgewichen. Auch Lenin hatte von einer Diktatur mehrerer Klassen gesprochen (nämlich von der der Arbeiter *und* Bauern, allerdings nicht der Bourgeoisie, doch hatte er für Rußland 1905 die Vereinigung „mit der Masse ... der kleinbürgerlichen armen Bevölkerungsschichten in Stadt und Land" verlangt[27] und für die asiatischen Völker, wie wir sahen, das Bündnis mit dem Bürgertum ausdrücklich gebilligt); auch Lenin hatte in den Jahren vor dem Siege erklärt, der russische Kapitalismus müsse sich zunächst noch weiter entfalten. Einen Unterschied mag man jedoch in Maos Feststellung sehen:

> „Während *langer Zeit* wird in China eine eigenartige Form des Staates und der Machtorganisation bestehen, die für uns absolut notwendig und gesetzmäßig ist und sich gleichzeitig von der Ordnung in Rußland unterscheidet ... Die allgemeinen Thesen unseres neudemokratischen Programms bleiben *jahrzehntelang*, während der gesamten Etappe der bürgerlich-demokratischen Revolution unverändert."[28] (Hervorhebungen vom Verfasser.)

Lenin hatte, auch darauf wurde schon hingewiesen, in kürzeren Zeiträumen gedacht. Aber das war ein taktischer, situationsbedingter, kein prinzipieller Unterschied, und in der Praxis war bald auch bei Mao keine Rede mehr von „Jahrzehnten". Trotz dem rund zwanzigjährigen Abgeschnittensein von Moskau, ja sogar von den Schriften Lenins, trotz dem gewaltigen Unterschied zwischen dem China vor der Machtergreifung Maos und dem vorrevolutionären Rußland hat Mao in jener Zeit also eine erstaunlich „leninistische" Linie verfolgt. Erst 1949 ist er über sie hinausgegangen.

„Demokratische Diktatur"

Die verworrene Geschichte der chinesischen Innenpolitik zwischen 1945 und 1949 samt den erfolglosen amerikanischen Bemühungen um eine Stabilisierung der Lage gehört nicht hierher.[29] Im Frühjahr 1949 stand der Sieg der Kommunisten in ganz China vor der Türe. Mao mußte sich fragen, wie die Partei – nach zwei Jahrzehnten im fernen Hinterland und vorwiegend aus Bauern bestehend – ein Riesenreich mit Millionenstädten und umfangreichen Industrien regieren sollte. Noch klarer als in den Jahren des Kampfes gegen Japan erkannte er, daß er zunächst auf die Mithilfe des Bürgertums angewiesen war. Er proklamierte erneut im Frühjahr 1949 die langfristige Zusammenarbeit mit den bürgerlichen Parteien[30] und bezeichnete diese Zusammenarbeit im Juli desselben Jahres als „demokratische Diktatur".[31]

Auch diese paradoxe Formel stammt, wie so viele Schlagworte des Weltkommunismus, aus dem Wortschatz Lenins, der sie, wie wir sahen, im Frühjahr 1905 als „revolutionär-demokratische Diktatur des Proletariats und der Bauernschaft"[32] geprägt hatte. Im Jahre 1926 hatte Stalin sie den Chinesen zur Beachtung empfohlen[33], und dann übernahmen sie die chinesischen Kommunisten selbst: sie findet sich bereits in der Resolution ihres 1928 (im Moskauer Exil) ohne Mao abgehaltenen Sechsten Parteitags[34] sowie in der 1931 angenommenen Verfassung der Sowjetrepublik Maos, in der „die demokratische Diktatur des Proletariats und der Bauernschaft" als Grundlage des Staates bezeichnet wurde.[35] Und nun griff Mao dieses Stichwort 1949 wieder auf.

Jetzt freilich richtete sich sein Angebot nicht mehr an die in

voller Auflösung begriffene KMT, sondern an eine Reihe kleiner Parteien, die in den letzten Jahren gegründet worden waren, und zwar von Männern, die mit dem Kurs der KMT nicht übereinstimmten und links von ihr standen, ohne Kommunisten zu sein. Die beiden ältesten waren: die Demokratische Partei der Bauern und Arbeiter, die – unter der Bezeichnung Dritte Partei – 1928 entstand, und die Demokratische Liga, 1941 (auch unter anderem Namen) gegründet und 1947 von Tschiang verboten; ihre führenden Männer flohen damals nach Hongkong und beschlossen die Zusammenarbeit mit der KPCh.

Insgesamt waren es acht Parteien oder parteiähnliche Gruppierungen, die nach dem Siege der Kommunisten – wir würden nach dem Sprachgebrauch von 1946 sagen – eine „Lizenz" erhielten. Im offiziellen Handbuch der Chinesischen Volksrepublik werden neben der KPCh auch diese acht Parteien aufgeführt, als wären sie gleichberechtigte Partner.[36] Sie haben eine doppelte Aufgabe: Sie sollten erstens vor aller Welt beweisen, daß Rotchina eine echte, nämlich eine Mehr-Parteien-Demokratie sei, und zweitens einen organisatorischen Rahmen für die im Lande gebliebene Oberschicht bilden, die man weder in die KPCh aufnehmen noch aber sich selbst überlassen wollte. Die „Koexistenz" mit den anderen Parteien solle solange währen, wie es Klassen gebe, also bis zur „Vollendung des Aufbaus der sozialistischen Gesellschaft".[37]

Im Laufe der Zeit wurden diesen acht Parteien jeweils bestimmte Gruppen der Oberschicht zugewiesen: So sollte die Bauern- und Arbeiterpartei – entgegen ihrem Namen – das Sammelbecken für Beamte, Ärzte, wissenschaftliche und technische Angestellte sein; die Aufbauvereinigung für Industrielle und Geschäftsleute, also für die „nationale Bourgeoisie" im engeren Sinne; die Gerechtigkeitspartei für die Auslandschinesen; das Revolutionäre KMT-Komitee für ehemalige Mitglieder der KMT, insbesondere für Offiziere. Die Intellektuellen wurden an drei Parteien verwiesen: die Demokratische Liga, die Vereinigung zur Förderung der Demokratie, die Gesellschaft vom Dritten September. Die aus Taiwan stammenden Chinesen erfaßte man in der Demokratischen Liga für Taiwans Selbstregierung. Man sieht: für Arbeiter und Bauern behielt sich die KPCh das Monopol vor.

Den Widerspruch in dem Begriff Demokratische Diktatur suchte Mao aufzulösen, indem er sagte, die Demokratie gelte gegenüber dem Volk, die Diktatur gegenüber den Reaktionären[38], wobei es Sache der Partei war, in jedem Falle nach dem Verhalten des Einzelnen zu bestimmen, ob er zum Volk oder zu den Reaktionären gehörte. Diese Formel Maos heißt natürlich nicht, daß etwa innerhalb des „Volkes", das Mao mehrfach mit rund neunzig Prozent der Bevölkerung ansetzte[39], wirklich Demokratie herrschte. Es wird offen ausgesprochen, daß in der demokratischen Diktatur das Proletariat die führende Stellung innehat[40] und daß das Proletariat seinerseits durch die KPCh geführt wird.[41]

Jahrelang ist die Fassade der Koalition mit den acht Parteien aufrechterhalten worden. Deren Führer wurden zu allen öffentlichen Ereignissen (soweit diese nicht rein kommunistische Parteiveranstaltungen waren) eingeladen, vor allem wenn Ausländer zugegen waren. Viele von ihnen haben (oder hatten) Ministerposten inne, so zum Beispiel Tschang Po-tschün, der zugleich Vorsitzender der Bauern- und Arbeiterpartei und Verkehrsminister war, und Lo Lung-tschi, der führende Mann in der Demokratischen Liga und Minister für Holzindustrie; von beiden werden wir noch hören. Viele saßen in weiteren Organen, mit denen Mao die „neudemokratische" Fassade seines Staates ausstattete, insbesondere in dem im September 1949 gegründeten Politischen Volksrat, der Zusammenfassung aller legalen Parteien und Organisationen.

Zwar hat es in der Sowjetunion selbst solche Experimente, von den allerersten Wochen des Regimes im Winter 1917/18 abgesehen, nicht gegeben. Stalin hat (1936) ausführlich auseinandergesetzt, daß eine Mehrzahl von Parteien nur denkbar sei, wo eine Mehrzahl antagonistischer Klassen bestehe; da die Interessen der beiden in der Sowjetunion verbliebenen Klassen, der Arbeiter und Bauern, nicht antagonistisch seien, genüge eine einzige Partei, die KPdSU, um die Interessen des ganzen Volkes wahrzunehmen.[42] In den Staaten Osteuropas dagegen, einschließlich der Sowjetzone Deutschlands, hat Moskau seit 1944 bekanntlich – also noch vor den Chinesen – die Fassade einer Mehrzahl von Parteien nicht nur zugelassen, sondern sogar gefördert.

Enttäuschung bei den acht „Parteien"

Aber bald wurde dieser Fassadencharakter der Koalition immer deutlicher. Das ganze Ausmaß der Enttäuschung bei den Führern der acht Parteien offenbarte sich während der kurzen offenherzigen Wochen des Frühsommers 1957. Nachdem Mao ihnen gesagt hatte, sie sollten freimütig ihre Kritik äußern, forderten sie vor allem, daß man sie aus ihrer unterwürfigen und unwürdigen Satellitenstellung befreie und eine echte Demokratie einrichte. Ihnen schwebte eine Art von Zweiparteiensystem vor, das aus der KPCh einerseits, den sich dann zusammenschließenden übrigen acht Parteien andererseits bestehen sollte. Der Politische Volksrat, in dem sie in größerer Zahl vertreten waren, sollte, so schlugen sie vor, aus einem lediglich beratenden und praktisch nur dekorativen Organ in eine Art von Oberhaus umgewandelt werden, dem ein Vetorecht gegenüber den Beschlüssen der kommunistisch beherrschten Legislative, des Nationalen Volkskongresses, zustehen sollte.

Ihre Sprecher wiesen damals immer wieder darauf hin, daß sie zwar oft zur Schau gestellt würden, in Wirklichkeit aber nichts zu sagen hätten, auch nicht in ihren eigenen Ministerien. Insbesondere richteten sie ihre Kritik dagegen, daß zwischen Staat und KPCh praktisch keinerlei Trennung bestehe und daß der strikte Zentralismus innerhalb der KPCh alle schönen Worte über Demokratie illusorisch mache.[43] Dabei bedienten sie sich einer Formel, die – wie dies nur in der chinesischen Sprache möglich ist – in drei Schriftzeichen eine Fülle von Gedankenverbindungen hervorruft, der Formel tang tien-hsia. Tang heißt Partei; tien-hsia, wie wir bereits wissen: Unter dem Himmel, oder: Das unter dem Himmel Liegende, also die Erde und insbesondere deren Mittelpunkt, China, auch Reich oder Kaiserdynastie. Mit den drei Schriftzeichen wurde also – jedem gebildeten Chinesen verständlich – zum Ausdruck gebracht: Die KPCh benimmt sich wie eine Dynastie, welche ganz China als ihr Eigentum betrachtet.[44] Die „demokratische Diktatur" Maos war nach alledem nichts anderes als eine hinter der demokratischen Fassade verborgene Diktatur der Kommunisten, die sich in der Substanz von der Diktatur in der UdSSR nicht unterschied.

In der Praxis waren Maos Thesen über die Koalition mit dem

Bürgertum, nachdem er im Sattel saß, kaum noch von politischer, wohl aber von wirtschaftlicher Bedeutung. Die chinesischen Kommunisten können die Entprivatisierung von Handel und Gewerbe als Glanzleistung ihrer Taktik und ihres psychologischen Geschicks betrachten. Bei den nicht zahlreichen großen Unternehmungen, die den offenen und großenteils geflohenen Feinden der Kommunisten oder den Japanern gehört hatten und nach dem Siege prompt und entschädigungslos verstaatlicht wurden, auch bei den westlichen Firmen, deren ausländische Chefs und Angestellte mit Hilfe zahlloser Schikanen herausgedrängt wurden, gab es keine Probleme; wie aber verfuhr man mit den Betrieben aller Art, die sich im Herbst 1949 im Privatbesitz der in China verbliebenen „nationalen Bourgeoisie" befanden? Insgesamt gab es deren viele Millionen, doch waren die meisten winzig klein; die mittleren und größeren Firmen wurden auf 33 000 veranschlagt.[45]

Besuch bei dem Kapitalisten Schao

Für mich wurde die chinesische Variante der Umwandlung einer privaten in eine staatliche Wirtschaft zur lebendigen Wirklichkeit, als ich mich 1957 in einer mandschurischen Handels- und Industriestadt mit einem Vertreter der „nationalen Bourgeoisie" unterhielt. Der amtliche Reisedienst, der chinesische Intourist sozusagen, hatte mich gefragt, was ich dort sehen wollte. „Zwei Schulen, eine Klinik, eine Maschinenfabrik, einen Kapitalisten", sagte ich. Diese Wunschliste nahm man, ohne mit der Wimper zu zucken, entgegen; ihr letzter Punkt wurde an die örtliche Zweigstelle des „Verbandes der Industriellen und Kaufleute" weitergegeben, und bereits am folgenden Tag hörte ich, Herr Schao, seines Zeichens Kapitalist und Vizedirektor einer Fabrik (die ihm früher gehört hatte), werde mich nachmittags um drei Uhr bei sich zu Hause empfangen. Ein Herr vom Reisedienst werde mitkommen.

Herr Schao wohnte in einer Straße, die wir als Villenstraße bezeichnen würden. Sein Haus lag etwas zurück in einem Garten. Das Tor öffnete mir ein etwa sechzehnjähriges Mädchen, seine Tochter, wie sich später herausstellte. Er selbst empfing mich an der Haustüre. Er war vierzig Jahre alt, groß und breitschultrig, mit energischen Gesichtszügen; er trug eine gutgeschneiderte lange Hose und ein frisches Hemd mit offenem Kragen und kur-

zen Ärmeln. Wir setzten uns ins Herrenzimmer. Schwerer Schreibtisch am Fenster. An den Wänden ein großes Bild Mao Tsetungs; eine Aufnahme, die den Hausherrn als Studenten mit seinen Kommilitonen zeigte; einige eingerahmte Schriftstücke.
Die Tochter brachte den Tee. Bei dem anschließenden Gespräch verfolgten Gast und Gastgeber erklärlicherweise nicht ganz dasselbe Ziel: Ich wollte eine möglichst präzise Schilderung der Vorgänge haben, die zur Enteignung des Herrn Schao geführt hatten, er dagegen hatte das Bestreben, mir zu erklären, was ihn zur Aufgabe seines Eigentums veranlaßt hatte. Bei meiner Schilderung will ich die beiden Dinge trennen. Zunächst also die äußeren Vorgänge.
Die Fabrik des Herrn Schao war von seinem Vater gegründet worden und hatte, als die Kommunisten 1949 zur Macht kamen, drei Eigentümer: seinen Vater, ihn selbst und seinen Bruder; Geschäftsführer war seit der Erkrankung des Vaters im Jahre 1938 mein Gesprächspartner. Der Bruder war nur stiller Teilhaber, hatte selbst keine Funktion in der Fabrik.
Die Firma hatte 1948 einen Gewinn von rund 100 000 Yuan abgeworfen. (Herr Schao bediente sich für seine Wertangaben des seit März 1955 gültigen Yuan, dessen Wert offiziell mit 0,40 US Dollar angesetzt ist.) Ihr Buchwert betrug damals 1,2 Millionen Yuan. Im Sommer 1954 stellte Schao jun. mit Zustimmung von Vater und Bruder den Antrag auf Umwandlung der Firma, die bisher ein reines Familienunternehmen gewesen war, in ein „gemeinsames staatlich-privates Unternehmen", so lautete der Fachausdruck, der wiederum in der Terminologie Pankows seine nur zu bekannte, zeitlich dem Vorgehen Chinas vorauseilende Parallele findet.
Ein Jahr lang wurde die Lage der Firma und die Gesinnung der Familie Schao von den Behörden untersucht. Die Prüfung ergab nach den Worten Schaos, daß er die Arbeiter gut behandelt hatte und die Wirtschaftslage der Firma in Ordnung war. Den Wert des Unternehmens bezifferten die Behörden auf 700 000 Yuan. In der Tat, so sagte Herr Schao mit unbeweglichem Gesicht, habe der von ihm vorher für 1948 genannte Buchwert von 1,2 Millionen Yuan etwas über dem tatsächlichen Wert gelegen.
„Immerhin haben Sie damals einen Gewinn von 100 000 Yuan

ausgewiesen", sagte ich, „auch war der Staat der einzige, der ein Angebot machen durfte." Herr Schao ging darauf nicht weiter ein. Wenn man eine Sache verloren hat, schien seine Miene zu sagen, ist es verhältnismäßig gleichgültig, was sie einmal wert gewesen ist; weg ist weg. Am 1. Juli 1955 erfolgte der feierliche Akt. Der Staat war nun in Wirklichkeit der einzige Eigentümer des „gemeinsamen staatlich-privaten Unternehmens". Herr Schao wurde mit einem Monatsgehalt von 120 Yuan als Vizedirektor in die Fabrik eingestellt; erster Direktor war nunmehr ein Vertrauensmann der Partei.

Sieben Jahre [später auf zehn verlängert[46]] zahlt der Staat jährlich fünf Prozent an die Kapitalisten – so heißen sie während dieser Zeit; Herr Schao also hatte bis einschließlich 1962 einen Anspruch auf jährlich fünf Prozent von 700 000 Yuan, das heißt auf 35 000 Yuan. Er erklärte: „Von diesem Betrag verleben wir jährlich rund 20 000 Yuan – wir, das heißt unsere Familie, die mit der meines Bruders und meinen Kindern aus dreizehn Köpfen besteht. Von den restlichen 15 000 kaufen wir jedes Jahr Staatsanleihen, die vier Prozent Zinsen tragen."

Wenn die Familie das sieben Jahre lang macht, wird sie rund 100 000 Yuan in Staatsanleihen besitzen und dafür jährlich 4000 Yuan Zinsen erhalten. Praktisch läuft also das Ganze darauf hinaus, daß die Familie Schao einen Betrieb, der zwischen 0,7 und 1,2 Millionen Yuan wert war, gegen eine Rente von 4000 Yuan im Jahre an den Staat übertragen hat.

Dies der äußere Ablauf der Geschichte. Ich erfuhr ihn nur in Bruchstücken, die in eine höchst emphatische und von mir gar nicht erbetene Darstellung der persönlichen Auffassung Schaos eingepackt waren. Wären wir zu zweit gewesen, hätte ich sie mir mit großem Interesse angehört. Aber die Anwesenheit des Aufpassers veranlaßte Schao zu immer neuen Beteuerungen, sein Entschluß zur Verstaatlichung sei freiwillig erfolgt, also Folge seines großen Vertrauens in die KPCh; fast wörtlich bediente er sich der offiziellen Argumentation. „Die Befreiung Chinas von ausländischer Herrschaft durch die Kommunisten", sagte er zum Beispiel, „rührte an mein patriotisches Gefühl. Ich erkannte, daß sie nur das Wohl des Volkes im Auge hatten, und ich wollte mit ihnen zusammenarbeiten. Es war nicht leicht, meinen alten

Vater zu überreden. Aber es glückte schließlich, und so stellte ich den Antrag auf Verstaatlichung. Ich habe diesen Schritt nicht bereut. Mit den Arbeitern habe ich keine Sorgen mehr; bankrott kann ich nie mehr werden; viel zu tun habe ich auch nicht im Werk; es gibt Monate, in denen ich an kaum fünf Tagen in die Fabrik komme. Ich habe die Absicht, vorzeitig auf die mir noch zustehenden Zinsraten zu verzichten, um schon vor 1962 aus der Kategorie der Kapitalisten herauszukommen."

Alle diese Worte hörte ich mir schweigend an. Mir war das ganze Gespräch immer peinlicher geworden; ich machte mir Vorwürfe, Herrn Schao und mir diese anderthalb Stunden nicht erspart zu haben. Er konnte mir ja in Gegenwart eines Dritten nichts anderes sagen, als was seit Jahren von der Parteiführung zu diesem Thema doziert wurde, schon gar nicht über die sehr starken Druckmittel, denen er ausgesetzt war, ehe er im Sommer 1954 den Antrag auf Übertragung seines Eigentums stellte.

Geld und böse Worte

Der Chinese zieht indirekte Methoden den direkten vor, wenn er glaubt, mit ihnen dasselbe erreichen zu können; sie machen weniger Ärger. Die Kommunisten wollten die Fabrik des Herrn Schao *und* seine Arbeitskraft. Daher beschlossen sie, ihn und seinesgleichen nicht einfach zu enteignen und zu liquidieren, sondern, wie sie das nannten, „auszukaufen". Artikel 10 der Verfassung legt diese Politik mit folgenden Worten fest:

> „Der Staat benützt die positiven Eigenschaften des kapitalistischen Gewerbes und Handels, welche der nationalen Wohlfahrt und den Lebensbedingungen des Volkes dienen; er schränkt ihre negativen Eigenschaften ein, welche der nationalen Wohlfahrt und den Lebensbedingungen des Volkes nicht dienen; er ermutigt und lenkt ihre Umwandlung in verschiedene Formen der staatlich-kapitalistischen Wirtschaft, wobei das kapitalistische Eigentum schrittweise durch das Eigentum des ganzen Volkes ersetzt wird." [47]

Das einschlägige kommunistische Werk interpretiert den Vorgang so: „Die Methode der schrittweisen Umwandlung ... half, unnötige Verluste und Verwirrungen zu vermeiden, welche die Folge abrupter Veränderungen hätten sein können." [48]

Die Methoden, mit denen Peking die Kapitalisten auskaufreif

gemacht hatte, waren nur zum Teil wirtschaftlicher Art gewesen: stetige Einengung der Bewegungsfreiheit – bei der Industrie durch begrenzte Zuteilung von Rohstoffen und Aufträgen, im Handel durch Rationierung von Waren; riesenhafte Nachzahlungen angeblich schuldig gebliebener Steuern; häufige Interventionen von seiten der Belegschaften, die in dieser kurzen Periode zwischen 1950 und 1954 zum ersten und letzten Mal (und nur in den Privatfirmen) mitzureden hatten.

Schlimmer waren die psychologischen Repressalien, organisierte Erniedrigungen, denen sich die vormals Besitzenden ausgesetzt sahen und die 1951/52 als sogenannte „Bewegung der Drei Anti", dann als „Bewegung der Fünf Anti" ihren Tiefpunkt erreichten. Die drei Vergehen, deren jeder einzelne automatisch verdächtigt wurde, waren Korruption, Verschwendung und Bürokratismus, und die fünf bestanden aus Beamtenbestechung, Steuerhinterziehung, Diebstahl von Staatseigentum, Betrug bei Staatskontrakten, ungesetzliche Aneignung staatlicher Wirtschaftsinformationen zum Zwecke der privaten Spekulation. Seit Bestehen der Volksrepublik waren so viele Gesetze und Bestimmungen gegen die Privatunternehmer erlassen worden, daß es kein Kunststück war, ihnen jetzt irgendeines dieser Verbrechen oder gar alle acht nachzuweisen, sie zu öffentlichen Bekenntnissen zu zwingen und seelisch zu zermürben. Allein in neun Städten wurden im Zuge dieser Kampagne von 450 000 größeren, kleineren und kleinsten Privatunternehmern 340 000 für schuldig befunden.[49] Die Zahl der – in wüsten „Volksgerichten" gefällten und vollzogenen – Todesurteile wie auch die der Selbstmorde wurde geheimgehalten.

Jubel der Enteigneten

Herr Schao ist intelligent, und er ist Chinese. Er mußte sich die Frage stellen, ob es noch Sinn habe, sein Eigentum gegen die Übermacht eines Staates zu verteidigen, der offensichtlich fest entschlossen war, es ihm fortzunehmen. War es nicht vernünftiger, nachzugeben und dem Unvermeidlichen zuvorzukommen, um auf diese Weise den einen oder anderen kleinen Vorteil zu erringen? In einer bösen Situation das Beste zu sehen, das ist eine Kunst, welche seine Landsleute seit Jahrtausenden geübt haben. So kam es wohl auch zu seinem Antrag vom Sommer 1954.

Vermutlich hat Herr Schao bei dem allem kein langes Gesicht gezogen, das ihm doch nichts genützt hätte, sondern gesagt: Wenn schon – denn schon! Wenn schon Preisgabe des Vermögens, dann sich gar nicht erst lange mit dessen Beweinung quälen, sondern mit vollen Segeln hinein in die neue Zeit! Ähnlich dachten viele chinesische Firmeninhaber, und bei den anderen half die Partei nach. So kam es im Laufe des Jahres 1955 zu jenen grotesken Aufzügen „jubilierender", Trommeln und Zymbeln schlagender „Kapitalisten", die ihrer „Begeisterung" über die Übergabe ihres Eigentums an den Staat Ausdruck gaben. Anfang 1956 war der ganze Vorgang abgeschlossen.

Herr Schao hatte sich als eine Art von Stachánow oder Hennecke unter den ehemaligen Privatunternehmern ausgezeichnet. Zur Belohnung wurde er Vizepräsident des Provinzverbandes der Industriellen und Kaufleute und kam – als Mitglied des Ständigen Ausschusses der Aufbauvereinigung, also einer der acht Parteien – in den rein dekorativen Politischen Volksrat seiner Provinz. Diese Ämter beschäftigen ihn weit mehr als die Arbeit in seiner ehemaligen Fabrik, und ganz offensichtlich war es sein Ziel, ein hoher Beamter zu werden. Inzwischen hat er vermutlich längst auf die ihm noch bis 1965 zustehenden Zinszahlungen verzichtet; dafür durfte er vielleicht seine Posten in der Provinz mit entsprechenden in Peking vertauschen – wenn er nicht Pech hatte und, „als Volksfeind entlarvt", wieder – wie in manchen Gesellschaftswürfelspielen – „zurück an den Ausgangspunkt" mußte.

Als ich Herrn Schao beim Abschied sagte, daß mich noch interessieren würde, wie sich denn diese Veränderungen auf die Leistung seiner Fabrik ausgewirkt hätten, erwiderte er lakonisch: „Der Enthusiasmus der Arbeiter ist viel größer geworden." Worin denn dieser größere Enthusiasmus zum Ausdruck komme, wollte ich wissen.

„In einer Erhöhung der Tagesproduktion um fünfzig Prozent", sagte er.

Ich erkundigte mich, ob nicht vielleicht auch die Zahl der Arbeiter und Maschinen zugenommen habe.

„Ja, die Zahl der Arbeiter ist um sechzig Prozent gestiegen, und die Regierung hat zusätzliche Maschinen im Werte von 100 000 Yuan angeschafft." Er verzog keine Miene, als er dies sagte, und schaute an mir vorbei.

Diese Politik hat sich gelohnt. Seit 1956 sind sämtliche Industrie- und Handelsunternehmen völlig dem Staate unterworfen. Soweit sie Leuten gehört hatten, die seine Feinde waren oder jedenfalls von ihm als Feinde angesehen wurden (solcher Unternehmen gab es 2800, in deren Kontrolle sich vier Fünftel der chinesischen Privatwirtschaft befunden hatten[50]), übernahm er sie ohne Entschädigung. Die übrigen, die der „nationalen Bourgeoisie" gehört hatten und nach amtlichen Angaben 2,42 Milliarden Yuan, in Wirklichkeit weit mehr wert gewesen waren, gaben ihm die 1,14 Millionen Besitzer „freiwillig" gegen eine zehnjährige Zahlung von 120 Millionen pro Jahr[51], also für insgesamt 1,2 Milliarden Yuan, von denen aber fast die Hälfte gleich wieder in Form von Staatsanleihen an den Staat zurückfloß. Die Überführung erfolgte in relativ geordneter Form: Arbeitskraft und Erfahrungen der Unternehmer blieben – von Ausnahmen abgesehen – dem Staat erhalten. Kein schlechtes Geschäft für den Staat, und immerhin erträglich für die ehemaligen Unternehmer, soweit sie die bösen Jahre der Drei und Fünf Anti überlebt hatten.

Moskau gibt seinen Segen

Mikojan hat 1956 in Peking in einer Rede erklärt: In der Sowjetunion sei es nicht möglich gewesen, diesen Weg zu gehen, da die russische Bourgeoisie zu eng mit der Westeuropas verbunden gewesen sei. In China aber sei die „nationale Bourgeoisie" erstens weit schwächer gewesen als die russische und habe sich zweitens in Kenntnis der Lehren der russischen Entwicklung und auf Grund ihrer antiimperialistischen Einstellung zum Bund mit der Arbeiterklasse bereitgefunden.[52] Das stellt zwar Geschichtsklitterung dar, aber für uns ist wichtig, daß auf diese Weise der Kreml der Politik Pekings gegenüber der Bourgeoisie seinen Segen erteilt hat. Im Herbst 1961 ging der Kreml noch einen Schritt weiter: er nahm das Auskaufen der Kapitalisten als mögliche Verhaltensweise bei künftigen Revolutionen in das neue (dritte) Programm der KPdSU auf.[53] Man mag darin eine Rückwirkung chinesischer Erfahrungen auf das Denken Moskaus sehen. Freilich hatte auch schon Lenin diese Möglichkeit flüchtig erwogen[54], während die osteuropäischen Satellitenstaaten – vor China! – eine Praxis anwandten, von der sich die Maos wenig unterschied.

*

Da und dort verschiedene Methoden, aber identische Ziele und Resultate – so etwa könnte man die in diesem Kapitel angestellte Betrachtung zusammenfassen.

In der Sowjetunion hat es bürgerliche Parteien nie gegeben, in China bestehen sie; aber ihre praktische Bedeutung ist so gering, daß ihr Verschwinden von niemand – außer den unmittelbar Betroffenen – bemerkt würde. Die Fassade der „demokratischen Diktatur" jedoch wurde gewahrt.

In der Sowjetunion existierte seit dem Siege der Bolschewiken kein Privateigentum an Produktionsmitteln, wenn auch die Klarheit des Bildes durch das Zwischenspiel der Neuen Ökonomischen Politik beeinträchtigt wird. Was die russischen Kommunisten heute tun würden, haben sie auf ihrem Experimentierfeld, der Sowjetzone Deutschlands, gezeigt, und das ähnelt weithin den Methoden, die wir auch in China antrafen: Während in der Zone die größeren und Großbetriebe unter dem Motto enteignet wurden, daß sie Kriegsverbrechern gehört hatten, geschah dies in China mit der Begründung, es handle sich um Eigentum von Kompradoren und Volksfeinden. Die kleineren und Kleinunternehmen dagegen – an Zahl groß, an Bedeutung relativ gering – wurden hier wie dort etwas behutsamer angefaßt und nur schrittweise, übrigens mit ganz ähnlichen Methoden des indirekten Zwanges, in Staatseigentum überführt. In China wie in der Sowjetzone hat sich dieser Prozeß mit geringeren Reibungen und weit weniger Verlusten an menschlicher und materieller Substanz vollzogen als seinerzeit in Rußland.

Der Unterschied in den Methoden läßt sich nur zum Teil damit erklären, daß in China – im Unterschied zur Sowjetunion – nach der Errichtung des kommunistischen Regimes kein Bürgerkrieg mehr das Land verheerte und keine ernsthafte Gefahr von außen bestand; ich sehe ihn vor allem darin, daß sich Mao mit seinen Gedanken über die Neue Demokratie und die Demokratische Diktatur von vornherein auf eine elastischere und „chinesischere" Lösung dieses Problems eingestellt hatte, ohne freilich auch nur einen Zentimeter vom kommunistischen Ziel abzuweichen.

7. Kapitel

DIE SCHWIERIGEN INTELLEKTUELLEN

Die kleinste soziologische Schicht, die Intelligenz, erwies sich als die am wenigsten leicht zu integrierende. Dies sollte Mao ebenso erfahren wie Stalin und Chruschtschow. Dabei war er einen anderen Weg gegangen und hatte – durch „Gedankenreform" und „Gehirnwäsche" – viel Mühe auf die Umerziehung der Intellektuellen verwandt. Das Ergebnis war für ihn daher noch enttäuschender als für die Russen: die Hundert Blumen, die zum Ruhme des Kommunismus in China erblühen sollten, waren hundert stachlige Disteln, und als man diese ausgejätet hatte, erwies sich der geistige Garten Chinas als dürr und leer.

Die Auffassung, von der Lenin bei seiner Einstellung zur russischen Intelligenzia ausging, findet sich in seiner bekannten, aus den Jahren 1901 und 1902 stammenden Schrift „Was tun?", und zwar im zweiten Kapitel, in dem er sich mit der Frage befaßt, ob die Massen von sich aus den richtigen Weg finden können. Er verneinte diese Frage (weil nämlich die Arbeiter allenfalls ein gewerkschaftliches, also auf Besserung der materiellen Lage, nicht aber ein sozialistisches, das heißt politisch bestimmtes Bewußtsein hätten) und schrieb dann:

„Die Lehre des Sozialismus ist hingegen aus den philosophischen, historischen und ökonomischen Theorien hervorgewachsen, die von den gebildeten Vertretern der besitzenden Klassen, der Intelligenz, ausgearbeitet wurden. Auch die Begründer des modernen wissenschaftlichen Sozialismus, Marx und Engels, gehörten ihrer sozialen Stellung nach der bürgerlichen Intelligenz an." [1]

Fachintelligenz und Intelligenzia

Über die soziologischen Begriffe Intelligenz und Intelligenzia ist schon viel geschrieben worden.[2] Die Schicht der Intellektuellen, die Intelligenz also, besteht aus zwei nicht identischen Gruppen,

aus den Angehörigen der „geistigen Berufe" (wie Ingenieuren, Ärzten, Rechtsanwälten, Professoren, Lehrern), die man als „Fachintelligenz" bezeichnen könnte, und jener sehr viel kleineren Zahl von Menschen, die in der geistigen Welt nicht in erster Linie eine Basis und Aufgabe ihrer beruflichen Existenz suchen, sondern das ganze Leben, vor allem die sie umgebende Wirklichkeit, auch die soziale und politische, geistig zu bewältigen suchen, wobei sie nach möglichst allgemeingültigen Antworten Ausschau halten, und für die sich im Rußland des neunzehnten Jahrhunderts der Sonderbegriff Intelligenzia einbürgerte, auch wenn sich natürlich der Kreis ihrer Angehörigen mit dem der Fachintelligenz überschnitt. Während die Fachintelligenz damals Bahnen und Brücken baute, die Kranken behandelte und die Jugend unterrichtete, grübelte eine kleine Minderheit, eben die Intelligenzia, über alle Probleme zwischen Himmel und Erde, entwarf Pläne für eine bessere Zukunft der Menschheit, warf Bomben auf staatliche Würdenträger und schrieb Romane oder Gedichte. Ihre Avantgarde sind – in beiden Völkern – die Schriftsteller, deren Schicksal im Schlußteil dieses Kapitels im Zusammenhang behandelt werden soll.

In der Intelligenzia sah Lenin zunächst kein besonderes Problem, da sie, vor allem in den jüngeren Jahrgängen, ohnehin revolutionär gestimmt war und nicht den „Klassenfeinden" zugerechnet wurde. Anders die Fachintelligenz; diese gehörte soziologisch zum Bürgertum, auch wenn sie den Flügel der Bourgeoisie bildete, der – in der Regel – keine Produktionsmittel, keine Fabriken oder Banken besaß und daher (in Rußland wie in China) eher bereit war, mit den Kommunisten zusammenzuarbeiten als die im engeren Sinne kapitalistische Bourgeoisie. Aber das waren Feinheiten, auf die man in Rußland während der gewalttätigen Phase der Revolution noch nicht achtete. In jenen Tagen (Ende 1917) forderte Lenin „Kampf auf Leben und Tod ... den bürgerlichen Intellektuellen".[3]

Boykott der neuen Staatsmacht durch zahlreiche Angehörige der Fachintelligenz, auch Tod oder Flucht vieler von ihnen – das war die Folge dieser Einstellung Lenins und des aus ihr stammenden Verhaltens der Bolschewiken; sie trug wesentlich zu dem rasch fortschreitenden Chaos im Lande bei. Schon Ende März

1918 erklärte Lenin daher, „daß die Heranziehung der bürgerlichen [d. h. der Fach-] Intelligenz zur Arbeit jetzt eine aktuelle, lösungsreife und notwendige Aufgabe des Tages ist".[4] In den folgenden Monaten wurden solche Äußerungen Lenins immer häufiger; sie hatten auch praktische Auswirkungen, wie den Einsatz zahlreicher zaristischer Offiziere zur Ausbildung der neuen Roten Armee. Vom damaligen Leben der Fachintelligenz gibt Borís Pasternák in seinem großen Roman eine eindringliche Schilderung; die meisten suchten Erfüllung in ihrer beruflichen Arbeit, wie Dr. Schiwago in der des Arztes.

Die NEP-Zeit (ab 1921) entschärfte die Beziehungen zwischen Partei und Fachintelligenz. Als die Wellen des Bürgerkrieges verebbten und die Bolschewiken den terroristischen Griff lockerten, der Fachintelligenz Mitarbeit zu erträglichen Bedingungen anboten (allerdings nur unter der Voraussetzung der Unterwerfung, mindestens der Neutralität auf dem eigentlich politischen Gebiet) und zugleich an deren patriotische Gefühle appellierten, bahnte sich eine Aussöhnung der Fachintelligenz mit dem neuen Regime an, und zwar nicht nur im Lande selbst, sondern auch in Teilen der Emigration. Doch war diese nicht von langer Dauer.

Gleichschaltung und Terror in Rußland

Gleichzeitig mit der Kampagne für den ersten Fünfjahrplan, die den neuen Kurs einleitete, setzten auch die Maßnahmen zur Gleichschaltung der Intellektuellen ein; im Jahre 1928 wurde der bösartige Schachty-Prozeß gegen eine Gruppe von Ingenieuren geführt, der die gesamte Fachintelligenz mit dem Odium des „Schädlingstums" belastete, und wurden tausend politisch bewährte, aber der geistigen Voraussetzungen ermangelnde Kommunisten in die Hochschulen und wissenschaftlichen Institute entsandt, denen im nächsten Jahr weitere zweitausend folgten. Im Herbst 1929 wurden an der Akademie der Wissenschaften in Leningrad über hundert, bald darauf in Kiew an die dreihundert Gelehrte entlassen. Viele von ihnen verschwanden auf immer, darunter auch der bei uns durch sein ins Deutsche übertragenes Werk über russische Geschichte bekannte Historiker S. D. Platónow.

Apolitisch zu sein, sich nicht für die Generallinie der Partei einzusetzen, war nun gefährlich. Im Jahre 1930 schickte der Ver-

band der Wissenschaftler und Erzieher an die gefürchtete und grausame Geheimpolizei eine Dankadresse, weil diese seine Reihen von unwürdigen Elementen gesäubert habe; etwa gleichzeitig wählte der Physiologenkongreß das Politbüro der Partei in sein Ehrenpräsidium.[5] Der berühmte Mathematiker D. F. Jegórow, der sich zu keinen Kompromissen bereitfand und demonstrativ der orthodoxen Kirche treu blieb, wurde verhaftet und starb.

Diese erste Terrorwelle gegen die Intellektuellen begann im Sommer 1931 nach einer Rede Stalins abzuebben, wo er vor „Spezialistenfresserei" gewarnt hatte.[6] In den Beziehungen zwischen Partei und Fachintelligenz trat wieder eine Entspannung ein. Diese konnte zwar nicht allen angerichteten Schaden reparieren, aber sie macht verständlich, daß Teile der alten Fachintelligenz und vor allem deren Nachkommen auch heute noch – oder wieder – in gehobenen, jedoch nicht in den wirklich führenden Positionen des sowjetischen Wirtschafts- und Kulturlebens zu finden sind.[7]

Eine zweite Periode des Terrors traf mit den blutigen „Säuberungen" der Jahre 1936–1938 zusammen; ihr fielen wiederum zahlreiche namhafte Gelehrte zum Opfer, wie der weltbekannte Biologe N. A. Wáwilow. Die Geisteswissenschaftler und unter ihnen die Historiker hatten besonders zu leiden.[8] Auch diese Verfolgungswelle wurde mit einer Stalinrede abgeschlossen, und zwar der auf dem XVIII. Parteitag (März 1939).[9] In der Folge wurde das Klima freundlicher, man bemühte sich sogar – nicht ganz ohne Erfolg – um die Rückkehr emigrierter Intellektueller. Während des Krieges herrschte Burgfriede. Dieser endete – nach Kriegsende – mit erbitterten Angriffen gegen die politische Neutralität der Intellektuellen und einer neuen Periode der Anklagen und Verfolgungen. Die Liste der in diesen drei Kampagnen (1928–1931, 1936–1938, 1946–1949) auf die eine oder andere Weise Liquidierten ist lang und enthält zahlreiche bedeutende Namen. Auch Stalins Tod änderte nichts an der grundsätzlichen Forderung nach Parteinahme für den Kommunismus, doch wurde diese weniger strikt angewandt als zu seinen Lebzeiten.

Inzwischen hat sich in der Sowjetunion eine neue Fachintelligenz herausgebildet, die nur noch zum Teil von der alten abstammt und vielfach proletarische oder bäuerliche Wurzeln hat. Die

große Mehrzahl ihrer Angehörigen rückte auf dem normalen Wege über die Hochschulen auf. Die Problematik, die sich für den Staat aus dem Entstehen dieser neuen geistigen Oberschicht ergab, habe ich an anderer Stelle ausführlich dargelegt.[10]

Maos zwiespältige Haltung

Und in China? In seinen jungen Jahren war Mao ein typischer Mann der Intelligenzia im russischen Sinne dieses Wortes. Aber infolge erst seiner Befangenheit in der Vorstellung von der „proletarischen" Revolution, dann seiner völligen Inanspruchnahme durch das Mobilisieren von Bauern, schenkte er den Problemen der Intellektuellen lange Zeit nur geringe Aufmerksamkeit. Erst gegen Ende der dreißiger Jahre hat er sich mit ihnen ernstlich zu beschäftigen begonnen. Denn in dem Maße, in dem die japanischen Armeen die Küstengebiete und die dort konzentrierten Großstädte samt deren Hochschulen erst bedrohten, dann besetzten, begab sich ein wachsender Teil der Professoren und Studenten ins Innere des Landes; die große Mehrheit in die von der Nationalregierung verwalteten Gebiete, eine Minderheit in den Herrschaftsbereich Maos. Bis dahin hatten es die kommunistischen Parteifunktionäre vorwiegend mit sympathisierenden Bauern, feindseligen, aber eingeschüchterten Grundbesitzern und bescheidenen Kleinbürgern vom Typ des Handwerkers zu tun. Mit den Intellektuellen trat nun ein ungewohntes Element in ihren Gesichtskreis. Maos Einschätzung der neuen Lage ging aus einer von ihm verfaßten Resolution des ZK vom Dezember 1939 hervor. Sie erinnerte an Lenins Worte von 1918 (vgl. S. 219) und wurde später mit der Überschrift „Die Intelligenz weitgehend heranziehen" versehen. In ihr finden sich die folgenden Sätze:

„Viele leitende Funktionäre der Truppenteile unterschätzen noch die große Bedeutung der Intelligenz, fürchten sich noch vor ihr und sind, was noch schlimmer ist, sogar geneigt, sie herauszuekeln. Viele unserer Lehranstalten wagen es noch nicht, die Studentenjugend kühn und in großem Umfang aufzunehmen. Viele örtliche Parteiorganisationen wollen die Intelligenz noch nicht in die Partei einbeziehen. Derartige Erscheinungen erklären sich daraus, daß man die wichtige Rolle, die die Intelligenz in der Revolution spielt, nicht versteht. Man versteht nicht den Unterschied zwischen der Intelligenz

der kolonialen sowie der halbkolonialen Länder und der Intelligenz der kapitalistischen Länder; man versteht nicht den Unterschied zwischen der Intelligenz, die in den Diensten der Grundbesitzer und der Bourgeoisie steht, und der Intelligenz, die der Arbeiterklasse und der Bauernschaft dient. [Hier fehlt in den Ausgewählten Werken der folgende Satz[11], der in der ursprünglichen Resolution enthalten war: Das Unverständnis für diese Tatsachen hat zu gewissen falschen Tendenzen in der Behandlung des Intellektuellenproblems geführt] ... Die Parteiorganisationen in allen Kampfgebieten und die von der Partei geführten Truppenteile müssen die Intelligenz weitgehend für unsere Armee, für unsere Schulen, zur Teilnahme an der Arbeit der Machtorgane gewinnen. Alle mehr oder minder loyalen Vertreter der Intelligenz, die Schwierigkeiten und Entbehrungen ertragen können, sind, wenn sie nur gegen die japanischen Eindringlinge kämpfen wollen, mit allen Mitteln zu gewinnen und zu erziehen ... Gleichzeitig muß man die aus den Reihen der Arbeiter und Bauern hervorgegangenen leitenden Funktionäre auf geeignete Weise dazu bewegen, beharrlich zu lernen und ihr kulturelles Niveau zu heben, damit die leitenden Funktionäre aus den Reihen der Arbeiter und Bauern zugleich mit der Annäherung der Intelligenz an die Arbeiter- und Bauernmassen selbst allmählich zu Intellektuellen werden." [12]

Mao hat die Intellektuellen als Bestandteil der Kleinbourgeoisie angesehen[13], daher hat er gewöhnlich nur von der „Allianz der Proletarier, Bauern, Kleinbürger und nationalen Bourgeoisie" gesprochen und nur selten[14] die Intellektuellen besonders genannt. In der Sowjetunion lautet seit Stalins Zeiten die Formel: „Arbeiter, Kolchosniki und werktätige Intelligenzia." Das Wort Bourgeois (im revolutionären Jargon: Burshúj) hatte in den Anfangsjahren der russischen Revolution einen so negativen Klang erhalten, daß es sich nicht mehr verwenden ließ.

Aber Mao betrachtete die Tschi-schi fen-tse (= Leute, die etwas wissen), die Intellektuellen also, mit gemischten Gefühlen, vor allem nachdem er einige Jahre Erfahrungen mit ihnen gesammelt und festgestellt hatte, daß die Bauern seine Ideen williger aufnehmen als sie. In einer seiner Umerziehungsreden des Jahres 1942 erklärte er den Intellektuellen, die über Arbeiter und Bauern die Nase rümpften, sie seien die „Unsauberen", die Arbeiter und Bauern aber „die Saubersten". „Mögen ihre Hände schwarz

und ihre Füße mit Kuhmist beschmutzt sein", rief er, „sie sind dennoch sauberer als die bürgerlichen und kleinbürgerlichen Intellektuellen." [15]

„Gedankenreform"

Die Sorgen, die Mao in der Yenan-Periode mit den relativ wenigen Intellektuellen hatte, vervielfachten sich, als sich seine Herrschaft über das ganze Riesenreich auszudehnen begann und die Partei rapide wuchs. Er entschloß sich nun zu einem Verfahren, das es in dieser Form in Rußland nie gegeben hat: – zur „Gedankenreform" (se-hsiang kai-tsao = Umgestaltung der Gedanken). Diese verlief in mehreren Phasen – ich zähle bisher neun –, die sich zum Teil überschnitten. Die erste, die 1949 einsetzte, stand im Zeichen des Schlagwortes „Studium" (hsüe-hsi).

Zunächst sah auch das nur wie eine Nachahmung des russischen Beispiels aus. Hatte Lenin (1920, auf dem III. Komsomol-Kongreß) die Parole „Lernen!" ausgegeben [16], so tönte in China das Echo „Lernen, lernen und noch einmal lernen!" [17] Aber während Lenin von der Jugend erwartete, daß sie sich so rasch wie möglich die zum technischen und wirtschaftlichen Aufbau der Sowjetunion nötigen Kenntnisse aneigne, also das Wort im europäischen Sinne gebraucht hatte, verstand der Chinese Mao gemäß der Tradition seines Landes unter Lernen etwas anderes.

Für den Chinesen bedeutet Lernen seit den Tagen des Konfuzius die Aneignung nicht so sehr von Kenntnissen als vielmehr von Grundsätzen und deren praktische Anwendung im eigenen Leben. Was jeder Chinese, insbesondere jeder Intellektuelle, seit der Errichtung der Volksrepublik in Tausenden von Lernstunden pauken mußte (anfangs täglich – im Sommer anderthalb, im Winter eine Stunde vor Arbeitsbeginn [18]), das hieß nicht Mathematik und Mechanik, sondern Marx und Mao.

In Gesprächen mit Intellektuellen habe ich 1957 in China festzustellen versucht, wie sie auf diese Methode reagieren. Die meisten erklärten, sie hätten sie zunächst interessant gefunden; sie seien bereit gewesen, dem Kommunismus, der dem so lange friedlos gewesenen Vaterland Einigkeit, Ruhe und Ordnung gebracht hatte, mit gutem Willen entgegenzukommen, und begierig, mehr über ihn zu wissen; sie setzten sogar einen gewissen sportlichen

Ehrgeiz daran, die von ihnen verlangten ideologischen Examina mit Gut zu bestehen. Noch ahnten sie nicht, was ihnen bevorstand. Auch als sie in den „Revolutionsuniversitäten", die man zu ihrer Umerziehung kurzfristig eingerichtet hatte, etwas schärfer angefaßt wurden, empfanden sie zunächst keinen Widerwillen. Sie mußten dort zwar auf engem Raum mit ihren Schicksalsgenossen und Schulungsleitern zusammenleben und machten ihre ersten Erfahrungen mit gegenseitiger Analyse und Kritik, aber auch das war zunächst nicht mehr als ein aufregendes neues Erlebnis.

Die Chinesen sind ein zurückhaltendes Volk; das enge Zusammenleben in der Familie mit seinen strengen Regeln hat ihnen das Sich-Abschirmen zur zweiten Natur gemacht. Viele empfanden es nun als eine Erleichterung, wenn sie vor ihren Kameraden das Herz öffneten und diese ihnen gegenüber dasselbe taten, jene Art von Erleichterung, die mancher in der Beichte oder – beim Psychoanalytiker findet. Alles schien damals noch einfach: Angeregt durch die umwälzenden Ereignisse, die man eben erlebt hatte, setzte man sich zusammen, sprach sich aus, warf den alten Adam zum Fenster hinaus und begann, umgeben von gleichgestimmten Schicksalsgenossen, das neue Leben im neuen Vaterland. Auch die Parteiführung hat sich wohl die Umschulung der Intellektuellen verhältnismäßig einfach vorgestellt; sie ließ viele von ihnen in höhere Stellungen des öffentlichen Lebens einrücken.

Die zweite Phase der Gedankenreform, die der Massenkampagnen, begann 1950 Sie stand unter einem doppelten Vorzeichen: einmal des Antiamerikanismus, der während des Koreakrieges mit allen Mitteln der Propaganda hochgeputscht wurde und von den Intellektuellen verlangte, was diesen nicht leicht fiel: die unaufhörliche Verunglimpfung der Vereinigten Staaten, die jahrzehntelang für unzählige unter ihnen das Gelobte Land gewesen waren; und sie stand zweitens im Zeichen der Landreform: Zu Zehntausenden wurden die Intellektuellen aufs Land geschickt, um der Enteignung, oft genug auch der Hinrichtung der Grundbesitzer (bei einer „Volksgericht" genannten Massenversammlung) beizuwohnen; dies sollte sie praktisch im Klassenkampf ausbilden, zur Mitleidlosigkeit gegenüber dem „Klassenfeind" er-

ziehen und an den Taten der Kommunisten mitschuldig werden lassen. Indem Mao sie zwang, sich in diesen beiden Kampagnen öffentlich und gegen ihr besseres Wissen zu exponieren und mit dem Regime zu identifizieren, ging er weit über das hinaus, was die Konfuzianer oder Neokonfuzianer, ja sogar was Lenin und Stalin von den Intellektuellen gefordert hatten.

Geständnis und Verleumdung

Die dritte Phase (ab 1951) brachte eine weitere Verschärfung. Sie begann mit einer fünfstündigen Rede Tschou En-lais vor dreitausend Professoren Nordchinas Ende September 1951[19], in der er diese zur Gedankenreform aufrief. Die Bibliotheken wurden auf „reaktionäre" Bücher durchgekämmt, die großen Verlage gezwungen, die nicht genehmen Bücher zu vernichten; ein weltberühmter Verlag in Schanghai zum Beispiel durfte nur vierzehn Prozent seiner Bücherbestände behalten, ein anderer mußte dreihundertsiebzehn Tonnen verlagseigener Bücher in Altpapier verwandeln.[20] Die Bestimmungen zur „Unterdrückung konterrevolutionärer Handlungen" wurden mit einer vorher nicht bekannten Schärfe angewandt; die Gedankenreform, die immer hektischer wurde, hatte nun nichts mehr von der sorglosen Kameraderie der ersten Phase.

Dies war die Zeit der unzähligen, uns unbegreiflich erscheinenden „Geständnisse". Der rotchinesische Fachausdruck für diese Prozedur ist – vermutlich absichtlich – nicht identisch mit dem traditionell chinesischen Wort für Geständnisse, das eine religiöse Note hat und überdies das Bekennen in privater und individueller Form meint. Der von den Kommunisten gewählte Ausdruck tan-pai (tan = gerade, pai = weiß, allgemein, erklären) hat den besonderen Sinn des öffentlichen Bekenntnisses und ist vor allem in der Befehlsform „Ni tan-pai!" (Du mußt bekennen!) häufig zu hören.[21]

Viele dieser Geständnisse sind auch in westlichen Sprachen zugänglich[22] – eine peinliche Lektüre. Neben Beschuldigungen der eigenen Person enthalten sie häufig verleumderische Angriffe gegen die eigenen Lehrer. Da sie nicht spontan heruntergeschrieben, sondern das Produkt wochen-, oft monatelanger, strikt überwachter Bemühungen sind, muß man annehmen, daß die Ver-

leumdung des Lehrers, also der für den Chinesen – neben dem Vater – wichtigsten Autorität, ein unverzichtbarer Bestandteil der Umschulung war. Bei den Älteren mußte der im Ausland lebende Hu Schi († 1962) am häufigsten als Objekt der Verunglimpfung herhalten. Dieser, einer der Führer der „Bewegung vom 4. Mai 1919" und bedeutender Hochschullehrer, war das Idol ganzer Generationen chinesischer Akademiker gewesen. Indem man einen großen Teil dieser Geständnisse veröffentlichte, zwang man deren Autoren, sich öffentlich zu ihnen zu bekennen. Ein in Kalifornien lebender chinesischer Gelehrter hat nach einer Untersuchung von rund hundert der in den Jahren 1952 und 1953 veröffentlichten Geständnisse festgestellt, daß die folgenden Selbstvorwürfe am häufigsten vorkamen[23]:

Proamerikanismus. Ein typisches Beispiel aus dem Geständnis eines bedeutenden Physikers, der in Amerika seine wissenschaftliche Ausbildung erhalten hatte: „Ich erkannte nicht, daß der amerikanische Präsident und seine sogenannten Regierungsbeamten Sklaven der Monopolkapitalisten waren ... Mit einem Wort, als ich 1929 nach China zurückkehrte ... war mein ganzer Körper mit den verderblichen Keimen der Bourgeoisie durchtränkt."
Individualismus. Einer gestand: „Ich liebte meine Frau über alles, und in den zwanzig Jahren unserer Ehe trennten wir uns nie ... Je mehr Kinder ich hatte, desto mehr liebte ich diese ... ich pflegte meiner Frau zu sagen ‚Wir leben für unsere Kinder'. Mein ganzes Leben war von Individualismus beherrscht."
Antisowjetismus: „Ich haßte die ‚Grausamkeit' der Sowjetunion ... aber jetzt, wo ich den amerikanischen Imperialismus hasse, habe ich unbewußt verstanden, daß die Sowjetunion Liebe, Respekt und Bewunderung verdient."
Mangel an Klassenkampfgeist. Ein Lehrer bekannte, daß er einem doppelten bourgeoisen Einfluß ausgesetzt war, da er erstens aus einer Grundbesitzerfamilie stammte und zweitens die Tochter eines Grundbesitzers heiratete, „wonach mein Leben noch korrupter wurde".

Gehirnwäsche

Hier also stehen wir vor jener Besonderheit des chinesischen Kommunismus, die in aller Welt unter dem Stichwort Gehirnwäsche bekannt geworden ist. Ihr Objekt waren vorwiegend,

wenn auch nicht ausschließlich, die Intellektuellen. Offiziell sprechen die Chinesen, wie erwähnt, von einer Gedankenreform, auch von hsin-yang (= neu machen), einem in den Jahren des Neokonfuzianismus viel gebrauchten Ausdruck, der am besten mit der seit 1945 geläufigen Vokabel „Umerziehung" wiederzugeben ist; aber der im Volksmund entstandene Ausdruck hsi-nao (wörtlich: waschen Gehirn) ist dank seiner brutalen Bildkraft überaus rasch in den Sprachgebrauch der gesamten Welt eingegangen.

Ein Chinese, Mitglied des Politbüro, sagte einem meiner asiatischen Freunde, er finde den Ausdruck Gehirnwäsche überaus treffend, auch wenn man ihn offiziell nicht benütze. Was den Staat veranlaßte, die Oberschicht, vor allem die Intellektuellen, dieser Prozedur zu unterwerfen, wissen wir: er wollte die Menschen öffentlich für den Kommunismus und gegen dessen Feinde festlegen, ihnen durch die damit verbundene Erniedrigung das Rückgrat brechen; auch verwandte er die dabei erlangten Geständnisse zur Propaganda im In- und Ausland. Aus welchen Gründen aber reagierten die Opfer in dem gewünschten Sinne, obwohl sie in der Regel (das heißt sofern sie nicht als absolute Feinde, wie etwa westliche Missionare, angesehen wurden) keiner körperlichen Gewalttat unterworfen waren? Sie wurden so lange dem Druck ihrer Peiniger wie auch ihrer Umgebung, einschließlich ihrer Kollegen (oder Mitgefangenen) ausgesetzt, bis sie bereit waren, das gewünschte Geständnis zu liefern, und sie entschlossen sich dazu um so eher, als „man" überall um sie herum ebenfalls gestand.

Die Phasen eins bis drei der Gedankenreform, von denen eben die Rede war, gewinnen an Plastik und Leben, wenn man sich von Menschen, die sie selbst durchgemacht haben, über ihre Erfahrungen erzählen läßt. Die bisher bedeutendste Untersuchung stammt von einem amerikanischen Psychiater, Robert Lifton. Nach praktischer Arbeit mit amerikanischen Heimkehrern, die im Koreakrieg in Gefangenschaft geraten und der Gehirnwäsche ausgesetzt gewesen waren, kam er im Januar 1954 nach Hongkong und befragte dort siebzehn Monate lang eine Anzahl von Personen, darunter zwölf chinesische Intellektuelle, die die Gehirnwäsche miterlebt hatten, nach allen Regeln seiner Wissenschaft; mit jedem

einzelnen hatte er zahlreiche Sitzungen, mit manchen von mehr als vierzig Stunden Dauer. Als Ergebnis seiner Studien, um dieses gleich vorwegzunehmen, bezeichnete er die Gehirnwäsche als „Kombination eines gewalttätigen Zwanges von außen mit einem Appell an den inneren Enthusiasmus durch missionarische Suggestion, was der Gedankenreform ihre emotionale Spannweite und Kraft gab".[24]

Die Wandlungen des Herrn Hu

Ausführlich rekonstruiert Lifton den Fall des jungen Linksintellektuellen Hu.[25] Dieser war in seiner Jugend das Opfer einer tyrannischen Großmutter gewesen; den Haß auf sie übertrug er auf die überlieferte Ordnung, und das heißt, auf die Regierung Tschiang Kai-scheks. Im Kommunismus glaubte Hu nicht nur einen Bundesgenossen gegen die KMT, sondern auch die weltumspannende Lösung aller Menschheitsprobleme zu finden. Zwar trat er nicht in die KPCh ein, doch arbeitete er bereits vor dem Siege der Kommunisten im Nankinger Untergrund mit ihr zusammen. Nach dem Siege trat er voll guten Willens und ausdrücklich mit der Bereitschaft zur Gedankenreform in eine Revolutionsuniversität ein. In der Zehnergruppe, der er zugewiesen wurde, machte man ihn, da er marxistisch gebildet war, zum Leiter. Je zehn Zehnergruppen bildeten eine Klasse, für die drei Schulungsleiter und Aufsichtspersonen zuständig waren. Insgesamt hielten sich gleichzeitig mit ihm etwa tausend Personen, meist Intellektuelle, in der „Universität" auf, die wir also nach unserem Sprachgebrauch eher als ein Schulungslager bezeichnen würden. Über seine anfängliche Begeisterung berichtete Hu:

> „Die Revolutionäre Universität zeigte sich als ein Platz, an dem sich junge Leute aus dem ganzen Land, die viel gemeinsam hatten, trafen. Wir aßen, schliefen und redeten zusammen; alle waren wir eifrig bereit, neue Freundschaften zu schließen. Wir zehn waren uns zunächst fremd, entwickelten aber rasch ein starkes Band ... Meine Empfindungen gegenüber der Gruppe und der Schule waren sehr herzlich. Ich hatte das Gefühl, daß ich in einer sehr freien Atmosphäre lebte und gut behandelt wurde. Ich war glücklich und glaubte, auf dem Wege zu einem neuen Leben zu sein."

Um dem Volk, das die Dienste der Intellektuellen dringend gebrauchte, wirklich dienen zu können, so dachte er, mußte er so rasch wie möglich das Gift ausscheiden, das er infolge seiner Herkunft aus der Bourgeoisie in sich trug. Auch die anderen empfanden so. Von früh bis spät wurde in der Zehnergruppe, manchmal auch in der Hunderterklasse, diskutiert. Prominente Parteileute kamen aus Peking und hielten lange Reden, die gespannt aufgenommen und später stundenlang durchgesprochen wurden. In der freundschaftlichen Atmosphäre, in der man sich befand, fiel es keinem schwer, über sich selbst zu erzählen.

Erste Schatten tauchten auf, als sich Hu einem zunehmenden Zwang ausgesetzt sah, auch über seine neun Gruppenkameraden zu berichten. Er sagte zu Lifton: „Meine Absicht war es, den Studenten beim Studium des Kommunismus zu helfen; bald aber begann ich einzusehen, daß umgekehrt die Kommunisten von mir erwarteten, die Studenten für sie zu studieren." Hu wehrte sich innerlich dagegen, als Spitzel mißbraucht zu werden, doch vermochte er sich nicht ganz der Suggestion der Schulungsleiter zu entziehen, er sei moralisch berechtigt und verpflichtet, über seine Kameraden Bericht zu erstatten, da er auf diese Weise helfe, rückständige Studenten zum Fortschritt zu führen.

Gegen Ende des ersten Kurses mußte Hu, wie alle anderen, eine „Gedankenbilanz" verfassen; in ihr sollte jeder beschreiben, wie ihn der Kurs innerlich verändert hatte. Die Aufsätze wurden dann weitergegeben und in der Gruppe diskutiert. Jetzt hatten die Gruppengenossen Hemmungen, sich frei mitzuteilen; sie mußten damit rechnen, daß ihre Worte „nach oben" weitergegeben wurden. Das alte Vertrauen war dahin. Argwohn trat an seine Stelle. Spannungen entstanden.

Der Hauptvorwurf, dem Hu sich ausgesetzt sah, hieß Individualismus. Er leugnete diesen auch nicht ab und litt, weil er außerstande war, sich so völlig, wie dies von ihm erwartet wurde, an die gemeinsame große Sache hinzugeben. Wenn er sich völlig überwände, stellte man ihm eine glänzende Parteikarriere in Aussicht. Ihm aber wurde immer unwohler. „Mich widerte die Geschichte mehr und mehr an." Noch war Hu für den Kommunismus, aber er hatte das Gefühl, sich immer tiefer in gefährliche Netze zu verstricken. Wunschgemäß machte er Geständnisse über „Ver-

gehen" seiner Jugend, über Kontakte mit „reaktionären" Gruppen, über Freundschaften mit „rückständigen" Mädchen, über seine Abstammung von einer „feudalen" Familie. Je mehr er von sich preisgab, desto mehr lobte man ihn, desto größer wurde aber auch seine Ernüchterung. Dasselbe stellte er bei seinen Kameraden fest, jedenfalls bei denen, die nicht mehr ganz jung, sondern fünfundzwanzig Jahre oder älter waren. Der ansteckende Enthusiasmus wich einer gleichfalls ansteckenden Enttäuschung. Unter den Kameraden bemerkte Hu zunehmend Anzeichen von nervösen Erkrankungen, von Schlaflosigkeit. (Kein Wunder, wenn man bedenkt, wie hier die von Haus aus äußerst zurückhaltenden Chinesen, die in ihrer ersten Begeisterung zu Mitteilsamkeit durchaus bereit waren, die ununterbrochene Forderung nach immer neuer Offenlegung ihrer intimsten Seelen- und Gedankenbereiche schlecht vertrugen.) Bald nach dem Abschluß seiner Schulungszeit benützte Hu die erste sich bietende Gelegenheit und verließ Rotchina.[26]

Umerziehung durch Schocktherapie

Was im Falle von Hu bei einem aufrichtig Sympathisierenden durch psychologische, intellektuelle wie emotionale Beeinflussung versucht worden war, wurde bei Leuten, die man als Gegner betrachtete, mit brutaler Gewalt unternommen – durch körperliche Qualen, Hunger, Durst und Peinigungen aller Art, die nachließen, wenn das Opfer resignierte und die gewünschten Erklärungen abgab, die dann aber mit neuer Wucht einsetzten, um ihn zu neuer Verzweiflung, zu noch weitergehender Kapitulation zu zwingen, wobei man ihm für jeden neuen und noch schmerzlicheren Schritt als Belohnung das Glück der Harmonie mit der Welt von heute und morgen in Aussicht stellte, ein Prozeß, der immer aufs neue und bis zu völliger Zermürbung wiederholt wurde. In der simpelsten Form hatte Mao das Rezept für diese „Kur" schon 1942 in Yenan formuliert, als er die Behandlung des ideologisch Irrenden mit der eines Kranken verglich:

> „Anfangen muß man damit, dem Kranken gehörig den Kopf zu waschen. Einem solchen Kranken muß man energisch und laut erklären: ‚Du bist jetzt krank' – so, daß er einen Schreck bekommt und ihm der kalte Schweiß ausbricht, und ihn dann freilich gütlich überreden, sich kurieren zu lassen." [27]

Von einem Chinesen, der lange Zeit zur Spitzengruppe der KP-Führung gehörte, aber 1938 ausscherte und dann nach Hongkong übersiedelte, wissen wir, daß die chinesischen Kommunisten schon seit Ende der zwanziger Jahre bei gefangenen KMT-Soldaten mit Gehirnwäsche experimentierten.[28] Später wandten sie ihre Erfahrungen bei gefangenen Japanern an, im Koreakrieg auch bei gefangenen Amerikanern. Vor allem aber legten sie Wert auf die Umerziehung ihrer eigenen Landsleute.

Ziel der Gehirnwäsche war stets der Bruch mit der eigenen Vergangenheit und Familiengeschichte, mit den liberalen, vom Westen bestimmten Anschauungen der Jugendzeit, kurz: mit der eigenen Identität (um ein Wort der Psychologen zu gebrauchen). Zwang zur Verleumdung des eigenen Vaters war ein Grundbestandteil dieser „Behandlung" – ein völliger Widerspruch zu der Lehre des Konfuzius: „Der Vater deckt den Sohn, und der Sohn deckt den Vater."[29] Um zu verhindern, daß mit diesen Methoden nur äußerliche Anpassung erreicht würde, wie sie den Chinesen als Angehörigen einer „Schamkultur" (siehe Seite 23) leichtfiel, gruben die Kommunisten eine Maxime aus, die wohl noch älter ist als Konfuzius und schon in alten Legenden erscheint[30]: Schen tu (= überwachen allein), das heißt: Wenn du allein bist, überwache dich selbst! Es ist bezeichnend, daß ein so eindeutiger Repräsentant der russischen „Schuldkultur" wie Tolstoj gerade diesen Imperativ besonders beifällig kommentierte.[31] Ziel all dieser Anstrengungen war die Schaffung einer neuen Person – ohne Bindungen an Familie, Freunde, Gesellschaft, eines von menschlichen Rücksichten freien, gefügigen Instruments in der Hand der Partei.

Ähnliches hat es auch in der Sowjetunion gegeben. Aus dem Repertoire der russischen Kommunisten stammte die in China millionenfach angewandte Methode von Kritik, Selbstkritik, Entlarvung, Geständnis (Geständnisse oft der absurdesten Art), besonders der Nachdruck auf das zu weckende Schuldbewußtsein und das – man muß schon sagen – Wühlen in Schuldgefühlen, das dem Chinesen von Hause aus fremd, im orthodoxen Rußland seit Jahrhunderten keineswegs unüblich war. Aber in der Sowjetunion wurden dieser Methode nicht ganze Berufsstände unterworfen; sie konzentrierte sich besonders auf die „Parteifeinde", die

vor der äußeren der „inneren Vernichtung" ausgeliefert wurden, wie es einer der Prominenten, Bucharin, vor dem Gericht ausgedrückt hat. Die Welt hat sie in den Schauprozessen der dreißiger Jahre kennengelernt; dazu kamen die Erlebnisberichte ehemaliger Kommunisten, von denen der Wolfgang Leonhards am bekanntesten geworden ist[32], und die freien Darstellungen, allen voran Arthur Koestlers atmosphärisch hervorragend gelungener, auf eigenen Beobachtungen beruhender Roman „Sonnenfinsternis".[33]

Verhältnis von Wissen und Tat in Rußland und China

Auch in Rußland ist die Vorstellung, Denken sei potentielle Tat, nicht unbekannt.[34] Aber sie entstand dort erst verhältnismäßig spät, im neunzehnten Jahrhundert, und hat nur mäßige Bedeutung erlangt. In China dagegen ist sie uralt und galt als selbstverständlich. Sie liegt dem Großen Wissen zugrunde, einem der Vier Bücher des Konfuzianismus. Dieses enthält die den Chinesen seit Jahrtausenden in Fleisch und Blut übergegangenen Sätze:

> „Durch die Unterscheidung der Dinge gelangt man zu vollkommenem Wissen, von vollkommenem Wissen zur Aufrichtigkeit der Absichten, von der Aufrichtigkeit der Absichten zur Richtung des Herzens und von der Richtung des Herzens zur Pflege der eigenen Person. Wird die eigene Persönlichkeit gepflegt, so ist die Familie gut geordnet; ist die Familie gut geordnet, so wird der Staat gut regiert, und wird der Einzelstaat gut regiert, so erfreut sich das ganze Reich des Friedens." [35]

Alles Handeln, ja alles Glück hing also vom rechten Wissen ab. Man mag hier daran erinnern, daß auch Mao seiner Schrift Über die Praxis (1937) den Untertitel gab: Über den Zusammenhang von Erkenntnis und Praxis, von Wissen und Handeln.

Die Denker der Sung-Zeit folgerten aus dieser Lehre, der Mensch müsse viel lernen; eines Tages werde ihm dann plötzlich alles klarwerden.[36] Jedem, der China kennt, ist aufgefallen (vgl. S. 44), daß der Unterricht dort weithin aus unaufhörlichem Wiederholen des vom Lehrer Gesagten, aus immer neuem Lesen derselben Texte besteht, und er mag, wenn er den Lehrern gegenüber seine Überraschung über diese Methode zum Ausdruck brachte, die gleiche Antwort erhalten haben, von der Lily Abegg berichtet: Der In-

halt eines oft genug wiederholten Satzes werde, so sagte man ihr, schließlich jedem von selbst aufgehen.[37]

„Verstand geht dem Blödesten auf"

Mich erinnert diese Auffassung, die der Gehirnwäsche zugrunde liegt, an die grausig-geniale Erzählung Franz Kafkas „In der Strafkolonie", wo er in der von ihm geschaffenen surrealistischen Darstellungsweise eine Hinrichtungsmaschine beschreibt. Diese besteht aus einem Brett mit zahlreichen Nadeln, die in Form von Buchstaben angeordnet sind und einen dem Verurteilten unbekannten Spruch bilden. Durch eine ununterbrochene Bewegung graben sie sich langsam immer tiefer in den Rücken des unter dem Brett angeschnallten Delinquenten ein, bis dieser plötzlich – kurz vor dem Tode – den Spruch erkennt. Kafka läßt den hingerissenen Vorführer dieses Apparates dem ausländischen Besucher sagen:

> „Wie still wird dann aber der Mann um die sechste Stunde! Verstand geht dem Blödesten auf. Um die Augen beginnt es. Von hier aus verbreitet es sich... Der Mann fängt an, die Schrift zu entziffern, er spitzt den Mund, als horche er; Sie haben gesehen, es ist nicht leicht die Schrift mit den Augen zu entziffern; unser Mann entziffert sie aber mit seinen Wunden. Es ist allerdings viel Arbeit; er braucht sechs Stunden zu ihrer Vollendung." [38]

Die Russen sind auch hier Europäer: Lernen und Verstehen sind für sie rationale, nicht automatische Vorgänge; wenngleich man natürlich auch in der Sowjetunion auf stumpfsinniges „Pauken" stößt, fehlt der Glaube an eine „plötzliche Erleuchtung". Ich möchte sogar meinen, das blutige „Säubern" in den eigenen Reihen käme schon dem Eingeständnis gleich, daß es zu viele Unerleuchtete gibt, als daß man sie alle auf rationale Weise belehren könnte, daß es also ohne ihre physische Beseitigung nicht geht. Die chinesischen Kommunisten waren in dieser Hinsicht optimistischer. Freilich brauchten sie ihren Optimismus auch sehr dringend.
Die russischen Kommunisten waren in einem Land zur Macht gekommen, das wirtschaftlich weiter entwickelt war als China im Zeitpunkt von Maos Sieg. Es fiel ihnen daher leichter, marxistisch zu sein, nämlich zu unterstellen, daß durch die Veränderung der Umwelt die Menschen (von Unverbesserlichen abge-

sehen) ohnehin verändert würden, daß es also hauptsächlich darauf ankomme, das durch die begonnene Industrialisierung bereits geschaffene, wenn auch noch verborgene „proletarische Bewußtsein" zu wecken. Dies war die Automatik, an die sie glaubten. Von Diskussionen und theoretischer Umerziehung hielt Stalin ohnehin nicht allzuviel. Schon 1925, als man sich in der Sowjetunion noch einigermaßen frei äußern konnte, hatte er gewarnt: „Man darf das Diskutieren nicht zu weit treiben." Später wandte er sich gegen das „Vernarrtsein in das System der Propaganda durch Studiengruppen". Er zog Gehorsam ohne Diskussion vor.

Zwar wollte Stalin das Bewußtsein schneller ändern, als er die Umwelt zu ändern vermochte, aber er bediente sich dazu weniger der Überredung als des Terrors, wobei er von Jahr zu Jahr mehr sich selbst den anderen zum Maßstab vorhielt; ein guter Kommunist war, wer ihm in allem recht gab. Die anderen beseitigte er – Hunderttausende, Millionen. Der Umerziehungseifer hatte also in Rußland seine Grenzen; nicht in China. Schon in den ersten Wochen nach dem Machtantritt machten sich die chinesischen Kommunisten daran, die Menschen von Grund auf umzukrempeln. In Anbetracht der wirtschaftlichen Rückständigkeit ihres Landes gab es dort, wie sie richtig erkannten, kein proletarisches Bewußtsein, das man nur hätte zu wecken brauchen. Dieses mußte vielmehr neu geschaffen werden. Der Sieg war ihnen nach langem Kampf zum Schluß so plötzlich zugefallen, daß sie alsbald mit Siebenmeilenstiefeln daran gingen, eine Entwicklung im geistigen Überbau zu forcieren, für die es in der materiellen Basis noch keinerlei Voraussetzungen gab.

Der Tod der Fliegen und Spatzen

Dies zeigt sich in der ungeheuren Vehemenz der chinesischen „Kampagnen", verglichen mit denen die in der Sowjetunion üblichen („zur Übererfüllung des Planes", „zu Ehren des bevorstehenden Parteitages", „aus Enthusiasmus über den Raumflug Gagárins"), so unangenehm sie dem Einzelnen sein mögen, harmlos sind. In China werden sie in einer Form betrieben, die an jenen Surrealismus Kafkas erinnert; man denke etwa an die Jubel- und Dankdemonstrationen der geschundenen und enteigneten

Kapitalisten oder an die Kampagne zur Ausrottung der Fliegen, die ich in einem ihrer Abschnitte miterlebte.
Ganz China war auf der Fliegenjagd; niemand, der nicht eine Fliegenklatsche neben sich auf dem Schreibtisch hatte, um mit ihr mitten im Gespräch plötzlich nach einer Fliege zu schlagen und so sein Soll zu erfüllen. Unvergeßlich bleibt mir der Schaffner des Zuges, mit dem ich einen Tag lang durch die Mandschurei fuhr. Um seine Passagiere kümmerte er sich kaum, statt dessen schlich er in Pantherhaltung mit Jägermiene durch die Gänge – immer auf der Suche nach neuen Opfern, die er mit der Klatsche liquidierte.
In hohem Maße abstoßend war die Kampagne gegen die Spatzen, die ausgerottet werden sollten, da sie sich unter anderem von Getreidekörnern nähren. Ihren Höhepunkt erreichte sie erst im folgenden Jahr. Einer, der diesen miterlebte, berichtet darüber:

„Den Tag der großen Spatzenvernichtung erlebte ich in Hangtschou. Es war Sonntag, der 18. Mai 1958. Alle erwachsenen Stadtbewohner begaben sich auf die Dächer, um stundenlang Lärm zu schlagen. Die aufgescheuchten Spatzen blieben in der Luft bis zur Erschöpfung, die sie nach etwa zwei Stunden ereilte. Es folgte die Vernichtung, an der sich die Kinder auf den Straßen beteiligten." [39]

In Peking lauteten die „Kampfanweisungen" an diesem Tag: „Wir dürfen die Spatzen weder essen, trinken noch sich ausruhen lassen. Alle müssen wir feurig und tapfer in die Schlacht. Bis zum Schluß müssen wir in revolutionärem Eifer aushalten. Vor dem endgültigen Siege werden keine Truppen abgezogen." [40]
Später erkannte man, daß die Spatzen sich nicht nur von Getreidekörnern, sondern auch von getreidefeindlichem Ungeziefer ernährt hatten; es scheint, daß das Überhandnehmen der Schädlinge nach dem Spatzenmord zu den Mißernten der Jahre 1959 bis 1961 beigetragen hat. Unter den vier zu bekämpfenden Plagen wurden daher die Spatzen durch die Wanzen ersetzt.
Obgleich die russischen Kommunisten, was die industrialisierte Umwelt betraf, unter günstigeren Bedingungen antraten als die chinesischen Kommunisten, waren sie bescheidener in ihren Erwartungen hinsichtlich der Chancen, die Menschen zu ändern. In dem Kapitel „Breite Natur – heute" meines Buches über den Sowjetmenschen habe ich berichtet, wie sich der Kreml bemühte,

bestimmte Merkmale des Russen, eben seine „breite Natur", zu zähmen. Hierbei handelte er zwar gegen die russische Natur, aber er befand sich, jedenfalls teilweise, im Einklang mit der sich ohnehin vollziehenden Entwicklung. Auch ohne Bolschewismus ist der Engländer oder der Deutsche – und wäre der Russe – durch Industrialisierung, Verstädterung, allgemeine Schulbildung und andere Merkmale der Modernisierung ein Mensch geworden, der den Erfordernissen der modernen Zeit besser entspricht als sein Großvater. Gewiß, auch Moskau wollte möglichst bald über eine Bevölkerung verfügen, die nur an die Erfüllung der Parteidirektiven dachte, aber man ging weniger radikal vor als die Chinesen und bremste, wenn man einsah, daß dieser Eifer der Sache mehr schadete als nutzte, wie etwa bei dem anfänglichen Kampf gegen die Familie. Seit Beginn der dreißiger Jahre konzentrierten die Bolschewiken ihre Bemühungen auf solche Planziele der Umerziehung, die der technisch-wirtschaftlichen Modernisierung zugute kamen (Stetigkeit, Fleiß, Pünktlichkeit, Zeitgefühl), also auf durchaus realisierbare Aufgaben.

Die Chinesen aber drängten schon früh darüber hinaus auf das totalitäre Fernziel des Vollkommunismus, der Sozialisierung nicht nur der Dinge, sondern des Menschen selbst; das wird am deutlichsten im Kapitel über die Volkskommunen zutage treten.

Der Alptraum der Gehirnwäsche kam 1952 zu einem gewissen Abschluß; die Partei schien also mit dem Ergebnis zufrieden zu sein. Man könnte den folgenden Zeitraum von knapp zwei Jahren als vierte Phase in der Politik der KPCh gegenüber den Intellektuellen bezeichnen, die Phase relativer Ruhe. Die fünfte begann im Herbst 1954 mit einer neuen Welle des Kampfes, der sich in erster Linie gegen die Schriftsteller wandte und im Zusammenhang mit deren Schicksal gegen Ende des Kapitels dargestellt werden wird. Da er in seiner Heftigkeit auch die übrigen Intellektuellen in Mitleidenschaft zog, waren diese – unter ihnen die für den Staat so wichtigen Techniker – schließlich so verstört, daß sie nur noch mit Widerwillen die ihnen vom Staat übertragenen Aufgaben erfüllten. So weit hatte man es nicht treiben wollen, und so setzte mit Beginn des Jahres 1956 eine neue Bemühung um das Vertrauen und die staatsbejahende Mitarbeit der geistigen Schicht ein.

Diese neue Phase, die sechste, sollte bis Juni 1957 dauern und als Hundert-Blumen-Episode in die Geschichte eingehen. Sie begann Mitte Januar 1956 mit einer Parteikonferenz über Fragen der Intellektuellen, auf der Tschou En-lai diesen bessere Lebensbedingungen und geringere Inanspruchnahme durch politische Schulung versprach und einen Teil der Schuld an einer „gewissen Distanz" zwischen Intellektuellen und Partei den Parteifunktionären zuschob.[41] Im März 1956 brachte die Volkszeitung einen Aufruf, man solle sich stärker als bisher um die Aufnahme von Intellektuellen in die KPCh bemühen.[42] (Bisher waren ja für die Intellektuellen in erster Linie die nichtkommunistischen „Parteien" zuständig gewesen.) Zudem wurden die rund zehntausend Intellektuellen unter den Auslandschinesen mit verlockenden Angeboten zur Rückkehr nach China eingeladen.[43]

Aussaat der Hundert Blumen (1956)

Am 2. Mai 1956 hielt Mao eine Rede. Ihr Wortlaut ist meines Wissens nie veröffentlicht worden, doch teilte zwei Wochen später Lu Ting-yi, der Propagandachef der Partei, ihren Inhalt mit:

> „Den Künstlern und Schriftstellern sagen wir: Laßt hundert Blumen blühen. Den Wissenschaftlern sagen wir: Laßt hundert Schulen miteinander wetteifern. Das ist die Politik der KPCh, wie sie der Vorsitzende Mao Tse-tung auf der Obersten Staatskonferenz verkündete." [44]

Der erste Teil dieser bald in aller Welt berühmt gewordenen Parole (pai-hua tschi-fang) stammt von Mao selbst; er hatte diese Worte bereits 1951 (im Hinblick auf eine Reform des chinesischen Dramas) gebraucht[45], doch hatten sie damals keine besondere Beachtung gefunden. Der zweite Teil (pai-tschia tscheng-ming) ist klassischen Ursprungs und meint die große Zeit der chinesischen Geistesgeschichte vom sechsten bis dritten Jahrhundert v. Chr., die Zeit also, in der sich nicht nur der Konfuzianismus, sondern fast alle großen geistigen Systeme Chinas herausbildeten.

Kein Zweifel, daß die Erinnerung an das Goldene Zeitalter des chinesischen Geistes bei den Intellektuellen manche Hoffnungen weckte. Aber während im Ausland von den Worten Maos und Lu Ting-yis praktisch nur dieser malerische Ausdruck haften blieb, nahmen die Chinesen auch die zahlreichen Vorbehalte zur Kennt-

nis, die Lu mit Nachdruck vorgebracht hatte. Kunst und Literatur, so hatte er gesagt, seien Teil des Klassenkampfes; den Feinden der Revolution dürfe man also keine Freiheit zugestehen, ihnen gegenüber gebe es nur den Weg der Diktatur. „Zwischen Freund und Feind ist eine klare politische Linie zu ziehen." Drohend fügte er hinzu: „Die verborgenen Konterrevolutionäre sind noch nicht alle ausgeräuchert"; gegen sie forderte er die Art von Kritik, „die mit einem Schlage tötet".[46]

In einem Kommentar zu Maos Rede warnte der Präsident der Akademie der Wissenschaften, Kuo Mo-jo, vor Mißverständnissen; er verglich die „hundert Schulen" mit hundert Musikern in einem Orchester, von denen jeder keineswegs spielen könne, was ihm gerade einfalle, sich vielmehr an die Noten halten müsse.

> „Wir wollen ‚wetteifern', aber wir dürfen dies nicht in Konfusion tun ... Es geht nicht um das Wetteifern als Selbstzweck, man muß richtig wetteifern, so, daß dabei der sozialistische Aufbau gefördert wird. Wenn ihr in Konfusion wetteifert und jeder die Instrumente spielt, wie es ihm paßt, werden die anderen Leute ihre Ohren zuhalten oder euch sogar auffordern, das Konzertpodium zu verlassen."[47]

Kein Wunder, daß die meisten Intellektuellen noch in ihrer Zurückhaltung verharrten; nur wenige wagten sich hervor. Das Verhältnis zur Partei blieb gespannt. Doch mehrten sich die Symptome einer Entkrampfung. Man mag darin, wie in den anderen Ländern des Ostblocks, eine Folge der auf dem XX. Parteitag der KPdSU zu Beginn des Jahres eingeleiteten Entstalinisierung sehen. Sie wurden im Spätsommer des Jahres – als in Polen und Ungarn die Blumen zu blühen begannen – besonders bemerkbar. An der Universität Peking wurden Vorlesungen über die Philosophie von Hegel und Bertrand Russell angesetzt[48]; die Zahl der aus dem nichtkommunistischen Ausland bezogenen Zeitungen und Zeitschriften schnellte empor und ließ die aus dem Ostblock kommenden weit hinter sich[49]; die Pekinger Volkszeitung erklärte, man müsse die Studenten zu selbständigem Denken erziehen.[50]

Mao fordert freimütige Kritik ...

Am 27. Februar 1957 hielt Mao eine neue Rede, die berühmte „Widerspruchsrede", die zwar erst vier Monate später und zugegebenermaßen in überarbeiteter Form veröffentlicht wurde[51],

deren wesentlichster Inhalt aber aus Artikeln der Parteipresse und aus den Berichten der vielen, die den Vortrag gehört hatten, alsbald in die Öffentlichkeit drang und ab Ende April im großen und ganzen bekannt war.[52]

So merkwürdig es nach den Ereignissen des vorausgegangenen Herbstes in Polen und Ungarn auch scheinen mag, bemühte sich Mao in dieser Rede um ein besseres Verständnis zwischen Partei und Intellektuellen, wie er es neun Monate zuvor in der Hundert-Blumen-Rede begonnen hatte. Die Gegensätze zwischen ihnen (soweit sie nicht dem Lager der ausgesprochenen Feinde angehörten) und der Partei seien nicht „antagonistischer" (das heißt unversöhnlicher) Art und dürften daher nicht mit brutalen Methoden ausgetragen werden, sondern durch sachliche Diskussion und Beweisführung – „wie eine sanfte Brise und ein weicher Regen". Ausdrücklich forderte damals Mao selbst zu freimütiger Kritik an den Maßnahmen der Partei auf.

> „Die Marxisten dürfen Kritik von keiner Seite fürchten. Im Gegenteil, im Kampf mit der Kritik ... müssen sie sich stählen, verbessern und neue Positionen erobern. Der Kampf gegen die falschen Ideen ist wie ein Impfstoff; der Mensch entwickelt größere Immunität gegenüber der Krankheit, wenn er geimpft ist. Pflanzen, die man in Gewächshäusern züchtet, sind gewöhnlich schwächlich."

Die ersten bedeutenden Intellektuellen, die sich auf das Glatteis der offenen Kritik begaben, waren: der in Deutschland ausgebildete Tschang Po-tschün, der eine rasche Entwicklung der nichtkommunistischen Parteien und deren Zusammenschluß forderte; der in der Columbia University zu New York promovierte Lo Lung-tschi, der über die unwürdige Behandlung der Intelligenz Klage führte und an den alten Spruch erinnerte: „Der Gelehrte zieht den Tod der Erniedrigung vor"; der auch im Westen durch seine Bücher über Chinas Sozialstruktur bekannte Professor Fei Hsiao-tung, der seiner Befürchtung Ausdruck gab, ein plötzlicher politischer Frost könne die Hundert Blumen wieder vernichten.[53]

... und bekommt sie! (1957)

Als diese und ähnliche Erklärungen vorübergingen, ohne daß sie von dem gesamten kommunistischen Propagandaapparat wütend angegriffen, als sie vielmehr im Wortlaut in den Parteizeitungen

abgedruckt wurden, wuchs der Mut der Intellektuellen. Der für die Koordination der KPCh mit den nichtkommunistischen Parteien zuständige Funktionär forderte von diesen sogar eine „ungehemmte, offene Kritik ohne Vorbehalte".[54] Immer neue Intellektuelle wagten ein ehrliches Wort, ohne dafür zur Rechenschaft gezogen zu werden. Der eigentliche Ausbruch setzte Mitte Mai ein.

Ich hielt mich in jenen Tagen in Hongkong auf und traute meinen Augen kaum, als ich sah, was da täglich in den – damals noch ziemlich ungehindert exportierten – rotchinesischen Zeitungen zu lesen war: über die Notwendigkeit eines Zusammenschlusses einer Reihe nichtkommunistischer Organisationen zu einer großen Partei der Intellektuellen[55]; über die „Kluft zwischen Kommunisten und Nichtkommunisten".[56] Ein Professor der 1950 als Pflanzstätte des Kommunismus in Peking gegründeten Volksuniversität erklärte in öffentlichen Versammlungen:

> „Es fehlt an Schweinefleisch; das Volk kann es nicht kaufen. Manche reden von einem höheren Lebensstandard. Wer aber sind die Leute, die einen höheren Lebensstandard genießen? Das sind die Parteimitglieder und Funktionäre, die früher ausgetragene Schuhe trugen und jetzt in Luxusautos fahren und in wollene Uniformen gekleidet sind ... Eure [d. h. der Parteimitglieder] ‚Wir-sind-der-Staat!'-Einstellung ist unerträglich ... Ihr dürft nicht arrogant und eingebildet sein und nicht den Intellektuellen mißtrauen. Wenn ihr eure Sache ordentlich macht, gut und schön; wenn nicht, werden die Massen euch stürzen und die Kommunisten töten. Dies wäre nicht unpatriotisch, falls die Kommunisten nicht mehr dem Volk dienen. Der Sturz der KPCh wäre dann nicht der Sturz Chinas."[57]

„In die Falle gegangen"?

Einen Monat dauerte dieser eigentliche chinesische Frühling von 1957, das Gegenstück zum polnischen „Frühling im Oktober" des Vorjahres, ein befreiender Aufbruch des Lebenswillens der Intelligenz. Es gibt ein ganzes Buch mit unbestreitbaren, weil der rotchinesischen Presse selbst entnommenen Zitaten aus diesen außergewöhnlichen Wochen.[58]

Die Gegenoffensive der Partei, welche die siebte Phase ihrer Intellektuellenpolitik einleitete, begann mit Leitartikeln in der

Volkszeitung vom 8., 9. und 10. Juni, die von neuem zum Kampf gegen die Feinde der Revolution aufriefen. Wenige Tage später war das Kesseltreiben auf alle, die in den vorausgegangenen Wochen kritische Bemerkungen gemacht hatten, in vollem Gange. Eine Welle von Anschuldigungen und bald auch von Schuldbekenntnissen der Angegriffenen rollte über das Land.

Anfang Juli 1957 betrat ich, aus Japan kommend – zum erstenmal wieder seit elf Jahren – in Schanghai das chinesische Festland. Was mir im Hotel als erstes in die Hände fiel, war die neueste Ausgabe der – damals noch erscheinenden – chinesischen Zeitung in russischer Sprache „Drushba" (= Freundschaft) mit der Übersetzung eines wenige Tage zuvor erschienenen Leitartikels der Volkszeitung, in dem sich die folgenden Sätze fanden:

> „Vom 8. Mai bis zum 7. Juni ist auf Grund einer Anweisung des ZK unser Blatt wie die gesamte Parteipresse den falschen Meinungen [die in der Öffentlichkeit laut wurden] kaum entgegengetreten. Dies geschah, um ... den giftigen Gewächsen die Möglichkeit zu geben, ins Kraut zu schießen, damit das Volk dies alles sähe und voll Entsetzen zusammenzucke, daß es in der Welt noch solche Erscheinungen gibt; damit das Volk mit eigenen Händen all diese Scheußlichkeit vernichte ... Um der Bourgeoisie und der bourgeoisen Intelligenz die Möglichkeit zu geben, diesen Klassenkampf zu entfesseln, haben die Zeitungen für eine gewisse Dauer gar keine oder nur wenige positive Erklärungen abgegeben und auf die wildgewordene Attacke der bourgeoisen Rechtselemente keinen Gegenschlag geführt ... Und nun sind die reaktionären Klassenfeinde in die Falle gegangen ... Einige sagen: Das ist ein geheimes Komplott. Wir aber sagen: Das ist ein offenes Komplott. Wir haben ja im voraus den Feinden gesagt: Dunkle Dämonen kann man nur vernichten, nachdem man sie aus dem Versteck herausgelockt hat; Giftpflanzen kann man bequemer ausreißen, wenn man sie hat wachsen lassen ... Ausgerissenes Unkraut kann man als Dünger benützen." [59]

Besuch in einer Universität

In den folgenden Wochen traf ich vielfach mit chinesischen Intellektuellen zusammen. Aber nach dem Trommelfeuer der Anklagen, das sie am und nach dem 8. Juni hatten über sich ergehen lassen müssen, waren sie eingeschüchtert und schweigsam – mit Ausnahme der Studenten. Eines Sonntags Ende Juli, auf dem

Rückweg von einem Ausflug im Park des außerhalb Pekings gelegenen Sommerpalastes, kam ich am Tor der Universität vorbei. In früheren Jahrzehnten hatte ich die Hochschule mehrfach besucht; nun wollte ich mir ansehen, was aus ihr geworden war.
Am Tor hielten Wächter mich an, aber nach einigem Hin und Her ließen sie mich passieren. Nun war ich wieder in dem großen Park zwischen den wohlbekannten Vorlesungsgebäuden und Wohnheimen der Professoren und Studenten, und mein Auge erfreute sich an ihrem Stil, der in glücklicher Weise das Traditionell-Chinesische mit dem Modern-Westlichen verband; ein edler Schwung belebte die Dächer aus grünglasierten Ziegeln über den grauen Mauern. Freilich sahen die Gebäude im Vergleich zu früher, wie so vieles im heutigen China (von den repräsentativen Prunkbauten abgesehen) heruntergekommen und ungepflegt aus. Die Eindrücke der nächsten Stunden habe ich kurz darauf in meinem Hotel aufgezeichnet. Ich gebe sie im folgenden wieder; nur einige Details, die ich erst später erfuhr, sind nachträglich eingefügt.[60]
Da die Universitätsferien am 1. Juli begonnen hatten, erwartete ich, durch einen menschenleeren Park zu spazieren, und war daher überrascht, daß ich allenthalben Studenten begegnete. Vor allem auf der Hauptstraße, die durch das Universitätsgelände läuft, war Hochbetrieb. Auf dem Platz in der Mitte der Universität standen Hunderte von Studenten. Was diesem Platz und der Hauptstraße ein besonderes Gepräge gab, waren zahllose handgeschriebene und selbstgezeichnete Plakate, die an besonderen Bretterwänden und zum Teil auch an den Hausmauern angebracht waren.
Ich kam mit einigen Studenten ins Gespräch. „Habt ihr denn keine Ferien?" fragte ich. „Doch", sagten sie und schnitten dabei eine Grimasse.
„Na und?" erkundigte ich mich.
„Nachsitzen müssen wir", erklärten sie, „schon seit Wochen."
„Und warum?" fragte ich weiter. Aus ihren Antworten ergab sich folgendes Bild:
Als Ende April die Aufforderung Mao Tse-tungs zur freimütigen Kritik an allen Mißständen propagiert wurde, hatte zunächst niemand den Mund aufgemacht. Mitte Mai aber begann die Welle der Kritik in der Öffentlichkeit. Am 19. Mai tauchten auf

dem Hochschulgelände einzelne Plakate auf, die sich gegen diesen oder jenen Übelstand an der Universität wandten. Sie durften hängen bleiben. Andere Studenten faßten Mut, noch andere folgten, und am 20. Mai waren es Hunderte von Plakaten, die man an allen Wänden sah.

Über die Straße der Wahrheit ...

Es muß wie ein Rausch gewesen sein, der die Studenten erfaßte, ein Rausch der Freiheit. Einer schrieb auch in großen Buchstaben „Straße der Freiheit", ein anderer „Straße der Wahrheit" an eben jene Hauptstraße, in der sich das alles abspielte, und die Hauptmauer, die sie beklebten, nannten die Studenten „demokratische Mauer". Eine höchst aktive „Hundert-Blumen-Gesellschaft" wurde gegründet; ihr Motto: „Der Marxismus ist überholt."

Hatte sich die Kritik zunächst gegen die schlechten Lebensbedingungen gerichtet (das Essen; die Enge auf den Buden, die sechs oder acht Studenten wie in der Kaserne zusammen bewohnten), so wurden bald auch politische Töne hörbar. „Warum immer nur russische Physik und Chemie? Wird nicht auch in anderen Ländern Forschung getrieben?" stand auf einem Plakat, oder noch deutlicher: „In Amerika lasen die Studenten schon längst die Geheimrede Chruschtschows. Wir wollen sie auch lesen!" (In der Tat wurden am folgenden Tag Auszüge aus der Geheimrede vom 25. Februar 1956 an einer der Mauern angeschlagen.) „Warum redet die Partei in die Arbeit der Universität hinein? Die Wissenschaft gedeiht nur in der Luft der Freiheit." Die Studentin Lin Hsi-ling, obgleich Mitglied der KPCh, hielt flammende Reden gegen den neuen Klassenstaat, in dem man lebe, und gegen die Parteifunktionäre, die sie als unnütz wie faule Eier bezeichnete.

Die Studenten nannten mir so viele jener Parolen aus dem Frühjahr, daß ich kaum rasch genug nachschreiben konnte:

„Marxismus ist Dogmatismus."

„Die kommunistische Gesellschaft macht aus Menschen Unmenschen."

„Die ‚Volkszeitung' ist eine Gefängnismauer, hinter der die Wahrheit verkommt."

„Ein Student, der durchfiel, trat der Partei bei und erhielt ein Stipendium."

„Freie Wahl der Lektüre!"
„Freie Berufswahl!"
Nach all der Knebelung und Schulmeisterei waren diese Tage ein ungeheures und befreiendes Erlebnis, in vieler Hinsicht ähnlich dem Auftrieb in Polen und Ungarn 1956. Frühling im Oktober – so hatte es in Warschau geheißen, und an der Mauer der Pekinger Universität hing ein Plakat: „Noch ist Winter, aber der Frühling wird kommen." Auch Professoren beteiligten sich. Ein Teil dieser Kritik gelangte in die Presse und zog seine Kreise auch außerhalb der Universität. In einer Tientsiner Universität sah man Plakate wie „Kapitalismus ist demokratischer als Sozialismus" und „Schluß mit den kommunistischen Banditen".
Das ging so etwa drei Wochen. Aber am 27. Mai wurde bekannt, Mao habe zwei Tage zuvor erklärt: „Worte und Handlungen, die vom Sozialismus abweichen, sind schlecht." Es kamen Leute aus der Stadt mit großen Leitern und Töpfen voll weißer Farbe und malten diesen Satz an eine Hauswand auf dem Hauptplatz; die Studenten wiesen mit erbitterten Gesichtern auf die noch deutlich sichtbaren Schriftzeichen.

... führte der Weg zur Zwangsarbeit

Die ersten kommunistischen Gegenstimmen ertönten. Linientreue Studenten versuchten, auf die aufgeworfenen Fragen und Vorwürfe zu antworten. Die Plakate wurden entfernt und an ihrer Stelle regierungsfromme Erklärungen angebracht – eben die, welche ich nun an allen Wänden kleben sah. Den Studenten erklärte man, die letzten Wochen hätten erwiesen, daß ein großer Teil von ihnen ideologisch unreif sei. Man könne sie also am 1. Juli nicht in die Ferien lassen. Im Gegenteil, sie müßten sich längere Zeit einer ernsten Selbstprüfung unterziehen. Wie lange, das werde sich herausstellen.
„Und da sind wir nun mitten drin", sagten die Studenten. „Jeden Abend ist hier auf dem Hauptplatz eine Versammlung, in der die einzelnen Fälle falschen Denkens durchgenommen werden; das dauert gewöhnlich mehrere Stunden.
„Muß jeder teilnehmen?" fragte ich. – „Ja, denn wer nicht käme, würde damit seinen bösen Willen bekunden."
„Und was macht ihr tagsüber?" wollte ich wissen. – „Da müssen

wir in kleineren Gruppen zusammensitzen, gewöhnlich fünfzehn, und nehmen das durch, was am Vorabend auf der Versammlung dran war, kritisieren uns gegenseitig, üben Selbstkritik." Sie sagten das ganz ruhig und sachlich. Aber den Gesichtern war anzusehen, mit welchem Widerwillen sie dies alles erfüllte.

Mittlerweile bemerkte ich einen Auflauf in der Mitte des Platzes. Dort war eine kleine Bühne errichtet, wie ein Schafott sah sie aus. Ich trat näher hinzu. An einem Pfahl war ein Plakat angebracht, das mit roter Tinte geschrieben war. Am vorderen Rand des „Schafotts" stand ein Student mit wirrem Haar und stierem Blick, den Kopf halb geneigt, ohne ein Wort zu sagen, neben und hinter ihm ein Haufe von zwölf oder fünfzehn Studenten, die auf ihn einschrien. Das dauerte einige Minuten; immer wilder und drohender wurden die Schreie. Der Student mit dem stieren Blick schwieg. Schließlich wurde er mit Püffen von der Bühne heruntergestoßen und verschwand in der Menge.

„Was war denn das?" fragte ich. Man erklärte mir:

„Das Plakat an dem Pfahl war in den Wochen der Kritik von diesem Studenten geschrieben worden. Jetzt wird ihm vorgeworfen, der Inhalt des Plakates sei antisozialistisch und rechtsoppositionell. In dem Plakat hatte er aber nicht nur als Einzelner gesprochen; er hatte vielmehr erklärt, daß viele so dächten wie er. Nun soll er seine Gesinnungsgenossen nennen."

„Das hat er offensichtlich nicht getan", sagte ich.

„Aber er wird es noch tun", erwiderten die Studenten. „Er steht kurz vor dem Abschluß seiner Studien; mit vieler Mühe hat er sich durchgeschlagen, die ganze Familie hat geholfen. Wenn er seine Gesinnungsgenossen nicht nennt, ist sein ganzes Studium umsonst gewesen."

„Wieso?" fragte ich.

„Sehr einfach. Vor einigen Tagen [am 20. Juli] wurde in einem Regierungsbeschluß festgelegt, daß künftig jeder Student vor seiner Aufnahme in eine entsprechende Berufsstellung den Nachweis ideologischer Zuverlässigkeit erbringen muß."

„Eines kann ich nicht verstehen", sagte ich zu einem Studenten, als ich eine Weile mit ihm allein war. „Wie konntet ihr überhaupt glauben, ihr dürftet hier ungestraft eure Meinung aussprechen? Ihr lebt doch nun lange genug unter diesem Regime."

„Wir Studenten sind ganz einfach Opfer einer bewußten Provokation geworden", antwortete er. „Denken Sie doch an den Leitartikel der Volkszeitung! Dort ist ja ganz deutlich ausgesprochen worden, daß man uns in die Falle locken wollte. Heute glauben viele von uns, daß die ersten kritischen Plakate, die hier im Mai angeschlagen wurden, von Leuten stammten, die man ausdrücklich dazu ermuntert hatte, von Provokateuren. Jedenfalls fiel uns auf, daß bei der späteren Gegenaktion der Partei gerade gegen die Verfasser der ersten Plakate nicht vorgegangen wurde."

Am 1. August hat die Regierung einen weiteren Beschluß veröffentlicht, der ein grelles Licht auf die Krise in den Beziehungen zwischen Staat und Studentenschaft warf. Dieser Beschluß setzte Zwangsarbeit für Personen fest, die „gegen den Sozialismus" auftreten oder sich weigern, ihnen übertragene körperliche Arbeiten auszuführen. Das Abscheulichste an diesem Beschluß war der Teil, der die Universitäten, Eltern und Erziehungsberechtigten anwies, von sich aus Anträge auf Überweisung von Studenten in die Zwangsarbeit zu stellen, und zwar in allen Fällen, in denen sie glaubten, daß die Bestimmungen des Beschlusses auf einen Studenten anwendbar sind. Die Zwangsarbeit war in speziell dafür eingerichteten Fabriken und landwirtschaftlichen Betrieben zu leisten. Die Volkszeitung scheute sich nicht, in ihrem den Beschluß erklärenden Leitartikel von dieser barbarischen Maßnahme zu behaupten, sie demonstriere aufs neue „die Sorgfalt, welche der sozialistische Staat dem künftigen Leben der sozial schädlichen Elemente angedeihen läßt".[61]

Obgleich sich dieser Beschluß nicht nur auf Studenten bezog, wurde er allgemein als eine besondere Kampfmaßnahme in der Auseinandersetzung mit der akademischen Jugend empfunden; sie war das Eingeständnis einer schweren Niederlage des Staates gegenüber seiner geistigen Jugend.

Reue, Tränen, Hexenjagd

Was ich an jenem Sonntagabend in der Pekinger Universität gesehen hatte, vollzog sich gleichzeitig in ganz China. Zu Zehntausenden wurden die Menschen, die Maos Aufforderung zu freimütiger Kritik ernst genommen hatten, vor Tribunale gezerrt. In

Wuhan wurden drei Studenten öffentlich hingerichtet. Zahllose Reuebekenntnisse wurden gedruckt. (Tschang Po-tschün: „Ich hasse mich selbst"; Lo Lung-tschi: „Ich schäme mich"; Fei Hsiao-tung: „Ich danke der Partei, daß sie mich rechtzeitig wachgeprügelt hat." [62]) Kinder beschuldigten öffentlich ihre „bösartigen Väter".

Der Nationale Volkskongreß, das rotchinesische „Parlament" also, dessen Tagung zweimal verschoben worden war, trat Ende Juni für ein paar Wochen zusammen und hörte bereits am ersten Tage aus dem Munde Tschou En-lais heftige Vorwürfe gegen die Intellektuellen; von ihm erfuhr man unter anderem, daß die Kritiker ein Wahlsystem nach westlichem Muster und ein Zweiparteiensystem gefördert hatten. Ich wohnte mehreren Sitzungen des Kongresses bei und erlebte einige der Reueerklärungen. Unvergeßlich ist mir folgende Szene geblieben:

Gerade hatte wieder ein Redner geendet. Auf der Bühne des breiten Sitzungssaales, den man durch Überdachung eines ehemaligen Hofes im Westteil der früheren „Verbotenen Stadt" (am Südlichen See) geschaffen hatte, betrat der nächste das Podium. Ich saß auf einer Bank der für die Presse reservierten Loge. Als der neue Redner zu sprechen begann, schien es mir, als zeigten die mich umgebenden chinesischen Journalisten ein größeres Interesse als bei den Worten seines Vorgängers, als herrschte eine gewisse Spannung.

„Wer ist das?" fragte ich einen Nachbarn. – „Der Generalsekretär der Bauern- und Arbeiterpartei", erwiderte er. Dieser war in den vorausgegangenen Wochen mehrfach als einer der „Rechtsoppositionellen" angegriffen worden.

Aber nach einigen belanglosen Sätzen legte sich die Spannung; Leute, die sich erhoben hatten, um besser sehen zu können, setzten sich wieder. Einige Minuten vergingen. Dann plötzlich barst die Stimme des Redners, und sein Reden wurde ein Schluchzen. Das elektrisierte den ganzen Saal. Im Presseraum sprangen viele auf und drängten wie eine Meute an die Balustrade, die uns vom Sitzungssaal trennte. Ich sah, wie sich der Redner mit einem Tuch die Tränen abwischte. So ging es noch eine Weile weiter – einige Sätze, dann Schluchzen und Tränen. Jedesmal, wenn er sich die Tränen abtrocknete, mußte er seine Brille abnehmen. Was hatte

dieser Mann an seelischem Terror mitgemacht, um sich so jämmerlich zu demütigen! Die Versammlung hörte in steinernem Schweigen zu, zugleich in einer Art atemloser Faszination, als wohne sie einer Hinrichtung bei. Tschou En-lai dagegen, der im Präsidium auf der Bühne saß, führte demonstrativ ein angeregtes Gespräch; nichts hätte deutlicher seine Verachtung für den Weinenden und das ganze von den Kommunisten inszenierte Theater bekunden können.

Der Rest des Jahres 1957 ging im wesentlichen mit Hexenjagden aller Art hin. Erst zum Jahresende trat eine gewisse Beruhigung ein. Der akute Kampf, der die siebte Phase gekennzeichnet hatte, war zu Ende. Manche der besonders Gerügten tauchten wieder in der Öffentlichkeit auf, wenn auch allen Einflusses beraubt. Auf Druck von oben unterzogen sich die Intellektuellen einer neuen Ergebenheitskampagne, die unter dem schönen Stichwort „das Herz [der Partei] übergeben" stand.

Trotz alledem wird man fragen müssen, ob jener Leitartikel der Volkszeitung vom 1. Juli, der mich bei der Landung in Schanghai begrüßt und der die ganze Episode des Monats der Kritik als Trick der Partei zur Entlarvung der Schädlinge dargestellt hatte, die ganze Wahrheit enthielt. Hatte wirklich Mao nur dazu in seiner Widerspruchsrede ausdrücklich die Kritik herausgefordert? Diese Ansicht war unter den Intellektuellen, mit denen ich im Sommer 1957 zusammenkam – also nicht nur unter den Studenten der Pekinger Universität –, weit verbreitet; es habe sich in der Tat um eine bewußte Provokation gehandelt.

Das ist möglich. Aber im rückschauenden Überblick scheint es mir eher, als sei Mao bis zum Mai 1957 ein Gefangener seiner eigenen – falschen – Vorstellungen von dem hinter der Partei geeinten Volk gewesen. Wahrscheinlich glaubte er wirklich, daß Peking es sich – im Gegensatz zu Budapest – leisten könne, die Schleusen der Kritik zu öffnen, da, von einigen Feinden abgesehen, ganz China im Grundsätzlichen mit ihm übereinstimme, auch die Intelligenz und erst recht deren Jugend, die Studentenschaft. Als Mao zwischen dem 8. Mai und Anfang Juni erkannte, daß dies keineswegs der Fall war, muß dies für ihn ein böser Schock gewesen sein. Der Leitartikel vom 1. Juli wäre, wenn diese Überlegung zutrifft, mit dem Wunsch der Partei zu erklä-

ren, die Blamage der völligen Fehlspekulation durch die Behauptung zu überdecken, man habe das ja alles genauso gewollt und geplant. Was sich wirklich abgespielt hat, wieweit die Gerüchte über heftige Meinungsverschiedenheiten zwischen Mao und anderen Parteiführern, insbesondere Liu Schao-tschi, zutreffen, werden wir wohl nie erfahren.

Eines ist unbestreitbar: Ausmaß und Heftigkeit der Kritik jener vier Wochen waren für alle Welt eine große Überraschung, auch für die kritisch Eingestellten unter den Chinesen; hatten sie, jeder für sich, bisher geglaubt, mit ihrer Kritik allein zu stehen, so wußten sie nun, daß zahllose andere ebenso dachten.

Jahre der Gedankenreform und der Gehirnwäsche schienen, wie sich plötzlich herausstellte, umsonst gewesen zu sein. Das ist die entscheidende Lehre des Sommers 1957. Die Blumen hatten sich – vom Standpunkt der Partei – als Disteln erwiesen; die Blütenträume über die Herzlichkeit des Bundes mit den Intellektuellen waren zerronnen. Und – von größter Bedeutung für die Politik der KPCh in den folgenden achtzehn Monaten – die Hoffnung war dahin, ein einsatzbereites, vom Standpunkt der Partei zuverlässiges Heer von Intellektuellen zu besitzen, mit dessen freiwilliger Hilfe die rapide Umwandlung des unterentwickelten China in einen Industriestaat vollzogen werden könnte. Diese Erkenntnis kann zu dem Entschluß beigetragen haben, den Nachdruck erst einmal auf die Muskelkraft einer halben Milliarde Bauern zu legen und das ganze Volk einer noch strafferen, kasernenartigen Disziplin zu unterwerfen – mit anderen Worten: zu dem Entschluß, die Volkskommunen zu errichten.

Lustlose Neuauflage der Hundert Blumen

Die achte Phase der Politik der Partei gegenüber der geistigen Schicht Chinas läßt sich als ein von gegenseitigem Argwohn erfüllter Waffenstillstand bezeichnen. Die Partei hatte keine ihrer Positionen aufgegeben, und die Intellektuellen verharrten in einer inneren Distanz zum Staat und versuchten – wie ihre russischen Kollegen – den Rückzug in unpolitische Bereiche, in die innere Emigration. Ähnlich der sowjetischen klagte auch die chinesische Parteipresse, die Geisteswissenschaftler zögen unaktuelle Themen vor; den Historikern insbesondere warf man vor, daß

sie „die Vergangenheit betonen, die Gegenwart vernachlässigen" (hou-ku po-tschin).

Weitere Versuche einer Annäherung an die Intellektuellen unternahm die Partei verschiedentlich seit dem Spätsommer 1960. In mancher Beziehung erinnerte der Wortschatz der Partei in dieser – der neunten – Phase an den von 1956/57; man hat daher da und dort von einer neuen Hundert-Blumen-Zeit in China gesprochen. Aber der Unterschied ist unverkennbar: Damals hatte die Partei – wenigstens seit Maos Widerspruchsrede – zu einer freimütigen und allgemeinen Kritik aufgerufen, jetzt aber wurde diese mit allem Nachdruck auf akademische Fragen beschränkt und die Forderung aufgestellt, sie müsse der Stärkung der „demokratischen Diktatur", des „Sozialismus" und der Führung des Volkes durch die Partei dienen. Nach den Erfahrungen von 1957 kann es nicht verwundern, daß diese verwässerte Neuauflage der Hundert Blumen recht müde verlief und die von der Partei vorgeschriebenen Bahnen nicht wieder verließ.[63]

Begrenzte Wirkung von Gedankenreform und Gehirnwäsche

Überblicken wir nun die Intellektuellen-Politik Maos von 1949 bis heute, so stellen wir fest, daß die Menschen durch eine raffinierte Kombination von Appellen an Patriotismus, Angst, Idealismus, Herdentrieb, Lebenswillen dazu gebracht werden können, bestimmte Dinge zu tun und zu sagen und andere nicht zu tun und zu schweigen. Aber wird ihre Substanz, ja auch nur ihre Überzeugung dadurch verändert? Eine endgültige Antwort auf diese Frage ist noch nicht möglich. Aber was wir bisher wissen, scheint zu besagen, daß Veränderungen des Menschen nur für die Dauer dieser „Behandlung" und der unmittelbaren Nachwirkungen auftreten. Die amerikanische Psychiatrie, die sich unter dem erschreckenden Eindruck des Verhaltens von US-Soldaten in koreanisch-chinesischer Gefangenschaft sehr intensiv mit diesem früher wenig studierten Phänomen befaßte, ist zu dem Schluß gekommen, daß die Gehirnwäsche bei diesen keine anhaltende Veränderung des Charakters oder der Persönlichkeit zur Folge hatte.[64] Was die chinesischen Opfer der Gehirnwäsche betrifft, so ist es höchst eindrucksvoll, aus dem oben erwähnten Buch des amerikanischen Psychiaters Lifton zu erfahren, wie diese in der

Freiheit Hongkongs – der eine rascher, der andere langsamer – den starren Blick ins Nichts, den sogenannten „Tausendmeilenblick" verloren und wieder normal wurden.

Man soll die Gehirnwäsche nicht unterschätzen. Zur Erreichung taktischer Ziele kann sie sehr wichtig sein, so etwa wenn unter ihrem Druck amerikanische Kriegsgefangene wider besseres Wissen über rotchinesische Sender ihr Vaterland der Anwendung bakteriologischer Waffen im Koreakrieg beschuldigten. Es mag auch sein, daß bei einzelnen besonders Anfälligen langwierige Schäden zurückbleiben. Aber daß sich ein Volk durch Gehirnwäsche nicht so leicht umkrempeln läßt, auch das chinesische nicht, das wissen wir seit dem Sommer 1957. Das haben wohl auch die Männer um Mao erkannt; Gehirnwäsche als Massenerscheinung ist nicht mehr zu beobachten. Das Vertrauen in die Zauberkraft der Gedankenreform ist einer offensichtlichen Ernüchterung gewichen.

Es ist also mindestens eine unberechtigte Übertreibung, wenn der Historiker Riencourt ganz summarisch erklärt, in China sei durch die Gehirnwäsche „jedes unabhängige Denken" ausgelöscht worden.[65] Eher hat Lifton recht, wenn er die große Mehrzahl der chinesischen Intellektuellen von heute als „Anpasser" bezeichnet und über sie sagt:

> „Geschichtlich gesehen folgt der Anpasser einem seit langem bestehenden Muster chinesischer Intellektueller: er akzeptiert den Dynastiewechsel als Teil der Weltordnung, stellt seine Talente den neuen Herrschern zur Verfügung und sieht im [neuen] Regime Gutes und Schlechtes, aber weder genug Gutes, um seine uneingeschränkte Zustimmung, noch genug Schlechtes, um seine bedingungslose Opposition hervorzurufen." [66]

Freilich übersieht Lifton, daß bei früheren Dynastiewechseln die Sonderstellung der Lizentiatenschicht, der damaligen Intellektuellen also, unerschüttert blieb (von Krisen- und Übergangszeiten abgesehen), da alsbald auch die neue Dynastie ein Bündnis mit ihr einging und sie als geistig-politische Elite anerkannte, während die Kommunisten ihre eigene, durchaus unintellektuelle Elite aufgestellt haben.

Mit Lifton dagegen möchte ich annehmen, daß die Erfolge der Gedankenreform anfänglich, also etwa in den Jahren 1951 und

1952, am stärksten waren, dann aber zurückgingen, und daß die Gedankenreform „dem Gesetz der abnehmenden Bekehrungen unterliegt". Denn „wiederholte Versuche, denselben Menschen zu ändern, werden eher seine Feindseligkeit erhöhen, die aus dem Gefühl, erstickt zu werden, stammt, als ihn von seinen ‚falschen' Gedanken säubern".[67] Von einem gewissen Punkt an empfindet man die eigene Lüge und Verstellung nicht mehr als unmoralisch, dann nämlich, wenn man weiß, daß alle anderen ebenso lügen und sich verstellen. Lügen dieser Art berühren den, der sie ausspricht, nicht mehr, sie „laufen an ihm ab" und werden zu einer unverbindlichen Floskel, daher zwingen sie ihn auch nicht mehr zu dem Versuch, sich – wie das die Partei wollte – mit dem Inhalt des Gesagten innerlich zu identifizieren.

Auf Grund der chinesischen Geschichte haben manche Beobachter erwartet, die Intellektuellen würden den Marxismus/Leninismus als eine Art Konfuzianismus ansehen und sich ihn ebenso wie früher jenen zu eigen machen. Aber das ist nicht der Fall. Wir haben im ersten Teil unserer Darstellung gesehen, mit welcher Vehemenz sich die junge chinesische Intelligenz etwa seit Beginn des Jahrhunderts gegen „Konfuzius und Co." entschieden hatte. Das Chaos, in das sie nach der Trennung vom Meister geraten war, hatte zwar eine gewisse Bereitschaft hervorgerufen, sich einer neuen Ideologie zuzuwenden, um so mehr wenn diese durch fremdenfeindliche Parolen und den Kampf gegen den äußeren Feind – Japan – an die patriotischen Gefühle appellierte und dem Bedürfnis nach einer überschaubaren, alle Erscheinungen erklärenden Lehre entgegenkam; so kam es zu den auffallenden Anfangserfolgen der KPCh unter den Intellektuellen. Aber diese Intellektuellen, die sich nach der Jahrhundertwende der Erhebung des Konfuzianismus zur Staatsreligion widersetzt hatten[68], waren nicht geneigt, den fremden Marxismus/Leninismus als neue Staatsreligion zu akzeptieren, jedenfalls nicht, nachdem sie einmal erkannt hatten, daß er als totalitäre Ideologie noch ungleich größere Ansprüche an die Menschen stellte, als es der Konfuzianismus je getan hatte, daß er sie geistig und seelisch vergewaltigte und entwürdigte. Hier dürfte der stärkste Grund dafür liegen, warum sich die Intellektuellenpolitik Maos bisher als ein Fehlschlag erwies.

Mao hält viel von der Handarbeit für Funktionäre

In den Scherereien, die Mao mit den Intellektuellen erlebte, ist wohl auch eine der Ursachen dafür zu sehen, daß er von ihnen (wie von den Funktionären) körperliche Arbeit verlangt. Auch in der Sowjetunion hat es seit Lenins Tagen die sogenannten „Subbótniki" gegeben (von Subbóta, Sonnabend; also als – unbezahlte – Feiertagsarbeit zu verstehen): Anpflanzung eines Stadtparks etwa oder ähnliche Arbeiten, an denen sich jedermann, auch Studenten, Professoren und Funktionäre, beteiligen mußte. Aber sie dienten jeweils der Lösung bestimmter Aufgaben und, von der frühesten Zeit abgesehen, nicht primär einem erzieherischen Zweck; jetzt sind sie längst aus der Mode gekommen. Auch die Entsendung von bewährten Parteileuten aufs Land durch Stalin und später von Parteileuten und Spezialisten durch Chruschtschow geschah nicht, um ihnen die Achtung vor der Handarbeit beizubringen, sondern um mit Hilfe ihrer Dynamik und Disziplin die Umwandlung des Dorfes rascher voranzutreiben. In seinen Reden zur Schulreform seit 1958 hat Chruschtschow zwar immer wieder verlangt, daß die junge Generation keine ausschließlich theoretische, sondern auch eine praktisch-handwerkliche Ausbildung erhalte, und er hat damit sehr wohl sozial-erzieherische Absichten verbunden. Aber auch er ist nicht auf den Gedanken gekommen, seine Minister, Generäle, Parteihäuptlinge oder Raketenforscher zur Kartoffelernte zu mobilisieren.

In China wird diese Art von Handarbeit bezeichnenderweise hsia-fang, das heißt „nach unten schicken" genannt; hier werden also in erster Linie Angehörige der Oberschicht, Intellektuelle und Funktionäre in höheren Stellungen, zwecks Hebung ihres ideologischen Bewußtseins zur praktischen Arbeit aufs Land oder in einen Betrieb geschickt. Vor allem nach den ernüchternden Erfahrungen mit den Intellektuellen in den Wochen der Kritik von 1957 wurde das hsia-fang mit besonderem Nachdruck betrieben. Der Index des Übersetzungsdienstes im US-Generalkonsulat zu Hongkong enthält im November und Dezember 1957 insgesamt 74 Zeitungs- und Zeitschriftenartikel aus der rotchinesischen Presse darüber.[69] In seiner Rede Anfang Mai 1958 erklärte Liu Schao-tschi, leitende Funktionäre müßten „ein Drittel ihrer Zeit in den ihnen unterstehenden Organisationen und unter den Mas-

sen arbeiten".[70] In den Jahren 1958 und 1959 schickte man 1,3 Millionen junger Intellektueller für ein Jahr aufs Land. Offiziere mußten vorübergehend als Gemeine Dienst machen. Eine neue hsia-fang-Kampagne setzte Anfang 1960 ein.[71] Sie ist geradezu als Dauereinrichtung anzusehen. So wurden Anfang 1961 7800 „Kader" aus den Ministerien mobilisiert, um auf dem Lande die „vier Beteiligungen" (am Essen, Wohnen, Arbeiten, Ratschlagen der Bauern) zu praktizieren.[72]

Die unterschiedliche Praxis in Moskau und Peking mag ihre Erklärung auch in der persönlichen Geschichte der Führer haben: Lenin und die Seinen saßen vor ihrer Machtergreifung zwei Jahrzehnte in der europäischen Emigration, in den Bibliotheken und Cafés der westlichen Hauptstädte, Mao aber und seine Kampfgefährten ebensolang in den Bergen des Tschingkang, in den Höhlen von Yenan.

Der weise Meng-tse freilich wäre mit Mao nicht einig gewesen. Als bekannt wurde, daß ein gewisser Reformer von den Fürsten forderte, sie sollten, seinem Beispiel folgend, mit den Bauern auf den Acker gehen und selbst ihr Essen kochen, erkundigte sich Meng-tse, ob der Reformer denn auch selbst seine Kochtöpfe und Pflugscharen anfertige. Nein, hieß es, denn dann bliebe ihm nicht genug Zeit für die Landarbeit. Worauf Meng-tse erklärte, genausowenig habe ein Fürst, der sein Volk ordentlich regiere, Zeit für Küche und Acker.[73]

Der Platz des Sowjetdichters in Frost und Tauwetter

Nach dieser Untersuchung des Verhaltens der Kommunisten zu den Intellektuellen insgesamt lohnt noch die nähere Betrachtung des Teiles der Intelligenz, der – in der Sowjetunion wie in China – seinem Wesen nach einer Analyse am zugänglichsten ist: der Schriftsteller; ihr Schicksal steht auch stellvertretend für das anderer Künstler.[74]

Die russische Literatur vor der Herrschaft Stalins unterschied sich stark von der vor-marxistischen in China. Ihr goldenes Zeitalter hatte mit Puschkin (1799–1837) begonnen und war mit Tschechows Tod (1904) zu Ende gegangen. Schon in seiner letzten Phase hatte die Ablösung der bei aller Vielfalt in sich geschlossenen russischen Klassik durch eine große Zahl von Schu-

len und Richtungen eingesetzt, die – wie im übrigen Europa – von den Formalisten, Symbolisten und Dekadenten bis zu den Naturalisten und „Sturmvögeln der Revolution" reichten und zahlreiche bedeutende Namen aufzuweisen hatten. Durch die Emigration gingen der innerrussischen Literatur manche Schriftsteller verloren (von denen später einige, darunter Górkij, Ehrenburg und Alexéj Tolstój, wieder in die Sowjetunion zurückkehrten). Die blieben – das war die große Mehrheit –, setzten zunächst die bisherigen Stilarten fort. Im ganzen ließ man sie in Ruhe, sofern sie sich nicht allzu offen auf die Gegenseite stellten, wie etwa der bedeutende Lyriker Gumiljów, den die Bolschewiken 1921 erschossen.

Die Gleichschaltung begann bei den Schriftstellern – wie bei der Fachintelligenz – erst im Jahre 1928.[75] Dabei berief man sich mit Vorliebe auf Lenins Worte:

> „Die literarische Tätigkeit ... darf überhaupt keine individuelle Angelegenheit sein, die von der allgemeinen Sache des Proletariats unabhängig ist. Nieder mit dem parteilosen Literaten! ... Die literarische Tätigkeit muß zu einem *Teil* [Hervorhebung bei Lenin] der allgemeinen proletarischen Sache, zu einem ‚Rädchen und Schräubchen' des einen einheitlichen, großen sozialdemokratischen [im späteren Sprachgebrauch: bolschewistischen] Mechanismus werden." [76]

Dieses Zitat Lenins aus dem Jahre 1905 bezog sich zwar auf jene Schriftsteller, die sich der Partei angeschlossen hatten, aber es wurde unter Stalin, leicht abgemildert auch unter Chruschtschow, auf alle Dichter und Denker angewandt. Im Zeichen der zum Prinzip erhobenen „Parteilichkeit" durfte der sowjetische Autor bald nur noch im Stil des Sozialistischen Realismus schreiben. Er mußte das Leben „nicht einfach als ‚objektive Wirklichkeit', sondern als die Wirklichkeit in ihrer revolutionären Entwicklung" darstellen, „um die werktätigen Menschen im Geiste des Sozialismus umzuformen und zu erziehen".[77] Das heißt, er mußte eine Art von heroisierendem Naturalismus pflegen und Menschen schildern, die es in Wirklichkeit gar nicht gab, die aber dem Leser als Vorbild dienen sollten. Der 1934 gegründete sowjetische Schriftstellerverband, dem jeder angehören mußte, der gedruckt werden wollte, ließ niemand aus der Reihe tanzen.

Die überragende Gestalt war immer noch der alte Gorkij, als

poeta laureatus der Sowjetunion gefeiert, tief unglücklich über den zunehmenden geistigen Terror, bis zu seinem Tode (nach offizieller Lesart: seiner Ermordung von der Hand der „Parteifeinde") im Jahre 1936. Manche Schriftsteller entzogen sich der ihnen unerträglich gewordenen Wirklichkeit durch Selbstmord (wie Jessénin, Majakówskij und Fadéjew), manche gingen ins Ausland (wie Samjátin), viele wurden „liquidiert" (wie Bábel), viele begaben sich in die innere Emigration (Pasternak vor allem) und viele kollaborierten ohne sichtbare Hemmungen (Ehrenburg an der Spitze). Unter dem Motto, daß jeder schreiben könne, wenn er nur wolle, ergoß sich eine trübe Flut von pseudoliterarischen Druckerzeugnissen über das Land, deren Autoren ihre Heldentaten an der Maschine oder auf dem Acker beschrieben. Die bedeutendsten Leistungen der revolutionären Literatur entstammten der Zeit, ehe der Sozialistische Realismus zum Gesetz erhoben wurde: Furmánows „Tschapájew" (1923), Serafimówitschs „Eiserner Strom" (1924), Gladkóws „Zement" (1925) und „Energie" (1933), Schólochows „Der stille Don" (1928/29/33) und „Neuland unterm Pflug" (1932). Am höchsten gepriesen, weil am besten in die Zielsetzung der Partei passend, aber literarisch am schwächsten war Nikoláj Ostrówskijs Roman „Wie der Stahl gehärtet wurde" (1932).

Nachdem die Gleichschaltung erfolgt war, wurde die Sowjetliteratur immer dürrer und schematischer. Während des Krieges erfreute sie sich etwas größerer Freiheit (die sie zur Vernachlässigung der sozialistischen, zur Betonung der patriotischen und sogar privaten Themen ausnützte), aber kurz nach Kriegsende setzte, wie wir wissen, eine neue und scharfe Gleichschaltungswelle ein (1946–1948). Stalins Tod brachte den Wendepunkt. Auch wenn die ersten Anzeichen des Frühlings, denen der eisige Frost wich, das „Tauwetter" (so der Titel von Ehrenburgs nachstalinistischem Roman) immer wieder durch neue Kälteeinbrüche (wie den Feldzug gegen Pasternak 1958/59) gefährdet wurden, erkannte die Welt beglückt, daß unter der Asche der Stalin-Zeit der schöpferische Funke am Leben geblieben war.[78]

Wir erhalten also dieses Bild: Die russischen Intellektuellen befanden sich zum Zeitpunkt der Revolution von 1917 auf dem Wege zu weitgehender Angleichung an die des Westens; sie

wünschten in erster Linie Freiheit für geistige Arbeit, für Forschen und Suchen, Lehren und Gestalten. Sie widersetzten sich daher damals und widersetzen sich bis zum heutigen Tage der von ihnen geforderten einseitigen Parteinahme. Seit Stalins Tod haben sie sich ein relativ weites Gebiet geistiger Bewegungsfreiheit zu schaffen vermocht und dafür dem Staat ihre patriotische Mitarbeit an der Stärkung der Staatsmacht zur Verfügung gestellt. Aus ihrer Mitte ist in den letzten Jahren immer sichtbarer etwas hervorgewachsen, was in hohem Maße an die Intelligenzia des neunzehnten Jahrhunderts erinnert, an jene Männer und Frauen, die sich als das Gewissen Rußlands empfanden und ihre Aufgabe darin sahen, ohne Rücksicht auf die Mächtigen dieser Erde mutig und opferbereit für die Erniedrigten und Gedemütigten einzutreten.

Chinas neuere Literatur vor Mao – sozialkritisch, mit Linkstendenz

In China war der Ausgangspunkt ganz anders gewesen. Der 4. Mai 1919, von dessen Bedeutung für die politische und geistige Entwicklung Chinas schon die Rede war, brachte den abrupten Bruch mit der Vergangenheit, sogar mit der Sprache, die man energisch zu reformieren begann. Es folgten alsbald die ersten unsicheren Schritte auf dem Wege zu einer neuen Literatur, die ihr Vorbild nicht mehr in der eigenen Klassik, sondern in der zeitgenössischen Dichtung des Westens suchte. Was dabei herauskam, war eine vorwiegend sozialkritische Prosa, die zunächst, was in Anbetracht der plötzlichen Übernahme fremder Stile nicht verwundern kann, große Unreife und Unbeholfenheit zeigte.

Lu Hsün (1881–1936), der 1921 mit seiner Erzählung „Die wahre Geschichte von Ah Queh“ [79] (vom Untergang eines Chinesen, der dem Umbruch und Chaos nicht gewachsen war) an die Spitze der neuen Schriftstellergeneration trat, sprach für viele andere, als er im Vorwort zu einer Sammlung seiner Geschichten (1923) erklärte, er habe das Studium der Medizin aufgegeben und sich der Literatur zugewandt, da es wichtiger sei, den Geist der Chinesen umzuwandeln als ihren Körper zu heilen.[80] Gleich ihm glaubten viele auf Reformen bedachte junge Chinesen, sie könnten – wie ihre Vorgänger, die Intelligenzia im alten Rußland – durch das Medium des Romans und der Erzählung politische

Ideen ins Volk tragen. „Aus der literarischen Revolution wurde die revolutionäre Literatur." [81]

Was sich seit Beginn der zwanziger Jahre in der chinesischen Literatur vollzog, war ein Aufstand für die Erniedrigten und Beleidigten, gegen das Alte und Schlechte, das man als Einheit empfand, und vor allem gegen das traditionelle Familiensystem, das von der großen Mehrzahl aller Autoren etwa so angegriffen wurde, wie wir dies bei Pa Tschins Roman „Die Familie" kennengelernt haben. Der beleidigte Stolz einer alten und bedeutenden Kulturnation, die zum Spielball der Großmächte geworden war, verschärfte die Kritik an einem Gesellschaftssystem, das man als verantwortlich für solchen Niedergang betrachtete. Weithin bestand die Neigung, das Böse nicht im Menschen selbst, sondern in den sozialen Verhältnissen zu sehen. Der Einzelne mag sich noch so anstrengen, er ist machtlos gegenüber der erbarmungslosen und schlechten Umwelt – das war der Sinn des unter dem Titel der englischen Übersetzung „The Ricksha Boy" (1938) im Westen weit bekannt gewordenen Romans von Lao Sche (geb. 1898) und zahlreicher anderer Bücher der Zeit. Kein Wunder, daß in dieser Stimmung gerade die revolutionäre Literatur Rußlands viel gelesen und nachgeahmt wurde; es erschienen zahlreiche Übersetzungen, darunter die aller oben genannten Sowjetromane. Manche der chinesischen Schriftsteller lernten Russisch und betätigten sich als Übersetzer, unter ihnen Pa Tschin.

Als die Kuomintang nach 1927 zunehmend konservativ und reformunlustig wurde und Tschiang Kai-schek schließlich auf der Suche nach einem geistigen Fundament in seiner (wenig überzeugenden) Bewegung „Neues Leben" die Rückkehr zu Konfuzius empfahl, von dem sich die Intellektuellen eben erst mit solchem Nachdruck gelöst hatten, da rückten die Schriftsteller immer weiter nach links; bei Marx, bei der bolschewistischen Revolution, beim ersten Fünfjahrplan Stalins glaubten sie Ansporn, Vorbild und Heimat zu finden. Lu Hsün, der seine traurig-grotesken Erzählungen über das düstere Los der kleinen Leute des großen China in einem Stil zwischen Gógol und Gorkij verfaßte und sich zu Recht auch den Schriftstellernamen „Der Bittere" (= gorkij) hätte zulegen können (er war sogar noch bitterer als Gorkij, da er sich zusätzlich der Satire bediente), bekannte sich

seit 1929 als Kommunist, auch wenn er der Partei nie beitrat. Nach seinem Tode wurde Lu Hsün von den chinesischen Kommunisten, ebenso wie der im gleichen Jahr verstorbene Gorkij von den russischen, zu einem Heiligen der Revolution erhoben; an seinem Porträt wurde so lange herumretuschiert, bis es dem Gorkijs täuschend ähnlich sah. Wie in russischen Schulen allenthalben Gorkijs Bild hängt, so fand ich in chinesischen Schulklassen das Porträt des Lu Hsün (oft neben dem Gorkijs), und wie jeder Besucher Moskaus in den Gorkij-Park geführt wird, waren die Lu Hsün-Parks das erste, was man mir 1957 in Tsingtao und Schanghai zeigte. In Wirklichkeit war Lu Hsün – auch wieder wie Gorkij – viel mehr Humanist als Kommunist und auch mehr Künstler als Propagandist. „Gute literarische Werke", erklärte er, „sind nie auf anderer Leute Befehl geschrieben worden." [82]

Die Schriftstellerin Ting Ling (1907) trat 1931 der KPCh bei. Im gleichen Jahr wurde ihr Mann, gleichfalls Kommunist, von Tschiangs Polizei verhaftet und dann hingerichtet; auch sie selbst befand sich längere Zeit in Haft. Etwa zur gleichen Zeit wurde Mao Tun (1896), der nach Lu Hsüns Tode zum führenden kommunistischen Autor aufrückte, Mitglied der KPCh. Andere Schriftsteller, die ihre Arbeit dem Kommunismus weihten, waren die uns schon bekannten Lao Sche und Pa Tschin, ferner Hsiao Tschün (1908), der durch seinen Kriegsroman „Dorf im August" (1942) berühmt wurde.

Aber manche Dichter blieben außerhalb des kommunistischen Stromes, ein kleinerer Prozentsatz freilich als in Rußland. Die wohl bedeutendste unter ihnen, Tschang Ai-ling, in Amerika als Eileen Chang bekannt, deren früheste Erzählungen ich während des Krieges in Schanghai in der von mir herausgegebenen Zeitschrift „The XXth Century" auf englisch veröffentlichte, emigrierte 1952 und machte sich einen internationalen Namen, vor allem mit einem realistischen, aber nicht propagandistischen Roman über die ersten Jahre der kommunistischen Herrschaft, der unter dem Titel „Naked Earth" auch auf englisch erschien.[83] Lin Yutang, der Romancier und Essayist, der bei uns – auf Grund seines Buches „Mein Land und mein Volk" – bekannteste zeitgenössische Schriftsteller Chinas, der kürzlich mit einem Band über seine religiösen Erlebnisse (auch ins Deutsche übertragen) erneut

an die Öffentlichkeit trat[84], hatte China bereits in den dreißiger Jahren verlassen. Sogar einen „Dekadenten" hatte die chinesische Literatur aufzuweisen: Yü Ta-fu (1896–1945), der in den zwanziger Jahren das Geschlechtliche in seiner psychologischen Bedeutung für die moderne Dichtung Chinas entdeckte. Das literarische Leben auf Taiwan leidet, dies sei ergänzend hinzugefügt, darunter, daß das Regime Tschiang Kai-scheks, von historisierenden Werken abgesehen, nur ausgesprochen antikommunistische Veröffentlichungen wünscht.

Gleichschaltung im Zeichen Maos

Einen Vorgeschmack dessen, was ihnen bevorstand, erhielten die im kommunistischen Lager stehenden Schriftsteller 1942, als Mao ihnen, in seiner Reaktion auf einige freiheitliche Regungen, durch mehrere Vorträge in Yenan eine literarische Sprachregelung erteilte, die sich von der in der Sowjetunion üblichen nicht unterschied und auf die drei Forderungen hinauslief: Die Literatur habe der Politik zu dienen; sie müsse in erster Linie für die Umerziehung des Volkes im kommunistischen Sinne wirken; sie solle ihre Direktiven von der KPCh empfangen. Auch hier kam wieder jene bereits erwähnte Haßliebe Maos gegenüber den Intellektuellen zum Vorschein, am deutlichsten in dem folgenden Abschnitt einer Rede, der bezeichnenderweise in dem später in seinen Werken abgedruckten Text der Rede fehlt. Die Arbeit der Literaten, sagte Mao, sei sehr einfach, und fuhr dann fort:

> „Im Vergleich dazu ist die Aufgabe eines Kochs, der eine Mahlzeit bereiten muß, schwierig. Um etwas Eßbares zu produzieren, muß er Holz, Reis, Öl, Salz, Sauce, Essig und andere Dinge verwenden. Das ist sicherlich nicht einfach, und eine gute Mahlzeit zu kochen, ist erst recht schwierig ... Wenn zuviel Feuer ist, verbrennt das Essen, wenn zuviel Essig, wird es sauer (Gelächter). Kochen und Mahlzeiten bereiten ist wahrlich eine der Künste. Wie aber steht es mit der Bücherkenntnis? Wer nichts anderes tut als lesen, der braucht nur drei- bis fünftausend Schriftzeichen zu kennen, ein Wörterbuch nachzuschlagen, irgendein Buch in der Hand zu halten, und schon ernährt ihn das Volk. Dann kann er zufrieden mit dem Kopf nicken und vor sich hin lesen. Bücher haben keine Beine; man kann sie öffnen oder schließen, wie man will; es gibt nichts Einfacheres in der Welt, und es ist einfacher als eine Mahlzeit zu kochen und viel

einfacher als ein Schwein zu schlachten. Der Koch muß das Schwein fangen ... Das Schwein quiekt (Gelächter). Ein Buch, das auf einem Tisch liegt, kann weder davonlaufen noch quieken (Gelächter). Man kann mit ihm machen, was man will. Gibt es etwas Einfacheres?" [85]

Schon damals hatte Mao das Moskauer Schlagwort übernommen, als er sagte: „Wir sind für den sozialistischen Realismus." [86] Zu dieser Zeit machten sich bei manchen Schriftstellern in Yenan die ersten Anzeichen der Desillusionierung bemerkbar. Aber noch war Krieg, und es bestand – wie gleichzeitig in der Sowjetunion – die Möglichkeit, die ins Wanken geratene kommunistische Linientreue durch militanten Patriotismus zu ersetzen. Erst nach Kriegsende wurde der bereits genannte Hsiao Tsün gemaßregelt; er hatte sich auf Grund eigener Erlebnisse in der Mandschurei kritisch über die Sowjets geäußert und wurde zur Zwangsarbeit in eine Kohlengrube geschickt.[87]

Im Juli 1949, also noch einige Wochen vor der offiziellen Gründung der Chinesischen Volksrepublik, holte man in Peking über achthundert Schriftsteller und Künstler zusammen. Sie wurden von Mao Tse-tung, Tschou En-lai und anderen nachdrücklich ermahnt, von nun an ihre Kunst nur im Geiste des Kommunismus auszuüben. Aber das war noch in den Flitterwochen des neuen Regimes, als dieses glaubte, alle Schriftsteller Chinas mit wenigen Ausnahmen geschlossen hinter sich zu haben und diese Ausnahmen durch Umerziehung in kurzer Frist hinter sich bringen zu können.

Auch in China Anklänge an die stalinistische Kulturpolitik

Beginnend mit dem Herbst 1954 verschärften sich Ton und Tempo des Kampfes um die Gefolgschaft der Schriftsteller; ihre kritischen Federn waren erwünscht und daher einigermaßen unabhängig gewesen, solange sie den Feind – Tschiang oder die Japaner – angegriffen hatten; jetzt aber war Kritik nicht mehr gefragt; sie sollten ausschließlich das Loblied des neuen Regimes singen. Die Verschärfung fiel zusammen mit jener Phase der Intellektuellenpolitik Maos, die wir oben als die vierte eingeordnet haben. Es begann mit einer heftigen Auseinandersetzung um den Roman „Der Traum der roten Kammer", den die Parteiideologen im Gegensatz zu den Literaturhistorikern der alten Schule als vorwiegend sozialkritisches Werk sehen wollten, und mit dem

Angriff gegen den marxistischen, aber zu selbständigem Denken neigenden Essayisten Hu Feng (einen alten Freund Lu Hsüns), als dieser sich nach langer und enger Zusammenarbeit mit den Kommunisten gegen deren geistige Tyrannei zu wehren begann. Im Frühsommer 1955 veröffentlichte die Pekinger Volkszeitung 169 persönliche Briefe, die Hu Feng im Laufe der Jahre an Freunde und Mitarbeiter geschrieben hatte und die nun von den Empfängern hatten abgeliefert werden müssen; sie enthielten zahlreiche bittere Bemerkungen über die Partei und ihre Bonzen. Hu Feng kam – angeblich wegen Spionage – ins Gefängnis.[88] In der Sowjetunion näherte sich damals das Tauwetter schon seinem ersten Höhepunkt.

Das nächste Opfer war Ting Ling. Auch sie – eine impulsive Frau, der man intime Beziehungen zu mehreren führenden Kommunisten, darunter dem Heerführer Peng Te-huai, nachsagte – hatte 1942 in Yenan den engen kommunistischen Dogmatismus als lästig empfunden, war dann aber auf die Generallinie eingeschwenkt, hatte 1949 das Paradestück eines kommunistischen Propagandaromans „Sonne über dem Sangkan-Fluß" mit bemerkenswert brutalen Schilderungen der Landreform veröffentlicht und dafür 1951 einen Stalin-Preis erhalten. Aber sie konnte sich nicht an die öde Gleichschaltung gewöhnen. Vom Sommer 1955 an war sie Zielscheibe erbitterter Parteikritik, zunächst hinter verschlossenen Türen. Im Zeichen der Hundert Blumen kam es sogar zu einer kurzen Entkrampfung. Als aber im Sommer 1957 die Partei ihren Schlag gegen die freimütigen Kritiker der vorausgegangenen Wochen führte, da brach das Unwetter erneut und diesmal öffentlich über Ting Ling und ihre Freunde herein: sie wurden als Feinde „entlarvt", die angeblich eine Verschwörung gegen die Partei inszeniert hatten; man deutete sogar an, Ting Ling habe in den dreißiger Jahren für Tschiang Kai-scheks Geheimpolizei gearbeitet. In mehr als zwei Dutzend Sitzungen, zu denen zahlreiche Schriftsteller als Zuschauer kommandiert wurden, lief der Hexenprozeß ab, an Stalins Schauprozesse gemahnend; er endete mit dem Ausschluß aller Beklagten aus der Partei.

Der Mann, in dessen Zuständigkeit es fiel, die Schriftsteller bei der Stange zu halten, hieß Tschou Yang; schon seit den dreißiger Jahren betätigte er sich als literarischer Einpeitscher, um dann bis

zum Stellvertretenden Propagandadirektor im ZK der KPCh aufzusteigen. Das Instrument der Überwachung und Beeinflussung der „Dichter in Uniform" war der – dem sowjetischen nachgebildete – Schriftstellerverband, mit demselben Tschou Yang als antreiberischem Vizepräsidenten. Die Äußerungen dieses Mannes über Literatur, der er lediglich die Funktion der Propaganda zubilligte, liegen auf derselben Linie wie die der literarischen Funktionäre und Inquisitoren im Rußland der Stalin-Zeit. Es durfte nur schwarz-weiß gemalt werden; die Kommunisten mußten edel und fehlerfrei sein (von seltenen und mutig überwundenen Anfechtungen abgesehen) und die Feinde von abgrundtiefer Bosheit; ihnen durfte nicht einmal die leiseste Abweichung vom Wege der konstanten Teufelei zugebilligt werden. Psychologische Feinarbeit war unerwünscht; man brauchte stereotype Gestalten – *den* Grundbesitzer, *den* Funktionär, *den* Soldaten.

„Produktionsromane" mit Liebe als Arbeitsansporn

Wie in der Sowjetunion wollte man in erster Linie „Produktionsromane" und schickte daher (und schickt heute noch) die Dichter in die Fabriken und aufs Land[89], ermahnt man die Schriftsteller vergeblich, sie sollten in ihren Werken lebenswahre „positive Helden" hervorbringen. Und wie in der Sowjetunion in der Periode des literarischen Terrors Stalins herrscht auch in China die Friedhofstille der Gleichschaltung. Aber in der UdSSR sind wenigstens Erzählungen aus der Mode gekommen wie „Die Hochzeit" von Tschou Li-po; deren Pointe ist nämlich, daß die Braut bei der Hochzeit den Bräutigam zum Arbeitswettbewerb herausfordert und dieser bei der Feier fehlt, weil ihm noch eine dringende Arbeit im Betrieb eingefallen ist, was beides als vorbildlich hingestellt wird.[90] Eine leichte Entkrampfung macht sich seit Ende 1960 bemerkbar; freilich aus einem betrüblichen Grunde: Ernährungslage und Stimmung sind so schlecht, daß die Partei es offenbar für richtig hält, einige kleine Ventile zu öffnen.[91]

Am Gesamtbild der Folgen von Maos Kulturpolitik ändert sich dadurch nichts. Während dem toten Lu Hsün Denkmäler errichtet wurden, waren seine engsten Freunde und Gesinnungsgenossen zum Schweigen verurteilt. Von den anderen war Mao Tun Kultusminister geworden und damit verlängerter Arm der Par-

tei sowie Boß der Schriftsteller; er verwaltete mehr, als daß er schrieb. Tschin Tschung-schu, Autor des bedeutenden Romans „Die belagerte Stadt" (1947), trat nach langem Schweigen erst 1958 wieder hervor – aber mit einer Anthologie von Gedichten aus der Sung-Dynastie, die mit zahlreichen Mao-Zitaten eingeleitet war. Schi To (1908), der den erfolgreichen Roman „Die Heirat" (1947) geschrieben hatte, schwieg. Pa Tschin war verstummt; sein letzter großer Roman „Kalte Nächte" war schon 1946/47 erschienen. Schang Tsung-wen (1902), vor allem durch Kurzgeschichten und Novellen bekannt, unternahm einen Selbstmordversuch.

Unter den Autoren der Kampfzeit hatte sich nur einer, wenn man dem Schein glauben darf, prächtig zurechtgefunden: Lao Sche. Er produzierte eine Menge parteiamtlich gepriesener, flacher Theaterstücke im Stil des Sozialistischen Realismus und war – wie Tschou Yang – Vizepräsident des Schriftstellerverbandes.[92] Sogar der fleißige Kuo Mo-jo (1892), der sich seit 1924 zum Marxismus bekannte und eine führende Rolle im kommunistischen Literaturbetrieb spielte, ohne allerdings eigene literarische Werke von bleibendem Wert zu schaffen (doch stammt von ihm eine sehr hoch bewertete Übersetzung des „Faust"), und der es bis zum Direktor der Akademie der Wissenschaften und zum Präsidenten des „Verbandes der Literatur- und Kunst-Arbeiter" gebracht hat, macht nicht den Eindruck, als fühlte er sich in seiner Haut wirklich wohl; in den Tagen der Hundert Blumen hat auch er seine kritische Haltung nicht zu verbergen vermocht; damals kritisierte er die Eingriffe der Partei in die Forschertätigkeit der Gelehrten.[93] So gilt noch das Wort eines klugen Inders, der im Anschluß an einen Besuch in China Anfang der fünfziger Jahre schrieb:

> „Zum erstenmal erfuhr ich, was ich seit vielen Jahren ahnte, aber niemals erlebte. Wenn der Leib hinter Gefängnismauern eingekerkert wird, ist es erniedrigend; noch weit erniedrigender aber ist es, wenn der Geist mit unsichtbaren Ketten gefesselt wird. In einem demokratischen Augenzeugen ruft ein solcher Anblick einen Schmerz und einen Ekel hervor, die schwer zu beschreiben und zu überwinden sind." [94]

Besser als die Leute der ersten Garnitur vermochten die der zweiten einen Platz im kommunistischen Staat zu finden, Schrift-

steller etwa wie Ai Wu, der sich unverdrossen daran machte, die sowjetischen Autoren nachzuahmen, und für eines seiner Werke sogar, mit leichter Änderung, den Titel des Romans von Ostrowskij übernahm, indem er es „Die Härtung des Stahls" nannte[95], oder Tsao Ming, der für seinen Roman den Titel von Gladkows „Energie" entlehnte.[96]

Preisgedicht: Alles ist rot

Im übrigen bemühten sich die Literaturfunktionäre um die Förderung neuer linientreuer Autoren wie etwa des Tschao Schu-li, der in seinem Roman „San-li Wan" (1956) die Kollektivierung besang. In diesen Kreisen wird die Aufgabe der Literatur – wie die Produktion von Kohle oder Eisen – ausschließlich unter dem Gesichtspunkt der Quantität und des Nutzens für den Staat gesehen. Wie in der Sowjetunion unter Stalin die Begriffe der Industrialisierung auf die Literatur angewandt wurden, die Schriftsteller „Ingenieure der menschlichen Seele" hießen und der Ruf nach einem „Magnitostroj [so hieß das neue Industriegebiet am Osthang des Ural] der Literatur" ertönte, so geschah es nun auch in China: Nach der Verkündigung des Großen Sprungs (1958) verpflichteten sich die Schanghaier Schriftsteller, innerhalb von zwei Jahren dreitausend literarische Werke zu produzieren! Bald hatten sie ihren Plan weit übertroffen: An einem einzigen Abend „produzierten" dreitausend Schanghaier Arbeiter und Soldaten dreitausend Gedichte und dreihundertsechzig Lieder; unter den Ausgezeichneten befand sich ein „Held der Arbeit", der in einem einzigen Jahr die Norm für siebzehn Jahre erfüllt hatte. Sein Preisgedicht, Ode an die rote Sonne, lautete so:

Wenn der Vorsitzende Mao kommt,
leuchtet der Osten rot.
Alles gedeiht,
die Erde ist rot.
600 Millionen, strahlend wie Pfingstrosen,
jeder ist rot.
Alle unsere schönen Berge und Flüsse
sind für immer rot.

Inzwischen hat Schanghai allein über fünf Millionen Gedichte hervorgebracht.[97]

Die chinesischen Intellektuellen insgesamt hatten unter den Methoden Maos nicht weniger zu leiden als ihre Gesinnungsgenossen in der Sowjetunion. Aber die besonderen Quälereien, denen sie ausgesetzt waren, hatten – paradoxerweise – ihre Ursache darin, daß Mao – im Vergleich zu Stalin – einen tieferen Respekt vor dem Geist empfand und auch einen größeren Optimismus im Hinblick auf die „Erlernbarkeit" des Marxismus/Leninismus hegte; in beiden möchte ich ein chinesisches Erbteil sehen.
Sonst unterscheidet sich die maoistische Epoche der chinesischen Literatur kaum von der stalinistischen in Rußland. Bleibt die für das Schicksal Chinas und der Welt entscheidend wichtige Frage: Werden sich nach dem Ende des Maoismus in China ebenso wie nach Stalins Tod in Rußland Anzeichen eines neuen Frühlings bemerkbar machen? Niemand kann dies heute sagen. Man kann nur hoffen, daß dies der Fall sein wird, und diese Hoffnung darauf stützen, daß in der Phase der Hundert Blumen alsbald nichtkommunistische, mit den Problemen des Menschen ringende Werke auftauchten – wie etwa die Erzählung (eines bis dahin unbekannten Autors) „Ein neuer junger Mann kommt in die Organisationsabteilung", in der die Desillusionierung eines gläubigen jungen Parteigenossen durch die bürokratische Wirklichkeit des kommunistischen China dargestellt wurde und die eintausenddreihundert Leserbriefe zur Folge hatte.[98] Optimisten mögen daraus die Zuversicht schöpfen, daß sich in einer nachmaoistischen Epoche – wie in der Sowjetunion heute – noch viele andere „neue junge Männer" zu Worte melden werden.

*

Die chinesischen Kommunisten haben sich also gegenüber allen vier näher betrachteten sozialen Schichten des Landes (Arbeitern, Bauern, Bourgeoisie, Intellektuellen) anders verhalten als die russischen. Die Gründe für diese Verschiedenheit fanden wir – in der chinesischen Tradition, in der historischen Situation Chinas zum Zeitpunkt des Umbruchs, in der Person Maos und in dem relativ langsamen Ablauf der Revolution. Während Lenin innerhalb weniger Monate von einem im Ausland lebenden, in Rußland praktisch unbekannten Außenseiter zum Herrn über das russische Reich aufstieg, war die KPCh schon als Partner Sun

Yat-sens ein Vierteljahrhundert vor ihrem Sieg maßgeblich an der Leitung des Landes beteiligt, beherrschte sie auch nach dem Verlust dieser Stellung weite Gebiete mit Millionen von Bewohnern, besaß sie rund zwei Jahrzehnte lang eine eigene schlagkräftige Armee und erfreute sich als Vorkämpfer gegen den japanischen Landesfeind einer breiten Sympathie in dem durch den japanischen Angriff zu glühendem Patriotismus entflammten chinesischen Volk. Nach dieser langen Anlaufzeit war der Sieg der KPCh im Jahre 1949 so vollkommen, daß dem Land ein Bürgerkrieg erspart blieb, wie er die Sowjetunion noch Jahre nach Lenins Machtantritt erschütterte und ausblutete. Das Ausbleiben eines Bürgerkrieges nach der Machtergreifung hat in China – wie in den kommunistischen Staaten Osteuropas – auch die Erhaltung der Vielparteien-Fassade sicherlich erleichtert.

Fragt man, was Mao in den zwanzig Jahren seiner Hinterwäldlerherrschaft vor allem lernte, so sollte man annehmen, die Antwort hieße: den Partisanenkrieg und die Kenntnis der bäuerlichen Mentalität. Daß Mao vom Kriegführen etwas versteht, hat er in Korea bewiesen; an seinem Verständnis für die Bauern dagegen muß man seit dem Volkskommunen-Sturm im Sommer 1958 zweifeln. Von den drei Volksschichten, mit denen er vor seinem Sieg weit weniger als mit den Bauern zu tun hatte, hat er nach 1949 überraschenderweise die Bourgeoisie am geschicktesten und erfolgreichsten behandelt, während ihm die Intellektuellen die relativ größten Schwierigkeiten bereiteten. Am wenigsten wissen wir über die Volksschicht, als deren Exponent sich Mao und die KPCh ständig hinstellen: die Arbeiterschaft. Auch das im Unterschied zur Sowjetunion, wo – jedenfalls während der ersten anderthalb Jahrzehnte der Herrschaft der Kommunisten – kein Zweifel daran bestand, daß die Partei in der Arbeiterschaft ihre stärkste Stütze hatte.

8. Kapitel

DIE PARTEI UND IHR STIL

Die Vorstellungen der Bolschewiken über den Erwerb der Macht in Rußland waren weit klarer gewesen als die über deren Gebrauch, zudem hatten sie den Bürgerkrieg und fremde Invasionstruppen im Lande, sie hatten einen (seit 1922) schwerkranken Führer und durchlebten nach dessen Tode (1924) jahrelange Diadochenkämpfe. Ihren eigentlichen Stil fand ihre Wirtschafts-, Staats- und Kulturpolitik erst, nachdem Stalin triumphiert und das Land (1928) in die Epoche der Fünfjahrpläne getrieben hatte. Was immer Chruschtschow über Stalin sagen mag – die Sowjetunion ist auch heute weit mehr von Stalin als von ihm selbst oder von Lenin geprägt, und Mao wiederum hat mehr von Stalin als von Lenin oder gar von Chruschtschow übernommen. Was – außerhalb des Ideologischen – eindeutig von Lenin stammt, ist das Fundament zur Erringung und Bewahrung der Macht – die Kommunistische Partei. Aber auch deren Stil hat sich seit Lenin gewandelt – sogar in Rußland, erst recht in China.

Lenins Organisation der Verschwörer

Seit Marx beteuern die Kommunisten ständig, das Proletariat sei Avantgarde und Träger der revolutionären Entwicklung. Aber die Männer, welche in Rußland und China die Revolution anführten, waren in ihrer überwältigenden Mehrheit keine Proletarier. Lenin machte kein Geheimnis daraus; schon 1902 forderte er in seiner Schrift „Was tun?" anstelle einer Arbeiterbewegung oder einer Partei im üblichen Sinne des Wortes eine aus „Berufsrevolutionären" gebildete „Verschwörerorganisation" – „einerlei, ob es ein Student oder Arbeiter versteht, sich zum Berufsrevolutionär zu entwickeln".[1] Ein Jahr später, auf dem Zweiten Parteikongreß der russischen Sozialdemokraten, setzte er für sich

und seine Anhänger (sie bildeten auf diesem Kongreß die Mehrheit = bolschinstwó, daher Bolschewikí) gegen die gemäßigteren „Minderheitler" (= Menschewikí) diesen Standpunkt durch.
Schon vor Lenin waren die treibenden Kräfte in den revolutionären Gruppen des Zarenreichs vorwiegend Intellektuelle gewesen, unter ihnen viele Studenten. Aber erst Lenin gab die ideologische Begründung für das Paradox, daß die von Marx vorausgesagte proletarische Revolution vornehmlich von Nichtproletariern geführt wurde. Er hatte zu seinem Ärger festgestellt, daß sich die wirklichen Arbeiter unter den politisch Aktiven in erster Linie verpflichtet fühlten, für die Verbesserung des Loses ihrer Kameraden einzutreten, etwa durch Aufbau der Gewerkschaften und Lohnkämpfe. Diese Art von Auseinandersetzung geißelte der ungeduldige Lenin, dem es vor allem um politischen Umsturz und Erringung der Macht ging, als „Ökonomismus", „Tradeunionismus" (vom englischen Wort für Gewerkschaften), sogar als „Schwanzismus" („chwostísm" vom russischen chwost = Schwanz), da die Verfechter einer solchen prosaischen Schritt-für-Schritt-Politik seiner Meinung nach nicht, wie er wollte, den Kopf der Revolution bildeten, sondern den Schwanz. Alles, was es an Unzufriedenheit im Zarenstaat gab – bei den Arbeitern, aber auch unter allen anderen sozialen und nationalen Gruppen –, das wollte Lenin auf die Mühle seiner Revolution leiten; die Führung der Revolution aber beanspruchte er für sich und seinesgleichen.
In der ersten Garnitur der Männer, die die Oktober-Revolution von 1917 vorbereiteten und lenkten, befand sich kein einziger, der aus dem Arbeiterstand hervorgegangen wäre. Von denen, die im Lauf des Bürgerkriegs in die Parteiführung aufstiegen und sich dort zu halten vermochten, kam nur Woroschilow aus proletarischem Milieu. Die meisten stammten aus dem Bürgertum, manche auch aus dem niederen Adel, und waren auf dem Wege über den Schmelztiegel der im ersten Teil dieses Buches dargestellten Intelligenzia zur Partei gekommen. Der einzige Bauer, der ein hohes Amt bekleidete, aber nicht zum innersten Machtzentrum gehörte, Kalínin, sollte durch seine Existenz die Bauern davon überzeugen, daß man sie nicht vergesse. Die wirklichen Führungsgremien waren eine Domäne der auf die Partei einge-

schworenen, durch die revolutionären „Hochschulen" des zaristischen Gefängnisses und der sibirischen Verbannung gegangenen, praktisch klassenlosen, gewiß nicht proletarischen Berufsrevolutionäre, die nie als einfache Arbeiter ihr Brot verdient hatten.

Apparatschiki – hier wie dort

Wer sich die wichtigsten Gremien in der UdSSR ansieht, vor allem das 1917 gegründete Politbüro (1952 in Präsidium umbenannt), der wird feststellen, daß sich in den letzten fünfzig Jahren in dieser Hinsicht nichts geändert hat. Auch als Stalin die erste Garnitur der Revolutionsführer umgebracht hatte und neue Männer nachrücken ließ, waren diese keine Arbeiter. Freilich waren sie auch, da ja die Revolution zu Ende war, nicht mehr als Berufsrevolutionäre zu bezeichnen. An deren Stelle war der Typ des Funktionärs getreten, für den sich der treffende Name Apparátschik eingebürgert hat, des Mannes also, der seine Karriere innerhalb des Parteiapparates macht. Unter den Apparatschiki waren zwar anfangs viele, die aus dem Proletariat stammten, aber der Anteil der neuen Intelligenzia nahm rapide zu; während 1930 auf dem XVI. Parteitag erst 22,9 Prozent der Delegierten eine Oberschul-, höhere Fachschul- oder/und Hochschulbildung besaßen, waren es 1952 auf dem XIX. Parteitag bereits deren 85,2 und 1961 (XXII. Parteitag) allein 72,8 Prozent Absolventen höherer Fachschulen und Hochschulen.[2] Einer der Apparatschiki, die sich noch etwas „Proletarisches" bewahrt hatten, war Nikíta Chruschtschów, der in seiner Jugend Dorfhirt und Arbeiter gewesen war; er wurde daher von den Angehörigen der neuen Oberschicht – wie ich das 1959 in Moskau selbst hörte – spöttisch und zugleich etwas argwöhnisch als „letzter Proletarier" (poslédnij proletárij) bezeichnet.

In China war die Entwicklung ähnlich, doch wies sie einige abweichende Nuancen auf. In den revolutionären Gruppen, die als Vorläufer der späteren Kommunistischen Partei Chinas anzusehen sind, betätigten sich vorwiegend Professoren und Studenten, wobei die in Asien dem Lehrer gezollte Verehrung besondere Loyalitätsverhältnisse schuf. Nach der Gründung der Partei (1921) verstärkte sich zwar der Anteil der Nichtakademiker in der Führung etwas, aber aus der Arbeiterschaft kam nur eine

kleine Minderheit. Diese schrumpfte weiter zusammen, als sich jene Schwerpunktverlagerung des Kampfes aus den Großstädten in die Provinzen ergab. Eine Untersuchung der kommunistischen Führungsschicht zu Beginn der vierziger Jahre zeigte folgendes Bild: Nur siebzehn Prozent ließen sich bei größter Dehnung des Wortes als Proletarier bezeichnen; siebzig Prozent waren Intellektuelle aus nichtproletarischen Familien[3]; die alte chinesische Tradition, wonach sich die Führung von Bauernaufständen oft in der Hand von Intellektuellen befand, verwirklichte sich also auch in der kommunistischen Revolution.

Symptomatisch ist die soziale Herkunft und Charakterisierung des seit der Gründung der KPCh in ihr jeweils führenden Mannes: Tschen Tu-hsiu (1921–1927) war, wie wir wissen, Professor der Pekinger Universität und Publizist; Tschü Tschiu-pai (1927 bis 1928) ein typischer Intellektueller – aus einer verarmten Oberschicht-Familie und Enkel eines hohen Beamten; Li Li-san (1928–1930), der 1920 als junger Student mit Tschou En-lai in Frankreich eine kommunistische Zelle gründete, war von Jugend auf Organisator und Funktionär, also einer jener Leninschen Berufsrevolutionäre; Wang Ming (alias Tschen Schao-yü) (1930–1932) ein Sohn wohlhabender Bauern[4], zeitweilig Student in Moskau und in der Handhabung seines Amtes reiner Apparatschik; auch Mao Tse-tung (faktischer Führer der KPCh seit dem Abtreten Wang Mings, formaler seit Januar 1935) stammte, wie wir hörten, aus wohlhabendem Bauernhaus, war Student und politischer Organisator.

Aufschlußreich ist die Zusammensetzung des im September 1956 auf dem Achten Parteitag gewählten Zentralkomitees: Von den 97 Mitgliedern des ZK, welche zusammen die 585 wichtigsten Ämter in China bekleideten, ist uns Näheres über 81 bekannt. Unter diesen sind nur 7 Arbeiter! Von den übrigen 74 stammen 55, also die große Mehrheit, vom Lande: 28 aus Familien wohlhabender und 4 aus solchen armer Bauern, der Rest aus Familien des Kaufmannsstandes (10), des Beamtentums (5) und der Lehrerschaft (4). Neununddreißig, also rund die Hälfte, haben im Ausland studiert, die meisten in der Sowjetunion, der Rest – in dieser Reihenfolge – in Frankreich, Japan, Deutschland, USA. Insgesamt fünfzig der Mitglieder des Achten ZK waren zur Zeit

ihres Eintritts in die Partei Studenten.[5] Noch 1961 erklärte der Altkommunist und Außenminister Tschen Yi: „Unter den führenden Genossen im ZK gibt es viele, die aus Familien der oberen Gesellschaft stammen, und wenige, die aus Arbeiter- und Bauernfamilien kommen."[6]

In China keine „Säuberungen" nach Stalins Muster – warum?

Vergleicht man Mao, der seit Ende der zwanziger Jahre Chinas wichtigster Kommunist ist, mit den beiden Männern, die in der gleichen Zeit die KPdSU beherrschten, mit Stalin und Chruschtschow, so wird man feststellen, daß der Chinese, der immerhin acht Jahre (1911–1919) als Student in Tschangscha und als Gehilfe in der Bibliothek der Pekinger Universität mit der geistigen Welt in Berührung gekommen war, intellektueller ist als der entlaufene Seminarist Stalin oder der ausgesprochen ungeistige Chruschtschow. Aber auch Mao ist in erster Linie ein Praktiker der Revolution; die meisten seiner Veröffentlichungen – Aufsätze und (meist stark überarbeitete) Vorträge – erinnern in ihrem Stil, vor allem in ihrer Simplizität, an die Stalins.

Maos Stellung als Parteichef war seit Beginn der dreißiger Jahre unbestritten; sie scheint auch nicht beeinträchtigt worden zu sein, als er 1959 das gleichzeitig von ihm wahrgenommene höchste Staatsamt, das des Staatspräsidenten, an Liu Schao-tschi abtrat. Die äußerliche Wahrung der innerparteilichen Demokratie wurde von Mao noch weniger ernst genommen als von Stalin: Unter Stalin tagte, nachdem er die Macht in Händen hatte, immerhin noch viermal ein Parteikongreß (1930, 1934, 1939, 1952), in China seit 1928 nur zweieinhalbmal (zwei Vollkongresse 1945 und 1956, ein Zwischenkongreß 1958), obgleich er nach dem Parteistatut von 1945 alle drei Jahre (Art. 29) und nach dem von 1956 jährlich (Art. 31) zusammentreten sollte; sogar das ZK der KPCh wurde von Mao vier Jahre lang (1950–1954) nicht einberufen.

Ausdrücklich sei betont, daß die Funktion der Partei in den beiden Staaten völlig gleich ist. Doch ist die Durchdringung der Bevölkerung durch die Partei in der Sowjetunion heute fast doppelt so stark wie in China. Nach den jüngsten Angaben (1961) besitzt die KPdSU 9,7 Millionen Mitglieder (darunter 0,8 Millionen

Anwärter) und die KPCh „über 17 Millionen“ [7]; es kommt also – in abgerundeten Ziffern – in der Sowjetunion ein Parteimitglied auf 22, in China auf 40 Einwohner. (Zum Vergleich: im kaiserlichen China kam ein Lizentiat auf etwa 400 Einwohner.)

Häufig kann man auf die Behauptung stoßen, die chinesische Parteiführung sei von inneren Kämpfen, wie sie die KPdSU immer wieder erschütterten, verschont geblieben. Für das erste Dutzend Jahre des Bestehens der KPCh trifft das gewiß nicht zu. Diese Periode war vielmehr gekennzeichnet von einer nicht abreißenden Kette gehässiger Kämpfe, in denen sich persönliche und ideologische Momente sowie – nicht zuletzt – Einflüsse Moskaus ineinander verfilzten und gegenseitige Beschuldigungen des Verrats und der Abweichung von der wahren Lehre durchaus üblich waren.[8] Es besteht sogar der Verdacht, daß in diesen Konflikten Parteigenossen der Polizei ans Messer geliefert wurden.[9]

Über Maos Tätigkeit in jener Frühzeit der Partei wissen wir wenig; er scheint in diese Rivalitäten auch selbst verwickelt gewesen zu sein. Seit er jedoch als Parteichef fest im Sattel saß, haben die internen Kämpfe viel von ihrer Erbitterung verloren. Seine einstigen Gegner wurden, soweit sie noch am Leben waren, in Gnaden aufgenommen, Li Li-san gehörte sogar dem Siebten wie dem Achten ZK an. Unter Mao hat also die KPCh nichts erlebt, was sich mit den Mordjahren des Stalinismus 1936–1938 vergleichen ließe. Eine in Hongkong von chinesischen Antikommunisten zusammengestellte Liste der wichtigsten zweiundzwanzig Säuberungen in den Jahren 1949–1959 enthält unter 97 betroffenen Parteigenossen nur einen, der dabei ums Leben kam, Kao Kang (von diesem hieß es, er habe Selbstmord begangen); alle übrigen „Abweichler“ oder „Feinde der Revolution“ wurden nur aus der Partei ausgestoßen und allenfalls zu Gefängnisstrafen verurteilt.[10] Seit jene Liste abgeschlossen wurde, sind noch zwei prominente Altkommunisten in Ungnade gefallen, Marschall Peng Te-huai und Tschen Yün. (Auf Kao Kang und Peng Te-huai kommen wir im weiteren Verlauf noch zurück.) Auch bei ihnen gab es keine langen Diffamierungskampagnen, wie sie in Moskau üblich waren; sie traten einfach nicht mehr in Erscheinung. Daher ist die Kontinuität in der KPCh weit größer als in der KPdSU mit ihrem überaus starken Wechsel. So sind die vier-

undvierzig Mitglieder, die dem 1945 gewählten ZK angehörten, 1956 sämtlich wieder ZK-Mitglieder geworden.[11] Abzuwarten bleibt freilich, wie sich Maos Tod auswirken wird.

Der Unterschied zwischen den russischen und den chinesischen Methoden könnte so zu erklären sein: Stalin wurde nach langen, fast ein Jahrzehnt währenden Diadochenkämpfen Herr einer Partei, die ein anderer, Lenin, aufgebaut hatte und deren aus der Lenin-Zeit stammende Führungsspitze nicht auf Stalin eingeschworen war, ihn zum Teil – aus persönlichen und auch aus sachlichen Gründen – ablehnte und ebenso von ihm abgelehnt wurde. (Zu den Ausnahmen gehörten Molotow und Woroschilow.) Stalin war entschlossen, sich seine eigene Mannschaft zusammenzustellen, die seinen Kurs bedingungslos verfocht. Daß dies in einem jahrelangen Blutbad von besonderer Abscheulichkeit geschah, das heute noch zur „unbewältigten Vergangenheit" der Sowjetunion gehört, mag mit pathologischen Wesenszügen des „roten Zaren" zusammenhängen, der in manchem an den (unter ihm bewußt rehabilitierten) Iwan den Schrecklichen erinnerte. Immerhin ist festzustellen, daß er – von einigen Ausnahmen (wie Wosnessénskij, † 1949) abgesehen – das Morden (wenn auch nicht das Verhaften) innerhalb der Partei einstellte, nachdem diese durch und durch „stalinistisch" geworden war und sich auch eine einheitliche Ideologie herausgebildet hatte.

Mao dagegen baute sich in den abgelegenen bäuerlichen Bezirken eine eigene Filiale der KPCh auf, die nach der Vernichtung der städtischen Parteizentrale (und vieler ihrer Führer) durch Tschiang Kai-schek das neue Parteizentrum bildete und in der Mao samt seinen Freunden das Heft in der Hand hatte. Seit Beginn der dreißiger Jahre war Mao der wahre Chef einer Partei, deren führende „Kader" – um diesen vielgebrauchten kommunistischen Fachausdruck zu verwenden – seit jenem Zeitpunkt ohnehin „maoistisch" waren, da sie aus seinen Freunden und Anhängern bestanden. Es lag also für Mao keine Veranlassung zu einer gewaltsamen „Säuberung" des Parteiapparates vor; Tschiang hatte die Arbeit für ihn im voraus besorgt. Aus der vormaoistischen Parteispitze gehört nur Tschou En-lai noch zur obersten Prominenz.

Als Li Li-san – um bei ihm als einem Beispiel zu bleiben – nach

langem Exil in der UdSSR mit dem Ende des Zweiten Weltkrieges im Gefolge der Sowjetarmee in ein China zurückkehrte, in dem Maos voller Triumph nur noch eine Frage kurzer Zeit war, da war er (samt einigen anderen Schicksalsgefährten) ein so isolierter Außenseiter, daß sich Mao im Vollgefühl seines welthistorischen Sieges sehr leicht großzügig verhalten konnte; auf die zahlreichen Spekulationen über parteiinterne Auseinandersetzungen gehe ich hier nicht ein.[12] Wenn man aber betrachtet, wie sich Stalin gegenüber der Partei verhielt, nachdem diese voll „stalinisiert" worden war (also nach 1938), und dies Verhalten mit dem Maos nach der „Maoisierung" der KPCh (nach 1935) vergleicht, so wird man feststellen, daß der Unterschied, was das „Liquidieren" von Parteigenossen betrifft, nicht mehr so groß ist. (Ob in Rußland 1953 wirklich eine neue Terrorwelle im Anrollen war und diese nur durch Stalins Tod aufgehalten wurde, kann niemand mit Sicherheit sagen.)

Eine Spezialität der chinesischen Kommunisten – die „Rektifizierung"

Dagegen springt ein anderer Unterschied zwischen Mao und Stalin ins Auge: Mao hat große – auch persönliche – Mühe in die Erziehung seiner Kader gesteckt, in deren „Rektifizierung" (wie die Rotchinesen selbst ihr Wort für diesen Vorgang, tscheng-feng, in die europäischen Sprachen übersetzt haben). Rein äußerlich erinnert sein Vorgehen an die ursprünglich auch in der Sowjetunion unblutigen Säuberungen, bei denen die Parteimitglieder auf ihre ideologischen Kenntnisse geprüft wurden (an anderer Stelle habe ich erzählt, wie ich mich zum Scherz Anfang der dreißiger Jahre in Moskau an der Vorprüfung für eines dieser Examen beteiligte[13]). Aber die Intensität, mit der diese Rektifizierungskampagnen – vor allem ihre bekannteste, die von 1942 bis 1944[14] – betrieben wurden, ging weit über die hinaus, welche bei parallelen Erscheinungen in der Sowjetunion anzutreffen war.
Die ersten kommunistischen Zellen in China (Anfang der zwanziger Jahre) waren Studiengruppen, und bis zum heutigen Tage besteht eine der Hauptaufgaben der Zelle (hsiao-tsu = kleine Gruppe) darin, eine „Studienzelle" (hsüe-hsi hsiao-tsu) zu sein. Nicht nur die KPCh, der Großteil des Volkes mit seinen Hunderten von Millionen Menschen ist in Studienzellen von durch-

schnittlich zehn Personen gegliedert, die sich sehr häufig, manchmal täglich, unter Führung des Zellenleiters zur gezielten Aussprache treffen; es gibt nichts, was nicht als Thema dienen könnte, intimste Details des Privatlebens ebenso wie neue Parteibeschlüsse. Auf meinen Reisen durch China 1957 bin ich verschiedentlich auf solche Studienzellen gestoßen – einmal in einer kleinen Klinik auf dem Lande, wo ich den ganzen Stab, von der Chefärztin bis zur Putzfrau, um einen runden Tisch versammelt beim Studium der „Widerspruchsrede" fand, ein anderes Mal in jener Hochschule, deren Studenten zwecks „Rektifizierung" ihrer Gedanken, statt in die Ferien entlassen zu werden, täglich viele Stunden in Studienzellen zubringen mußten. Die von den Bolschewiken entwickelte Methode von „Kritik und Selbstkritik" ist in China erheblich intensiviert worden und arbeitet vor allem mit einem Verfahren, das man als das des Wechselbades bezeichnen könnte: das einzelne Zellenmitglied lebt ständig zwischen Glück über Zugehörigkeit und Angst vor Verstoßung.

Man hat die Bedeutung, die die Rektifizierung der Gesinnung in China einnimmt, mit der Aufsplitterung der KPCh in zahlreiche kleine, oft jahrelang auf sich selbst angewiesene Kampftrupps während des Bürgerkrieges und des Krieges gegen Japan zu erklären gesucht, und sicher ist daran etwas Wahres; ein zweiter Grund kommt dazu; jene besondere Einstellung der Chinesen zum Problem „Wissen und Handeln", über das wir im Intellektuellen-Kapitel sprachen.

Kulturelles Erbe – noch lebendig?

Während der ersten Rektifizierung tauchten in Maos Reden Töne auf, die dann wieder für einige Zeit verstummen sollten – patriotische Töne. Sie kennten die Geschichte Chinas zu wenig, rügte er seine Hörer. Viele bevorzugten, „was sie aus einem Wust ausländischer Makulatur herausgeklaubt haben" und plapperten nach, was aus dem Ausland importiert wurde; darüber seien sie „eine Art Grammophon" geworden. Er forderte sie dazu auf, sich „das ganze wunderbare literarische und künstlerische Erbe der [chinesischen] Vergangenheit" anzueignen.[15]

Auch das russische Geschichtsbewußtsein ist heute stärker, als es jemand in der bilderstürmerischen Frühzeit des Bolschewismus

erwartet hätte; jeder weiß dies, der einmal den Kreml besichtigte oder die Entwicklung der sowjetischen Geschichtsschreibung in den letzten Jahrzehnten – vor allem unter der Einwirkung des Zweiten Weltkrieges – verfolgte.[16] Aber so wie das Geschichts- und Traditionsbewußtsein der konfuzianischen Zeit ungleich stärker war als das der zaristischen, tritt es uns auch im heutigen China weit mächtiger entgegen als in der UdSSR. Daß ich die Tempel von Tschüfu, der Stadt des Konfuzius, 1957 in wesentlich besserem Zustand vorfand als bei meinem ersten Besuch rund drei Jahrzehnte zuvor und einige der großen Gebäude im Prozeß einer energischen Renovierung sah, daß die Paläste der Verbotenen Stadt in Peking von den Kommunisten auf Hochglanz gebracht worden sind, will noch wenig besagen; denn auch die Kirchenkuppeln des Kreml oder des Dreifaltigkeitsklosters bei Moskau glänzen in neuem Gold. Bedeutsamer ist, daß in den Reden und Schriften Maos und der Seinen in einem ganz anderen Maße als in denen der russischen Kommunisten die Geschichte mitschwingt und in unzähligen Redewendungen ihren Ausdruck findet. Das ist nicht nur eine Folge der Eigentümlichkeit von Sprache und Schrift Chinas, wo in jedem Wort und Schriftzeichen historische Gedankenbilder und Assoziationen lebendig sind; das ist bewußter Wille.

Das Paradebeispiel ist die Rede, die Liu Schao-tschi im Sommer 1939 in Yenan hielt; er hat dort, obgleich die Veranstaltung in der „Marx-Lenin-Akademie" stattfand, weit häufiger die Klassiker Chinas als die des Marxismus/Leninismus zitiert.[17] Da tauchten viele jener Merksprüche auf, die seit zwei Jahrtausenden zum Sprachschatz des Volkes gehörten – gleich am Anfang in fünf Absätzen ihrer zwölf, darunter jenes schon erwähnte Wort des Konfuzius: „Tu anderen nicht, wovon du nicht willst, daß sie es dir antun", ferner Worte wie: „so öffentlich wie eine Sonnenfinsternis", „Wer im Recht ist, ist stark" und auch jene uns schon bekannte Maxime: „Wenn du allein bist, überwache dich selbst!"

Mao, die Klassiker und die Gespenster

Vor allem aber war es Mao selbst, der seine Ausführungen mit klassischen Zitaten zu schmücken liebte. Die Parole, daß der Ost-

wind über den Westwind siegen werde, die er 1957 in Moskau verkündete (wir werden noch einmal darauf stoßen), stammte aus einem Satz der schönen Blaujuwel im „Traum der roten Kammer".[18] Die „hundert Schulen, die miteinander in Wettbewerb treten sollen", wie er in seiner Hundert-Blumen-Rede versprach, waren, wie wir wissen, ein Echo aus der klassischen Zeit der chinesischen Geistesgeschichte. Den bekannten Lehrsatz für den Guerilla-Krieg: „Naht der Feind, so weichen wir; / flieht der Feind, so stören wir; / weicht der Feind, so folgen wir; / ist er müde, – schlagen wir!" hatte Mao, wenn auch nicht wörtlich, einem Militärschriftsteller aus der vorkonfuzianischen Zeit entnommen.[19] Und die Sentenz „Glück ruht auf Unglück, und Unglück ruht auf Glück" in seiner Widerspruchsrede von 1957 zitierte er aus Lao-tse.[20]

Eine Publikation aber ist es vor allem, die ganz aus dem marxistisch-leninistischen Rahmen fällt und Maos Verbundenheit mit der chinesischen Geistesgeschichte beweist. Weder bei Marx und Engels, noch bei Lenin, Stalin oder Chruschtschow könnte man sich ähnliches vorstellen – seine im klassischen Versmaß verfaßten, Anfang 1957 veröffentlichten Neunzehn Gedichte[21], mit denen er der alten chinesischen Vorstellung vom klassisch gebildeten Staatsmann Rechnung trug.

Wenn sie tatsächlich von Mao geschrieben wurden (was man als wahrscheinlich annehmen darf), so verraten sie ein gewisses Maß an klassischer Bildung wie auch an literarischer Begabung und eine Unbefangenheit, wie sie bei den europäischen Kommunisten nicht anzutreffen ist (da diese entweder viel zu sehr darauf aus sind, als seriös zu gelten, oder, wie Chruschtschow, der entsprechenden Bildung ermangeln), sogar die Unbefangenheit, Verse ohne alle Politik zu schreiben (und drucken zu lassen!), wie etwa diesen Dreizeiler, der die Impression des Gebirges, von einem Gipfel gesehen, wiedergibt:

> Gleich brandendem, steilendem Meer spielt
> ihr [Berge] mit eurer Bewegung, so
> Wie eine Myriade von Pferden
> Sich aufbäumt und sinkt in der dichtesten Schlacht.

Die dreiundzwanzig uns bekannt gewordenen Gedichte eines anderen kommunistischen Führers Asiens, des Vietnamers Ho Schi

Minh, sind mehr von der Sorte des Gelegenheitsgedichtes (allein neun zu Jahreswechseln) und haben durchweg politischen Bezug.[22]
Von Mao selbst wissen wir[23], daß ihm in seiner Jugend die großen chinesischen Volksromane, vor allem Die Drei Reiche (14. Jahrhundert) und Die Räuber vom Liang Schan-Moor (16. Jahrhundert) tiefen Eindruck gemacht haben. So können wir in ihm einen klassisch – wenn auch vermutlich nicht sehr gründlich – gebildeten, von der großen Tradition seines Volkes beeinflußten Mann sehen. Außer den russischen sind ausländische Einflüsse bei ihm kaum zu erkennen; er ist der einzige unter den führenden Staatsmännern unserer Zeit, der nie – außer in die Sowjetunion – über die Grenzen seines Landes hinausgekommen ist und auch in China zwei Jahrzehnte hindurch nur im fernen Hinterland lebte. Von seinen Mitarbeitern kennen gleichfalls nur wenige die Welt, schon gar nicht die des Westens.[24]
Auf Mao dürfte es auch zurückgehen, wenn Anfang 1961 in Peking ein Büchlein veröffentlicht wurde, das den Titel trägt: „Geschichten, welche zeigen, daß man vor Gespenstern keine Angst haben soll." [25] Mit Hilfe von fünfunddreißig Erzählungen aus der chinesischen Märchen- und Sagenwelt soll der Leser an den altvertrauten Gestalten die Ungefährlichkeit von Feinden aller Art lernen. Der Sinn ist: Wer sich nicht vor Gespenstern fürchtet, vor dem haben die Gespenster Angst. Wer diese Gespenster sind, kann man sich leicht vorstellen – die Imperialisten, die Reaktionäre, Revisionisten und ähnliche Bösewichte, ein Tschiang Kai-schek, ein Kennedy – vielleicht auch schon ein Nikita Chruschtschow? Man muß es nur so machen wie jener Scholar der alten Zeit, dem mitten im Studium ein Gespenst mit schwarzem Gesicht und Glotzaugen erscheint, worauf sich der unerschrockene Studiosus nicht faul das Gesicht gleichfalls mit Tusche schwärzt, die Augen rollt und so den ganz aus dem Konzept geratenen Geist in die Flucht schlägt.

Chinas „Parteichinesisch" ist saftiger

Andere Autoren bemühen sich, es Mao gleichzutun. Im Kampf gegen die Rechtsopposition (seit 1957) erschien, um zu zeigen, wie winzig und zugleich unangenehm diese sei, die Parole: Ein Gramm Mäusedreck verdirbt einen ganzen Topf Suppe[26] – eine

Anleihe aus dem Roman von den Drei Reichen. Man warf den Leuten dieser Gruppe vor, sie trügen eine „gemalte Haut" (wie jener Dämon in einer alten Geschichte, der sich eine gemalte Haut überzog, um wie eine schöne Frau auszusehen), oder forderte sie auf, „sich in wahrer Gestalt zu zeigen" (mit denselben Ausdrücken, in denen dies in Märchen von Tieren verlangt wird, die sich zeitweilig in Menschen verwandelt haben).[27] Auch die also Angegriffenen antworteten mit klassischen Reminiszenzen. Sie beschuldigten die Partei, „Gräber zu öffnen, um die Leichen zu peitschen" (wie dies im Altertum einer mit dem Leichnam des Mörders seines Vaters getan hatte).[28] Noch jüngst sagte Außenminister Tschen Yi, daß sich in ihm kommunistische Einflüsse mit denen des Konfuzius und Meng-tse mischen.[29]

Mao war freilich auch durchaus in der Lage zu unklassischen Bemerkungen. In der Kenntnis von Sprichwörtern kann er es fast mit Chruschtschow aufnehmen, er gebraucht sie gern (etwa „Das Kleid nach der Figur schneidern", oder „In der Türangel nistet sich kein Wurm ein"[30]), und an vulgären Vergleichen steht er ihm nicht nach. Vom Marxismus/Leninismus sagte er, China brauche ihn wie ein Verstopfter ein Abführmittel. Um seinen Hörern klarzumachen, daß diese Lehre eine Anleitung zum Handeln und nicht ein Dogma sei, meinte er, ein Dogma sei weniger wert als Sch... [shi], mit der könne man wenigstens den Acker düngen.[31]

Es ist nie ein Vergnügen gewesen, kommunistische Schriften zu lesen. Das ist auch bei den chinesischen nicht anders; immerhin stößt man in diesen von Zeit zu Zeit auf wirksame Wortbildungen, wie sie in der bolschewistischen Publizistik selten sind. (Zu den wenigen einprägsamen Wortspielen Lenins gehört sein Aufsatztitel: „Besser weniger, aber besser", 1923.) Als Maos alter Parteigegner Li Li-san vor dem VIII. Parteitag seine Sünden bekannte, sagte er von seinen falschen politischen Neigungen, diese seien „wie Unkraut, das nicht durch Steppenbrand auszurotten ist und mit dem Frühlingswind wieder nachwächst".[32] Während man in der Sowjetunion Leute mit Sympathien für den Westen Knechte des Monopolkapitalismus und Kriecher nennt, sprach der Propagandachef der KPCh – wesentlich eleganter und witziger – von ihnen als von Leuten, die meinen: „In Amerika

ist der Mond runder als bei uns."[33] Mao brachte den „Papiertiger" in Mode („Die Atombombe ist ein Papiertiger"[34], das heißt, sie sieht nur gefährlich aus, ist es aber nicht), von Liu Schao-tschi stammt die Formel „rot und Fachmann"[35]; und wieviel gröber klingt es, wenn die Russen ihren Leistungs- und Akkordlohn damit erklären, man müsse die „materielle Interessiertheit" des Einzelnen berücksichtigen, während die Chinesen sagten: Der Lohn muß der Leistung ebenso entsprechen wie der Schatten der Länge eines Stockes.[36]

Auf uralter literarischer Tradition beruht die Neigung der Chinesen zu Wendungen, die aus zwei parallel konstruierten Hälften bestehen, wie vor allem die Sätze aus vier Schriftzeichen, etwa: Hundert[mal] schmelzen entstehen Eisen, mit anderen Worten: Gutes Eisen, das heißt Erfolg, kommt nur nach hundertfachem Bemühen, oder: Heilen Krankheit retten Mensch – so hieß eine von Mao für die Umerziehungskampagne in Yenan ausgegebene Parole.[37] Herunter [vom] Pferd betrachten Blumen! rief Mao in der „Widerspruchsrede" den Parteifunktionären zu, einen Ausdruck, mit dem man einst stolze Beamte der Kaiserzeit ermahnt hatte, das gemeine Volk besser kennenzulernen.[38] Die Universität Peking hat 1955 ein Buch mit über zweitausend solcher – alter und neuer – Vier-Zeichen-Sätze zusammengestellt; es ist allenthalben, auch in Hongkong, billig zu haben.[39]

Numerologische Propaganda

Auch die chinesische Vorliebe für Zahlen, die auf die schon vermerkte Bedeutung der Numerologie in der chinesischen Tradition zurückgeführt werden kann, ist weiter lebendig. Gab es einst: 3 Abhängigkeiten (nämlich der Frau: von Vater, Ehemann, Sohn), 4 Dämonenkönige (vor buddhistischen Tempeln), 5 Gifttiere (Schlangen, Kröten, Eidechsen, Skorpione, Tausendfüßler), 8 Unsterbliche (im Taoismus), 10 Erzverbrechen und Dutzende ähnlicher Formeln[40], so ist jetzt aus dieser Zahlenfreude geradezu eine Manie geworden; ich vermute fast, daß die Kommunisten in den wenigen Jahren ihrer Herrschaft mehr numerologische Parolen unter die Leute gebracht haben als die vorausgegangenen zwei Jahrtausende, darunter die uns schon geläufigen 3 Anti und 5 Anti, ferner: 3 (= dreierlei) Stark

(stark an Land, Vieh, Arbeitskräften = reicher Bauer), 3 Gut (für die Jugend: Arbeit, Studium, Gesundheit), 3 Überprüfungen (der Klassenabstammung, der Pflichterfüllung, des Kampfgeistes), 4 Schädlinge (Ratten, Fliegen, Moskitos, Spatzen), 5 Garantien (für die Bauern: Essen, Kleidung, Heizung, Kindererziehung, Begräbnis), 5 Gifttiere (wie oben, aber jetzt auf die Klassenfeinde angewandt), 5 Zuviel (an bürokratischen Komitees, Versammlungen, Dokumenten, schriftlichen Berichten, Telephonaten), 5 Dolche (d. h. Gleichschaltungsmaßnahmen der Partei gegen die Schriftsteller), 8 Verhaltensweisen (für Parteigenossen), 8 Grundregeln (für die Landwirtschaft) – und so fort.[41]

Eine Untersuchung über diese Zahlensucht der chinesischen Kommunisten ist mir nicht bekannt, doch möchte ich annehmen, daß es für sie bequem ist, mit Schlagworten zu arbeiten, die an die lange Gewöhnung des Volkes an numerologisch formulierte Maximen anknüpfen. Wie ernst die Partei diese Zahlendidaktik nimmt, mag daraus erhellen, daß ein Schulvorstand, der zu den „3 Gut" (für Jugendliche) noch ein viertes (gute Ordnung) hinzufügte, alsbald eine Rüge erhielt, da er sich angemaßt habe, die Partei zu verbessern.[42]

Zu bemerken ist schließlich noch, daß die Russen einfach vom ZK der Partei sprechen, während die Chinesen gewöhnlich eine Ziffer davorsetzen; das ZK, das seit dem VIII. Parteitag der KPCh (Herbst 1956) besteht, ist also das VIII. ZK, und während die Russen seit Jahrzehnten in etwas unsystematischer und großzügiger Weise die Plenarsitzungen ihres ZK nach dem Monat, in dem es tagte, bezeichnen und etwa die Tagung vom März 1962, auf der Chruschtschow eine energische Reform der Landwirtschaft forderte, einfach „Märzplenum" (ohne Jahresangabe) nennen, numerieren die Chinesen die ihren fein säuberlich; also etwa: „6. Plenum des VIII. ZK."

Die Kader – wiedererstandene Lizentiaten?

Bedeutet solche geistige und pseudogeistige Betriebsamkeit der Kanpu (von kan = arbeiten und pu = Bestandteil; also wörtlich arbeitender Teil, „Aktiver"), der „Kader", wie die Chinesen nach sowjetischem Vorbild das Wort in westliche Sprachen übersetzen, bedeutet sie, daß dieses Funktionärskorps der Partei als wieder-

auferstandenes Lizentiatentum zu betrachten ist? Bei der Einzigartigkeit dieses historischen Phänomens und seiner Bedeutung für zweitausend Jahre chinesischer Geschichte müßte ein Ja auf diese Frage einiges über das Wesen des chinesischen Kommunismus aussagen.

Ein flüchtiger Blick könnte in der Tat Parallelen feststellen: Lizentiat und Kanpu gehören einer vom gesamten übrigen Volk scharf unterschiedenen, privilegierten Schicht an, deren Mitglieder, ob in Staatsstellungen oder nicht, das Rückgrat der Verwaltung, ja des staatlichen Lebens überhaupt bilden; der Weg zu dieser Schicht steht – jedenfalls in der Theorie, bis zu einem gewissen Grade auch in der Tat – jedem Staatsbürger offen, wenn ihn auch beim einen bestimmte, als unehrenhaft geltende Berufe und beim anderen bestimmte soziale Vergangenheiten verschließen, den Nachweis der Qualifikation erbringen sie durch das Bekenntnis zu einer bestimmten Ideologie – der konfuzianischen bzw. der marxistischen – sowie durch Auswendiglernen und Zitieren der „Klassiker", nicht durch berufliche Spezialisierung, was ihre Verwendung an fast jeder beliebigen Stelle erlaubt; aber auch wer die Zugehörigkeit zur Führungsschicht erreicht hat, bleibt wiederholter Überprüfung unterworfen. So kommt ein umfassendes westliches Quellenwerk nach fast tausend Seiten über chinesische Geistesgeschichte zu dem Schluß: „Trotz wichtiger ideologischer Unterschiede ähnelt die neue kommunistische Elite der alten in ihrer Verbindung von ideologischer und politischer Autorität, ihrer Identifizierung mit einer bestimmten intellektuellen Orthodoxie und ihrem Anspruch auf Führung durch Einhaltung eines strengen Sittenkodex." [43]

Dieser Gedankengang würde weiter dazu führen, auch die Unterschiede zwischen dem bolschewistischen Parteifunktionär und dem chinesischen – etwa des Kanpu größere Selbständigkeit und höhere Autorität – damit zu erklären, daß der Kanpu die Tradition des ohne Detailinstruktionen aus der Hauptstadt handelnden, vom Volk durch Kotau zu ehrenden Lizentiaten fortsetzen würde. Es mag in der Tat zutreffen, daß dem Kanpu heute zugute kommt, was im Volk von der Autorität der alten Führungsschicht nach Jahrzehnten der Wirren und Erschütterungen noch übrig ist. Doch scheinen mir jene Ähnlichkeiten oberflächlicher, ja zu-

fälliger Natur zu sein. Unterschiede, sogar Gegensätze sind weit bedeutsamer:

Der Lizentiat war Träger und Hüter uralter Tradition und Verkörperung chinesischer Kultur, Symbol des Beständigen im Fluß der Zeit; der Kanpu dagegen ist durch die Verneinung, den radikalen Umsturz der alten Ordnungen als Vorkämpfer einer ganz jungen, zudem am fernen westlichen Ende Eurasiens entstandenen Ideologie zur Macht gelangt. Der Lizentiat galt als vorbildlich, wenn er als echter Jünger des Konfuzius möglichst wenig regierte und die Menschen sich selbst und ihren nichtstaatlichen Verbänden, der Sippe vor allem, überließ; der Kanpu muß ununterbrochen im Namen des Staates und der Partei eingreifen, mahnen, drohen, strafen und die Menschen zu Handlungen und Verhaltensweisen antreiben, zu denen sie von sich aus nicht bereit wären. Der Lizentiat vereinigte in seiner Person die Bereiche des Geistes und des Staates, eine in normalen Zeiten chinesischer Geschichte geradezu unüberbietbare Kombination; der Kanpu ist (von Paradepferden abgesehen) alles andere als ein geistiger, vielmehr ein recht hemdsärmelig-brutaler Typ, der zur wirklichen geistigen Elite in einem nur schwach übertünchten Gegensatz steht und in dieser weit eher das Unkraut als die Blumen zu sehen geneigt ist. Der Lizentiat war durchdrungen von einer höchst humanen Ideologie, die die eigentliche Regierungskunst in der unaufdringlichen Ordnung der persönlichen Beziehungen sah, in der Beseitigung von Reibungen, in der Förderung von Gleichgewicht und Harmonie im Hier und Heute; der Kanpu aber ist verpflichtet, der Erreichung eines in ferner Zukunft liegenden Zieles zu dienen und zu diesem Behufe immer neue Kräfte zu entfesseln, damit aber auch Reibung, Ungleichgewicht und Disharmonie. So ist der Kanpu viel eher der Gegenpol des Lizentiaten als sein geistiger Nachfahr. Seine Vorfahren wären allenfalls die antikonfuzianischen „Legalisten", von deren kurzem Auftritt auf der chinesischen Bühne wir im dritten Kapitel Kenntnis genommen haben.

Chinesische Spezialität: Guerillakommunismus

In Wirklichkeit sind es die „alten Kämpfer" einer noch sehr jungen Vergangenheit, die – heute noch – den Typ des Kanpu be-

stimmen. Rund dreieinhalb der insgesamt mehr als siebzehn Millionen Parteigenossen haben ihre Mitgliedschaft in der Zeit vor der Errichtung der Chinesischen Volksrepublik, vor 1949 also, erworben.[44] Aus ihren Reihen stammt nicht nur die gesamte oberste Parteiführung, sondern auch der größte Teil der mittleren. Sie aber sind in einem fast zwanzigjährigen Guerillakampf geprägt worden, und zwar in Tausenden von kleinen Partisaneneinheiten, die – auf sich gestellt und oft jahrelang ohne persönliche Fühlung mit der Zentrale – gegen Tschiang und die Japaner Krieg führten.

Hier liegt auch die natürliche Erklärung der Unterschiede zwischen chinesischem und sowjetischem Funktionärstyp. Die Schule dieses – man wird ihn so nennen können – Guerillakommunismus war eine ganz andere als die, welche die russischen Kommunisten durchlaufen hatten. Deren Kampf gegen den Zarismus war konspirativer Natur gewesen – Untergrundarbeit in den Städten, Organisation von Streiks und Demonstrationen, wenn nicht publizistische Arbeit in den Winkelredaktionen und Kaffeehäusern der Emigration, ehe sie sich – nach dem kurzen Zwischenspiel des Bürgerkrieges – unvermittelt vor die Aufgabe gestellt sahen, den größten Staat der Erde zu regieren. Und auch das liegt nun schon mehr als vier Jahrzehnte zurück, in denen sich unter ihnen immer deutlicher der Typ des in eine straffe Hierarchie eingeordneten Managers herausgebildet hat; dabei sind viele der Begabtesten unter ihnen aus der reinen Parteikarriere in die Laufbahn des Wirtschaftsführers hinübergeschwenkt, nicht zuletzt, weil sie dort im Zeichen der von Stalin 1929 eingeführten Ein-Mann-Führung in der Wirtschaft (jedinonatschálije) die größeren Entfaltungsmöglichkeiten fanden. Chruschtschow ist zwar seit Jahren bemüht, die Partei aus dem starren, stalinistischen Bürokratismus herauszuführen, sie lebendiger zu gestalten, in engere Fühlung mit den Massen zu bringen, zum Beispiel, indem er die Wirtschaft dezentralisiert, die Kontrollfunktionen der Partei im Betrieb verstärkt oder bestimmte staatliche Aufgaben (Kampf mit dem Rowdytum und dem Schwarzen Markt) den von der Partei geführten Massenorganisationen überträgt. Aber besondere Erfolge sind ihm dabei offenbar nicht beschieden gewesen.

Der chinesischen Parteiführung dagegen scheint es bis jetzt gelungen zu sein, die Partei flexibler zu erhalten und ihre Machtstellung, auch im Wirtschaftsleben, zu bewahren. Die nach sowjetischem Vorbild anfänglich übernommene Ein-Mann-Führung in den Betrieben ist wieder abgeschafft[45], die Rolle des Kanpu in der Wirtschaft verstärkt worden.[46] Elemente des Guerillakommunismus wurden wiederbelebt, vor allem in der Phase des Großen Sprunges, die Selbständigkeit und Entscheidungsfreudigkeit der Parteigenossen gefördert, allerdings im Rahmen der uns schon bekannten „kleinen Studiengruppe", in der die örtlich zu lösenden Probleme durchdiskutiert und entschieden werden.

Solche Stilunterschiede sollen nicht bagatellisiert werden. Doch wird man ihre Bedeutung erst in ein, zwei Jahrzehnten beurteilen können. Denn was wird sein, wenn Mao – diese Verkörperung des Guerillakommunismus – nicht mehr lebt, wenn die „alten Kämpfer" nicht mehr ein Fünftel der Partei, sondern nur noch ein Zehntel, ein Zwanzigstel ausmachen? Was, wenn die chinesische Industrie sich im gleichen Grade entwickelt und differenziert haben wird wie die sowjetische in dem Zeitpunkt, als sich dort die Ein-Mann-Führung in der Wirtschaft durchsetzte? Dann erst wird sich herausstellen, ob die KPCh grundsätzlich anders ist als die KPdSU, oder ob wir es auch hier lediglich mit zeitbedingten Unterschieden zu tun haben.

Die sprachschöpferische Kraft ist größer am Anfang einer Revolution

Neben den bisher dargestellten Verschiedenartigkeiten des Stils, des Sprachstils insbesondere, fehlt es naturgemäß nicht an zahlreichen Gemeinsamkeiten. Wie die russischen schätzen die chinesischen Kommunisten zum Beispiel die Militarisierung der Sprache; doch findet sich dieser Vorgang seit dem Ersten Weltkrieg auch in anderen Sprachen. Immerhin könnte man sagen, daß in China eine noch schärfere Tonart üblich geworden ist, wohl um das von Natur auf Ausgleich und Harmonie, nicht auf Trennung und Kampf eingestellte Volk den Zwecken der Partei besser dienstbar zu machen. Während etwa in der Sowjetunion die Herausforderung eines Betriebes an einen anderen, sich mit ihm in der Produktion zu messen, einfach als Wettbewerb (oder als sozialistischer Wettbewerb) bezeichnet wird, nennen die Chinesen das „die Signal-

feuer des Krieges anzünden"; die entsprechenden schriftlichen Herausforderungen heißen bei ihnen „Kriegserklärungen", und wo – wie es die Partei wünscht – viele von diesen am Ankündigungsbrett eines Betriebes hängen, da wird dieser wegen seiner „Kriegsatmosphäre" (tschan-tou tschi-feng) gelobt.

Auch die Sucht, alles, was den Kommunismus betrifft, durch entsprechende Adjektiva grandios erscheinen zu lassen, haben die chinesischen mit den russischen Kommunisten gemein – Mao ist natürlich „groß" oder „genial", die Parteifunktionäre „von hohem Rang", die Partei ist die „glorreiche Partei, die allezeit im Recht ist", und die Massen sind auch nicht einfach Massen, sondern „breite und große Massen".[47]

Eine Monographie über die neuen Sprachgewohnheiten liegt meines Wissens noch nicht vor, doch würde sie vermutlich zutage fördern, daß in der Anfangszeit einer Revolution, wenn sich die Menschen in eine ungewohnte, begrifflich noch gar nicht erschlossene Lage einleben müssen, ihre sprachschöpferische Kraft stärker ist als später, wenn sie sich eingewöhnt haben. Für die Sowjetunion[48] läßt sich dies heute schon übersehen; die Zahl der neu auftretenden Wörter, die während der Revolution und des ersten Fünfjahrplans besonders groß war, ist zurückgegangen. Wird man dieselbe Beobachtung eines Tages auch bei den Chinesen machen?

Rotchina ahmt in zahllosen Dingen das Sowjetbeispiel nach

Für den ausländischen Beobachter des kommunistischen Alltags überwog – jedenfalls in den ersten Jahren nach 1949 – das Gemeinsame bei weitem die Abweichungen vom sowjetischen Vorbild. Fast alle methodischen Besonderheiten, die ihm in der Sowjetunion aufgefallen waren, konnte er in Rotchina wiederfinden: Auch hier spürte er allenthalben das Drängen auf vorzeitige Planerfüllung (ein stark gefeierter Lastwagenfahrer hatte – ähnlich wie einst der sowjetische Dreher Bykow – seinen Plan für 1961 bereits im April 1960 erfüllt[49] und dürfte sich – wie jener – mittlerweile mit seiner Planerfüllung den siebziger Jahren nähern); genau wie in der Sowjetunion heißt auch in China das Sportabzeichen „Bereit zur Arbeit und Verteidigung"; auch in China hat es der Ausländer mit einem Reisebüro zu

tun, das dem sowjetischen Intourist bis ins einzelne nachgebildet ist; wie Moskau die Witwe Lenins als Symbol der Kontinuität der russischen Revolution herausstellte, so hat Peking seine Sung Tsching-ling (Sun Yat-sens Witwe), die als „große alte Dame" sowohl dem eigenen Volk als fremden Gästen gegenüber in Erscheinung zu treten hat. Wer die Broschüren über Liu Hu-lan, die von chinesischen Antikommunisten umgebrachte junge Aktivistin, liest[50], findet, daß sie sich kaum von den sowjetischen Schriften über Kampf und Tod der von Deutschen erhängten Partisanin Sója Kosmodemjánskaja unterscheiden; auch die Mütter der beiden Heldinnen traten in Verbindung zueinander. Was ein Stachánow bei den Russen, das ist ein Wu Yun-to in China.[51] In China wie in Rußland hütet man die chinesisch-sowjetische Freundschaft „wie einen Augapfel"[52], hat man eine „Generallinie"[53], marschiert man an revolutionären Gedenktagen in Massen an dem geliebten Führer vorbei, hat man einen Komsomol (die Neue Demokratische Jugendliga[54]) und einen Verband der „Pioniere" für die noch Jüngeren – und muß sich doch in überraschendem Umfang mit asozialen Elementen herumschlagen, nur daß die Chuligány in China liu-mang genannt werden. Auch in rotchinesischen Reden beginnen Sätze, in denen man einem Parteigenossen eins auswischen will, mit den Worten: „Manche Genossen meinen ...", kämpft man verzweifelt (und ohne sichtbaren Erfolg) gegen den Bürokratismus, wobei man sich ganz ähnlicher Schlagwörter und sogar Anekdoten bedient. (Wie man in der Sowjetunion von einem Oberbürokraten erzählt, der seinen Postausgang so nachlässig behandelte, daß er unbesehen sein eigenes Todesurteil unterschrieb, so berichtete die chinesische Presse, daß dort einer seinen Namen unter einen Lieferschein setzte, auf dem Spaßvögel „500 Blatt Papier, 40 Paar Handschuhe und 1 Frau" vermerkt hatten.[55])

Auch in China produzieren natürlich die Maler Kollektivkunstwerke („Kollektivgemälde der Zentralakademie der Schönen Künste"[56]), was die Russen, von Ausnahmen abgesehen, inzwischen eingestellt haben und wogegen man sich immerhin nun auch in China zu wenden beginnt[57], verschwinden die in Ungnade Gefallenen spurlos aus den Büchern (wie Berija aus der Großen Sowjetenzyklopädie, deren Bezieher aufgefordert wurden, die

Seite mit seiner Biographie auszuschneiden und durch eine über die Bering-See zu ersetzen, so Kao Kang, der aus den in den Ausgewählten Schriften Maos enthaltenen Reden herausoperiert wurde[58]) und nehmen sich im Zuge der Revolution nach oben gelangte Funktionäre neue – jüngere – Frauen[59], obgleich nach außen Sittenstrenge und Prüderie in beiden roten Staaten zu dem von der Parteiführung verlangten, aber in der UdSSR zunehmend durchbrochenen Stil gehören.

Chinas Patriotismus – auch auf Briefmarken

Die Zeit der weitgehenden Übernahme sowjetischer Vorbilder fiel zusammen mit der antinationalen Phase der chinesischen Revolution, in der man – wie seinerzeit die Russen – zu glauben schien, man könne bei einem neuen Jahr Eins beginnen und alles, was davor war, auf den Kehrichthaufen der Geschichte werfen. Mao hat diese Tendenzen wohl nicht selbst angeregt, aber er hat ihnen eine Weile ihren Lauf gelassen, während er seine Macht konsolidierte, wozu ihm die Zerschlagung der bisherigen Traditionen erwünscht war.

Damals sind – wie auch in Rußland nach 1917 – aus einer Verbindung von revolutionärem Übereifer mit Haß gegen das Überlieferte unersetzliche Werte verlorengegangen. So wurden zum Beispiel im Kampf gegen die Grundbesitzer deren Bibliotheken als „feudalistisch" vernichtet oder den Bauern überlassen, die sie als Brennstoff benützten, oder als Altpapier abgeliefert. Eine einzige Papiermühle in der Provinz Anhui hat in jener Zeit jährlich über dreißigtausend Kilo an klassischen Büchern „verarbeitet". Als im Herbst 1956 die Hundert Blumen vorsichtig zu blühen versuchten, setzte auch der Protest gegen diese nationale Selbstverstümmelung ein. „Klassische Bücher dürfen nicht mehr vernichtet werden", hieß der Leitartikel in einer Pekinger Zeitung, in dem auch die Angabe über die Papiermühle von Anhui stand[60], und das Blatt der Provinz Setschuan schrieb: „Die Bücher der Klassiker sind das wertvollste kulturelle Erbe unseres Volkes.[61] Bald darauf, im Januar 1957, erhielten die noch überlebenden Musiker und Tänzer der traditionellen, 1937 eingestellten Konfuzius-Feiern vom Kultusministerium den Auftrag, für die Ausbildung von Nachwuchs zu sorgen.

Die neuen patriotischen Töne der Kommunisten fanden in China ein lebhaftes und zustimmendes Echo, ein noch stärkeres als in der Sowjetunion, weil dem Chinesen sein „kulturelles Erbe" so besonders viel bedeutet. Auch haben ihn die Demütigungen durch den Westen (und durch die Japaner) innerlich weit mehr verwundet, als wir das wußten. Während der vielen Besuche und langen Jahre in China habe ich nicht ein einziges Mal eine gegen mich als Weißen gerichtete Unfreundlichkeit erlebt – wohl von seiten der Japaner, nie von einem Chinesen. Erst der Sieg Maos und der Anteil, den die Fremdenfeindlichkeit in China daran hatte, haben gezeigt, wieviel Unwille, wenn nicht Haß hinter den – je nach Temperament – freundlichen oder reservierten, aber stets höflichen Gesichtern der Chinesen gelebt haben muß.

Unter den jungen Chinesen, die ich nach ihrer Flucht aus Rotchina in Hongkong sprach, sagte mir ein Student, der eben erst die Freiheit gewonnen hatte: „Ich selbst habe es nicht länger aushalten können; aber von mir aus kann Mao tun, was er will, wenn er nur China stark macht." Man wird heute unter Studenten in der Sowjetunion einige Zeit suchen müssen, ehe man einen findet, der diesen Satz auf sein Land angewandt aussprechen würde. Gewiß, auch die Russen empfanden und empfinden Minderwertigkeitskomplexe gegenüber dem Westen, aber ihnen fehlt – selbst den Älteren unter ihnen – die Erinnerung an eine längere Zeit der Erniedrigung durch die westlichen Völker.

Die Phase, in der die Sowjetbürger begierig alles in sich aufnahmen, was ihnen Stalin von den vielen angeblichen „Erstentdeckungen" durch Russen zu berichten wußte, ist vorüber, während die Chinesen sich noch mitten in ihr befinden. Peking nimmt darauf Rücksicht. Seit die Produktion von Briefmarken zu einer mehr politischen als geographischen Angelegenheit geworden ist, mußte ich, ein Nichtsammler, mich auch mit ihr befassen. Was hat sich dabei gefunden? Natürlich Mao-Porträts, rote Fahnen, Friedenstauben, Staudämme, fröhliche Arbeiterinnen an der Wahlurne, Hochspannungsleitungen, Mähdrescher, Sportrekordler, gereckte Geschützmündungen, Jagdflieger am Himmel, Marx, Engels, Lenin, Stalin, Szenen des Revolutions- und des Koreakrieges, Volkshochöfen. Aber daneben auch (doch nicht in den ersten Jahren nach 1949) ganz andere Bilder, eben Symbole des

„kulturellen Erbes": Porträts zweier Astronomen aus dem zweiten und achten Jahrhundert (von denen einer, wie aus dem Bild ersichtlich, ein Mönch war) und je eines alten Mathematikers und Pharmakologen, ferner eines Dramenschreibers aus der Mongolenzeit mit Illustrationen aus seinen Werken, eine – übrigens sehr geschmackvolle – Serie „Unser großes Mutterland" mit acht Reproduktionen früher Wandgemälde (darunter höchst „feudalistischer" Szenen), „Alte Erfindungen" (darunter Kompaß und Seismograph); „Archäologische Schätze" (mit Keramiken und Bronzen aus dem zweiten und ersten Jahrtausend v. Chr.); fünf Ansichten des alten Peking und vier von alten Pagoden. In der Sowjetunion begannen Briefmarken über das kulturelle Erbe erst achtzehn Jahre nach dem Siege der Revolution zu erscheinen (die frühesten 1935 zum 25. Todestag Tolstojs) und auch dann nur spärlich. Während des Zweiten Weltkrieges wurden die patriotischen Motive häufiger, um dann wieder an Zahl zurückzugehen.

Wieweit mit solchen historischen Serien dem Westen, wieweit dem russischen Nachbarn imponiert werden soll, wird niemand sagen können; ich möchte meinen, daß man zum mindesten auch an die Russen gedacht hat. Es gibt Fälle, in denen dies ganz deutlich wird, etwa in einem illustrierten Buch, das voll Stolz die frühen chinesischen Erfindungen aufzählt[62], oder in einem Aufsatz der Pekinger Volkszeitung von 1957, der sich unter anderem mit Raketentechnik befaßte und in dem sich diese Sätze finden:

> „Wir Chinesen haben eine glorreiche Rolle auf diesem Gebiet gespielt. Zu Beginn des elften Jahrhunderts [n. Chr.] haben Tang Fu und Schi Pu die Rakete erfunden ... In Anwesenheit des Kaisers schossen sie – mit schwarzem Pulver als Treibstoff – eine Rakete in den Himmel. Dies war der erste Schritt auf dem Wege zu einem künstlichen Erdtrabanten. Die Erfindung gelangte nach Europa. Neunhundert Jahre später [!] hat sich ein russischer Schullehrer mit den Problemen des interplanetarischen Raumfluges befaßt ..." [63]

Sinisierung des Kommunismus?

Es ist nicht ausgeschlossen, daß der Eifer, mit dem man gerade in den letzten Jahren das „kulturelle Erbe" herausstellt, eine Folge der inneren Auseinandersetzung mit dem mächtigen, aber

doch von vielen Chinesen als barbarisch-jung empfundenen russischen Nachbarn darstellt.

Mao hat es verstanden, dem Marxismus/Leninismus eine chinesische Tönung zu geben – ohne, das sei mit allem Nachdruck hinzugefügt, dessen Substanz zu verändern; auch da, wo er 1958, insbesondere bei Volkskommune und Lohnpolitik, einen anderen Weg einschlug als die Sowjetunion, blieb er innerhalb der Grenzen der gemeinsamen Ideologie und konnte er sich – wie auch sein Opponent Chruschtschow – mit gutem Recht auf eine Fülle von Marx- und Lenin-Zitaten berufen. Wir beobachten hier also die allerersten Anfänge eines Vorganges, auf den wir unter dem Stichwort Sinisierung des Buddhismus (in gewisser Weise auch des Christentums) schon früher gestoßen sind; es überrascht auch nicht, daß sich diese Sinisierung vornehmlich auf dem Wege über die Sprache vollzieht, also durch das chinesischste Instrument, das sich der Geist dieses Volkes in den letzten Jahrtausenden geschaffen hat.

Eine an der University of California wirkende Sprachforscherin chinesischer Abstammung verfolgt diesen Prozeß seit Jahren und berichtet über ihn in detaillierten fachlichen Veröffentlichungen[64]; aus ihnen wird deutlich, daß wir es – wie seinerzeit beim Buddhismus in China – mit einer gegenseitigen Durchdringung zu tun haben, mit einer Sinisierung des Kommunismus wie auch mit einer Bolschewisierung des Chinesentums. Daß aber ein Vergleich der Wirkungen des Buddhismus bzw. des Marxismus/Leninismus auf China keineswegs eindeutige Voraussagen zuläßt, haben wir im ersten Teil des Buches bei der Betrachtung des Buddhismus ausgeführt.

Auch der Leninismus stellt – nicht nur, aber doch eben auch – eine Russifizierung des Marxismus dar und eine Anwendung dieser nichtrussischen Ideologie auf wirtschaftlich primitive und darüber hinaus spezifisch russische Bedingungen; das ist allzu bekannt, als daß es hier belegt werden müßte. Der Weg von Marx zu Lenin und zu Mao ist also auch – bis zu einem gewissen Grade – der Weg der Russifizierung und weiter der Sinisierung, und dieser Tatbestand wiederum kann nicht ganz ohne Einfluß auf das Verhältnis zwischen Moskau und Peking bleiben.

Wenn wir uns an das traditionelle (also vorkommunistische) Weltbild der Russen und der Chinesen erinnern, wie es im ersten Teil gezeichnet wurde, so wissen wir, daß sich ihre kommunistischen Führer nicht in der gleichen Lage befanden. Lenin und den Seinen kam der auf ein tausendjähriges Reich gerichtete Messianismus ihres Volkes zugute, und man mag sich fragen, ob die bolschewistische Revolution ihrer schweren Rückschläge und Prüfungen erfolgreich Herr geworden wäre, hätte sie sich nicht eines Volkes bemächtigt, das in seinem Idealismus bereit war, „das Leid der Welt auf sich zu nehmen" und der Menschheit, wie es glaubte, unter eigenen Schmerzen ein schöneres Morgen zu schenken. Erst kürzlich noch sagte mir ein Sowjetingenieur, der alles andere als ein Romantiker oder Schwärmer ist, zudem nicht ohne Skepsis und Vorbehalte gegenüber den Realitäten in der Sowjetunion: „Was wir Russen in diesen fünfundvierzig Jahren durchgemacht haben – an Bösem [er dachte hier, wie sich aus dem Gespräch ergab, an Stalin] und an Gutem, das macht es der ganzen übrigen Welt sehr viel leichter, den rechten Weg in die Zukunft zu finden." Nur konnte Lenin diese ihrem Wesen nach metaphysisch gerichtete Opferbereitschaft nicht als solche ansprechen, da die materialistische Erlösungslehre dem Leib gilt, nicht der Seele. Lenin leitete eine Kraft auf seine Mühlräder, die aus ihm fremden, ja von ihm verachteten Quellen gespeist wurde; er mobilisierte die Gläubigkeit des Volkes für diesseitige und antireligiöse Ziele.

Maos Lage war umgekehrt. Er hatte es mit einem Volk zu tun, zu dessen Tradition seit den Tagen des Konfuzius das Streben gehörte, sich hier und jetzt so gut wie möglich einzurichten, und das durchaus an die Möglichkeit glaubte, auf Erden eine Gesellschaftsordnung zu schaffen, die dem Ideal friedlichen und harmonischen menschlichen Zusammenlebens sehr nahe kommt. Insofern fiel also die kommunistische Lehre von der bevorstehenden Errichtung eines idealen, klassenlosen, brüderlich gestimmten, jedem Chinesen Geborgenheit gewährenden Staates auf einen aufnahmebereiten Boden.

Hätte Mao nur dies getan, so wäre er im Rahmen der chinesischen Tradition geblieben, und die dauernde Zustimmung der

überwältigenden Mehrheit seines Volkes wäre ihm sicher gewesen. Aber Mao tat mehr, sehr viel mehr. Auf dem Wege zu der angeblichen Harmonie von morgen zwangen die Kommunisten das Volk zur extremen Disharmonie von heute, zu einem Verhalten, das ihm höchst widerwärtig war – zur öffentlichen Kritik des Vaters, zur Verleumdung der Nachbarn, zum Klassenkampf, zum unaufhörlichen Suchen nach „Feinden des Sozialismus", zum unerbittlichen Entweder-Oder – zu lauter Verhaltensweisen also, die seiner Tradition zuwiderlaufen. Der Chinese hat dies alles zwar auf sich genommen, aber wer kann glauben, daß er es gerne tat?

Die Gefahr für den Kommunismus in Rußland ist also, daß der Glaube der Menschen an seine Weltmission erlahmt; für den chinesischen Kommunismus aber liegt sie darin, daß das Volk, obgleich es sich einem ihm nicht gemäßen Lebensstil unterwirft, der erträumten Harmonie, dem erhofften Mindestmaß an Wohlstand nicht näher kommt, ja sich sogar – wie seit 1958 – weiter von diesen Zielen entfernt.

DRITTER TEIL · NACHBARN

VORBEMERKUNG

In zwei Staaten hat sich der Kommunismus die Macht erobert. Trotz allen Verschiedenheiten zwischen ihnen – ihre Zentren liegen viele Tausende von Kilometern voneinander entfernt, und der Sieg Maos kam zweiunddreißig Jahre nach dem Lenins – haben wir im zweiten Teil dieses Buches überwiegend parallele Züge, vor allem in den Ergebnissen, festgestellt. Als Mao erst wenige Jahre an der Macht war, befand sich die Chinesische Volksrepublik schon ein gutes Stück auf dem von Lenin, mehr noch von Stalin gewiesenen Wege: die Bauernschaft war kollektiviert (die „landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaft höheren Typs" unterschied sich nur dem Namen nach vom sowjetischen Kolchos), Handel und Gewerbe lagen völlig in staatlicher Hand, die Intellektuellen waren, äußerlich wenigstens, gleichgeschaltet, und die Kommunistische Partei Chinas – in manchen Stilfragen von der bolschewistischen verschieden, aber wie jene eine straff zentralisierte Organisation von Funktionären – bildete den einzigen Machtträger des Landes. Was wir in den letzten vier Kapiteln erfuhren, zeigte uns Mao in den wesentlichen Punkten als Schüler und Nachahmer der Männer im Kreml und konnte den Schluß nahelegen, daß zwei Staaten, die sich auf dem Boden der gleichen Weltanschauung auf höchst ähnlichen Wegen in derselben Richtung bewegten, engste Bundesgenossen, ja Freunde, sein müßten.

Aber so einfach liegen die Dinge nicht. Wie der Mensch ist auch die Politik kein „ausgeklügelt Buch". Auch in ihr gelten neben Absicht und Plan (die ja auf Gemeinsamkeit und Harmonie hätten hinwirken müssen) zahlreiche negative Faktoren – Interessengegensätze und persönliche Rivalitäten.

So werden wir im dritten Teil sehen, daß im Verhältnis der beiden roten Nachbarn unter der Oberfläche gleicher Interessen und Ziele mehr zu finden ist als die von vielen erwartete „soziali-

stische Brüderlichkeit" – nämlich das nüchterne, auf den eigenen Vorteil bedachte Kalkül, die zunehmende Verhärtung der Grenze (auch der Sprach- und Schriftgrenze), eine höchst unbrüderliche Gläubiger-Schuldner-Beziehung, kurz, eine allgemeine Abkühlung und – im Verhältnis der beiden Völker zueinander – eine Reaktion, die sich am besten als ein Zuviel an „Freundschaft" verstehen läßt.

9. Kapitel

STALIN – TSCHIANG – MAO

Der erste und gescheiterte Versuch der Machtergreifung lockert die Beziehungen der chinesischen Kommunisten zu Moskau. Für den auf die Industrialisierung und Kollektivierung Rußlands konzentrierten Stalin wird China erst wieder interessant, als er sich dem Deutschland Hitlers und einem expansiven Japan gegenübersieht; er braucht jetzt ein starkes China unter einer starken Regierung – dies ist Tschiang Kai-schek. Jahrelang setzt Stalin auf Tschiang, auch noch nach der Kapitulation Japans, denn nur von der Regierung Tschiangs kann er den Preis einholen, den ihm die Angelsachsen auf der Konferenz in Jalta für seinen Angriff auf Japan versprochen haben. Seine Umstellung auf Mao geschieht erst nach dessen Sieg in ganz China und auch dann nicht in einer Form, die man als überzeugend spontan bezeichnen kann.

Lange Zeit waren die Russen – wie alle Europäer – in den Augen der Chinesen „fremde Teufel" gewesen, die sich von anderen nur durch den nicht sehr gewichtigen Umstand unterschieden, daß sie auf dem Landweg kamen. Wer sich mit der früheren Geschichte der russisch-chinesischen Beziehungen befassen will, findet darüber eine umfangreiche Literatur.[1] In unserem Zusammenhang ist sie erst seit 1917 von Interesse, denn, wie Mao gesagt hat, „bis zur [bolschewistischen] Oktoberrevolution kannten die Chinesen Lenin und Stalin nicht, ja nicht einmal Marx und Engels".[2]

Marx und Lenin kommen nach China

Der klassische Marxismus vor-leninscher Prägung hatte in China nicht Fuß fassen können, da er auf eine Industriegesellschaft abgestellt war, die es in China damals nicht gab. Zwar hatten sich die modern denkenden Kreise Chinas für die revolutionäre Be-

wegung in Rußland schon vor dem Herbst 1917 interessiert, aber mehr für deren liberale Aspekte als für den Verschwörerkreis der Bolschewiken. Lenins Machtergreifung wurde in China zunächst noch weniger als im Westen in ihrer weltpolitischen Bedeutung erkannt.

Unter den ersten, die den bolschewistischen Sieg begrüßten, war Li Ta-tschao, der ihn im Juli 1918 in einem Artikel „Über die Revolution in Frankreich und Rußland" als „Morgenröte einer neuen Weltkultur" feierte.[3] In den Tagen, da das deutsche Kaiserreich zusammenbrach, veröffentlichte er einen weiteren Aufsatz unter der bezeichnenden Überschrift „Sieg des Bolschewismus"; denn, so argumentierte er, die Sieger der Epoche seien nicht die liberalen Demokraten des Westens, sondern „Lenin, Trotzkij, Kollontaj, Liebknecht, Scheidemann und Marx", und den Bolschewismus bezeichnete er als Bannerträger der Menschlichkeit und Freiheit.[4] Doch erklangen Stimmen wie diese zunächst nur selten.

In der Bewegung vom 4. Mai 1919 waren kommunistische Einflüsse noch kaum am Werk. Zwanzig Jahre später behauptete zwar Mao: „Die ‚Bewegung des 4. Mai' wurde geboren als Antwort auf den Appell der Weltrevolution, auf den Appell der russischen Revolution, auf den Appell Lenins"[5], und seither nimmt die Geschichtsschreibung in der Sowjetunion wie in Rotchina den 4. Mai ganz für den Kommunismus in Anspruch. In Wirklichkeit aber war, wie wir früher sahen, die Bewegung, die am 4. Mai 1919 ins Bewußtsein der chinesischen Öffentlichkeit explodierte, vor der bolschewistischen Revolution und ohne kommunistische Einflüsse entstanden.

Begeisterung über Karachan

Breitere Kreise der revolutionären Intelligenzschicht Chinas wurden auf den Umsturz in Rußland erst aufmerksam, als sie im März 1920 von der sogenannten Karachan-Erklärung Kunde erhielten. Im Juli 1919 hatte der damals stellvertretende Volkskommissar für auswärtige Angelegenheiten, Leo Karachan, erklärt, die Sowjetregierung annulliere alle ungleichen Verträge der Zaren mit China und gebe dem chinesischen Volk die darin festgelegten Erwerbungen zurück. Die in Rußland und China glei-

chermaßen chaotischen Verhältnisse brachten es mit sich, daß acht Monate vergingen, ehe diese Erklärung in China bekannt wurde, und zwar in einer Version, in der ausdrücklich auch die Rückgabe der vom Zarenreich erbauten Eisenbahn in der Mandschurei versprochen wurde. Aber gerade von diesem Teil der Karachan-Deklaration, der in China besonders sensationell wirkte, behaupteten die Sowjets später, er sei gefälscht und nachträglich eingesetzt worden; in Wirklichkeit war er, wie ein amerikanischer Historiker nachgewiesen hat, in der ursprünglichen Fassung durchaus enthalten.[6]

Die Erklärung rief in China große Begeisterung hervor. Sie trug der Sowjetunion um so stärkere Sympathien ein, als die Westmächte nichts von ihren Privilegien in China aufgeben wollten und sogar die von den Chinesen wütend abgelehnten japanischen Ansprüche auf chinesischem Boden akzeptierten.[7] In verstärktem Maße wandten sich Vertreter der chinesischen Intelligenz nun dem Studium des Marxismus zu. Die zahllosen intellektuellen Gruppen und Grüppchen (wie Maos Neue Volksstudiengesellschaft in Tschangscha) und deren Zeitschriften, die, vor allem in Peking, wie Pilze aus dem Boden schossen[8], befaßten sich zunehmend mit den radikalen Doktrinen des Westens, und zwar mit jedem -ismus, den es damals in der Welt gab.

Zunächst legten sich die wenigsten auf eine bestimmte Richtung fest; meist interessierte man sich für alles auf einmal. Aus Maos Mund wissen wir, daß er in den paar Jahren zwischen 1911 und 1920 Buddhist, Kang Yu-wei'ist, Monarchist, Idealist, Liberaler, demokratischer Reformist, utopischer Sozialist, Antimilitarist, Autonomist (für seine Heimatprovinz Hunan), Anarchist und Marxist gewesen ist.[9] Ähnliches hätten damals Hunderte und Tausende junger chinesischer Intellektueller von sich sagen können. Doch gehörte Mao zu den wenigen, die sich früh, das heißt noch vor dem Bekanntwerden der Karachan-Erklärung, zum Marxismus und zum Vorbild der bolschewistischen Revolution bekannten; er tat dies in seinem Aufsatz „Die große Gemeinsamkeit der Volksmassen", der im Juli und August 1919 in Fortsetzungen in einem von ihm in Tschangscha herausgegebenen Blatt erschien, und in seinen Briefen, die später in der „Sammlung von Briefen der Mitglieder der Neuen Volksstudiengesellschaft" ver-

öffentlicht wurden.[10] „Im Sommer 1920 war ich, in der Theorie und bis zu einem gewissen Grade auch in der Tat, ein Marxist", sagt Mao von sich.[11]

Von den Auseinandersetzungen der Marxisten mit anderen revolutionären Lehren war in China die mit den Anarchisten am interessantesten, da sich bei diesen uralte staatsfeindliche Lehren aus der chinesischen Antike, vor allem bei Lao-tse und Tschuang-tse, mit entsprechenden Gedanken Bakúnins und Kropótkins mischten.[12] Diese Diskussionen zeigten übrigens, wie rasch sich die chinesischen Anhänger Lenins dessen Jargon aneigneten. Wenn sie etwa schrieben: „Die vom Gift des Rationalismus angesteckten Revisionisten und Reformisten vom Typ Kautsky und Bernstein und Co. . . ." [13], so war das ganz „wie er sich räuspert und wie er spuckt".

Moskau und die chinesischen Kommunisten, 1920–1927

Im Sommer 1920 traf im Auftrag der Komintern Grigórij Woitínskij in China ein. Er stand Pate bei der Gründung erst des Sozialistischen Jugendkorps, eines Vorläufers der Kommunistischen Partei Chinas (August 1920), dann der KPCh selbst. Offiziell gilt der 1. Juli 1921 als Gründungstag der Partei.

Vom Augenblick ihres Entstehens bis zur Übersiedlung ihres ZK in das Herrschaftsgebiet Maos im Herbst 1932, also mehr als elf Jahre lang, war die KPCh auf das engste mit Moskau verbunden; zahlreiche Entschlüsse, die sie entscheidend betrafen, fielen in Wirklichkeit nicht in China, sondern in der „Hauptstadt der Weltrevolution". Man übertreibt kaum, wenn man sagt, daß damals das Schicksal der KPCh eine Funktion der Moskauer Machtkämpfe war; ihre Führung wurde von Moskau ein- und abgesetzt; ihre Politik von Agenten Moskaus bestimmt. Das letzte Wort des Historikers über diese Zeit größter Abhängigkeit der KPCh von Moskau ist noch nicht gesprochen, da es noch allzu viele Lücken in unserer Kenntnis gibt. Doch liegen gründliche Untersuchungen vor, die den derzeitigen Stand unseres Wissens im einzelnen darlegen.[14]

In jenen elf Jahren erlitt der Weltkommunismus eine seiner schwersten Niederlagen. Einem raschen Aufstieg der KPCh zu Macht und Einfluß, der ihren Sieg in ganz China in greifbare

Nähe zu rücken schien, folgte ab 1927 ein Absturz zu fast völliger Bedeutungslosigkeit – Verlust jeglichen Einflusses in der Arbeiterschaft, kümmerliches Dahinvegetieren eines in sich zerstrittenen und ohnmächtigen „Generalstabes ohne Armee" und schließlich Flucht in das ferne Guerillagebiet, in dem sich Mao samt seinen aufständischen Bauern auch nur noch mit Mühe gegen die Truppen Tschiang Kai-scheks zu halten vermochte. Kein Wunder, daß man in Moskau wie in Peking nicht gern an diese Zeit denkt. Insbesondere die folgenschwerste der Entscheidungen, welche die Katastrophe herbeiriefen, stammte aus Moskau: das Bündnis der KPCh mit der Partei Sun Yat-sens, der KMT. Gegen ihr besseres Wissen und unter dem Druck eines Komintern-Vertreters, des Holländers Sneevliet, alias Maring, beschloß die KPCh-Führung schon auf ihrem Gründungskongreß im Juli 1921 jenes Bündnis mit der KMT und ein Jahr später, ebenfalls unter Marings Einfluß, den Eintritt von Mitgliedern der KPCh in die KMT.

Das Ende der KPCh in den Städten

Solange die KMT ein loser, undisziplinierter Haufen war, war dies nicht weiter gefährlich. Aber die Russen setzten solche Hoffnungen auf die Allianz mit Sun Yat-sen, daß sie im Herbst 1923 ihren Agenten Michaíl Boródin nach China schickten, um die KMT in ein schlagkräftiges Instrument umzuorganisieren. Dies tat Borodin gemeinsam mit dem begabtesten KMT-Führer, dem damals von Moskau begünstigten Tschiang Kai-schek, mit solchem Erfolg, daß die durch bolschewistische Organisationsmethoden gestärkte KMT im April 1927 imstande war, die KPCh fast völlig auszulöschen. Auch danach beharrte Moskau, so unwahrscheinlich das klingt, noch fast ein halbes Jahr auf der Fortführung der Allianz der Kommunisten mit der KMT in der vergeblichen Hoffnung, daß sich ihr linker Flügel gegen Tschiang durchsetzen würde. Die letzten Reste der kommunistischen Kader in den Städten „verheizte" man in einer Anzahl vorwiegend von Moskau inspirierter Abenteuer, wie dem Kanton-Aufstand vom Dezember 1927, der, von Tschiang, infolge mangelnder Unterstützung durch die Arbeiterschaft, ohne große Mühe blutig niedergeschlagen wurde.

Borodins peinlicher Schatten

In den Jahren 1934–1936, die ich in Moskau verlebte, traf ich wiederholt mit einem melancholisch dreinblickenden Mann zusammen, der in der Redaktion einer kommunistischen Zeitung englischer Sprache arbeitete und mir wie eine ausrangierte, langsam verrostende Lokomotive vorkam. Es war Grusenberg, alias Borodin, der hier in Ungnade das Gnadenbrot Stalins aß. Er war nicht abgeneigt, über seinen Lebenslauf zu berichten – über seine jugendliche Mitgliedschaft bei den russischen Sozialdemokraten (deren rechtem, d. h. menschewistischem Flügel er angehört hatte), seine Emigration nach Amerika (unter dem Eindruck des Fehlschlags der Revolution von 1905), seine Rückkehr in die Politik nach der Revolution von 1917, seine Agententätigkeit in Mexiko, dann – als Berater Kemals, des späteren Atatürk – in der Türkei, seine Reise nach China, seine Bemühungen um die Reorganisation und Straffung der KMT.

Aber je näher Borodin dem Jahre 1926 kam, desto schweigsamer wurde er. Denn er war es gewesen, der immer wieder auf Tschiang Kai-schek gesetzt hatte – auch nach Tschiangs Handstreich im März 1926, der jenem die Herrschaft über Kanton brachte; nach der zeitweiligen Verhaftung der Sowjetberater (außer dem damals abwesenden Borodin); nach der von Tschiang im Mai 1926 verfügten Aussperrung der Kommunisten aus allen wichtigen Ämtern; ja fast bis zum Frühjahr 1927, als Tschiang die kommunistische Organisation in Schanghai zerstörte und in ganz China lähmte. Erst als sich auch seine letzte Hoffnung, die linke KMT, gegen die Kommunisten wandte, sah Borodin ein, daß er verspielt hatte, und kehrte – im Sommer 1927 – als Geschlagener nach Moskau zurück. Ob er lediglich Stalins Weisungen bis zum bitteren Ende ausführte oder auch selbst durch seine Berichte Stalins Entscheidungen mit beeinflußte, darüber wollte er sich – es war am Vorabend der blutigen Säuberungen in der Sowjetunion – nicht auslassen. Aber es ist sicher, daß zum Siege Tschiangs, der Ende 1927 eindeutig feststand, neben Tschiang selbst kaum jemand so viel beigetragen hat wie Borodin. Kein Wunder, daß Mao ihn einen „Versager" nannte.[15]

Die Abreise Borodins aus China war das Ende einer unrühmlichen, noch in der Erinnerung für alle Beteiligten peinlichen

Phase der Beziehungen zwischen russischen und chinesischen Kommunisten. Stalins Einfluß auf die KPCh schmolz dahin, nachdem ihre städtischen Schwerpunkte zerschlagen waren, und sank bald fast auf den Nullpunkt; seine Anteilnahme an den Ereignissen in China ließ nach, wie auch – seit seinem klaren Siege über Trotzkij im Zeichen der Parole „Sozialismus in *einem* Lande" – sein Interesse an der Komintern. Der Name China, der während des Streites mit Trotzkij so häufig genannt worden war, tauchte in den Jahren 1931–35 kaum noch auf[16], und außer dem (bis heute noch nicht sicher identifizierten) deutschen Militärberater mit dem Decknamen Li Te scheint damals kein einziger Vertreter der Komintern in Maos Herrschaftsbereich gekommen zu sein.[17] Hitlers Machtantritt veranlaßte Stalin, den Blick noch mehr nach Westen zu richten. Für seine Weltpolitik galt bis auf weiteres die Parole des vorsichtigen Automobilisten: Sicherheit (der Sowjetunion) vor Schnelligkeit (der Weltrevolution).

Der Siebente Komintern-Kongreß, der im Juli/August 1935 in Moskau stattfand, erteilte – als Reaktion auf den Aufstieg Hitlers – den kommunistischen Parteien den Auftrag, Einheitsfronten mit allen antifaschistischen Gruppen zu bilden. Dies war, was die KPCh betraf, leichter gesagt als getan, denn als Alliierter in einer solchen Einheitsfront kam für diese, da es sonst niemanden gab, nur die KMT in Betracht. In jenem Sommer 1935 befanden sich die Kommunisten noch auf der Flucht vor der KMT. Erst nachdem sich Mao im fernen Nordwesten eingerichtet hatte, also ab Anfang 1936, kam es zu jenen Erklärungen, in denen die Zusammenarbeit mit der KMT als denkbar bezeichnet wurde; wir haben sie im sechsten Kapitel kennengelernt.

Stalin braucht Tschiang gegen Japan

Ob gern oder ungern – die chinesischen Kommunisten schlossen sich von neuem der Linie Moskaus an. Das zeigte sich am dramatischsten in der Sian-Affäre vom Dezember 1936, als sich zur allgemeinen Überraschung der Kreml und die chinesischen Kommunisten für die Freilassung des von rebellischen Truppen verhafteten Tschiang Kai-schek einsetzten, und wieder einige Monate später, als im August und September 1937 kurz hintereinander erst ein Vertrag zwischen Moskau und Nanking (formal

ein Nichtangriffspakt, dem Sinne nach ein Freundschaftsvertrag mit Spitze gegen Japan) abgeschlossen, dann in Yenan und Nanking die Einheitsfront zwischen KMT und KPCh proklamiert wurde.

Bis zum heutigen Tage ist nicht klar, ob diese Parallelität im Verhalten Moskaus und Yenans gegenüber Nanking spontan oder aus gegenseitiger Abstimmung des Vorgehens entsprungen war, bzw. ob Yenan auf Grund von Weisungen Moskaus handelte.[18] Aber da sich die Ereignisse in der Sian-Affäre überstürzten (am 12. Dezember wurde Tschiang festgesetzt; in der Nacht vom 13. auf den 14. druckten Prawda und Iswestija auf Freilassung drängende Artikel; gleich darauf trat die KPCh durch ihren Sprecher Tschou En-lai in gleichem Sinne hervor), kann man eine Übereinkunft der russischen und chinesischen Kommunisten nicht als sicher unterstellen, vor allem dann nicht, wenn man die technischen Schwierigkeiten einer Verbindung des abgelegenen und primitiven Yenan mit Moskau in Betracht zieht. Ich möchte daher folgendes annehmen: Nach dem Komintern-Beschluß des Sommers 1935 – vielleicht nicht sofort, aber im Verlauf einiger Monate – kamen Moskau und Yenan grundsätzlich überein, daß eine Einheitsfront der KPCh mit der KMT gegen Japan erwünscht sei; und auf dieser Grundlage haben Moskau und Yenan dann, wenn auch jedes in eigener Regie, eine weitgehend parallele Linie verfolgt.

Im Grunde bezog der Kreml wieder die Stellung, die er ein Dutzend Jahre zuvor eingenommen hatte: Damals wünschte er die Allianz mit Sun Yat-sen, jetzt mit Tschiang Kai-schek. Doch es gab einen Unterschied: Sun war schwach gewesen; es hatte daher durchaus Sinn, wenn Moskau damals den Auftrag gab, die KMT von innen auszuhöhlen. Tschiang aber war stark, und der Kreml wollte, daß er stark war; daher war diesmal in Moskau von der Zersetzung der KMT nicht die Rede. In den zwanziger Jahren hatte Moskau seinen Willen gegen die bessere Einsicht der chinesischen Kommunisten durchgesetzt. Als es ab 1935 die KPCh erneut zur Zusammenarbeit mit der KMT drängte, brauchte es keinerlei Hemmungen zu überwinden; im Gegenteil, Mao hat die Annäherung an die KMT energisch betrieben.

Freilich verfolgten Stalin und Mao damals nicht ganz dieselben

Absichten. Moskau brauchte eine starke Nationalregierung unter Tschiang ohne zeitliche Begrenzung, während Yenan an das Bündnis mit der KMT in der Absicht heranging, diese – nicht gleich, aber möglichst rasch – zu unterminieren und dann zu vernichten.[19]

Die Sowjetpresse berichtete fast ausnahmslos höchst positiv über Tschiang und sehr viel mehr über ihn als über Mao, dessen früheste Biographie (auf Snows Bericht basierend) in der Sowjetunion erst 1939 erschien.[20] Die Zusammenarbeit der KPCh mit der Nationalregierung wurde vom Kreml mehrfach als Verbindung auf Dauer bezeichnet. Konflikte zwischen Mao und Tschiang fanden in den sowjetischen Verlautbarungen keinen Niederschlag; sogar ein blutiger Zusammenstoß zwischen ihren Truppen in Anhui (Januar 1941) wurde in der Sowjetpresse lediglich registriert, zudem mit Verspätung. Das kommunistische Programm wurde, soweit es China betraf, diskret verschwiegen.

Die KPCh dagegen ließ auch während der Phase, in der die Allianz recht reibungslos funktionierte (bis Ende 1938), ihr Fernziel nicht aus dem Auge und nannte es immer wieder beim Namen. Als sich erneut zunehmende Spannungen mit der Nationalregierung ergaben, sprach Mao alsbald wieder vom „bewaffneten Kampf" gegen die Feinde der Revolution (Ende 1939).[21] Auf den Anhui-Zwischenfall reagierte er mit scharfen Angriffen gegen die KMT und gegen Tschiang selbst.[22]

Die Sowjetunion gewährte Tschiang während des Krieges gegen Japan umfangreiche Rüstungs- und Wirtschaftshilfe, insgesamt im Werte von mindestens dreihundert Millionen US-Dollar. Dagegen gibt es für jene Zeit keinerlei sichere Anhaltspunkte für sowjetische Lieferungen an die Kommunisten, übrigens auch nicht für eine Verärgerung Maos darüber; er scheint es, wenn auch vermutlich ungern, hingenommen zu haben, daß die sowjetische Hilfe überwiegend oder ausschließlich Tschiang zugute kam.

Moskaus dünner Draht zu Mao

Die direkten Kontakte zwischen Moskau und Yenan waren minimal. Ende 1937 übersiedelte Wang Ming, den wir als einen der Führer der KPCh vor Mao kennengelernt haben, aus Moskau nach Yenan, ohne hier jedoch großen Einfluß zu gewinnen; An-

fang 1940 war Tschou En-lai einige Monate in Moskau.[23] Das scheint so ziemlich alles gewesen zu sein.[24] Die aus dem Krieg gegen Japan erwachsene Interessengemeinschaft zwischen Yenan und Tschungking, der Nothauptstadt Tschiangs im fernen Westen des Landes, kam auch darin zum Ausdruck, daß beide den Hitler-Stalin-Pakt vom August 1939 als Anzeichen einer möglichen Distanzierung Deutschlands von seinem japanischen Bundesgenossen begrüßten. Und beide sahen den im April 1941 zwischen Stalin und Tokio abgeschlossenen Pakt mit Mißbehagen; trotz gegenteiligen Versicherungen Moskaus befürchteten die Chinesen (die Tschungkinger sprachen das aus; die Yenaner schwiegen, aber dachten es sich vermutlich) ein Nachlassen der Sowjethilfe für China und eine Ermutigung der japanischen Angriffslust. Besonders mußte es sie erbittern, daß Stalin den Japanern die territoriale Unverletzlichkeit des „Kaiserreiches Mandschukuo" (das heißt, der japanisch besetzten Mandschurei) garantierte. Aber das Rätselraten, wie Stalins Chinapolitik durch seinen Pakt mit Japan beeinflußt würde, verlor an Bedeutung, als zwei Monate später Hitlers Panzer ostwärts rollten.

Jetzt war die Aufmerksamkeit des Kreml auf den Krieg mit Deutschland konzentriert; China verschwand fast völlig aus seinem Blickfeld. In der Presse wurde von ihm kaum noch gesprochen, und am wenigsten von Yenan. Zwar war in Moskau die Sorge vor einer Bedrohung der sowjetischen Ostgrenzen weiter zurückgegangen, nachdem Japan im Dezember 1941 den Stoß nicht nach Sibirien, sondern auf Pearl Harbor und Singapur geführt hatte; aber in Anbetracht der überwältigenden Anfangssiege der Japaner mußte man mit allem rechnen. Stalin blieb also an einem starken Tschiang interessiert.

Zudem befand sich Stalin in einer Zwangslage: Seit 1935 hatte er – nach Lage der Dinge mit Recht – Tschiang, nicht Mao als Hauptbremse gegen Japans Aggression und als legitimen Regierungschef Chinas angesehen. Er mußte daher auch seine Pläne für künftige Erwerbungen im Fernen Osten, an denen er seit der Konferenz von Teheran (November 1943) arbeitete, auf Tschiang abstellen. Zudem brauchte er zu diesen Plänen die Zustimmung Amerikas, und diese war nur zu haben, wenn Tschiang als Vertreter Chinas ins Spiel kam. Die Amerikaner wiederum, die Ja-

pans militärische Kraft noch 1943 überschätzten und auch für den Rest des Krieges einen Kampf um jeden Fußbreit japanisch besetzten Bodens befürchteten, waren bereit, Tschungking zur Annahme der Forderungen Stalins zu zwingen, um diesen für den Eintritt in den Krieg gegen Japan zu gewinnen. So kam es, daß sich seit Teheran die Entscheidungen in Ostasien im Dreieck Roosevelt (später Truman) – Stalin – Tschiang vollzogen (mit Tschiang als dem mit Abstand schwächsten Partner), während von Mao gar nicht die Rede war.

Tschiang garantiert Stalins Beute

Aus Teheran ergab sich Jalta (Februar 1945). Stalin verpflichtete sich, spätestens drei Monate nach Ende des Krieges in Europa gegen Japan anzutreten, und Churchill und der todkranke Roosevelt versprachen ihm – auf Kosten Chinas – einen hälftigen Anteil am mandschurischen Bahnnetz, die Benützung von Port Arthur als Kriegshafen, eine Sonderstellung im Handelshafen Dairen und die Beibehaltung des Status quo für die Außenmongolei (als Satellit Moskaus).[25] Stalin war nun so weit gegangen, daß er seine Erwerbungen in China nur sichern konnte, indem er Tschiang als den einzigen chinesischen Partner behandelte; er wäre sonst Gefahr gelaufen, daß dieser sich weigern könnte, die Jalta-Versprechen – die andere für ihn gemacht hatten – zu honorieren.

Jalta wiederum führte zu dem umfangreichen Vertragswerk zwischen Moskau und Tschungking vom 14. August 1945, in dem Tschiang unter amerikanischem Druck die Stalin in Jalta von den Angelsachsen gemachten Versprechungen erfüllte und dafür von diesem das Versprechen einhandelte, die Sowjetunion werde ihre „moralische Unterstützung und Hilfe in Rüstungsmaterial und anderen Gegenständen ... völlig [also ausschließlich] der Nationalregierung [also Tschiang] als der Zentralregierung Chinas geben", deren Souveränität über die Mandschurei anerkennen und nicht in die inneren Angelegenheiten Chinas eingreifen.[26]

Was Mao über dieses Vertragswerk dachte, ob er es mit Ärger oder einem Augurenlächeln betrachtete, wissen wir nicht. In seinem Rechenschaftsbericht vom April 1945 hat er die Beschlüsse

der Konferenzen von Teheran und Jalta „enthusiastisch gebilligt" (diese Formel wurde später zu einem bloßen „gebilligt" herabgeschraubt!).[27] Und das offizielle Organ der Kommunisten in Yenan lobte das Vertragswerk, ohne zu zögern.[28]

Mao paßt nicht recht in Stalins Bild

Für das Jahrzehnt zwischen dem Siebenten Komintern-Kongreß im Sommer 1935 und dem Vertragswerk vom Sommer 1945 ist also das Bild der Chinapolitik Stalins geradlinig und klar: Erstens brauchte er als Gegengewicht gegen Japan ein geeintes China unter einer starken, also von Tschiang geführten Nationalregierung; zweitens mußte er, um seine ostasiatische Ernte mit Zustimmung Amerikas in die Scheunen zu bringen, die Regierung Tschiangs als die einzige Regierung Chinas anerkennen. Der August 1945 brachte ihm innerhalb weniger Tage die Erfüllung beider Wünsche: erst kapitulierte Japan, dann unterschrieb die Regierung Tschiangs alle Forderungen des Kreml. Welche Folgen würde dies für Stalins Chinapolitik haben?

Wir wissen sehr wenig über das Verhältnis zwischen Stalin und Mao in dem für die weiteren Beziehungen der beiden Nachbarstaaten so wichtigen vierjährigen Zeitabschnitt, der vom August 1945 bis zur Gründung der Chinesischen Volksrepublik im Herbst 1949 reicht.[29] Die spärlichen uns bekannten Tatsachen lassen beide Deutungen zu: daß Stalin in enger Zusammenarbeit mit Mao alles so plante, wie es dann tatsächlich später ablief, und umgekehrt, daß Stalin von der Entwicklung, das heißt von dem raschen Siege Maos, völlig überrascht wurde. Daß sich Stalin westlichen Gesprächspartnern gegenüber abfällig über Mao äußerte, so zum Beispiel zu dem amerikanischen Politiker Harry Hopkins am 26. Mai 1945 (er glaube nicht, daß die Kommunistenführer in China so tüchtig seien wie Tschiang, noch daß sie China zu einigen vermöchten[30]) oder auch zum Außenminister Tschiangs, Wang Schi-tschie, als dieser im Sommer 1945 mit ihm verhandelte[31], braucht nicht viel zu besagen. Aber auch die Jugoslawen berichten, Stalin habe – kurz vor dem Bruch mit Tito (1948) – einer Delegation aus Belgrad gesagt:

„Es stimmt, daß auch wir Fehler gemacht haben. Beispielsweise hatten wir nach dem Kriege die chinesischen Genossen nach Moskau

eingeladen, um mit ihnen die Lage in China zu besprechen. Wir erklärten ihnen geradeheraus, daß wir die Entwicklung eines Aufstandes in China für aussichtslos hielten, und daß die chinesischen Genossen einen Modus vivendi mit Tschiangkaischek [sic] suchen, sich an seiner Regierung beteiligen und ihre Armee auflösen sollten. Die Chinesen stimmten dieser sowjetischen Auffassung zu, reisten jedoch nach China zurück und taten etwas ganz anderes. Sie sammelten ihre Streitkräfte, organisierten ihre Armee und sind nun, wie man sieht, dabei, Tschiangkaischeks Truppen zu schlagen. Im Falle China geben wir also zu, uns geirrt zu haben. Es hat sich erwiesen, daß die chinesischen Genossen recht hatten und nicht die Sowjets." [32]

Mir scheint, daß diese Stalin in den Mund gelegten Worte dem tatsächlichen Verlauf nahekommen. Denn Stalin hat nach dem August 1945 den Kurs der Sowjetpolitik keineswegs abrupt von Tschiang auf Mao verlagert, sondern sich weiterhin so verhalten, als rechne er auf lange Sicht mit einem von Tschiang regierten China. Sein Spiel in der Mandschurei, über das wir im folgenden Kapitel Näheres hören werden, stand im Zeichen der Wahrnehmung sowjetischer Interessen; daß sich die Mandschurei am Ende im Besitz Maos und nicht Tschiangs befand, ist als eine Spätfolge aber nicht als Ziel von Stalins Politik zu betrachten.

Stalin war intelligent genug, um zu wissen, daß ihm seine Siegesbeute auf chinesischem Reichsboden verloren gehen mußte, sobald Mao ans Ruder kam; diesem gegenüber konnte er sich eine imperialistische Politik nicht leisten. Man ist geneigt, eine deutliche Zurückhaltung Moskaus gegenüber Mao festzustellen, wenn man sieht, daß die Sowjetpresse fast ein Jahr lang, bis zum Sommer 1946, die chinesischen Kommunisten praktisch ignorierte[33]; deren bald darauf einsetzende, die ganze Welt erstaunende Siege über die Truppen Tschiangs wurden in Moskau keineswegs groß herausgestellt, so zum Beispiel in der Festrede zum 31. Jahrestag der Oktoberrevolution, der in die Zeit großer rotchinesischer Erfolge fiel, gar nicht erwähnt.[34]

Übrigens erschienen damals umgekehrt auch in rotchinesischen Äußerungen nur selten Hinweise auf die Sowjetunion, möglicherweise gleichfalls aus Rücksicht auf Amerika, wo damals immer noch eine starke Neigung bestand, die chinesischen Kommunisten

als harmlose „Sozialreformer" anzusehen, die mit der Weltrevolution nichts gemein hätten und niemand etwas zuleide täten, wenn nur der böse Tschiang endlich aufhörte, sie zu drangsalieren. Besonders töricht war das witzig sein sollende Wort des US-Botschafters in China Patrick J. Hurley im Herbst 1945: Der einzige Unterschied zwischen den chinesischen Kommunisten und den Republikanern des US-Staates Oklahoma bestehe darin, daß die Republikaner von Oklahoma unbewaffnet seien.[35] Das bekannteste unter den recht seltenen öffentlichen Bekenntnissen Maos zur Sowjetunion gab dieser erst am 1. Juli 1949 ab; es war auch dann noch relativ vorsichtig formuliert, indem das Bild von der „Anlehnung" gebraucht wurde. Mao antwortete auf den Vorwurf, die chinesischen Kommunisten lehnten sich an die Sowjetunion an, mit den Worten:

> „Jawohl. Die vierzigjährige Erfahrung Sun Yat-sens und die achtundzwanzigjährige Erfahrung der KPCh haben uns gelehrt, uns an eine Seite anzulehnen, und wir sind völlig überzeugt, daß wir uns, um zu siegen und den Sieg zu sichern, an eine Seite anlehnen müssen. Im Lichte der Erfahrungen von diesen vierzig und diesen achtundzwanzig Jahren müssen alle Chinesen ohne Ausnahme sich entweder an den Imperialismus oder an den Sozialismus anlehnen. Dazwischen zu balancieren ist unmöglich, einen dritten Weg gibt es nicht." [36]

Maos Sieg – neue Lage für Moskau

Von den Vorgängen in der – im August 1945 durch die Truppen Malinowskijs okkupierten – Mandschurei wird noch zu sprechen sein. Wir haben keine zuverlässigen Informationen. Auffallend ist das Ineinandergreifen des – immer wieder hinausgeschobenen – Abmarsches der Sowjetarmee aus der Mandschurei und des Nachrückens der rotchinesischen Verbände, denen dabei von den Russen umfangreiche japanische Waffenlager übergeben wurden (weshalb die rotchinesischen Beteuerungen, sie hätten keinerlei *sowjetische* Waffen für den Krieg gegen Tschiang erhalten, ohne Belang sind). Doch ist auch denkbar, daß Malinowskij durch die Beweglichkeit und geschickte Taktik der Truppen Maos überrascht wurde.

Nachdem die chinesischen Kommunisten mit der Eroberung Muk-

dens im November 1948 die ganze Mandschurei fest in der Hand hatten, konnte es zunächst aussehen, als bliebe China auf längere Sicht geteilt – mit Mao als Herrn der Mandschurei und Tschiang im übrigen China. Doch was immer Stalin erwartet haben mag – der Siegeszug Maos, der mit der Besetzung von Tientsin und Peking im Januar 1949 einsetzte und in wenigen Monaten das ganze Riesenreich überrollte, schuf völlig neue Tatsachen.
Auch dann stellte sich Stalin noch nicht sofort um: Als die Nationalregierung vor den kommunistischen Armeen nach Kanton floh, war der Vertreter Stalins der einzige Botschafter, der ihr dorthin folgte.[37] Erst als sich herausstellte, daß die Katastrophe Tschiangs unwiderruflich war, zog Stalin die Konsequenzen: Einen Tag nachdem – am 1. Oktober 1949 – die Chinesische Volksrepublik in Peking ausgerufen worden war, sprach der Kreml die Anerkennung des neuen Staates aus. Stalin tat recht daran, sich zu beeilen. Schon am 16. Dezember erschien der Sieger Mao in Moskau.

10. Kapitel

BEIDERSEITS DER LÄNGSTEN GRENZE

Auf der Landkarte sieht Chinas Nordgrenze – fast 12 000 Kilometer von Wladiwostok zum Pamir – sehr aufgeräumt aus, seit die Sowjets 1955 ihre letzten Positionen auf dem Territorium der Chinesischen Volksrepublik aufgaben. Aber haben sie wirklich auf ihre Ambitionen in der Mandschurei und in Sinkiang verzichtet? Und haben die Chinesen vergessen, daß erst vor hundert Jahren die Russen ihnen, den von Franzosen und Engländern Bedrängten, Gebiete wegnahmen, die dreimal so groß sind wie Großbritannien, und daß dort eine russische Stadt liegt mit dem provozierenden Namen „Beherrsche-den-Osten"? Haben sie die Außenmongolei abgeschrieben, die noch vor fünfzig Jahren zu ihrem Reich gehörte? Warum wählten sie für die Modernisierung ihrer Schrift die lateinischen und nicht die für diesen Zweck mindestens ebenso brauchbaren russischen Buchstaben? Und wie steht es mit dem Druck aus dem übervölkerten China auf das menschenleere Sibirien und Sowjetfernost?

1. DIE MANDSCHUREI

Seit ich als junger Student im Jahre 1926 eine Dissertation über den Einfluß des in der Mandschurei ausgefochtenen Russisch-Japanischen Krieges auf die Große Politik begann, interessiert mich dieses Land wie kaum ein anderes außerhalb Europas. Immer wieder habe ich die Mandschurei besucht – als sie noch chinesisch war; als sie von den Japanern besetzt wurde; als sie Mandschukuo hieß und die Sonnengöttin, die Stammutter des japanischen Kaiserhauses, verehren mußte; und unter den Kommunisten, von denen sie, um nicht mehr an die Mandschu-Kaiser zu erinnern, anonym und kollektiv „Die Drei Nordöstlichen Provinzen" genannt wird. Das großartige Land mit seinen

frostklaren Wintern und heißen Sommern, seinen tiefen Wäldern und endlosen fruchtbaren Feldern, seinen mächtigen Industrien hat es mir angetan, und ich glaube an seine wirtschaftliche Zukunft. Auch die Japaner glaubten an sie, als sie dort vor mehr als einem halben Jahrhundert einen harten Krieg gegen das Riesenreich der Zaren führten und gewannen, als sie ihre begabtesten Verwaltungsbeamten, Offiziere, Eisenbahner und Industriellen dorthin schickten; auch die Zaren und schließlich Stalin. Eine seiner ganz seltenen Gefühlsäußerungen bezog sich auf die Mandschurei; wenige Tage nach deren Eroberung durch die Sowjetarmee sagte er (am 2. September 1945):

„Die Niederlage [im Russisch-Japanischen Krieg] lastete auf unserem Lande als ein schwarzer Fleck. Unser Volk glaubte daran und wartete darauf, daß der Tag kommt, da Japan geschlagen und der Fleck getilgt wird. Vierzig Jahre haben wir, Menschen der alten Generation, auf diesen Tag gewartet. Und nun ist dieser Tag gekommen." [1]

Wem die Stunde schlug

Keinem der Eroberer ist es leicht gefallen, die Mandschurei zu verlassen, als seine Stunde schlug. Für die Russen schlug sie im Frieden von Portsmouth 1905, in dem sie die südliche Mandschurei an Japan verloren (ihre Rechte im Norden des Landes verkauften sie 1935 an Mandschukuo); für die Japaner, als sie – wenige Tage nach der Atombombe von Hiróschima – von der Sowjetunion überfallen wurden, obgleich sie mit ihr einen noch bis 1946 gültigen Nichtangriffspakt hatten; und für die Sowjets, als sie dem siegreichen Mao im Februar 1950 die ihnen 1945 von Tschiang Kai-schek bewilligten Rechte in der Mandschurei nach kurzer Übergangsfrist zurückzugeben versprachen.

Die Einhaltung dieses Versprechens wird Stalin im Hinblick auf die mandschurischen Bahnen besonders hart angekommen sein; trotz Karachan-Erklärung hatte er die Kolonialrechte an ihnen für sich in Anspruch genommen und 1929 sogar zur Durchsetzung seiner Forderungen einen Krieg – gegen den örtlichen Satrapen Tschang Tso-lin – in der Mandschurei geführt. Noch 1945 hatte er in seinen Verhandlungen mit der Regierung Tschiang erklärt, er brauche unbedingt das mandschurische Bahnnetz, da er sonst

die am Stillen Ozean gelegenen Provinzen der Sowjetunion gegen einen feindlichen Angriff nicht verteidigen könne.[2] Nun verlor er durch den Vertrag mit Mao die mit der Bahn verbundenen umfangreichen Privilegien, die ihm Tschiang bis 1975 hatte zugestehen müssen, schon Ende 1952.

Laut diesem Vertrag hätte Stalin auch Port Arthur zum gleichen Termin räumen müssen. Hier aber kam ihm der Koreakrieg zu Hilfe, der angeblich das Fortbestehen eines sowjetischen Stützpunktes in diesem Kriegshafen erforderlich machte. Erst nach Stalins Tod versprachen seine Nachfolger Mao in einem neuen Vertragswerk vom Herbst 1954, Port Arthur bis zum 31. Mai 1955 aufzugeben[3], was auch geschah. (Gerüchte, daß sie dafür den Hafen Tschüfu erhielten, blieben unbestätigt.[4]) Um den Russen diese bittere Pille zu versüßen, wurde ein zweiundzwanzig Meter hoher „Turm der Chinesisch-Sowjetischen Freundschaft" in Port Arthur gebaut[5]; er steht auf zwei Terrassen, die dem Pekinger Himmelstempel nachgebildet sind, und ist geschmückt mit Reliefs des Kreml und des Pekinger Tors, an dem Mao die großen Paraden abnimmt.

Die Russen gingen, ein bitterer Nachgeschmack blieb

Der zunächst bis Ende November 1945 vorgesehene Abzug der Sowjetarmee wurde, wie schon erwähnt, immer wieder verschoben. Es heißt, daß die erste Verzögerung, welche die Russen am 30. November bekanntgaben, auf Grund eines entsprechenden Wunsches der chinesischen Nationalregierung erfolgte; diese war damals noch nicht in der Lage, eigene Truppen zur Sicherung der Ordnung in die Mandschurei zu entsenden, da Malinowskij den Transport ihrer Truppen mit allen Mitteln erschwert hatte, was den kommunistischen Verbänden einen Vorsprung von mehreren Wochen gab. Doch ist die Frage, ob Tschungking wirklich um eine solche Verschiebung nachsuchte, umstritten.[6] Für die weiteren Verzögerungen ist die Sowjetunion eindeutig allein verantwortlich. Ende Februar 1946 wurde in vielen Städten Chinas heftig gegen die immer noch andauernde Anwesenheit der Sowjettruppen in der Mandschurei protestiert, es kam sozusagen zu Iwan-go-home-Demonstrationen. Die letzten Sowjetsoldaten haben den mandschurischen Boden erst Anfang Mai 1946 verlassen.

Nach dem Abzug der Sowjets zeigte es sich, daß sie den größten Teil der Maschinen dieses bedeutendsten Schwerindustriegebiets Asiens hatten mitgehen lassen. Die nachrückenden Chinesen fanden nur die leeren Maschinenhallen vor.[7] Wir wissen nicht, was Mao darüber dachte; er schwieg. Was viele andere Chinesen dachten, kam 1957 in den Wochen der Hundert Blumen zutage. Lung Yun, der sich – nach fast zwanzig Jahren als Gouverneur der Provinz Yünan – zu den Kommunisten geschlagen hatte und nun der Führung einer der kleineren Parteien angehörte, erklärte öffentlich:

„Die Sowjetarmee hat einen Teil der Maschinen in unseren Fabriken demontiert und abtransportiert, als sie Nordostchina befreite. Welchen Preis hat die Sowjetunion dafür gezahlt? Wird sie uns eine Entschädigung gewähren?" [8]

Diese kritischen Bemerkungen wurden bald darauf in der gegen Lung Yun gerichteten Kampagne kräftig breitgetreten; als er sich vor dem Nationalen Volkskongreß ihretwegen entschuldigte, machten seine ketzerischen Ansichten noch einmal die Runde durch die rotchinesische Presse, und als der Generalsekretär der Gesellschaft für Chinesisch-Sowjetische Freundschaft, gleichfalls vor dem Nationalen Volkskongreß, die Sowjetunion gegen ihre Kritiker in Schutz nahm, ließ es sich die chinesische Presse nicht nehmen, auch darauf einzugehen und zu berichten, dieser habe gesagt:

„Als China mit Hilfe der Sowjetunion den Nordosten [d. h. die Mandschurei] befreit hatte, warfen die Amerikaner mit Flugzeugen KMT-Truppen dorthin. Wären aus diesen Gebieten damals die Maschinen nicht [nach Sibirien] abtransportiert worden, so wären sie in die Hände Tschiang Kai-scheks gefallen. Die rechtsoppositionellen Elemente bei uns wissen sehr gut, daß die Hilfe, welche die Sowjetunion China seit der Befreiung erwiesen hat, die von ihr aus dem Nordosten abtransportierten Maschinen um ein Vielfaches an Wert übersteigt und daß die Sowjetunion uns ihre Kredite zu einem niedrigen Zinssatz zur Verfügung stellt." [9]

In diesen Worten wird – für jeden Chinesen verständlich – gesagt: Erstens, wir Chinesen waren es, die die Mandschurei von den Japanern befreiten; zweitens, die Sowjets haben die dort vorhandenen Maschinen fortgenommen; drittens, sie haben uns

seither neue Maschinen gegeben, aber gegen Bezahlung. Jeder Chinese, den ich auf diese öffentliche Kontroverse ansprach, hatte sie verfolgt, und fast jeder gab – wenn er ohne Zeugen sprach – zu verstehen, daß ihn Lung Yuns undiplomatische Bemerkungen gefreut hatten.

Als ich Mukden 1943 besucht hatte, war es Japans großes Festlandsarsenal gewesen. Kilometerweit war ich durch Straßen gefahren, zu deren beiden Seiten Fabriken Tag und Nacht arbeiteten. Unter anderem hatte ich damals eine große Maschinenfabrik mit mehreren tausend Arbeitern gesehen. Vierzehn Jahre später wurde mein Wunsch, gerade dieses Werk zu besichtigen, erfüllt; es hieß nun „Werkzeugmaschinenwerk Nr. 1" und gehörte dem rotchinesischen Staat. Im Büro des Direktors berichtete man mir die Geschichte des Betriebes – in kommunistischer Sicht. Bei Kriegsende sei er noch in recht gutem Zustand gewesen; aber die Leute Tschiang Kai-scheks hätten dann in Mukden übel gehaust und die Maschinen verschleudert. Als die Rotchinesen Mukden besetzten, seien daher nur noch wenige Maschinen vorhanden gewesen.

„Meines Wissens", warf ich ein, „haben die Sowjets nach der Eroberung der Mandschurei die Maschinen aus Mukden abtransportiert, *ehe* die Truppen Tschiangs nach Mukden kamen."

Der Chinese sah mich mit ausdruckslosen Augen an. „Nein, die Sowjets haben hier keine Maschinen fortgenommen."

Ich ließ nicht locker: „Vor kurzem ist dies aber auf einer Sitzung des Nationalen Volkskongresses öffentlich zugegeben worden; ich habe es selbst gelesen."

Wieder mit ausdruckslosen Augen: „Das war in anderen Werken; hier nicht." Ich stritt nicht weiter.

Kao Kang – Stalins Mann?

Ich stieß in der Mandschurei noch auf einen anderen Schatten, der auf das Verhältnis Peking-Moskau fällt. Nach dem Siege Maos war es dort zu einem merkwürdigen Zwischenspiel gekommen. Kao Kang, der Mann, der im Mittelpunkt dieser Affäre stand, war der örtliche KP-Führer in Schensi gewesen, ehe Mao 1935 am Ende des Langen Marsches in diese Provinz kam. Selbständig aufgestiegen, rührig und energisch, hatte er sich so-

zusagen zu einem Mao von Schensi hochgedient und war der Hausherr, zu dem der aus Südchina fliehende Mao auswich. Obgleich Kao Kang seine unabhängige Einstellung beibehielt, ging lange Zeit alles gut. Er stieg von Stufe zu Stufe, war Mitglied des ZK, saß im Politbüro. Als die Kommunisten die Mandschurei zu erobern begannen, wurde er dorthin versetzt. 1948 war er Befehlshaber aller kommunistischen Truppen in der Mandschurei und oberster örtlicher Parteiboß; damals gab es in der Mandschurei sogar ein „Nordöstliches Büro des ZK". Im Juli 1949 kam er mit einer eigenen (mandschurischen) Handelsdelegation nach Moskau und schloß mit der Sowjetunion ein lediglich für die Mandschurei gültiges Handelsabkommen.[10] Im folgenden Monat trat in Mukden ein „Volkskongreß der Nordost-Provinzen" (d. h. der Mandschurei) zusammen und bildete eine „Volksregierung der Nordost-Provinzen" – alles unter Kao Kang.

Danach herrschte Kao Kang fünf Jahre lang als allmächtiger Gauleiter über die Mandschurei, auch während des Koreakrieges, in dem die Mandschurei als Hinterland des Kriegsschauplatzes von besonderer Bedeutung war. Im Februar 1954 aber wurden auf einer geschlossenen ZK-Sitzung in Peking Vorwürfe gegen ihn erhoben. Im Juni wurde die weitgehende administrative Selbständigkeit der Mandschurei abgebaut. Und im folgenden Jahr wurde mitgeteilt, Kao Kang habe seit 1949 versucht, die Mandschurei zu seinem „unabhängigen Königreich" auszubauen, eine Verschwörung zur Erringung der Macht in Partei und Staat geleitet und sich nach deren Aufdeckung 1954 das Leben genommen.[11]

Zwei Jahre später, als die Erinnerung an diese sensationellste aller Säuberungen der KPCh noch frisch war, habe ich meine Gesprächspartner in Rotchina immer wieder gefragt, was sie über die Hintergründe dieses Falles dächten. Niemand wußte Genaues, aber mit wenigen Ausnahmen sprachen sie die Vermutung aus, Kao Kang habe in seinem Drang nach Selbständigkeit enger mit Stalin zusammengearbeitet, als für einen Provinzgouverneur zulässig war. Ich selbst möchte mich mangels konkreter Unterlagen eines Urteils enthalten, doch wäre es nicht unverständlich, wenn Stalin, als – mit dem Siege Maos in ganz China – seine mandschurischen Felle davonschwammen, das Entstehen eines von

Peking einigermaßen unabhängigen staatlichen Gebildes in der Mandschurei gefördert hätte, um diese – wie die auch einst zum Mandschureich gehörende Äußere Mongolei – zu einem Satelliten Moskaus zu machen. Eine aufschlußreiche Andeutung machte Peking im Frühjahr 1956 in einer Erklärung zur Entstalinisierung, wo es hieß, die parteifeindliche Gruppe von Kao Kang habe „die Kräfte der Reaktion im In- *und Ausland*" (Hervorhebung vom Verfasser) repräsentiert.[12] Es muß auch auffallen, daß die Vorwürfe gegen Kao Kang erst nach Stalins Tod laut wurden und daß der 1959 in Ungnade gefallene Marschall Peng Te-huai in den Jahren der mandschurischen Statthalterschaft Kao Kangs als Oberbefehlshaber der chinesischen Truppen in Nordkorea dessen Nachbar war; vermutlich hatten die beiden viel miteinander zu tun.

Russen und – Statuen, die blieben

In jenem Sommer 1957 fand ich die Mandschurei so chinesisch, wie ich sie nie gesehen hatte. Es gab nur noch wenige russische Berater. Schon im Jahre zuvor hatten die Sowjets, um ihren völligen Abzug aus der Mandschurei zu unterstreichen, die „Vereinigung der Sowjetbürger" aufgelöst, in der die in dieser Provinz befindlichen Fachleute aus der Sowjetunion erfaßt worden waren, und kurz vor meinem Besuch schlossen sie sogar ihr Generalkonsulat in Mukden (seit 1928 in Schenyang umgetauft, um nicht an die Mandschus, deren alte Hauptstadt es gewesen war, zu gemahnen).

Nur in Harbín sah ich noch Russen in größerer Zahl. Diese Stadt, einst die Metropole russischen Einflusses in der Mandschurei, wurde nach dem Siege der Bolschewiken in Sibirien (1922) Zentrum der russischen Emigration in Ostasien und beherbergte damals mehr als hunderttausend „Weißrussen". Noch in den dreißiger Jahren, als ein Teil bereits in andere chinesische Städte, vor allem nach Schanghai, aber auch nach Amerika weitergewandert war, erschien sie mir wie eine vorrevolutionäre russische Provinzstadt, in die auch einige Chinesen gekommen waren. 1957 machte Harbin einen ganz merkwürdigen Eindruck: Die ganze Anlage der Stadt, die Häuser, Straßen und Kirchen waren russisch, aber die Bevölkerung, die durch diese Straßen wimmelte,

bestand fast nur noch aus Chinesen, deren dort heute mehr als eine Million wohnt. Wohl war Harbin die einzige Stadt in der Mandschurei, in der neben den chinesischen noch die russischen Straßenschilder zu sehen waren. Doch in dem einst größten russischen Klub, dem Eisenbahner-Klub am Sungari-Ufer, sah ich keinen Russen mehr; Hunderte von jungen Chinesen tanzten dort nun nach westlicher Musik westliche Tänze. Noch gab es ein Wahrzeichen der alten Zeit: das Hauptwarenhaus hieß immer noch Tschúrin, wenn auch „Chinesische Staatsgesellschaft Tschurin". Einst waren die über die ganze Mandschurei verstreuten Tschurin-Filialen Treffpunkte der Russen, der Europäer überhaupt, heute sind sie rein chinesische Warenhäuser.

Ich besuchte das Hauptquartier des „Verbandes der Bürger der Sowjetunion", dem – im Unterschied zu der aufgelösten „Vereinigung" in Mukden – alle in China lebenden Emigranten, sofern sie Sowjetpässe erhalten haben, angehören. Der Vorsitzende, ein Emigrant des Jahres 1919, erzählte mir, in Harbin lebten noch insgesamt 6200 Russen, meist ältere Jahrgänge, außerdem 600 ohne Sowjetpaß. Es gebe noch dreizehn russische Kirchen, in denen regelmäßige, und vier weitere, in denen gelegentliche Gottesdienste abgehalten würden.

In der Hauptkirche besuchte ich den Sonntagsgottesdienst. Ein chinesischer Geistlicher hielt ihn ab. Auch unter den Gläubigen befanden sich einige Chinesen. Anschließend saß ich ein Weilchen mit einem uralten Emigranten auf einer Bank neben der Kirche. Er war im vorigen Jahrhundert als Bahnbeamter in die Mandschurei gekommen und unterhielt mich vorwiegend mit Geschichten über seine Heldentaten im Boxerkrieg. Die Jahrzehnte seither schienen ihn weniger zu interessieren. Zum Schluß teilte er mir mit, er beabsichtige, demnächst Selbstmord zu begehen; das Leben sei so überaus langweilig geworden.

In Harbin fand ich zwei steinerne Zeugen, die dafür sprechen, daß Stalin die Absicht hatte, sich in der Mandschurei für lange Zeit einzurichten. Vor dem Bahnhof und vor dem Hotel Harbin, keine fünf Minuten zu Fuß voneinander entfernt, stehen zwei Denkmäler für die 1945 bei den Kämpfen gegen die Japaner gefallenen Sowjetsoldaten. Die Inschriften besagen, sie seien für die Männer errichtet worden, welche „für die Freiheit und Un-

abhängigkeit, für die Ehre und den Sieg der Sowjetunion" ihr Leben gaben. Kein Wort von einer „Befreiung chinesischen Bodens", überhaupt kein Wort von China. Aber diese Denkmäler entstanden noch zu einer Zeit, als Mao in Yenan saß und Stalin damit rechnen konnte, die russische Stellung, wie vertraglich vorgesehen, bis 1975 zu halten.

Der Amur – scharf bewacht

Meinem Wunsch, an den Amur (chinesisch: Heilung Kiang) zu fahren, wurde nicht stattgegeben. Ich hätte den mächtigen Grenzfluß gern wiedergesehen, vor allem um aus eigenem Augenschein Näheres über die gemeinsamen chinesisch-russischen Arbeiten am Amur-Projekt zu erfahren. Ein Jahr zuvor (18. August 1956) war ein chinesisch-sowjetisches Abkommen über die gemeinsame Erforschung und Entwicklung der Bodenschätze und Naturkräfte des Amurbeckens abgeschlossen und auf chinesischer Seite vom Vizepräsidenten der Akademie der Wissenschaften Tschu Kotschen unterzeichnet worden. Ich besuchte Professor Tschu und fand in ihm einen Gelehrten von altem Schlag (er ist Meteorologe) mit ausgezeichneten Kenntnissen der englischen Sprache. Er erzählte mir einiges über die angelaufenen Arbeiten.

„Ich las", sagte ich, „daß es sich um eine Gemeinschaftsarbeit der Sowjetunion und Chinas handelt. Heißt das, daß jede Arbeitsgruppe aus sowjetischen *und* chinesischen Forschern zusammengesetzt ist?"

„Keineswegs", erwiderte Tschu. „Die Russen arbeiten auf ihrer Seite der Grenze, wir auf unserer."

„Haben Sie Überlegungen angestellt, wie man den Hauptnachteil des Amur beheben könnte, nämlich seine Mündung in das ferne, sehr weit nördlich gelegene Ochotskische Meer?"

„Es gibt zwei verschiedene Meinungen. Die Russen haben vorgeschlagen, einen Wasserweg vom Heilung Kiang über den Ussuri und den Hanka-See zur Bucht von Wladiwostók zu schaffen. Wir Chinesen hätten mehr davon, wenn über die Flüsse Sungari und Liao quer durch die Nordost-Provinzen [Mandschurei] ein Wasserweg nach Süden in den Golf von Liaotung gebaut würde."

Der Geist kühler Sachlichkeit, der aus den Worten des Professors

sprach, scheint in diesem empfindlichen Grenzgebiet am Amur nicht ganz neu zu sein. Ich fand ihn auch im chinesisch-sowjetischen Abkommen über die Grenzgewässer vom 2. Januar 1951, dessen voller Wortlaut erst vor kurzem im Westen zugänglich wurde; das Dokument hätte nicht nüchterner ausfallen können, wenn es statt mit Mao mit Tschiang abgeschlossen worden wäre. Keine Rede von einem brüderlichen Hinüber und Herüber, um so mehr von Pässen, Visen und Einschränkungen. Beide Seiten waren schon damals auf der Hut voreinander. So heißt es zum Beispiel über die Gemischte Kommission zur Überprüfung der Grenzgewässer (Artikel 15):

„Arbeiter und technisches Personal der Vermessungsmannschaften dürfen die Grenze nur überschreiten, wenn sie eine Namensliste haben, die von den Mitgliedern der einen der beiden Hohen Vertragschließenden Parteien in der Gemischten Kommission unterzeichnet und von der anderen Hohen Vertragschließenden Partei durch Unterschrift anerkannt worden ist. Dieses Personal darf die Grenze nur bei Tageslicht überschreiten und soll von einem Vertreter der anderen Seite der Gemischten Kommission begleitet sein. Jedesmal, wenn Arbeiten dieser Art beginnen, muß die Gemischte Kommission rechtzeitig die Verteidigungsorgane der beiden Hohen Vertragschließenden Parteien benachrichtigen." [13]

2. SOWJETFERNOST

Als Karachan in der uns bekannten Erklärung von 1919 den Chinesen die Rückgabe aller Gebiete oder Privilegien versprach, die sie an das Zarenreich verloren hatten, erwähnte er Sowjet-Fernost nicht, obgleich dieses ebenso als Folge „ungleicher Verträge" an das russische Imperium gefallen war, wie beispielsweise Annam Teil eines fremden – des französischen – Kolonialreiches wurde. Der Unterschied lag lediglich darin, daß die Franzosen Peking durch einen Krieg gezwungen hatten, die Oberhoheit über Annam aufzugeben, während die Russen (ohne selbst gegen China Krieg zu führen, aber unter Ausnutzung der Bedrängnis Pekings durch dessen Krieg mit England und Frankreich) die sich heftig sträubende chinesische Regierung dazu brachten, ihnen – unter dem Vorwand der Hilfe gegen England – in den Verträgen

von 1858 und 1860 das Gebiet östlich des Stanowój-Gebirges bis hinunter in die Gegend des heutigen Wladiwostok abzutreten, woran man heute nicht gern erinnert wird.[14] Übrigens ist, nach sowjetischen und rotchinesischen Karten zu urteilen, die staatliche Zugehörigkeit der großen Inseln beim Zusammenfluß des Amur und des Ussuri bis heute umstritten.[15a]

Ich fragte junge Chinesen, die in Rotchina aufwuchsen, dieses dann aber verließen, was sie auf Grund ihrer Schulbildung über Wladiwostok wußten. Ziemlich übereinstimmend erwiderten sie, sie hätten gelernt, Wladiwostok habe Haischenwei geheißen, „ehe es die Russen fortnahmen" (und ihm den Namen Beherrscheden-Osten gaben). Für die beiden nächstwichtigen Städte von Sowjet-Fernost, Chabárowsk (nach dem russischen Fernost-Eroberer Chabárow) und Blagowéschtschensk, weisen die rotchinesischen Karten – neben den russischen – die chinesischen Bezeichnungen Poli und Hailanpao auf.

Die politische Zugehörigkeit von Sowjet-Fernost steht in keiner Weise zwischen Moskau und Peking zur Diskussion – sicher nicht öffentlich und vermutlich auch nicht hinter verschlossenen Türen. Daß Sowjet-Fernost, mindestens äußerlich, völlig „russifiziert" ist, davon konnte ich mich schon auf meiner ersten Reise durch dieses Gebiet im Jahre 1929, auf der Fahrt von Wladiwostok nach Tschitá, überzeugen. Aber die Frage ist nicht unberechtigt, ob sich die Chinesen mit ihrem heute ungeheuer stark und bis zur Aggressivität entwickelten Nationalstolz wirklich endgültig mit dem Verlust eines Gebietes abgefunden haben, auf das sie bis vor hundert Jahren Ansprüche erhoben und dessen wichtigste Stadt mit ihrem wahrlich imperialistischen Namen in der Luftlinie zehnmal weiter von Moskau entfernt ist als von Chinas wichtigstem Industriegebiet.

3. MONGOLEI

Seit Jahrzehnten war es mein Wunsch gewesen, die Äußere Mongolei kennenzulernen.[15b] Was mich schließlich veranlaßte, alle Hebel zur Erlangung eines Visums in die Mongolische Volksrepublik in Bewegung zu setzen, war eine Landkarte Chinas, die ich

im Sommer 1957 auf dem Basar von Peking erstanden hatte. Sie war ganz neu (Juni 1957) und zeigte China samt den angrenzenden Gebieten. Das Überraschende an ihr war, daß sie für die Kennzeichnung der Grenze Chinas zwei verschiedene Markierungen verwendete. Die eine Markierung sah so aus: –.–.–.– und wurde in dem erklärenden Text als „Grenze" bezeichnet, die andere so: ---- und hieß „Nicht endgültig festgelegte Grenze". Die gesamte Grenze zwischen China und der Mongolischen Volksrepublik war mit ---- eingetragen. Auf alle Fälle verglich ich noch eine Reihe anderer chinesischer Karten – überall dasselbe Bild. Sogar in einer von den Rotchinesen in russischer Sprache veröffentlichten Zeitschrift[16] war die Grenze in dieser Weise bezeichnet. Es konnte keinen Zweifel geben: Die rund 4300 Kilometer lange Grenze mit der Mongolischen Volksrepublik wird von der rotchinesischen Regierung nicht als endgültig anerkannt, während sie auf Sowjetkarten als normale und gültige Grenze verzeichnet ist. Und selbst die auf den rotchinesischen Karten als provisorisch bezeichnete Grenze wich bis zu hundert Kilometern und mehr von der in den Sowjetkarten als endgültig eingetragenen Grenze ab.[17] Dasselbe Bild also, das zu so dramatischen Komplikationen mit dem südwestlichen Nachbarn Indien geführt hat.

Die Grenzfrage hatte damals gerade insofern eine gewisse Aktualität erlangt, als Tschou En-lai am 9. Juli 1957 vor dem Nationalen Volkskongreß in Peking erklärt hatte, daß China mit mehreren Nachbarn offene Grenzfragen habe, wobei er wörtlich hinzufügte: „Wir wissen, daß es Fälle gibt, wo eine Nation, die im Grenzgebiet lebt, durch eine Staatsgrenze in zwei Teile geschnitten wird." Das trifft haargenau auf die Mongolen zu und damit auf die Grenze zwischen China und der Außenmongolei.

Im Görlitzer Eisenbahnwagen – durch die Innere Mongolei ...

Die Beamten in der Pekinger Botschaft der Mongolischen Volksrepublik waren überaus freundlich; ich mußte zwar einige Geduld aufbringen, aber schließlich erhielt ich ein Visum. Eines Morgens fuhr ich von Peking ab; sein letztes Wahrzeichen war das tiefblaue Ziegeldach des Himmelstempels. Mein Eisenbahnwagen war ein neuer, typisch russischer Waggon harter Klasse, der – wie aus einem kleinen Schild an den Wagenstufen hervorging –

in Görlitz an der Neiße, in der Sowjetzone Deutschlands also, gebaut worden war. Zwei russische Schaffner betreuten den Wagen, aber sämtliche Passagiere, die in ihm mit mir fuhren, waren chinesische Arbeiter, mit mehrjährigen Arbeitsverträgen auf dem Wege in die Mongolische Volksrepublik. Sie erwiesen sich als durchaus angenehme Reisegefährten, sauber, diszipliniert, freundlich. Nur einmal begossen sie sich kräftig die Nase, sangen und schliefen dann ein paar Stunden lang ihren Rausch aus. Auch im Schwips wurden sie nicht aufdringlich.

Die erste größere Station war Kalgan. Ich war in den dreißiger Jahren dort gewesen, damals noch über die alte Bahnstrecke, die am Nankao-Paß die Große Mauer passiert. Nun aber haben die Rotchinesen eine zweite Linie gebaut: von Peking zunächst nach Westen, dann nordwestlich bis Schatscheng, wo sie in die alte Linie mündet. Die neue Strecke ist landschaftlich schöner, aber sie hat einen Nachteil: Man sieht auf ihr die Große Mauer nicht; in einem der fast siebzig Tunnel fährt man tief unter ihr hindurch. Zwischen den Tunneln öffnen sich prächtige Durchblicke auf eine wilde und romantische Landschaft und in das Tal des Yungting, dessen Wasser in tief eingegrabenen Schluchten zwischen hohen Bergen der Ebene zuströmen. Drei Stunden nach der Abfahrt von Peking und unmittelbar nördlich der Großen Mauer wird das Tal breiter, und man erblickt zur Rechten einen Staudamm. Es ist der Kwanting-Damm, der in den Jahren 1951 bis 1954 begonnen wurde und den Yungting zu einem großen See aufgestaut hat. Ein überraschender Anblick, dieser weite blaue See zwischen kahlen Bergen. Die Arbeiten am Stausee waren noch nicht abgeschlossen; in dem Maße, in dem die Wasser stiegen, wurden die Deiche höher und höher geführt. Tausende chinesischer Arbeiter schleppten in ihren Körben Steine und Erde; wie Ameisen wimmelten sie über die Hänge.

Abends waren wir in Tatung, berühmt durch seine Höhlen, in denen in einer Katakombenzeit des Buddhismus riesige Statuen aus den Felsen gehauen worden waren. Mitten in der Nacht erreichten wir Tsining. Hier zweigt die neue Transmongolische Bahn nach Norden ab. Obgleich diese bis zur Grenzstation Erhlien noch etwa 350 Kilometer auf chinesischem Boden verläuft, weist sie bereits von Tsining an die russische Spurweite auf. Die zwischen

der Sowjetunion und China verkehrenden Waggons besitzen ein auswechselbares Untergestell. Die Umstellung der Wagen auf Breitspur erfolgte so rasch und glatt, daß ich sie gar nicht bemerkte und durchschlief.

... und durch die Mongolische Volksrepublik

Als ich aufwachte, rollten wir schon durch die Wüste Gobi, die aber hier noch eine leichte Grasdecke aufweist, wenigstens in dieser Jahreszeit. Die Strecke war fast schnurgerade und eben. Wir befanden uns nun etwa tausend Meter über dem Meer; im Vergleich zu Peking mit seiner schwülen Hitze war die Luft kühler und angenehm trocken.

Auf manchen bei uns üblichen Karten liegt Erhlien bereits auf dem Territorium der Mongolischen Volksrepublik. Aber als wir in Erhlien eintrafen, sagte man mir, es seien noch zehn Kilometer bis zur Grenze. Außer dem neuen Bahnhof samt Zollamt und einer gleichfalls neuen Siedlung für Eisenbahner und Grenzbeamte war in Erhlien wenig zu sehen; vor dem Bau der Bahn scheint hier keine Siedlung bestanden zu haben. Nach dreistündigem Aufenthalt fuhren wir weiter, jetzt schon von einer modernen sowjetischen Diesellokomotive gezogen. Oder war sie doch nicht so modern? Sie trug an ihrem Bug ein eingegossenes Stalinporträt.

Die Station jenseits der Grenze hieß Samyn Ude. Wie alle Bahnhöfe dieser jungen Strecke war auch dieser sehr repräsentativ gebaut, mit großen Räumen und einem asiatisierenden Ziegeldach. Im Bahnhofsrestaurant lag eine russische Speisekarte, und ich bestellte die bekannte russische Kohlsuppe, den Borschtsch. Von hier fuhr der Zug durch völlig menschenleeres Land. Weit und breit keine Jurte, auch keine Herden. Die einzigen menschlichen Behausungen waren auch hier im Zusammenhang mit dem Bahnbau entstanden. Im Unterschied zu den Bahnhofsgebäuden waren sie alle in russischem Stil, vom Typ des aus Holz gebauten Bauernhauses.

Die Strecke ist eingleisig, daher gab es immer wieder Ausweichstellen für entgegenkommende Züge. Aber der Verkehr war schwach. Der Zug, mit dem ich fuhr, ging nur dreimal wöchentlich. Außerdem sahen wir einige Güterzüge, etwa zwei bis drei pro

Tag. Ich „teste" die Qualität von Bahnkörpern mit meiner Reiseschreibmaschine: Ruht sie sicher auf meinen Knien und verfehle ich nur selten die Tasten, ist der Unterbau einwandfrei; so war es auf der – noch zu Zeiten der bösen Imperialisten gebauten – Strecke bis Tsining. Auf der Transmongolischen Bahn dagegen machte derselbe Waggon solche Sprünge, daß ich ständig daneben schlug und schließlich das Schreiben einstellte. Die Schwellen lagen auf der bloßen Erde. Als ich einmal einer rangierenden Lokomotive zusah, bemerkte ich, wie sich die Schienen jedesmal, wenn die Räder über sie rollten, in die Erde drückten.

Den wüstenartigen und vegetationslosen Teil der Gobi durchfuhren wir in der Nacht. Als ich früh aufstand – es war der dritte Morgen der Fahrt – näherten wir uns gerade der Station Tschoir. Wieder ein überdimensional großer Bahnhof, ohne jedes Verhältnis zu der kleinen Eisenbahnersiedlung dahinter. Einige Mongolen stiegen zu. Wer sie begleitet hatte, war zu Pferde gekommen. Manche ritten bis an die Waggons heran und unterhielten sich aus dem Sattel mit den Abreisenden. Es gab jetzt wieder steppenartiges Gras, aber so wenig, daß jeder Nomade einen weiten Futterplatz für seine Herden braucht. Weiter nach Norden wurde die Steppe grüner. Dann tauchten Hügel, schließlich Berge auf. Der letzte Teil der Strecke vor Ulan Bator enthielt erstaunlich viele Windungen, obgleich sie fast durchweg schnurgerade durch das leere Land hätte führen können, wenn man einige Erdarbeiten zur Überwindung der Höhenunterschiede vorgenommen hätte. Offensichtlich war man bemüht gewesen, in dem an Arbeitskräften armen Land an Erdarbeiten zu sparen und dafür lieber ein paar Dutzend Kilometer mehr Schienen zu legen. Vierundfünfzig Stunden nach der Abreise von Peking waren wir in Ulan Bator, der Hauptstadt der Republik.

Die Mongolen in der UdSSR und in China

Hier stoßen sich die Wünsche und Ansprüche der Russen und der Chinesen auf dem Boden eines dritten Volkes, der Mongolen, die einst dank Dschingis Khan die „Herren der Welt" waren und heute noch – trotz ihrer geringen Zahl (keine drei Millionen) – riesige Gebiete vom Amur bis zur Wolga, auf drei Staaten verteilt, bewohnen.

Von den dreihundertsechzigtausend Mongolen, die – nach Sowjetangaben[18] – innerhalb der Grenzen der Sowjetunion leben, wohnt der Großteil in dem durch die Verträge von 1689 und 1728 vom Mandschureich an den Zarenstaat abgetretenen Gebiet am Baikalsee: in der Burjatischen (bis 1958 noch: Burjat-Mongolischen) Autonomen Sozialistischen Sowjetrepublik, in der die mongolischen Burjaten gegenüber den eingewanderten Russen nur die Minderheit bilden, und in zwei Nationalen Kreisen, die zu russischen Provinzen gehören; dazu kommt der mongolisierte Stamm der Tuwiner in dem im Herbst 1961 zur Autonomen Republik erhobenen Gebiet Tuwa. Mongolen sind aber ebenso die an die Wolga versprengten Kalmücken. Bei diesen wie bei den Burjaten ist Moskau bemüht, kein gesamtmongolisches Bewußtsein aufkommen zu lassen; es hat daher die Bemühungen von Gelehrten der Mongolischen Volksrepublik vereitelt, kalmückische Vertreter zum Internationalen Mongolischen Kongreß im September 1959 nach Ulan Bator zu bringen.[19]

Innerhalb der Grenzen Rotchinas leben mehr als die Hälfte der Mongolen (etwa anderthalb Millionen), davon zwei Drittel im Innermongolischen Autonomen Gebiet, das mit rund 1,2 Millionen Quadratkilometer annähernd die Größe der Mongolischen Volksrepublik erreicht, der Rest in der Mandschurei, in Kansu und Sinkiang.

Mongolische Volksrepublik – Sowjetunion im Kleinformat

Das für das Verhältnis zwischen Moskau und Peking wichtigste mongolische Siedlungsgebiet aber ist naturgemäß die Äußere Mongolei („äußere" in der Blickrichtung und dem Sprachgebrauch der Chinesen) mit einer Bevölkerung von weniger als einer Million Menschen.

Die Außenmongolei gehörte bis 1911 zum Mandschureich, machte sich dann – nicht ohne russische Hilfe – autonom, und zwar mit der Erklärung, daß sie die Souveränität der (1911 gestürzten) Mandschudynastie, nicht aber die Chinas anerkannt habe. Von 1919 bis 1921 war die Außenmongolei noch einmal von chinesischen Truppen besetzt. Weißrussen unter Ungern-Sternberg vertrieben diese Verbände und wurden dann ihrerseits von Sowjettruppen und mongolischen Nationalisten geschlagen. Seit 1921

war die Außenmongolei ein nominell selbständiger Staat, in Wirklichkeit der erste Satellit der Sowjetunion. Durch eine Reihe von Abkommen, vor allem die Militärallianz von 1934 und den Vertrag über gegenseitige Hilfe von 1936, wurde die Mongolische Volksrepublik, wie das Land inzwischen genannt worden war, immer stärker an die Sowjetunion gebunden.

Im ersten Vierteljahrhundert ihres Bestehens hatte die Mongolische Volksrepublik praktisch nur mit der Sowjetunion Beziehungen unterhalten und war im wesentlichen eine Filiale Moskaus gewesen: Ihre führenden Männer waren in der Sowjetunion ausgebildet worden (unter den frühen mongolischen Revolutionären hatte die sowjetische Burjaten-Intelligenzia eine hervorragende Rolle gespielt[20]); die Mongolische Revolutionäre Volkspartei (= KP) war auf sowjetischem Territorium entstanden. Der Aufbau des Staates entsprach weithin dem der Sowjetunion; die Partei nimmt in ihm die gleiche Stellung ein wie die KPdSU (wobei sogar, wie in der Sowjetunion, bei den „Wahlen" ein „Block der Kommunisten und Parteilosen" den einzigen Wahlvorschlag aufstellt); und auch die „Säuberungen" vollzogen sich unter ganz ähnlichen Parolen wie dort. Das Parteiorgan heißt hier wie dort „Wahrheit" – auf russisch Prawda, auf mongolisch Unen, und das offiziöse Witzblatt „Krokodil" – auf mongolisch Matar. Die Religion (das heißt der Lamaismus) wurde grundsätzlich – wenngleich in Anbetracht der anders beschaffenen Ausgangssituation nicht in allen taktischen Einzelheiten – wie in der UdSSR behandelt, wobei es während des Zweiten Weltkrieges auch in der Mongolischen Volksrepublik zu einer Entspannung im Verhältnis zwischen Staat und Priesterschaft kam.

Nicht ganz parallel der sowjetischen Entwicklung verlief die Kollektivierung der Land-, das heißt vor allem der Viehwirtschaft. Die erste Welle kam zwar, wie in der Sowjetunion, in den Jahren 1929 bis 1932, mit ähnlich katastrophalen Folgen wie bei den Nomaden im sowjetischen Kasachstan. Aber während in der UdSSR die Kollektivierung daraufhin nur abgebremst und dann stetig weiterverfolgt wurde, entschloß man sich in der Mongolischen Volksrepublik, die Maßnahmen jener Jahre als verfrüht, als Linksabweichung zu bezeichnen, und löste die bereits errichteten Kollektive wieder auf.

Die Mongolische Volksrepublik war das erste Land, in dem die Sowjets Lenins These vom II. Kominternkongreß (1920) praktizieren wollten, daß nämlich seit Errichtung der Sowjetunion ein vorkapitalistisches Volk – unter Vermeidung der von Marx noch als notwendig erachteten kapitalistischen Zwischenstufe – vom Feudalismus zum Sozialismus schreiten könne.[21] Das Kunststück des Übergangs zu einer Gesellschaftsform, für welche Marx das Vorhandensein eines Proletariats als Voraussetzung bezeichnet hatte, soll die Außenmongolei dadurch zustande gebracht haben, daß das fehlende eigene Proletariat durch die Unterstützung der proletarischen Sowjetunion ersetzt wurde. (In Wirklichkeit handelt es sich gar nicht um den von Marx gemeinten organischen Wandlungsprozeß, sondern um eine durch Zwang von außen herbeigeführte abrupte Umwälzung, die natürlich bei jeder Entwicklungsstufe denkbar ist.)

Über dieses Thema hat Anfang der fünfziger Jahre in Moskau eine interessante Diskussion stattgefunden, auf der von seiten der sowjetischen Gesprächspartner Sätze wie die folgenden fielen: „Die stetige selbstlose Hilfe, die ideologische und politische Unterstützung der Sowjetunion sicherten der mongolischen Volksregierung ... die nötige proletarische Führung ... Die Arbeiterklasse eines Landes, in dem der Sozialismus gesiegt hat, nimmt die Führung eines rückständigen Landes mit Bauernbevölkerung auf sich."[22] Für die Staats- und Gesellschaftsform der Außenmongolei während der Dauer ihres Übergangs vom Feudalismus zum Sozialismus gebrauchte man in Moskau die Formel „Bürgerlich-demokratische Republik neuen Typs".[23] Daß diese Formel vom direkten Übergang aus dem Feudalismus in den Sozialismus erstmalig in der rückständigen, jahrhundertelang zum chinesischen Reich gehörenden Mongolei praktiziert wurde, mag dazu beigetragen haben, daß der selbstbewußte Mao darauf verzichtete, sie auf China anzuwenden; besonders mag ihm der Hinweis mißfallen haben, das Fehlen eines eigenen Proletariats sei durch Führungshilfe aus dem sozialistischen Ausland, also aus der UdSSR, wettzumachen.

Die Mongolische Volksrepublik hätte als ferner und unterentwikkelter, von Dritten unbetretener Satellitenstaat Moskaus weiter-

gelebt, wenn Maos Sieg nicht dazwischengekommen wäre. Äußerlich schien sich die von Moskau bestimmte Entwicklung auch danach fortzusetzen: Auf dem Zentralplatz in Ulan Bator, dem Gegenstück zum Roten Platz, steht ein dem Moskauer Mausoleum nachgebildetes Bauwerk, die Grabstätte Suche Bators, des mongolischen Lenin, und Tschoibalsans, des mongolischen Stalin (der übrigens im Winter 1961/62 auch prompt „entstalinisiert“[24], wenn auch noch nicht aus dem Mausoleum entfernt wurde). Die Parallele Tschoibalsan–Stalin ist freilich zutreffender als der Vergleich Suche Bators mit Lenin, da dieser mehr ein mongolischer Nationalist als ein marxistischer Kommunist war. In der Witwe Suche Bators, Yandschima, hatte die Mongolei sogar ihre „Krúpskaja“ (so hieß bekanntlich Lenins Witwe).[25] Zedenbal (mit einer Russin verheiratet), der nach dem Tode Tschoibalsans 1952 an die Spitze trat, wechselte, wie wir dies auch aus Moskau kennen, zwischen der Doppelfunktion als Ministerpräsident und Parteichef (1952–1954 und seit 1958) und der Einzelfunktion als Ministerpräsident (1954–1958). Die Mongolische Volksrepublik hat ihre Wirtschaftsplan-Perioden (erster und zweiter Fünfjahrplan 1948–1952 und 1953–1957; Dreijahrplan 1958–1960; dritter Fünfjahrplan 1961–1965) auf den sowjetischen Planrhythmus abgestimmt. Und die verschobene Kollektivierung wurde jetzt nachgeholt: Seit 1955 wurde den Mongolen eine in Sowjetkasachstan entwickelte Methode aufgedrängt, die darin besteht, daß man die viehbesitzende Bevölkerung seßhaft macht, ihr Vieh aber von Hirten auf die oftmals fernen Weiden treiben läßt.[26] Sogar eine Neulandkampagne nach sowjetischem Muster wurde (ab 1959) unternommen.[27] Aber die Verwirklichung dieser Pläne erforderte Zeit: Noch im Juli 1956 waren erst fünfzehn Prozent der Nomadenhaushalte kollektiviert, und als Ende 1959 berichtet wurde, daß man praktisch alle privaten Nomadenbetriebe und rund drei Viertel des Viehs in Kollektiven zusammengefaßt habe, war immer noch von einem „allmählichen“ Seßhaftmachen die Rede.[28]

Mao überläßt die Innere Mongolei den Russen nicht ...

Auf den ersten Blick also mochte es scheinen, als habe sich die Sowjetisierung der Mongolischen Volksrepublik auch nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges unverändert fortgesetzt, in Wirk-

lichkeit aber war seit 1945 die mongolische Frage insgesamt wieder in Bewegung geraten. Erst befanden sich noch die Russen in der Offensive. Sie befestigten ihre Stellung in der Außenmongolei: im Vertragswerk vom August 1945 mußte Tschiang Kai-schek formell auf das Land verzichten. Darüber hinaus hat Stalin, kaum hatten seine Armeen die Mandschurei samt deren von Mongolen bewohnten westlichen Teilen überrannt, prompt den Versuch unternommen, von dort aus durch Förderung und Gängelung einiger mongolischer Gruppen, vor allem der (antichinesischen) Innermongolischen Revolutionären Volkspartei, auch die Innere Mongolei in die Hand zu bekommen, wohl in der Absicht, sie der von ihm beherrschten Mongolischen Volksrepublik einzuverleiben. (Eine spätere sowjetische Veröffentlichung, deren Ziel es offensichtlich war, die damaligen Vorgänge im Sinne der These von der unerschütterlichen sowjetisch-chinesischen Freundschaft zu retuschieren, stellt es so dar, als habe in der Inneren Mongolei der spontane Wunsch zum Anschluß an die Mongolische Volksrepublik bestanden.[29]) Aber Stalin stieß dabei nicht so sehr auf den Widerstand Tschiangs als auf den der KPCh, die ihren Einfluß in Nordchina rasch ausdehnte. Dieser gelang es – mit Hilfe des für sie tätigen mongolischen Altkommunisten Ulanfu und durch Bildung eines Innermongolischen Autonomen Gebietes (1. Mai 1947) – Stalin auszumanövrieren und im Laufe weniger Jahre den Einfluß moskaufreundlicher Mongolen auf ihrem Territorium auszuschalten.[30]

. . . und will obendrein die Äußere Mongolei

An dem Wunsch führender Kommunisten, einschließlich Maos, auf lange Sicht die Außenmongolei an die Chinesische Volksrepublik anzuschließen, zweifle ich nicht. Bekannt sind die Worte Maos, die Edgar Snow nach einem Gespräch im Sommer 1936 aufzeichnete. Auf die Frage, welche Pläne die chinesischen Kommunisten in Gebieten außerhalb der Großen Mauer haben, antwortete Mao: „Es ist die unmittelbare Aufgabe Chinas, alle unsere verlorenen Gebiete wiederzugewinnen, nicht nur unsere Souveränität diesseits der Großen Mauer zu verteidigen." (Die Mongolei, die Innere wie die Äußere, liegt außerhalb der Großen Mauer.) In einem späteren Interview, berichtet Snow, habe Mao speziell über die Außenmongolei folgendes gesagt:

„Die Beziehungen zwischen der Außenmongolei und der Sowjetunion waren jetzt und in der Vergangenheit stets auf dem Grundsatz völliger Gleichheit begründet. Wenn die Volksrevolution in China gesiegt haben wird, wird die außenmongolische Republik automatisch aus eigenem Willen Teil der chinesischen Föderation werden." [31]

Im gleichen Sinne äußerte sich der chinesische Führer noch acht Jahre später.[32] Andere chinesische Kommunisten ließen sich in ähnlichem Sinne vernehmen, so (in den dreißiger Jahren) der rotchinesische General Peng Te-huai, als er sagte, „daß die Sowjetunion keinen Ehrgeiz hat, die Außenmongolei zu annektieren, und daß sie diese eindeutig als Teil Chinas anerkennt".[33] In dem Vertragswerk mit Stalin vom Februar 1950 hat Mao allerdings seinerseits der Unabhängigkeit der Mongolischen Volksrepublik zugestimmt.

Mehrfach habe ich Chinesen, die in den letzten Jahren „die Freiheit wählten", gefragt, wie man ihnen in China erklärt habe, daß zwar die ganze Mandschurei, nicht aber die ganze Mongolei wieder innerhalb der chinesischen Grenzen liege. Die Antwort war übereinstimmend: In der letzten Zeit sei darüber nicht mehr gesprochen worden, aber in den ersten Jahren nach 1949 habe man ihnen gesagt, es komme nicht darauf an, auf welcher Seite der Grenze ein Volk lebe, sondern darauf, ob es einem höheren oder niederen Gesellschaftssystem angehöre, und da sich die Außenmongolen mit Hilfe der Sowjetunion bereits auf dem Wege zum Sozialismus befänden, möge man sich damit zufrieden geben. Meine Gewährsleute hatten dies als „Sprachregelung", nicht als die eigene Meinung der Redner empfunden; im übrigen läßt sich diese Argumentation nicht mehr verwenden, seit Rotchina für sich in Anspruch nimmt, zu den auf dem Wege zum Kommunismus fortgeschrittensten Staaten zu gehören.

Im Grunde müßte unter Kommunisten – in abgewandelter Form – heute noch gelten, was ein führender Bolschewik 1922 gesagt hat. Damals erklärte Sinówjew: „Es wäre unrealistisch, die Rückkehr der [Äußeren] Mongolei nach China zu fordern, bis China die Imperialisten aus seinem Territorium vertrieben hat." [34] Diese Voraussetzung ist erfüllt. Demnach wäre nunmehr „realistischerweise" der Anschluß der Außenmongolei an China fällig.

Peking braucht eine Bahn nach Ulan Bator und ehrt Dschingis Khan

Aber was immer Mao heute über die staatliche Zukunft der Außenmongolei denken mag, kaum hatte er seine Herrschaft über die chinesischen Stammlande und die Innere Mongolei errichtet, als er seine Augen auch auf die Äußere richtete. Um jedoch einen Einfluß in Ulan Bator auszuüben, brauchte er eine Bahnverbindung dorthin, und hier ist der eigentliche Grund für den Bau der Bahn Ulan Bator–Tsining zu suchen. Nachdem Tschoibalsan im Januar 1952 in Moskau gestorben war, schickte Peking eine Delegation, zu der auch Ulanfu gehörte, zum Staatsbegräbnis; dabei ergaben sich erste Kontakte. Im Herbst trafen sich Tschou En-lai und Zedenbal in Moskau, und am 15. September kam es dort zu einem dreiseitigen Vertrag (Sowjetunion, China, Mongolische Volksrepublik) über den Bau der Bahn. Die Existenz dieses Abkommens wurde erst zwei Jahre später bekanntgegeben; es könnte sein, daß Stalin an dem Projekt kein besonderes Interesse hatte (mit der Sowjetunion war Ulan Bator seit 1949 durch eine Bahn verbunden; das mochte ihm genügen) und seine Zustimmung erst gab, als Tschou und Zedenbal in ihren Verhandlungen schon recht weit gediehen waren. Die dreihundertfünfzig Kilometer durch die Innere Mongolei bauten die Chinesen, die Strecke von Ulan Bator zur chinesischen Grenze die Sowjetunion und die Mongolische Volksrepublik, wobei Moskau die Kosten – als Darlehen – trug. Am 1. Januar 1956 begann der direkte Verkehr Ulan Bator–Peking.

Inzwischen hatte Peking auch andere Schritte unternommen, um seine Beziehungen zur Außenmongolei enger zu gestalten: Im Juli 1950 waren Botschafter ausgetauscht worden (Peking schickte einen gebürtigen Mongolen[35]); ein Jahr später entsandte Peking zum dreißigsten Jahrestag der Mongolischen Revolution eine Delegation nach Ulan Bator; ebenso ein halbes Jahr darauf zum Staatsbegräbnis des in Moskau gestorbenen Tschoibalsan und im Spätherbst zum XII. Parteikongreß nach Ulan Bator. (Beide Male war Ulanfu dabei.) Am 4. Oktober 1952 unterzeichneten die Chinesen mit Zedenbal in Peking einen Zehnjahrvertrag über wirtschaftliche und kulturelle Zusammenarbeit.

Gleichzeitig entwickelte Mao das Innermongolische Autonome Gebiet. Damit tat er zweierlei. Erstens schuf er so ein admini-

stratives Gebilde, das auf die außerhalb der chinesischen Reichsgrenzen in der Mongolischen Volksrepublik lebenden Mongolen eine Anziehungskraft ausüben konnte (ähnlich wie Moskau durch die Errichtung der Sowjetrepubliken Armenien, Aserbaidshan, Tadshikistan auf die Armenier in der Türkei, die Aserbaidshaner und Tadshiken in Persien einzuwirken suchte); demonstrativ gab Mao 1954 der neuen Hauptstadt des Autonomen Gebiets, die bisher auf chinesisch Kueisui geheißen hatte, den mongolischen Namen Küke Khoto (= blaue Stadt), und ebenso demonstrativ ließ der stolze Chinese im Autonomen Gebiet für Dschingis Khan 1955 ein Mausoleum errichten, obgleich dessen Haus einst über China geherrscht hatte. Im gleichen Jahr begann der Bau eines mächtigen „metallurgischen Kombinats" in Paotou, also auf dem Boden des Autonomen Gebiets, nicht zuletzt um den modern Gesinnten unter den Außenmongolen in die Augen zu stechen. Zum zweiten aber erreichte Mao durch die außerordentliche Ausdehnung des Autonomen Gebiets, daß die dort lebenden Mongolen, rund eine Million an Zahl, nur eine kleine Minderheit in der neun Millionen umfassenden Bevölkerung des nach ihnen benannten Territoriums bilden und ihm nicht gefährlich werden können.

Im Jahre 1955 vereinbarten die Chinesen mit Ulan Bator einen Vertrag über die Anwerbung chinesischer Arbeiter für die Mongolei (Männer, die im Rahmen dieses Abkommens in die Mongolei fuhren, waren meine Reisegefährten im Zuge von Peking nach Ulan Bator gewesen), und in der Folge sind, wie Zedenbal dem Amerikaner Salisbury sagte, zwanzigtausend chinesische Arbeiter in die Mongolische Volksrepublik gekommen.[36] 1956 stellten die Chinesen der Mongolischen Volksrepublik 160 Millionen Rubel ohne Anspruch auf Rückzahlung zur Verfügung, zwei Jahre später weitere 100 Millionen Rubel als Kredit auf fünfzehn Jahre.[37] 1957 errichtete Ulan Bator in der Hauptstadt der Inneren Mongolei ein Generalkonsulat.

Moskau muß sich mehr anstrengen

Wie aber verhielt sich der Kreml zu dieser Offensive Pekings? Stalin hatte Mao gegenüber seine Hoffnungen in der Inneren Mongolei begraben müssen, aber er war nicht gesonnen, die

Äußere aufzugeben. Er ließ 1947 die Bahn von der Sowjetgrenze nach Ulan Bator bauen; er erhob die Sowjetgesandtschaft in den Rang einer Botschaft[38]; vor allem: er gab der Mongolischen Volksrepublik Darlehen, und seine Nachfolger setzten diese Politik fort. In den Jahren 1947 bis 1957 wollen die Sowjets Kredite in Höhe von „mehr als 1,1 Milliarden Rubel" gewährt haben[39], also im Durchschnitt über hundert Millionen Rubel pro Jahr für ein Land mit einer Bevölkerung von weniger als einer Million Einwohner – die weitaus höchste Pro-Kopf-Wirtschaftshilfe, die der Kreml je vergeben hat. (Im Vergleich dazu hat Rotchina seit seinem Bestehen, wie wir sehen werden, nur 1,72 Milliarden Rubel an Wirtschaftskrediten erhalten.) Und am 15. Mai 1957 wurde in Moskau eine sowjetisch-mongolische Erklärung unterzeichnet, aus der hervorgeht, daß der Kreml nicht daran denkt, sich aus seinem ältesten und lange einzigen Satellitenstaat verdrängen zu lassen. Zugleich erhielt Ulan Bator einen neuen Kredit in Höhe von 200 Millionen Rubel.[40] Auch weiterhin konnten sich die Mongolen jedes Jahr neue Kredite (von ungenannter Höhe) in Moskau abholen.[41]

Was die Mongolen darüber dachten, daß im Herbst des Jahres 1957 der „als Parteifeind entlarvte" Molotow als Botschafter nach Ulan Bator entsandt wurde[42], vermag ich aus eigener Beobachtung nicht zu sagen, da er erst vier Wochen nach meinem Besuch in der mongolischen Hauptstadt eintraf. Ebensowenig weiß ich, wie sie darauf reagierten, daß Molotow drei Jahre später auf den unbedeutenden Posten des Sowjetvertreters bei der Internationalen Atombehörde in Wien geschickt wurde und der bisher kaum hervorgetretene A. Chworostúchin (vorher Parteisekretär von Irkutsk und Tula) sein Nachfolger in Ulan Bator wurde.[43] Vermutlich sagten sie sich, daß das Kommen und Gehen Molotows weniger mit ihnen als mit der sowjetischen Innenpolitik zu tun hatte. Den Stolz des alten Reitervolkes mag es befriedigt haben, daß Moskau zum Vorsitzenden der im Mai 1958 gegründeten Sowjetisch-Mongolischen Freundschaftsgesellschaft den legendären Reiterführer aus der Bürgerkriegszeit, Marschall Budjónnyj, ernannte.[44]

Auf jeden Fall sahen sich die Mongolen nach dem Siege Maos in der seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges für Entwicklungs-

länder charakteristischen Lage des von zwei Seiten Umworbenen und Beschenkten, nur daß diesmal die Rivalen um seine Gunst beide demselben, dem „sozialistischen Lager" angehören. Sie haben von ihren zwei Nachbarn seit Kriegsende über zwei Milliarden Rubel erhalten; ohne diese Situation hätten sie von Moskau allein wohl kaum ein Zehntel dieser Summe bekommen. Durch die von Moskau betriebene Aufnahme ihres Staates in die Vereinten Nationen (1961) ist ihr Selbstbewußtsein beiden Nachbarn gegenüber gestiegen.

Einer der besten – und der wenigen echten – Kenner der heutigen Mongolei, Robert A. Rupen, glaubt, festgestellt zu haben, daß Peking seit 1958 seine Offensive dort verlangsamt hat; er verweist unter anderem darauf, daß sich noch 1956 und 1957 die Chinesen mit Außenmongolen und Russen zwecks gemeinsamer Ausarbeitung eines mehrbändigen Werkes über mongolische Geschichte zusammengesetzt hatten, daß aber die für 1958 anberaumte Zusammenkunft wegen einer Absage der Chinesen nicht zustande kam.[45] Vielleicht hat er recht; aber die Torpedierung der dritten Historikerkonferenz kann auch andere Gründe haben als ein vermindertes Interesse an der Außenmongolei.

Peking holt auf

Mir scheint, daß sich in der letzten Zeit eine gewisse Verhärtung der russischen wie der chinesischen Positionen feststellen läßt; beide Seiten sind sich der Bedeutung der mongolischen Frage voll bewußt; beide wollen, ohne nach außen einen Konflikt sichtbar werden zu lassen, ihre Stellungen festigen. Kein Zweifel, daß der Einfluß Moskaus heute noch wesentlich stärker ist als der Pekings, kein Zweifel aber auch, daß sich die chinesische Position seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges beträchtlich verstärkt hat. Die Bedeutung der neueren Säuberungen in der Mongolischen Volksrepublik (1959) für das Kräfteverhältnis der Russen und Chinesen dort ist umstritten. Aber die Ereignisse seit 1961 dürften den derzeitigen Stand – also den immer noch bestehenden, aber nicht mehr überwältigenden Vorsprung Moskaus – deutlich machen: Zum 40. Jahrestag der Mongolischen Volksarmee (März 1961) kam aus Moskau der Verteidigungsminister, aus Peking der Stellvertretende Verteidigungsminister; auf dem XIV. Parteitag und

bei den anschließenden Feiern zum 40. Jahrestag der mongolischen Revolution (beides Juli 1961) war Moskau in Ulan Bator durch Suslow vertreten, Peking durch Ulanfu, der im Parteirang unter Suslow steht, dafür aber Mongole ist. In den Festreden Zedenbals rangierte die Sowjetunion stets vor China; auf dem XXII. Parteitag in Moskau (Oktober 1961) stellte er sich in der albanischen Frage auf die Seite Chruschtschows und blieb auch weiterhin bei dieser Linie.[46]

Fragen wir also abschließend: Wem nützte der Bau der Bahn Ulan Bator–Peking?, so heißt die Antwort aus der Sicht von heute: am meisten der Mongolischen Volksrepublik, jedenfalls den Kräften in ihr, die aus der Rivalität der beiden Nachbarn Vorteile für die Selbständigkeit und wirtschaftliche Entwicklung ihres Landes zu ziehen hoffen; ihnen kann der Goldregen von Nord und Süd nur willkommen sein. Die Bahn hätte den Mongolen gefährlich werden können, wenn auf ihr Chinesen in unbegrenzter Zahl ins Land geschwemmt worden wären; das war nicht der Fall, denn 20 000 sind noch zu verkraften.

Aber es ist nicht aller Tage Abend; auf lange Sicht mag Rotchina aus der Bahn den größten Nutzen ziehen, da diese das Tor zur Außenmongolei aufgestoßen hat. (Über den offensichtlichen Vorteil der im Vergleich zur transmandschurischen um 1400 Kilometer kürzeren transmongolischen Verbindung zwischen Moskau – damit Europa – und Peking bedarf es keiner weiteren Worte.)

Am wenigsten hat die Sowjetunion durch die Bahn gewonnen. Die Verkürzung des Weges bedeutet ihr nicht so viel wie den Chinesen, da ihr der Import aus China ungleich weniger wichtig ist als umgekehrt den Chinesen der Import sowjetischer (und osteuropäischer) Waren. Während sie früher in der Außenmongolei eine Monopolstellung besaß, muß sie diese nun mit China teilen, und um ihre – zweifellos noch bestehende – Vorherrschaft nicht einzubüßen, muß sie gewaltige Beträge in das leere Land pumpen. Möglicherweise hat der Kreml in der Außenmongolei eine Chance verpaßt, vielleicht auf immer. Als China schwach war, hätte sich die Sowjetunion dies Gebiet, etwa als siebzehnte Unionsrepublik, einverleiben können. Aber was bei Tschiang möglich gewesen wäre, ist Mao gegenüber ausgeschlossen; Moskau kann heute nicht mehr ein Land annektieren, das noch vor fünf-

zig Jahren zu dem jetzt selbst von Kommunisten beherrschten Chinesischen Reich gehörte. Wohl aber kann es versuchen, die Mongolische Volksrepublik zu einem Schaufenster der sowjetischen Variante des Kommunismus zu machen, indem sie vorteilhaft von dem durch Krisen mitgenommenen China absticht.

4. CHINAS FERNER WESTEN

Das Bemühen der Russen, in Sinkiang Fuß zu fassen, ist noch älteren Datums als ihr Vorstoß in die Mandschurei. Kaum hatten sie Westturkestan unterworfen (die heutigen Sowjetrepubliken in Zentralasien), richteten sie auch schon ihre Augen nach Ostturkestan. Dieses aber war – seit Jahrhunderten Einflußsphäre des Mandschureiches – 1878 unter dem Namen Sinkiang (eigentlich Hsin-tschiang = Neue Grenzmark) in das Chinesische Reich eingegliedert worden. Gestört wurden die russischen Pläne jedoch nicht so sehr durch die ohnehin im Niedergang begriffene Mandschudynastie als durch das Britische Reich, das Indien von Norden her durch ein zentralasiatisches Vorfeld zu sichern suchte. Es kam zu der Vereinbarung der zwei europäischen Imperien (1907), Sinkiang als Teil Chinas zu respektieren. Vier Jahre später stürzte die Mandschudynastie, und in China herrschte das Chaos.

Die Zaren und Stalin in Sinkiang

Wie kam es, daß die Entwicklung in Sinkiang anders endete als in der Außenmongolei, daß es nicht wie jene zum Satelliten der Sowjetunion wurde? Ich kenne Sinkiang nicht aus eigenem Augenschein, aber einige Ursachen für das unterschiedliche Schicksal der beiden Grenzprovinzen scheinen mir auf Grund der von dort kommenden Nachrichten deutlich zu sein; sie sind zum Teil in der Sowjetunion, zum Teil in China zu finden.

Das Gebiet um den Baikal, seit dem siebzehnten Jahrhundert in russischer Hand, bot für den Vorstoß in die Mongolei eine weit festere Basis als das erst einige Jahrzehnte zuvor eroberte Westturkestan für einen Vorstoß nach Sinkiang. Denn Westturkestan löste sich nach dem Fall der Zaren alsbald von Rußland, wurde von den Bolschewiken zurückerobert und stand noch lange Zeit

im Bann starker antirussischer *und* antibolschewistischer Gefühle. Auch hatten die Bolschewiken unter den Burjat-Mongolen schon zahlreiche Anhänger, die mit ihnen zusammen die Fackel der Revolution in die Außenmongolei trugen, während die rund hunderttausend Uiguren auf sowjetischem Boden, deren Vorfahren gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts aus Sinkiang nach Rußland geflohen sind und die heute vorwiegend in den beiden Sowjetrepubliken Kasachstan und Usbekistan leben, mit der in Sinkiang verbliebenen Masse ihres Volkes (1953: 3,64 Millionen) nur noch geringe und darum politisch kaum nutzbare Verbindungen haben.

Anders die Kasachen Sinkiangs. Wäre Sinkiang im wesentlichen von Kasachen bewohnt, so gehörte es heute vielleicht zu den Satelliten der UdSSR; in der Tat haben die Russen aus Sowjetkasachstan nicht ohne Erfolg auf die Sinkiang-Kasachen eingewirkt; aber diese machen mit etwa 500 000 Menschen weniger als ein Zehntel der sechs Millionen starken Gesamtbevölkerung aus. (Als drittstärkste Gruppe ergab die Volkszählung von 1953 einige hunderttausend Chinesen; der Rest der Bevölkerung besteht vorwiegend aus Mongolen, Kirgisen, Tadshiken.)

Den Uiguren fehlte die große nationale Tradition der Mongolen und deren durch die Erinnerung an das Weltreich Dschingis Khans genährtes Zusammengehörigkeitsgefühl. Überdies wurde die Provinz während eines für sie entscheidenden Jahrzehnts, 1932–1942, von dem energischen und wendigen Gouverneur Scheng Schi-tsai regiert, der den Versuch unternahm, Sinkiang zu seiner persönlichen Satrapie auszubauen. Er bediente sich dabei weitgehend der Hilfe der UdSSR, was dieser eine starke Stellung in Sinkiang verschaffte, gab ihr auch im November 1940 in einem Vertrag, in dem sie als reine Kolonialmacht in Erscheinung trat, auf fünfzig Jahre das ausschließliche Recht auf Ausbeutung von Zinn- und anderen Buntmetallvorkommen in der an Wasser armen, an Erzen reichen Provinz.[47] Aber China hatte Glück: die anfänglichen schweren Niederlagen der Sowjetunion im Kriege mit Hitler schwächten ihre Stellung und veranlaßten sie zum Abzug. Scheng, seines sowjetischen Rückhalts beraubt, ließ sich von Tschiang Kai-schek abberufen (und floh später mit diesem nach Taiwan).

Kaum aber hatte sich die militärische Lage der Sowjetunion in Europa verbessert, da setzten auch ihre Bemühungen um Sinkiang wieder ein. Ein Aufstand der Sinkiang-Kasachen gegen die chinesische Herrschaft im Winter 1943/44 genoß die sowjetische Sympathie, vielleicht auch Unterstützung, ebenso eine neue und noch gefährlichere Erhebung im November 1944; diese führte zur Gründung einer antichinesischen „Republik Ostturkestan" (mit eigener Flagge und Währung) im Norden Sinkiangs, also in dem Dreieck zwischen den Grenzen der Sowjetunion und der Mongolischen Volksrepublik, in dem sich die wichtigsten bisher bekannten Bodenschätze der Provinz befinden, auch die reichen Ölgebiete. In den Jahren 1945 und 1946 hätte man denken können, die „Republik Ostturkestan", wenn nicht ganz Sinkiang, sei auf dem besten Wege, nach dem in der Außenmongolei bewährten Muster ein Sowjetsatellit außerhalb der chinesischen Reichsgrenzen zu werden. Aber Stalin, in Osteuropa vollauf beschäftigt, legte keine große Eile an den Tag; wahrscheinlich dachte er, es sei noch genügend Zeit, die Beute in Sinkiang sicherzustellen.

Darin irrte er sich. Anfang 1949 rückten die chinesischen Kommunisten gegen Sinkiang vor. Ein im letzten Augenblick unternommener russischer Versuch, die Unabhängigkeit der Provinz proklamieren zu lassen und damit den Vormarsch der Rotchinesen aufzuhalten, schlug fehl.[48] Im Herbst 1949 hatte Mao die Provinz in der Hand. Und gegen ihn konnte Stalin auch in Sinkiang den Kampf nicht fortsetzen. An das langsame Tempo der Sowjetisierung in der Außenmongolei gewohnt, hatte Stalin die Chance, die sich ihm in Sinkiang noch 1944 bot, nicht rasch genug wahrgenommen.

Bei den Verhandlungen zwischen Mao und den Sowjets im Winter 1949/50 war Sinkiang noch (wie die Mandschurei) durch eine eigene Delegation vertreten, aber das einzige, was Stalin im anschließenden Vertragswerk mit Mao erreichte, war die Bildung von zwei chinesisch-sowjetischen Gesellschaften zur Ausbeutung der Öllager und Buntmetallschätze Sinkiangs für die Dauer von dreißig Jahren; und auch diese Positionen wurden von seinen Nachfolgern in den Verträgen vom Oktober 1954 aufgegeben.[49] Ein Jahr später war Sinkiang – wie die Innenmongolei – ein

Autonomes Gebiet der Chinesischen Volksrepublik, nach seinem größten Volksstamm Sinkiang-Uigurisches Autonomes Gebiet genannt.

Antichinesische Gefühle können zu prosowjetischen werden

Allerdings kam es in Sinkiang immer wieder zu antichinesischen Rebellionen (die stets unterdrückt wurden), vor allem im Sommer der Hundert Blumen von 1957 sowie in den beiden folgenden Jahren, vermutlich im Zusammenhang mit der Bildung der Volkskommunen und dem Aufstand in Tibet; und es ist durchaus möglich, daß die eigentliche Quelle der Rebellionen in der UdSSR zu suchen ist. Nach außen hin ist die Politik der Russen gegenüber den nationalen Minderheiten großzügiger als die der Chinesen, indem sie die Existenz zahlreicher nationaler Republiken innerhalb ihres Bundesstaates („Union") zulassen, während es in China nur Autonome Gebiete gibt.[50] In Wirklichkeit freilich ist der Unterschied zwischen beiden minimal. In beiden Fällen ist eine Unterwanderung der Minderheiten durch das Staatsvolk in vollem Gange und deren volle Unterstellung unter die Richtlinien der Partei- und Verwaltungszentralen in Moskau bzw. in Peking bereits vollzogene Tatsache. Die Uiguren oder die Sinkiang-Kasachen würden also kaum größere Freiheiten genießen, wenn sie eine Republik der Sowjetunion wären, nur sieht eben die Wiese jenseits des Zaunes immer saftiger aus.

Wem immer die Sympathien der nichtchinesischen Stämme in Sinkiang gehören mögen – von der Stellung, welche die Sowjets dort von 1932 bis 1949 (mit Ausnahme der Jahre 1942–44) besaßen, ist kaum noch etwas übriggeblieben. Die Grenze Sinkiangs gegenüber der UdSSR ist von den Chinesen auf ihren Karten als endgültig eingezeichnet (abgesehen vom westlichsten Zipfel, der an den Pamir vorstößt). Das früher recht großzügig gehandhabte Hin und Her der auf beiden Seiten der Grenze lebenden Nomaden ist immer schwieriger geworden. Man hat dort heute – wie zwischen der Mandschurei und Sowjetfernost – eine regelrechte und scharf bewachte Staatsgrenze. Im Frühjahr 1961 wurde bekannt, daß in Sowjetkasachstan „Freiwillige Volksmilizabteilungen der Grenzdistrikte" zur Bewachung der Grenze aufgestellt wurden.[51] Die einzige Grenze dort ist die mit China.

Die Russen sind fort

Der Reuter-Korrespondent David Chipp, der 1956 Sinkiang besucht und mit den Augen des geübten Beobachters betrachtet hatte, sagte mir in Peking: „Sinkiang ist völlig in chinesischer Hand; von einer politischen oder wirtschaftlichen Machtstellung der Russen habe ich nichts bemerkt; die einzigen Russen, die es im Land zu geben scheint, sind als Experten ohne eigene Machtbefugnisse tätig." Nach allem, was ich weiß, trifft diese Feststellung heute noch mehr zu, da mittlerweile auch viele der Experten abgereist sind. Nicht ganz zu diesem Bild freilich paßte ein im Herbst 1959 gedrehter rotchinesischer Film, den ich in Hongkong sah. Er schilderte eine Stunde lang, wie herrlich und in Freuden die Bewohner Sinkiangs unter dem Kommunismus leben, wobei er mehrfach die Hilfe der Sowjetunion und einzelner Russen, die über die nahe gelegene Grenze kamen, darstellte.

Verschiedentlich sind in den letzten Jahren, vor allem nach dem tibetischen Aufstand, Gerüchte über gemeinsame sowjetisch-chinesische industrielle Entwicklungsarbeiten im westlichen Sinkiang aufgetaucht; sogar von einer gemeinsamen Produktion von Rohstoffen für Atomwaffen war die Rede. Aber Beweise haben sich dafür nie finden lassen. Auch die von Zeit zu Zeit ins Ausland gelangenden Flüchtlinge aus Sinkiang wußten dergleichen nicht zu berichten. Sie hatten zwar Erscheinungen am Himmel wahrgenommen, die als Langstreckenraketen angesehen werden können, doch waren diese, soviel man feststellen konnte, nicht auf dem Boden Sinkiangs, sondern auf dem der Sowjetunion abgefeuert worden. Daß es Anreicherungswerke für spaltbare Mineralien in Sinkiang gibt, wird man vermuten können, da die Buntmetallvorkommen des Gebietes bekannt sind; sicher ist auch dies nicht, erst recht nicht, ob sich die Russen an ihrer Ausbeutung beteiligten oder heute noch beteiligen.

Die transturkestanische Bahn, deren Bau, im Oktober 1954 formell beschlossen, sowohl von Westen wie von Osten vorangeht, fördert den Anschluß Sinkiangs an China und dürfte – ähnlich wie die transmongolische – mehr den Chinesen als den Sowjets zugute kommen. Die Strecke führt von Aktogai (einer Station der Turksib am Ostende des Balchasch-Sees) über Urumtschi, Hami

und Yumen nach Lantschou. In der letzten Zeit hat man wenig über den Fortschritt der Arbeiten gehört.
Mir scheint, daß sich Moskau bis auf weiteres mit dem Verlust seiner Stellung in Ostturkestan abgefunden hat. Als Faktor, der das Verhältnis Moskau–Peking ernsthaft irritiert, kann man Sinkiang heute wohl kaum ansehen.[52]

Kein Streit um Tibet erkennbar

Auch in Tibet hatten die Zaren (seit dem Ende des neunzehnten Jahrhunderts) politische Ambitionen. Aber diese stießen auf heftigen britischen Widerstand und wurden von den Bolschewiken nicht weiter verfolgt. In den Verhandlungen zwischen Russen und Chinesen, die dem Vertragswerk vom August 1945 vorausgingen, tauchte das Wort Tibet überhaupt nicht auf, während Stalin für Sinkiang auch persönlich mehrfach lebhaftes Interesse zeigte.[53] Seit Rotchina (ab 1951) seine Herrschaft über den theokratischen Staat errichtete und festigte, hat es nicht an Gerüchten über sowjetische Flugplätze und andere Stützpunkte in Tibet gefehlt, doch liegen keine handfesten Berichte darüber vor. Wenn im Sommer 1956 in Tibet eine Chinesisch-Sowjetische Freundschaftsgesellschaft gegründet wurde[54], so hatte diese sicher, wie ihr Name besagt, chinesisch-sowjetische, nicht tibetisch-sowjetische Ziele.

*

Von Tibet abgesehen, wo sie nie Ansprüche laut werden ließen, haben die Bolschewiken alle ihre in der Zeit Tschiang Kai-scheks auf dem Boden des Chinesischen Reiches aufgebauten oder wenigstens vorbereiteten Stellungen, in der Mandschurei, in der Inneren Mongolei und in Sinkiang, innerhalb von fünf Jahren nach Maos Sieg an ihn verloren. Auch wenn die letzten dieser Verluste erst nach dem Tode Stalins eintraten, war der langjährige Kremlherr doch intelligent genug, um zu wittern, welche Folgen Maos Sieg haben würde; er dürfte daher die rapide Siegesserie der chinesischen Kommunisten nach 1945 mit sehr gemischten Gefühlen verfolgt haben. Im imperialen Interesse der Sowjetunion wäre ein langes und beide Seiten schwächendes Tauziehen zwischen Tschiang und Mao dem totalen Sieg Maos vorzuziehen gewesen; das ist einer der Gründe, warum Stalin solche Zurückhaltung in der Unterstützung Maos zeigte.

Selten hat eine politische Theorie einen solchen Widerhall in der Welt gefunden wie die, welche nach dem deutschen Professor Starlinger benannt wurde. Als ich Ende 1954 eine Weltreise antrat, kannte sie noch kaum jemand; bei meiner Rückkehr im folgenden Sommer gab es keinen politisch Interessierten, der sich nicht mit ihr befaßt hätte; schon in Amerika war ich mehrfach auf sie angesprochen worden. Mit vielen anderen stand auch Bundeskanzler Adenauer unter ihrem Einfluß, und er wiederum hat sie an den US-Außenminister Dulles[55] sowie an den französischen Staatspräsident de Gaulle weitergegeben.[56]

Dr. Wilhelm Starlinger, vormals Professor der Medizin an der Universität Königsberg, hatte mehrere Jahre in sowjetischen Gefangenenlagern zugebracht und nach seiner Entlassung in die Bundesrepublik (Anfang 1954) in Vorträgen, Aufsätzen und Büchern eine These entwickelt, die sich auf Gespräche mit russischen Mitgefangenen stützte.[57] Sie lautet: China müsse sich wegen seiner rapide wachsenden Bevölkerung ausdehnen und könne dies nur in Richtung auf Rußland tun, da die Länder an seiner Südgrenze ohnehin übervölkert seien; Moskau müsse also entweder alles Land östlich des Baikalsees Rotchina überlassen oder gegen dieses Krieg führen.[58] Seither ist viel über diese Theorie gestritten worden. Auch nach dem Tode Starlingers ging die Diskussion weiter.

Pekings wechselnde Bevölkerungspolitik

Von der chinesischen Bevölkerungsdynamik war schon im ersten Teil dieses Buches die Rede. Zuverlässige Zahlen liegen nicht vor, aber niemand zweifelt, daß sie gewaltige Ausmaße hat. Die Volkszählung vom 30. Juni 1953 (deren Ergebnisse manche westlichen Forscher allerdings bezweifeln) ergab für die Bevölkerung Rotchinas (also ohne Taiwan und ohne Auslandschinesen) eine Zahl von 582,6 Millionen.[59]

Auf die chinesischen Kommunisten übte das im folgenden Jahr bekanntgegebene Ergebnis der Volkszählung eine zwiespältige Wirkung aus. Auf der einen Seite erfüllte es sie mit Stolz, über das weitaus größte Volk der Erde zu gebieten, auf der anderen

erkannten sie jetzt erst das volle Ausmaß der Aufgabe, der sie sich gegenübersahen. Kompliziert wurde ihre Haltung durch die bis dahin von allen Kommunisten, vor allem den russischen, verkündete These, daß eine starke Bevölkerungszunahme nur für den dekadenten Westen, keineswegs aber für die kommunistischen Staaten ein Problem darstelle und daß daher alle Maßnahmen zur Geburtenbeschränkung auf das schärfste zu verurteilen seien. Es scheint, daß man in Peking zu keiner einhelligen Meinung gelangte; neben begeisterten Kommentaren über die große Bevölkerungszahl fanden sich alsbald auch Stimmen, welche die Aufklärung der Bevölkerung über Mittel zur Empfängnisverhütung verlangten. Diese vermochten sich so weit durchzusetzen, daß im August 1956 das Gesundheitsministerium die Richtlinie ausgab, man müsse „den Forderungen der Massen nach Geburtenkontrolle entgegenkommen". Die Abtreibung blieb zwar verboten, doch wurde diese Bestimmung großzügig ausgelegt. Der Jugend riet man, nicht zu jung zu heiraten. (Mindestalter für die Eheschließung ist achtzehn Jahre für Frauen, zwanzig für Männer.) [60]

Mit voller Wucht setzte die Propagandawelle am „Tag der Frau" (8. März) 1957 ein. Als ich bald darauf nach China kam, befand sie sich auf dem Höhepunkt. Ich sah eine entsprechende Ausstellung in einem Gebäude des Kaiserpalastes zu Peking, wo junge Führerinnen mit langen Zeigestöcken dem Strom der staunenden Besucher die an den Wänden aufgehängten Exponate erklärten. Allein in der Hauptstadt gab es sechzig „Geburten-Kontroll-Kliniken". In einer Provinzstadt wohnte ich eine Stunde lang dem täglichen Aufklärungsvortrag einer Ärztin vor einem zahlreichen, vorwiegend aus Frauen bestehenden Publikum bei, und auch in den Dörfern stieß ich auf Vorträge dieser Art. Verhütungsmittel wurden in Mengen produziert und zum Verkauf angeboten. Nichts Ähnliches hat es je in einem kommunistischen Staat gegeben; im Gegenteil, Stalin hatte – wie Hitler – ein Prämiensystem für kinderreiche Mütter eingeführt.

Seit 1958: China hat zu wenig Menschen!

Aber der neue Kurs war nur von kurzer Dauer. In den Monaten des großen Umschwungs zwischen Sommer 1957 und Frühjahr

1958, über den wir im Zusammenhang mit den Volkskommunen ausführlich berichten werden, wurde offenbar auch diese Frage neu durchgedacht. Die Propaganda für Geburtenbeschränkung hörte auf, und es mehrten sich die Stimmen derer, die frisch-fröhlich erklärten, es bestehe keinerlei Grund zu der Sorge vor einer allzu rapiden Bevölkerungsvermehrung. Im Zeichen des im Mai 1958 verkündeten Großen Sprungs Vorwärts (Näheres im 14. Kapitel) hielt man sich wieder an das altbekannte Motto: Der Kaiser braucht Soldaten! In den Worten Liu Schao-tschis: „Je mehr Menschen Holz zulegen, desto höher brennt das Feuer." [61] Aber man vermied es, die Verhütungskampagne offiziell abzublasen. So kam es zu Formulierungen wie diesen: „Wir bleiben bei der Geburtenbeschränkung, aber, allgemein gesagt, glauben wir, daß eine große Bevölkerung etwas Gutes ist" [62], und Tschou En-lai erklärte im September 1960 in einem Interview, es gebe in China eine Erziehung zur Geburtenkontrolle, aber das habe nichts mit Übervölkerung zu tun, sondern geschehe, „um die Gesundheit der Mütter zu schützen und Bedingungen zu schaffen, unter denen Kinder normal aufwachsen können".[63]

Auch in der Sowjetunion hat es einen Wandel der Bevölkerungspolitik gegeben, aber er läßt sich mit dem in China nicht vergleichen. Nach der Revolution war infolge der Einstellung des Regimes gegenüber der angeblich zum Absterben verurteilten Familie die Abtreibung sehr erleichtert worden, ohne daß man sich über die Folgen dieser Haltung auf die Zahl der Bevölkerung und die Gesundheit der Frauen besondere Gedanken machte. Als Stalin diese Folgen in den dreißiger Jahren erkannte, warf er das Steuer herum und dekretierte ein konservatives Familienrecht, das ganz auf Bevölkerungsvermehrung eingestellt war.[64] Das Problem einer Übervölkerung ist in dem riesigen Lande mit seiner im Verhältnis zur Fläche geringen Bevölkerung (1. Januar 1962 etwa 220 Millionen) nicht aktuell.

Niemand kann sagen, wie sich ein Jahr der „Aufklärung" (1957–1958) auf die Geburtenkurve Chinas ausgewirkt hat, aber es ist kaum anzunehmen, daß ihr Einfluß in einem noch ganz bäuerlich geprägten Lande mit dem traditionellen Willen zum Kinde sehr nachhaltig gewesen ist. Eher kann man vermuten, daß die ungeheure Anspannung des Großen Sprungs und weiter

die durch Mißernten in den Jahren 1959, 1960 und 1961 hervorgerufene Not die Zahl der Geburten verminderte und die der Todesfälle erhöhte.

Die Chinesen rechnen mit einer jährlichen Bevölkerungszunahme von mehr als zwei Prozent[65], also von über zwölf Millionen. Tschou En-lai sprach in jenem Interview (1960) von zehn Millionen. Nehmen wir seine Zahl als Durchschnitt (in der Annahme, daß die Zunahme in den Jahren 1950–1957 sehr stark und danach geringer war), so müßte die Bevölkerung seit dem Siege Maos 1949 um 130 Millionen zugenommen haben und 1962 zwischen 670 und 680 Millionen liegen (nach amtlichen Angaben ist sie noch größer). Wahrlich ein ungeheures Wachstum und Grund genug, von Bevölkerungsdruck zu sprechen.

China – wirklich übervölkert?

Aber auch Bevölkerungsdruck ist ein relatives Phänomen; hier interessiert es im Hinblick auf seine möglichen Folgen für das chinesisch-sowjetische Verhältnis. Und da stehen wir vor der merkwürdigen Behauptung Pekings, daß China in den letzten Jahren trotz der Massenmobilisierung der Frauen an Arbeitskräften, vor allem auf dem Lande, schweren Mangel leide! Auf den ersten Blick möchte man meinen, hier sei den chinesischen Kommunisten der propagandistische Gaul durchgegangen. Aber einige sorgfältige Untersuchungen aus jüngerer Zeit[66] haben ergeben, daß dieser Mangel tatsächlich bestand. Zwar dürfte das Arbeitskräftepotential des chinesischen Dorfes (ohne arbeitsunfähige Kinder und Alte) bei 225 bis 240 Millionen liegen, aber dieses unerschöpflich erscheinende Reservoir ist über Gebühr in Anspruch genommen worden. So hat man für eine neue Tiefpflügemethode hundert Millionen Bauern mobilisiert, für eine weit über das bisherige Maß hinausgehende Düngung der Felder (zum Teil mit Schlamm, der erst gewonnen werden mußte) neunzig Millionen, für Be- und Entwässerungsarbeiten aller Art siebenundsiebzig Millionen, für die Volkshochöfchen, von denen wir noch hören werden, fünfzig bis sechzig Millionen, ferner viele Millionen für die neuen Kleinindustrien in den Volkskommunen und für die Aufforstung weiter Gebiete.

Gewiß handelte es sich nur zum Teil um Arbeit, die die ganze

Kraft des Einzelnen über lange Zeiträume in Anspruch nahm. Aber viele Millionen fielen monatelang für die normale Landarbeit aus, ohne daß China sie durch Maschinen hätte ersetzen können. Parteiamtlich wurde 1960 erklärt, daß auf dem Lande nur etwas über 50 Prozent der Arbeitskräfte in der eigentlichen Landwirtschaft tätig waren.[67] Ungezählte Milliarden von Arbeitsstunden gingen der Landarbeit auch durch das Übermaß an Versammlungen und Schulung verloren, zeitweilig auch durch die vormilitärische Ausbildung. Überbeanspruchung und mangelhafte Ernährung verringerten die Leistungsfähigkeit. In großen Scharen zogen die Bauern, darunter die kräftigsten, in die Stadt; allein im zweiten Halbjahr 1958 belief sich deren Zahl auf zehn Millionen, ihre Familienangehörigen nicht gerechnet. Die Folge war, daß es an landwirtschaftlichen Arbeitskräften fehlte, und das trug sicher zur Ernährungskrise der letzten Jahre wesentlich bei. Ein einigermaßen klares Bild über den Arbeitseinsatz in der Landwirtschaft ist zur Zeit nicht zu gewinnen; auch das Regime selbst scheint es nicht zu besitzen. Jedenfalls fällt auf, daß sogar in dem für die Auslandspropaganda bestimmten Bericht über das erste Jahrzehnt Rotchinas, also über die Zeit 1949–1959, die Bevölkerungszahlen nur bis Ende 1957 reichen.[68] Aber alles, was wir wissen, bestätigt die klaffende Lücke des ländlichen Arbeitsmarktes.

Sicher ist ferner, daß es innerhalb der chinesischen Reichsgrenzen noch weite Gebiete gibt, die landwirtschaftlich erschlossen werden können. Wie groß diese sind, darüber gehen die Meinungen weit auseinander, denn ihr Umfang hängt entscheidend davon ab, wieviel man für ihre Erschließung aufwenden will – mit entsprechender Investierung ließe sich sogar die Wüste Gobi in Ackerland verwandeln. Beim Machtantritt Maos wurden in China von den rund tausend Millionen Hektar Landfläche rund hundert Millionen bebaut; seither sind etwa weitere fünfzehn Millionen unter den Pflug gekommen. Nach Angaben Tschou En-lais vom Herbst 1960 soll es möglich sein, nochmals rund hundert Millionen agrarisch zu erschließen.[69] Auf den ersten hundert Millionen Hektar lebte 1950 mehr als eine halbe Milliarde Bauern; auf den künftig zu erschließenden hundert Millionen – wenn wir von dieser Zahl ausgehen – ließe sich zwar nicht dieselbe

Zahl ansiedeln, da diese Böden weit weniger ertragreich sind, aber immerhin sollten sie imstande sein, einige Hunderte von Millionen Siedlern aufzunehmen. Eine Milchmädchenrechnung, gewiß, aber doch ausreichend, um die Vorstellung zu korrigieren, China besitze keine Reserven an Ackerboden und ihm bleibe nichts als der Vorstoß nach Sibirien.

Auf beiden Seiten dünn bewohnte Grenzgebiete

Es entsteht auch ein schiefes Bild, wenn man einfach sagt, ein übervölkertes China grenze an ein unbesiedeltes Sibirien. In den nordöstlichen, nördlichen und nordwestlichen Grenzgebieten Chinas, in Heilung Kiang, der Inneren Mongolei, Kansu, Tsinghai und Sinkiang leben (nach Angaben der Volkszählung von 1953) auf insgesamt 4 387 000 Quadratkilometern 41 301 000 Menschen, also im Durchschnitt 9,4 Menschen auf den Quadratkilometer. In den entsprechenden Gebieten der Sowjetunion (Küstenprovinz, Provinzen Chabarowsk, Amur, Tschita, Irkútsk, Altái, ferner Tuwa und Kasachische, Kirgisische und Tadshikische Republik) wohnten – nach der Sowjetstatistik für den 15. Januar 1959 – auf 6 083 000 Quadratkilometern 22 463 000 Menschen, also 3,7 auf den Quadratkilometer.

Man mag darüber streiten, ob sich die chinesischen Grenzgebiete so ohne weiteres mit den sowjetischen vergleichen lassen. Aber einen ungefähren Anhaltspunkt geben diese Zahlen doch. Der Unterschied zwischen 9,4 und 3,7 Menschen auf den Quadratkilometer ist jedenfalls nicht so, daß man von einem unwiderstehlichen Gefälle sprechen könnte. Man darf es sich andererseits auch nicht so vorstellen, als böten Sowjetfernost und Sibirien unbegrenzte oder gar leichte Siedlungsmöglichkeiten. Zwar schätzt man den kulturfähigen Boden in Transbaikalien (samt Amur- und Ussurigebiet) auf rund sechsundvierzig Millionen Hektar[70], von denen bisher weniger als drei Millionen unter den Pflug genommen wurden, aber eine Ausdehnung der Ackerfläche in diesen unwirtlichen Landstrichen mit ihrer kurzen Vegetationsperiode würde nicht geringere Investitionen erfordern als eine entsprechende Landerschließung in China selbst.

Über die Neulanderschließung innerhalb Chinas seit 1949 liegen keine genauen Zahlen vor. In größerem Umfang begann sie erst

nach der Neulandkampagne Chruschtschows von 1954. Die Chinesen bedienten sich weitgehend der in der Sowjetunion üblichen Parolen; so zum Beispiel in diesem Appell „An die Jugend auf ihrem Marsch ins Neuland":

> „Ihr werdet Wüsteneien in ein Paradies verwandeln ... Vögel und Tiere leben dort, warum nicht auch Menschen? ... Schwierigkeiten können nur solche Menschen unterkriegen, die keine Strapazen zu ertragen vermögen; vor Kriegern, die Strapazen ertragen können, haben die Schwierigkeiten Angst. Ihr seid eine Armee aus Stahl, die einen Angriff gegen die Natur führt." [71]

Insgesamt, so sahen wir, sollen seit 1949 rund fünfzehn Millionen Hektar zusätzlich bebaut worden sein. In Harbin erzählte mir 1957 der für Siedlungsfragen in der Provinz Heilung Kiang zuständige Beamte, es seien dort in den ersten sieben Jahren Rotchinas 1,6 Millionen Hektar neu dem Ackerbau zugeführt worden. Dabei ist zu bedenken, daß gerade diese Provinz wegen ihrer fruchtbaren Böden und ihrer Grenznähe bei der Planung neuer Siedlungen besonders gefördert wurde. Gehen wir von den rund hundert Millionen Hektar aus, die laut Tschou En-lai 1960 für den Ackerbau noch zur Verfügung standen, und berücksichtigen wir, daß die Neulandkampagne nach dem Beginn des Großen Sprungs stark an Elan eingebüßt hat, so müssen wir zu dem Schluß kommen, daß diese Landreserve – wie groß sie in Wirklichkeit nun sein mag – heute jedenfalls kaum kleiner ist als an dem Tage, da Tschou En-lai von ihr sprach, und noch auf lange Zeit die Siedlungsfähigkeit der Wirtschaft und der Bevölkerung Chinas absorbieren wird.

Aber selbst wenn Peking eines Tages zu dem Schluß kommen sollte, daß es unbedingt zusätzliches Ackerland braucht, ist nicht gesagt, daß es dieses ausgerechnet in der Richtung auf den Polarkreis und nicht vielmehr in der auf den Äquator suchen würde. Auf den Philippinen, auf Borneo und Sumatra, in Australien und Neuseeland könnten noch viele Millionen bedürfnisloser Siedler angesetzt werden, nach manchen Schätzungen mehr als dreihundert Millionen. Dies würde Krieg bedeuten – aber gilt nicht dasselbe für die Expansion nach Norden? Für Peking wäre es also eine politische und keineswegs naturgesetzlich festgelegte Entscheidung, ob es – wenn schon Krieg – in den

zwar nahen, aber harten und unfreundlichen Norden im Kampf gegen die Sowjetunion „explodieren" soll, oder ob es nicht mehr lohnt, den zwar nur auf dem Seewege erreichbaren, aber von Fruchtbarkeit strotzenden Süden in einem Krieg gegen die Westmächte zu erobern. In jedem Fall: für diese Entscheidung hat China noch viel Zeit.

Chruschtschow besiedelt Sibirien

Kein Zweifel, daß man sich in Moskau über die chinesische Bevölkerungsentwicklung Gedanken macht. Ich weiß nicht, ob man von einem ursächlichen Zusammenhang sprechen kann – ein auffallendes zeitliches Zusammentreffen ist es gewiß: Während man in Peking die Ergebnisse der Volkszählung vom Sommer 1953 errechnete, bereitete Chruschtschow eine Bevölkerungsoffensive nach Sowjetasien vor. Im Februar 1954 erließ er sein Neulandprogramm.[72] Dann lief – zum erstenmal seit Ende des Zweiten Weltkrieges – wieder eine derartige Riesenkampagne der Propaganda und der Massenorganisation über das Land. Chruschtschow war der Hauptrufer im Streit; mit seiner ganzen Dynamik stürzte er sich und das Volk in diese Unternehmung. Er arbeitete mit materiellen Anreizen wie zum Beispiel einem Handgeld, das einem Dreimonatsgehalt entsprach, an jeden, der seinem Appell folgte, und erhöhten Gehältern sowie Sonderprämien für Kolchose, Sowchose und MTS in den Neulandgebieten.[73] Aber es ging nicht nur um diese Gebiete, sondern um Sibirien und Sowjetfernost überhaupt. Leute, die in die am Stillen Ozean gelegene Küstenprovinz übersiedelten, wurden samt Familie, Vieh und zwei Tonnen Gepäck kostenlos hinbefördert und erhielten pro Familienoberhaupt 1000, pro Familienmitglied 300 Rubel Handgeld, ferner ein zehnjähriges Hausbaudarlehen von 15 000 Rubel, ein weiteres Darlehen von 2000 Rubel, freie Lebensmittel für den Anfang und fünf Jahre Steuerfreiheit.[74]

Vor allem appellierte man an den Patriotismus und Idealismus der Jugend; in den Werken der Sowjetliteratur nimmt – soweit sie amtlich inspiriert sind – das Lob der heroischen jungen Leute, die nach Sibirien ziehen, einen breiten Raum ein.[75] Besonders bei Chruschtschow klingt dabei das bevölkerungspolitische Motiv mit, so in den Sätzen:

„Genossen, ich war kürzlich im Fernen Osten [der Sowjetunion] ... Es ist ein überaus reiches Land, doch gibt es in ihm noch zu wenig Menschen, man muß es erschließen und zum festen Besitz machen ... Wir müssen im Osten die menschenleeren Räume schneller in Besitz nehmen und uns auf die Dauer auf ihnen niederlassen ... Man muß dort Menschen fest verankern ... das ist die Hauptsache!" [76] Obgleich die Neulandaktion im wesentlichen abgeschlossen ist, fehlt es bis in die jüngste Zeit nicht an Aufrufen im Stile eines „Go east, young man!" [77]

Seit dem Beginn der Neulandoffensive Chruschtschows sind in Sowjetasien (ausschließlich der Ural- und Wolgagebiete und der vier eigentlichen zentralasiatischen Sowjetrepubliken, aber einschließlich Kasachstans) rund 37 Millionen Hektar Neuland erschlossen [78] und Millionen Menschen, vor allem Angehörige der jüngeren Generation, aus der europäischen Sowjetunion dorthin umgesiedelt worden. Zwischen 1939 und 1959 wuchs die Bevölkerung Sowjetasiens (in den eben genannten Gebieten) von 21,8 auf 30,8 Millionen [79], also fast um die Hälfte.

Natürlich war in keinem der offiziellen Aufrufe zur Besiedlung Sibiriens auch nur mit einem Wort von China die Rede; nichts deutete darauf hin, daß es sich hier um eine Maßnahme zur Abwehr eines chinesischen Bevölkerungsdruckes handeln könnte. Im Gegenteil, Chruschtschow hat ausdrücklich vor ausländischen Journalisten erklärt, das rasche Wachstum der chinesischen Bevölkerung bereite ihm keinerlei Sorgen.[80] Dem deutschen Bundeskanzler andererseits deutete er 1955 in Moskau ein gewisses Mißbehagen über die hohen Geburtenzahlen Chinas an. Im russischen Volk wird jedenfalls die ständige Ermahnung zur Besiedlung des Ostens durchaus im Zusammenhang mit dem chinesischen Nachbarn gesehen. Während einer Bahnfahrt durch die Mandschurei stand ich neben einem Russen am Fenster. Beide schauten wir auf die menschenwimmelnden Straßen einer Ortschaft, die der Zug passierte. Da sagte der Russe, der sich nach Abschluß seiner mehrjährigen Beratertätigkeit in China auf dem Wege in die Heimat befand, halb zu sich selbst und halb zu mir (den er wohl für einen Sowjetkollegen hielt): „Die Chinesen vermehren sich wirklich wie die Kaninchen. Nicht umsonst hat uns Nikíta Sergéjewitsch [Chruschtschow] gesagt, wir sollten Sibirien besiedeln."

In Anbetracht der Menschenmassen Chinas und der spärlichen Besiedlung Sibiriens könnte man geneigt sein, den gelegentlichen Informationen Glauben zu schenken, wonach sich Millionen chinesischer Arbeiter in Sibirien im Einsatz befinden. Wo immer ich auf solche Gerüchte stieß, bin ich ihnen nachgegangen, ohne jemals auch nur die leiseste Bestätigung zu finden. Auf der Fahrt durch Sibirien 1957 habe ich jeden Mitreisenden, mit dem ich ins Gespräch kam, gefragt, ob er chinesische Arbeiter gesehen habe. Die Antwort war jedesmal ein überraschtes und eindeutiges Nein. Lediglich kleinere Gruppen von Studenten oder in Ausbildung befindlichen Praktikanten und Ingenieuren seien anzutreffen. (Die Sowjetstatistik weist für 1959 ganze 25 800 Chinesen in der UdSSR aus.[81])

Es scheint mir auch festzustehen, daß die Besiedlung Sibiriens seit Ende des Zweiten Weltkrieges vorwiegend durch Russen (auch Ukrainer) erfolgte, nicht durch Angehörige der im sowjetischen Zentralasien lebenden nichtslawischen Völkerschaften, wogegen diese während des Krieges – vermutlich aus Sorge vor möglicher Fraternisierung im Falle eines Vormarsches der deutschen Armeen nach Zentralasien – in größerer Zahl nach Sibirien und Sowjetfernost umgesiedelt wurden, wie ich damals in Schanghai aus der plötzlichen Vermehrung von Sendungen des sowjetfernöstlichen Rundfunks in zentralasiatischen Sprachen folgerte.

Wem gehören die Herzen der Grenzvölker?

Diese Feststellung führt zu einer weiteren Überlegung. Wenn man über den Druck von Volksmassen spricht, sagt die rein quantitative Betrachtung zu wenig aus; man muß auch die ethnologischen, ja selbst die psychologischen Gegebenheiten berücksichtigen. In China wie in der Sowjetunion wohnen in den Grenzgebieten neben Chinesen und Slawen auch die Angehörigen zahlreicher anderer, und zwar durchweg asiatischer Völkerschaften. Nach Pekings Angaben lebten in ganz China zur Zeit der Volkszählung von 1953 rund 35 Millionen Nichtchinesen (= 6 Prozent der Gesamtbevölkerung), davon rund 13 Millionen in den Gebieten an der Sowjetgrenze, vor allem Koreaner, Mandschuren, Mongolen, Hui (meist turkstämmige Mohammedaner), Uiguren, Kasachen; die Sowjetunion war laut amtlichen Angaben 1959 von 48 Mil-

lionen Nichtslawen bewohnt (= 23 Prozent der ganzen Bevölkerung), davon lebten rund 6,5 Millionen in den Gebieten entlang der Grenze mit China (vor allem Burjat-Mongolen, Kasachen, Kirgisen, Tadshiken). Wem würde im Falle eines offenen Konflikts die Loyalität dieser insgesamt rund zwanzig Millionen Menschen, die weder Russen noch Chinesen sind, gehören?
Daß es panasiatische Stimmungen unter den Nichtslawen der UdSSR gibt, wird man annehmen können. Ein deutscher Besucher schildert, wie ihm 1960 ein Usbeke sagte:

„Wir hier in Taschkent verstehen unter Kommunismus häufig etwas anderes als die Leute in Moskau. Nun, wir sind ja auch Asiaten. In anderen asiatischen Ländern versteht man uns oft besser. Wir freuen uns ... über den Kontakt mit den Chinesen ... Ja, wir Asiaten haben es schwierig zur Zeit, sehr schwierig. Das macht die Innenpolitik. Aber außenpolitisch verstehen wir uns – alle Asiaten!" [82]

Oder wird sich der höhere Lebensstandard der Sowjetunion als der stärkere Magnet erweisen? Werden diese Völkerschaften überhaupt auch nur einigermaßen einheitlich reagieren? Und vermöchten sie, selbst wenn dies der Fall wäre, einen nennenswerten Einfluß auf den Verlauf des Konfliktes zu nehmen? Lauter Fragen, die niemand beantworten kann.

6. STREIT DER ALPHABETE

Ein Vergleich der Grenzmarkenpolitik der beiden Nachbarn kann nicht abgeschlossen werden, ohne auch die Sprach- und Schriftpolitik einzubeziehen. In der Sowjetunion mündete diese nach verschiedenen Schwankungen praktisch in eine eindeutig bevorzugte Sonderstellung der russischen Sprache in den von Nichtrussen bewohnten Gebieten, die ja weithin zugleich Grenzgebiete sind. Die Aufsplitterung zusammengehörender Sprachfamilien, vor allem der Turksprachen, in zahlreiche Spezialsprachen mit eigener Grammatik und eigenem Wortschatz zwang die Angehörigen dieser Stämme, das Russische zum Verständigungsmittel auch untereinander zu machen. Zudem kann ein Burjate oder Kasache beruflich nur dann über ein gewisses Niveau hinaus aufsteigen, wenn er fließend Russisch spricht. Ist er begabt und ehrgeizig,

so muß er im eigenen Interesse das Russische beherrschen, das in den nichtrussischen Gebieten neben der Sprache der jeweiligen Nationalität die Hauptunterrichtssprache ist. Ideologisch wird diese Sonderstellung des Russischen mit Thesen begründet, die den Chinesen kaum sehr angenehm in den Ohren klingen können und in dem bekannten Ausspruch des sowjetischen Literaturwissenschaftlers Sasláwskij ihren markantesten Ausdruck fanden:

> „Niemand darf sich einen Gelehrten in vollem und wahrem Sinne dieses Wortes nennen, der nicht Russisch kann, der die Werke des russischen Geistes nicht im Original liest... In der Geschichte der Menschheit sieht man, wie sich in den Jahrtausenden die Weltsprachen ablösen. Das Latein war die Sprache der Antike und des beginnenden Mittelalters. Das Französische war die Sprache des Feudalismus. Das Englische wurde zur Sprache des Imperialismus. Und blicken wir in die Zukunft, so sehen wir das Russische als die Weltsprache des Sozialismus auftauchen." [83]

Doch, wer weiß? Vielleicht trösten sich die Chinesen mit dem Gedanken, daß Russisch zwar die „Sprache des Sozialismus" ist, daß aber das Chinesische eine Chance hat, Weltsprache des Kommunismus zu werden?

In der Sowjetunion siegen das Russische und die kyrillische Schrift...

In den drei Jahrzehnten, die ich die Sowjetunion aus eigener Anschauung kenne, hat sich das Russische unter den asiatischen Völkerschaften der Sowjetunion in doppelter Hinsicht ausgebreitet: indem immer mehr Nichtrussen Russisch sprechen oder wenigstens verstehen, und zweitens, indem immer mehr russische Wörter oder russifizierte westliche Ausdrücke (wie Maschína, Buchgálter, Marksísm) in die Sprachen der Nationalitäten eindringen. Schon 1935 fiel mir bei einem mehrwöchigen Studienaufenthalt in Baschkirien auf, daß ich den Gesprächen baschkirischer Kolchosniki oder Eisenbahnarbeiter einigermaßen folgen konnte, da sie sich auch untereinander zahlreicher, aus dem Russischen übernommener Wörter bedienten. Zwanzig Jahre später – in Usbekistan – fand ich diesen Prozeß noch weiter fortgeschritten.

Die bolschewistische Schriftpolitik durchlief drei Stadien: Im ersten erlaubte man den Nationalitäten, die eigene Schriftzeichen

besaßen, deren Gebrauch; im zweiten wurden – einem Wunsch Lenins folgend – für die meisten von ihnen lateinische Buchstaben eingeführt; im dritten ordnete der Kreml – ein Beweis seines gewachsenen Selbstbewußtseins – den Übergang zum kyrillischen Alphabet an. Bei den Burjat-Mongolen geschah dies beispielsweise 1937, bei den Arabisch schreibenden Nationalitäten zwei Jahre später.[84] In Ulan Bator beschlossen ZK und Ministerrat im März 1941 die Einführung eines modifizierten kyrillischen Alphabets. Heute dürfen nur noch zwei Völker, die Georgier und die Armenier, ihre traditionellen Schriftzeichen benützen (zudem die baltischen Republiken die lateinische Schrift). Das Ziel des Kreml ist es zweifellos, sämtlichen Bewohnern der Sowjetunion durch den Zwang der Tatsachen die Kenntnis zunächst der russischen Schrift, dann der russischen Sprache beizubringen.

... und in China das Chinesische und die lateinische Schrift

Zunächst hätte man meinen können, Peking würde sich dem Anspruch des Russischen fügen, Weltsprache der Epoche des Sozialismus zu sein. Im August 1955 entschloß es sich, auch für „seine" Mongolen die kyrillische Schrift einzuführen und innerhalb von vier Jahren durchzusetzen; und ein Jahr später wurde für die Völkerschaften Sinkiangs, darunter die Uiguren und Kasachen, dasselbe angekündigt.[85] Aber es scheint, daß den Chinesen schon bald darauf Zweifel an der Richtigkeit dieser Entscheidung kamen. 1957 fiel mir in Peking auf, daß auf allen funkelnagelneuen Geldscheinen, die ich beim Einwechseln der Landeswährung erhielt, unter den in China benützten Alphabeten nach wie vor das mongolische zu finden war, und in der Inneren Mongolei sah ich auf amtlichen Gebäuden ausschließlich chinesische und mongolische Schriftzeichen.

„Ich bin neugierig, ob die Chinesen jemals russische Buchstaben auf ihr Geld drucken werden", vermerkte ich damals in meinem Notizbuch. Diese Neugierde ist seither negativ befriedigt worden: Bereits im folgenden Jahr wurde für das Mongolische und die Sprachen Sinkiangs die Latinisierung eingeführt. Begründet wurde dies damit, daß auf diese Weise den nichtchinesischen Völkerschaften des Reiches der Zugang zu dem sich allmählich latinisierenden Chinesisch erleichtert würde. „Wir dürfen nicht

übersehen", so hieß es in der Resolution des Zweiten Forums für das Studium der Minderheitensprachen Ende 1959 in Urumtschi, „daß die Sprachen der Minderheiten, obgleich sie eine wichtige Rolle in deren kultureller Entwicklung gespielt haben, mit den Bedürfnissen des Großen Sprunges in Wirtschaftsaufbau und Kulturrevolution nicht mehr vereinbar sind." [86]

Moskau muß gute Miene machen zum lateinischen Alphabet

Der Latinisierung der chinesischen Schrift, die man in Peking im November 1956 beschlossen hatte[87], waren – lange vor der Entfaltung des Kommunismus – Jahrzehnte der Diskussion vorangegangen. Auch die Kommunisten hatten sich zunächst zu keinem Entschluß durchringen können. Dann neigten sie dem lateinischen Alphabet zu, wollten diesem jedoch fünf nichtlateinische Buchstaben hinzufügen, die eine gewisse Ähnlichkeit mit kyrillischen besaßen. Aber das schließlich für die Umschrift des Chinesischen eingeführte Alphabet[88] hatte *nur* noch lateinische Buchstaben. (Im übrigen läßt sich natürlich die chinesische Schrift aus den im ersten Teil dargelegten Gründen nicht einfach durch das lateinische Alphabet ersetzen; sie wird noch lange weiterbestehen.)

Daß die chinesischen Kommunisten von den drei Möglichkeiten – Latinisierung, Kyrillisierung oder Schaffung eines völlig neuen Alphabets – die Latinisierung wählten, muß die Russen schwer gekränkt haben. Nach außen freilich haben sie dies, soweit mir bekannt ist, nie zugegeben, denn der Pekinger Beschluß zur Latinisierung erfolgte noch zu einer Zeit, da man in Moskau peinlich darauf achtete, der Welt ein Bild der totalen Eintracht mit Peking vorzuführen.[89] Vielleicht fühlten sich die Sowjets auch dadurch gehemmt, daß die ersten Kommunisten, die für die chinesische Schrift das lateinische Alphabet empfahlen, Russen gewesen waren, die bald nach der bolschewistischen Revolution für die in Rußland befindlichen Chinesen eine leichter erlernbare Schrift entwarfen. Dort hatte damals ein chinesischer Kommunist das von den Russen Latinxua genannte Alphabet kennengelernt und nach China mitgebracht.[90] Auch Mao war – in Yenan – einige Zeit von Latinxua fasziniert gewesen und hatte Zeitungen in dieser Schrift drucken lassen.[91]

Als Unparteiischer, der mit lateinischen und mit kyrillischen

Buchstaben aufwuchs und lange in China lebte, möchte ich sagen, daß nach meiner, eines Nichtphilologen, Meinung das kyrillische Alphabet sicher nicht schlechter, sondern sogar besser als das lateinische für die Umschrift des Chinesischen geeignet ist, denn es weist gerade bei den Zischlauten einige Buchstaben auf, die sich zur Darstellung bestimmter chinesischer Laute gut eignen.

Die Entscheidung gegen das kyrillische und für das lateinische Alphabet erfolgte, so möchte ich meinen, letzten Endes aus zwei Überlegungen: Um dem eigenen Volk zu demonstrieren, daß man kein Satellit Moskaus ist, und um den Zugang zur übrigen Welt offenzuhalten, vor allem zu den Völkern der Entwicklungswelt, welche sich größtenteils der lateinischen Buchstaben bedienen; gerade ihnen will sich Rotchina ja als das wahre, die Sowjetunion übertreffende Modell empfehlen.

Was sich aus unserer Betrachtung der Grenzmarken-, Schrift- und Sprachpolitik der beiden roten Nachbarn ergeben hat, läßt sich auf eine einfache Formel bringen: die chinesisch-sowjetische Grenze verhärtet sich zusehends; schon heute ist sie ihrem Wesen nach viel trennender als etwa die zwischen Deutschland und Frankreich oder zwischen den USA und Kanada. Auf beiden Seiten der Grenze bekennt man sich zwar zu Marx und Lenin und betreibt eine weithin parallele Politik, von einem brüderlich-freien Kommen und Gehen aber ist keine Rede. Der Slawenansiedlung, Russifizierung und Kyrillisierung auf der einen Seite stehen auf der anderen Chinesenansiedlung, Sinisierung und Latinisierung gegenüber; es wird nicht mehr lange dauern, und die Stämme dieses riesigen Grenzstreifens, die sich – nach Nomadenart – der Grenze kaum bewußt waren und gemeinsame Sprachen und Schriftzeichen hatten, werden sich auseinanderleben.

Nur an einer einzigen Stelle ist die klare Unterscheidung – hie sowjetisch, hie chinesisch – noch nicht erfolgt: in der Äußeren Mongolei. In dem auf volle Trennung zielenden Verhältnis der beiden roten Großmächte stellt sie daher einen Fremdkörper dar, der störend wirkt, der aber nicht beseitigt werden kann, ohne daß eine der beiden Seiten in einem Maß an Gesicht verlöre, das politisch kaum tragbar ist.

11. Kapitel

VON STAAT ZU STAAT

Auch die diplomatisch-protokollarischen, die wirtschaftlichen und die kulturell-propagandistischen Beziehungen der roten Großmächte (das ideologische Verhältnis wird erst im vierten Teil behandelt) stehen inmitten der Wandlung; der Prozeß der Entbrüderlichung und der Grenzverhärtung wird uns hier von neuem begegnen, am deutlichsten auf dem Gebiet, wo dies am schwersten wiegt: auf dem der Wirtschaft. Kein politisch wichtiges Entwicklungsland der Welt ist, die Entwicklungshilfe pro Kopf der Bevölkerung gerechnet, so schlecht behandelt worden wie Rotchina.

Auf roten Gipfeln

Nach dem Siege Maos wurden Zug um Zug, in gut sechs Monaten, die Fundamente für die völkerrechtlichen Beziehungen zwischen Peking und Moskau gelegt: Am 1. Oktober 1949 offizielle Gründung der Chinesischen Volksrepublik; tags darauf Beschluß der Sowjetregierung, das neue Regime anzuerkennen; nach weiteren vierundzwanzig Stunden Aufnahme diplomatischer Beziehungen. Zehn Wochen später Eintreffen Maos in Moskau, noch am gleichen Tage Empfang durch Stalin. Am 14. Februar 1950 Unterzeichnung des mehrfach erwähnten Vertragswerks zwischen den beiden Staaten in Moskau, dann Rückkehr Maos nach Peking. Es folgten (am 27. März 1950) Abkommen über die Errichtung der gemischten sowjetisch-chinesischen Gesellschaften für die Luftfahrt und für die Ausbeutung der Öl- und Buntmetallvorkommen Sinkiangs sowie über den Einsatz sowjetischer Fachleute in China; und schließlich (am 19. April 1950) ein Handelsabkommen.[1] Damit war zunächst das Wichtigste getan.

Trotz Koreakrieg vergingen fast zwei Jahre bis zum nächsten roten Gipfelgespräch. Im Herbst 1952 kam erst Tschou En-lai nach Moskau (er erreichte die Überführung der mandschurischen

Bahnen in rotchinesische Verwaltung, gewährte aber den Sowjets eine Verlängerung ihrer Rechte auf die Benützung von Port Arthur), dann Liu Schao-tschi – als Vertreter der KPCh auf dem XIX. (dem letzten Stalinschen) Parteitag der KPdSU. Liu blieb über drei Monate. Ein plausibler Grund für die lange Dauer seines Besuches wurde nicht gegeben. Hatte er über Gewährung sowjetischer Wirtschaftshilfe verhandelt? Oder über die Beendigung des kostspieligen Koreakrieges? Oder warf schon in diesen Monaten vor Stalins Tod der Kampf um die Nachfolge seine Schatten voraus?

Stalin starb am 5. März 1953. Die chinesische Trauerdelegation wurde von Tschou En-lai geführt; Mao blieb in Peking. Das Gewicht Chinas im roten Bündnissystem war nun größer als je zuvor. Aber dies schien zunächst nicht zu Spannungen zu führen. Die neue Moskauer Mannschaft (Bérija war inzwischen „liquidiert"), die unter Führung Chruschtschows und Bulgánins China im Herbst 1954 anläßlich des fünften Geburtstages der Volksrepublik besuchte, sah sich, wie schon berichtet, veranlaßt, den Wünschen der Chinesen weit entgegenzukommen; sie verkaufte ihnen die Sowjetanteile an den chinesisch-sowjetischen Gesellschaften zum 31. Dezember 1954 und versprach den Abzug der Sowjettruppen aus Port Arthur zum 31. Mai 1955.

Das sind die äußeren Daten der amtlichen Beziehungen bis Ende 1955. Die mit dem XX. Parteitag der KPdSU und der dort begonnenen Entstalinisierung einsetzende neue Phase, im einzelnen im letzten Teil des Buches darzustellen, brachte im Jahre 1957 die Besuche erst Tschou En-lais, dann Maos in Moskau (zur Klärung der durch Ungarn und Polen heraufbeschworenen Probleme), dazwischen – im Sommer 1957 – den Sieg Chruschtschows (über die „Parteifeinde" Malenków, Mólotow und Genossen), gegen den die Chinesen nichts einzuwenden hatten – nach der Promptheit ihrer Zustimmung zu urteilen, die innerhalb von vierundzwanzig Stunden nach der Veröffentlichung des Moskauer ZK-Beschlusses telegraphisch gegeben wurde.[2] Es folgten Chruschtschows Reisen nach China (im Sommer 1958 während der Nahost-Krise und im Herbst 1959 zum zehnten Gründungstag Rotchinas), Tschou En-lais Teilnahme am XXI. Parteitag Anfang 1959, die Konferenz der einundachtzig Kommunistischen

Parteien in Moskau im November–Dezember 1960 und der offene Streit (über Stalin und Albanien) auf dem XXII. Parteitag im Oktober 1961. Es fällt auf, daß Chruschtschow (Geburtsjahr 1894) dreimal in Peking war (1954, 1958, 1959), Mao (Geburtsjahr 1893) nur einmal bei Chruschtschow (1957), ferner, daß sich die beiden – im Vergleich zu den häufigen Aussprachen zwischen den führenden Staatsmännern des Westens – nur selten und seit dem Herbst 1959 überhaupt nicht mehr gesehen haben.

Die Herren Diplomaten

Als Moskau mit der jungen Volksrepublik die Beziehungen aufnahm, hätte man denken können, nun werde einer der führenden Männer des Kreml nach Peking eilen, um diesen in der Hauptstadt des volkreichsten, eben in das Lager des Kommunismus eingeschwenkten Landes zu vertreten. Aber nichts dergleichen geschah. Als handelte es sich um einen ganz normalen Regierungswechsel, blieb N. W. Róschtschin, der seit Februar 1948 Stalins Botschafter bei Tschiang Kai-schek gewesen war, noch weitere drei Jahre in China – nur eben nicht mehr bei Tschiang, sondern bei Mao; auch das wohl ein Beweis dafür, daß Stalin Mühe hatte, sich auf die volle Bedeutung des Umbruchs in China einzustellen; China ist China, und was für den Tschiang gut genug war, reicht für den Mao noch allemal, schien Stalins Verhalten zu sagen. Auch als im Februar 1952 endlich ein Wechsel erfolgte, schickte Stalin keinen Genossen aus der Parteispitze, sondern A. S. Pánjuschkin, der seit langem als hochgestellter Nachrichtenmann gilt und den Kreml fünf Jahre in Washington als Botschafter vertreten hatte; bei Tschiang war er auch schon einmal Botschafter gewesen, ein halbes Jahrzehnt sogar (1939–1944).

Zu den ersten Maßnahmen, die Stalins Nachfolger in den Tagen nach dem Tode des Diktators ergriffen, gehörte die Abberufung Panjuschkins. Vielleicht hatten sie selbst eingesehen, daß es nicht anging, China weiterhin zu behandeln, als hätte sich mit Maos Einzug in Peking nichts Wesentliches verändert, oder hatte Tschou En-lai während der Trauerfeierlichkeiten in Moskau zu dieser Einsicht einiges beigetragen. Als neuer Botschafter reiste der langjährige (seit 1944) oberste Gewerkschaftsboß W. W. Kusnezów nach Peking. Aber auch diese Wahl war offenbar nicht sehr

befriedigend; er blieb nur neun Monate. Erst Pawel F. Júdin – der vierte Botschafter Moskaus in Peking innerhalb von weniger als zwei Jahren – wurde dort seßhaft; fast sechs Jahre vergingen, ehe er abberufen wurde. Judin hatte sich, ehe er nach Peking entsandt wurde, als einer der führenden sowjetischen Ideologen (Direktor des Philosophischen Instituts der Akademie der Wissenschaften, 1938–1944; Chefredakteur der Kominform-Zeitschrift, 1946–1953) und überdies als Betreuer der russischen Ausgabe von Maos Werken einen Namen gemacht.[3]

Ob die Chinesen in einem Mann wie Judin eine lästige Gouvernante in ideologischen Fragen sahen? Sie fanden sich mit ihm ab. Die Spannungen freilich, die zwischen Moskau und Peking im Herbst 1958 wegen der Volkskommunen entstanden, müssen auch Judins Stellung berührt haben; er hatte nun die schwierige Aufgabe, dort die ideologischen und praktischen Bedenken seiner Herren gegen den neuen Kurs vorzutragen. Anfang 1959, als die Chinesen ihre extreme Position in der Frage der Kommunen wieder aufgegeben hatten, hielt Judin von der Tribüne des XXI. Parteitages in Moskau eine Rede über den rechten Weg zum Kommunismus, in der er den Chinesen, ohne daß diese genannt waren, die Leviten las.[4] Und noch im Spätsommer 1961 machte er ihnen wegen ihrer Politik von 1958 publizistische Vorhaltungen.[5]

Da Judins Abberufung 1959 unmittelbar nach Chruschtschows Besuch in Peking erfolgte, liegt die Vermutung nahe, daß die Chinesen einen Wechsel verlangt hatten. Daß Chruschtschow ihn durch S. W. Tscherwónenko ersetzte, der bis dahin wenig hervorgetreten war (soweit überhaupt, in der Innenpolitik) und nicht zur ersten Garnitur der Partei gehörte, war ein Symptom mehr für die Abkühlung der Beziehungen.

Maos erster Botschafter in Moskau war Wang Tschia-hsiang, auch er kein Spitzenmann, seinem Parteirang nach lediglich Anwärter auf die Mitgliedschaft im ZK. Wahrscheinlich erkannte man in Peking, daß seine Ernennung ein Fehlgriff gewesen war; jedenfalls ersetzte man ihn nach anderthalb Jahren durch das ZK-Mitglied Tschang Wen-tien, der in der Parteiliste an 22. Stelle rangierte und dann auch zum Mitglied des Politbüro aufstieg. Er blieb bis Anfang 1955. An seine Stelle trat wieder

ein Mann niedrigeren Parteiranges, der ZK-Anwärter Liu Hsiao. Meinte Peking im Vollgefühl der erreichten Gleichberechtigung nach dem Besuch Chruschtschows von 1954, es sich leisten zu können, bei der Wahl seines Botschafters für Moskau nicht mehr so hoch zu greifen?[6] Und war es eine politische Demonstration, daß Wang und Tschang, die zwei ersten Botschafter, beide inzwischen Stellvertretende Außenminister in Peking geworden, im Herbst 1959 zu gleicher Zeit diese ihre neuen Posten verloren, als die Meinungsverschiedenheiten zwischen den beiden roten Mächten infolge der Amerika-Reise Chruschtschows immer deutlicher zutage traten?

Zum zehnten Jahrestag der Chinesischen Volksrepublik bezog ihre Botschaft in Moskau den neuen, von Sowjetarchitekten mit chinesischen Stilelementen errichteten Prachtbau auf den Leninbergen, nicht weit von dem Wolkenkratzer der neuen Universität. Die Sowjetregierung ihrerseits hatte von den Zaren das geräumige Grundstück im Gesandtschaftsviertel zu Peking geerbt; es war – wie das ganze Viertel – eine baumbestandene und ruhige Oase in der lärmvoll-lebendigen Hauptstadt. Natürlich hatten die neuen Herren Pekings den Wunsch, das Gesandtschaftsviertel einmal seines Charakters zu entkleiden, da es sie zu sehr an die Zeiten der nationalen Demütigung und der Ausländer-Privilegien erinnerte. Eines Tages war es auch für die Sowjets soweit. Aber sie hatten keine Lust, in das von der Regierung vor dem östlichen Stadttor zum neuen Gesandtschaftsviertel bestimmte Areal zu ziehen, und bestanden darauf, ihre Botschaft innerhalb der Stadtmauern zu errichten – auf dem ehemaligen Gelände der russischen orthodoxen Mission, deren historische Kirchen nun abgerissen wurden. Während andere neugebaute Botschaften – wie etwa die britische – für den Blick des Betrachters offen daliegen, verbirgt sich die neue sowjetische hinter hohen Mauern. Die Chinesen aber bewiesen ihren Sinn für Humor, indem sie in das von der UdSSR geräumte Grundstück – ihre Staatsanwaltschaft einziehen ließen!

Bei den Botschaftern und Botschaften der beiden Staaten können wir eine gewisse Parallelität feststellen; bei den Konsulaten aber ging die Entwicklung auffallend verschiedene Wege. Im vorkommunistischen China hatte die Sowjetunion neun konsula-

rische Vertretungen: in Mandschuli (an der sowjetisch-mandschurischen Grenze), Harbin, Mukden, Dairen, Tientsin, Schanghai, Kanton, Urumtschi und Kaschgar. Nach der Schließung ihrer Generalkonsulate in Tientsin (1955/56)[7] und in Mukden (1957), hat sie immerhin noch sieben. Rotchina, das vom Regime Tschiang vier konsularische Vertretungen (Leningrad, Taschként, Semipalátinsk und Wladiwostok) übernahm, hat sie in den Jahren 1951 und 1952 sämtlich geschlossen, so daß es nun nur noch eine Konsularabteilung in seiner Moskauer Botschaft besitzt. Eine Erklärung für diese Maßnahme ist meines Wissens nie gegeben worden, und auch ich habe keine zu nennen.

Das Protokoll – in kommunistischen Staaten hoch geschätzt

Die Neigung zum Protokollarischen, welche Russen und Chinesen von alters her gemein haben, kam auch nach ihren „proletarischen" Revolutionen wieder zum Vorschein – sogar in ihrem gegenseitigen Verhältnis. In den Tagen Stalins, da so gut wie nichts über die Vorgänge hinter den Kremlmauern in die Öffentlichkeit drang, wurde vom Ausland jede Photographie der Führungsgruppe auf dem Lenin-Mausoleum, jede Liste von Teilnehmern an zeremoniellen Veranstaltungen genauestens unter die Lupe genommen, um wenigstens auf diese Weise herauszufinden, ob sich die einzelnen Kremlgrößen auf dem Wege nach oben oder nach unten befanden. Auch wer sich – wie ich – nicht zu den „Kremlastrologen" zählt, wird zugeben, daß sich in einer überraschend großen Zahl der Fälle die auf solche Weise gezogenen Schlüsse nachträglich als zutreffend herausstellten.

Da die Beziehungen zwischen Moskau und Peking ein ebenso streng gehütetes Geheimnis waren wie die unter den wichtigsten Gehilfen Stalins, ist immer wieder der Versuch unternommen worden, auch hier die protokollarischen Äußerungen nach aufschlußreichen Indizien für den wahren Stand der Dinge durchzukämmen. Zur Kontrolle meiner mit anderen Mitteln gewonnenen Eindrücke mag dies auch hier geschehen.

Da ist viel gerätselt worden, wen die Chinesen nach Stalins Tod am liebsten auf seinem Platz gesehen hätten. Manche vermuten[8], ihr Kandidat sei Chruschtschow gewesen, da er – damals – als Verfechter einer Forcierung der Schwerindustrie galt, Malenkow

dagegen als ein Mann, der die Konsumgüterproduktion stärker als bisher zu fördern wünschte.

Das mag sein. Aber aus dem „Protokoll" der Glückwünsche Pekings zum Feiertag der UdSSR am 7. November geht dies nicht hervor, wie wir aus einem Vergleich der Adressaten dieser Gratulationstelegramme sehen. Von 1950 bis 1952 waren die Glückwünsche von Mao erst (1950) an den „Generalissimus Genossen Stalin", dann an den „Ministerpräsidenten Genossen Stalin" gerichtet gewesen. Hier das Bild nach Stalins Tod*:

1953: Mao an den „Ministerpräsidenten Genossen Malenkow".

1954: Mao und Ministerpräsident Tschou En-lai (als gemeinsame Unterzeichner) an Staatspräsident Woroschilow, Ministerpräsident Malenkow, Außenminister Molotow als gemeinsame Empfänger.

1955: Mao, Parteisekretär Liu Schao-tschi und Tschou an Staatspräsident Woroschilow, Ministerpräsident Bulgánin und Außenminister Molotow gemeinsam. Die Adressaten der Glückwünsche dieses Jahres waren von den Absendern aus den verschiedenen Ländern des Lagers unterschiedlich gewählt worden; an Chruschtschow (seit 1953 Erster Sekretär der Partei) waren die der Polen, Tschechen, Ungarn und Rumänen gerichtet, aber eben nicht die der Chinesen.

1956: Mao, Liu, Tschou an Staatspräsident Woroschilow, Ministerpräsident Bulganin, Außenminister Schepílow gemeinsam. An Chruschtschow als Empfänger – oder als einen der Empfänger – telegraphierten die Rumänen, Bulgaren, Albaner und die Außenmongolei, wieder nicht die Chinesen.

1957: Die Chinesen schickten als einzige kein Telegramm; allerdings befand sich Mao aus Anlaß des vierzigsten Jubiläums der bolschewistischen Revolution selbst in Moskau. Dies traf jedoch auch auf die Führer der anderen KPs zu, die trotzdem Telegramme schickten.

1958: Mao, Liu, Tschou an Ministerpräsident (seit März 1958) und Parteichef Chruschtschow (zum erstenmal also) und an Staatspräsident Woroschilow.

1959: Mao, Liu, Marschall Tschu Te, Tschou an Staatspräsident Woroschilow und an Chruschtschow (in dieser Reihenfolge).

1960: Wie 1959.

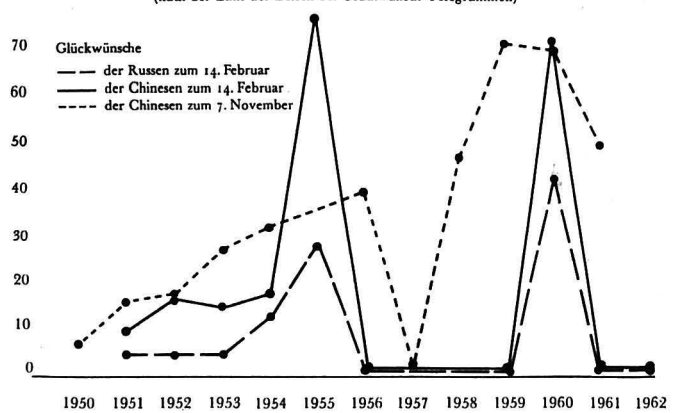
1961: Dieselben vier an Parteichef und Ministerpräsident Chruschtschow und Staatspräsident Bréshnew.

* Die folgenden Angaben und Zitate sind durchweg der Prawda entnommen; sie werden daher nicht im einzelnen belegt.

Bei den weiteren Vergleichen soll auf den Grad der Herzlichkeit in den Beziehungen zwischen den beiden Mächten geachtet werden, zunächst wieder an Hand der Telegramme, in denen die chinesischen Kommunisten ihren russischen Kollegen zum 7. November gratulierten, sowie des traditionellen Telegrammwechsels zum Jahrestag des Vertragswerks vom Februar 1950, dann der sogenannten Losungen, die Moskau jeweils zum 7. November und zum 1. Mai veröffentlicht.

Schon die Länge, berechnet nach der Zahl der Zeilen, die diese in der Prawda-Wiedergabe einnahmen, ist protokollarisch nicht unwichtig. Um den Leser nicht mit Zahlen zu ermüden, ist die Entwicklung dreier Zahlenreihen hier lediglich graphisch fest-

Temperaturkurve der protokollarischen Beziehungen
(nach der Zahl der Zeilen bei Glückwunsch-Telegrammen)



gehalten. Auf den ersten Blick erkennt man, daß die Kurven in einem Rhythmus verlaufen, der durchaus der jeweiligen Wärme bzw. Kühle der Beziehungen zwischen den beiden Mächten entspricht: niedrige und flache Kurve unter Stalin: starke „Erwärmung" nach seinem Tode, vermutlich durch die Absicht hervorgerufen, in der durch Stalins Ausscheiden gefährlich gewordenen Lage vor aller Welt den engen Zusammenhalt der beiden roten Großmächte zu demonstrieren; steiler Abfall in der Zeit der er-

sten Entstalinisierung und der Volkskommunen; wieder eine Aufwärtsbewegung – wohl um die Gerüchte über Spannungen zwischen Peking und Moskau protokollarisch zu entkräften; und schließlich ein erneutes Absinken, vielleicht aus der Erkenntnis, daß es ohnehin keinen Sinn mehr hatte, die schon bekannt gewordene Abkühlung der Allianz noch zu leugnen.

Neben dem Umfang sind Ton und Häufigkeit der Glückwünsche zu beachten; werfen wir einen Blick auf die zum Jahrestag des Vertragswerks vom Februar 1950 gewechselten Telegramme.

1951: Stalin: „Herzliche Glückwünsche." Mao: „Herzliche Dankbarkeit und Glückwünsche."
1952: Stalin, wie 1951. Mao: „Dankbarkeit und heiße Glückwünsche ... für selbstlose Hilfe."
1953: Stalin, wie 1951. Mao: „Herzliche Dankbarkeit und heiße Glückwünsche ... für selbstlose Hilfe."
1954: Malenkow, wie Stalin 1951. Mao, wie 1953.
1955: Woroschilow, Bulganin, Molotow, wie Stalin 1951. Mao, Liu, Tschou: „Heiße Glückwünsche."
1956: Kein Telegrammaustausch veröffentlicht. (Dies könnte mit der gerade anlaufenden ersten Entstalinisierung auf dem XX. Parteitag, der vom 14. bis 25. Februar währte, zusammenhängen. Doch erwähnte Tschu Te in seiner Begrüßungsrede auf dem Parteitag, daß dessen Eröffnung mit dem Jahrestag zusammenfiel.)
1957: Kein Telegrammaustausch veröffentlicht.
1958: Kein Telegrammaustausch veröffentlicht.
1959: Kein Telegrammaustausch veröffentlicht.
1960: *(Zehnter* Jahrestag) Chruschtschow und Woroschilow: „Heiße Glückwünsche." Mao, Liu, Tschu Te, Tschou: „Allerheißeste Glückwünsche."
1961: Kein Telegrammaustausch veröffentlicht.
1962: Kein Telegrammaustausch veröffentlicht.

Wir sehen also: aus Moskau lakonische, stereotype Glückwünsche bis 1955, dann keine mehr, mit Ausnahme des zehnten Jahrestags; aus Peking Dank „für selbstlose Hilfe" bis 1954, danach Fortfall dieser Floskel und (ab 1956, aber gleichfalls mit Ausnahme von 1960) der Glückwunschtelegramme überhaupt. Möglicherweise hatte man vereinbart, nur noch die Zehnerjubiläen durch Telegrammwechsel zu begehen, aber auch das würde auf eine Abkühlung hindeuten.

Betrachten wir noch die Moskauer „Losungen" im Hinblick auf den Entwicklungsstand der chinesischen Revolution, wie Moskau ihn jeweils sah: 1950 „Es lebe die KPCh, die dem chinesischen Volk den Weg in den Sozialismus geöffnet hat." Danach einige Jahre kein Wort über Sozialismus. Im Mai 1954 hieß es vom chinesischen Volk, daß es „erfolgreich für die sozialistische Industrialisierung kämpft". Ab November 1954 kämpfte es schon „erfolgreich für den Aufbau der Grundlagen des Sozialismus", im Mai 1956 „verwirklichte es erfolgreich die sozialistische Umwandlung", ab November 1956 „baute es den Sozialismus" – zunächst „erfolgreich", ab Mai 1957 ohne dieses Adverb. Dreimal (Mai und November 1957, Mai 1958) wurde für China die Substantivform „Erbauer des Sozialismus" gewählt; man hat darin eine Rangerhöhung, nämlich die Anerkennung größerer Nähe zum sozialistischen Ziel gesehen.[9] Wenn es das war, so ist diese bessere Note den Chinesen ab November 1958 – also nach deren Kampagne für die Volkskommunen – wieder entzogen worden; danach „bauten" sie wieder, wie die übrigen Blockstaaten. Schließlich fällt noch auf, daß Moskau die chinesische Volksrepublik auf dem Höhepunkt der Freundschaft im November 1955 (und nur dieses eine Mal) „eine gewaltige Weltmacht" nannte und die Freundschaft zwischen den beiden Völkern, die es in fast allen Losungen seit Mai 1951 als „unerschütterlich" bezeichnet hatte, ab Mai 1960 – also, wie wir noch sehen werden, gerade in einer Zeit der Spannungen – als „ewige, unerschütterliche" Freundschaft beschwor.

Jede einzelne der drei Kurven und der weiteren Vergleichsreihen würde für sich allein wenig bedeuten; begegnet man aber bei allen einer weitgehenden Übereinstimmung des Rhythmus und befindet sich dieser wiederum im Einklang mit dem Bild, das uns die übrigen Informationen bieten, so mag man in ihnen eine gegenseitige Bestätigung sehen.

Zieht man schließlich noch weitere protokollarische Äußerungen oder Handlungen heran, wie zum Beispiel Anwesenheit oder Abwesenheit der obersten Prominenz eines Landes bei den Feiern zum Staatsfeiertag des anderen Landes oder bei dessen Parteitagen, so findet man, daß sich die Parallelität bis zu einem gewissen Grade auch hier feststellen läßt. So mag es ein Licht

auf die Einstellung Pekings zu Moskau in den Tagen des ungarischen Aufstandes von 1956 werfen, daß die chinesischen Freundschaftsbeteuerungen an die Adresse Moskaus anläßlich des sowjetischen Staatsfeiertages in jenem Jahr – wenige Tage nach der Niederschlagung des ungarischen Freiheitskampfes – herzlicher als sonst waren. Schon am Vorabend der Feiern hatte Mao demonstrativ den in Peking gastierenden Sowjetzirkus besucht und nach Schluß der Vorführung ebenso demonstrativ jedes Mitglied der russischen Truppe begrüßt.[10] Peking und Moskau stehen in dieser Krise zusammen – das sollten wohl diese Gesten zeigen. Im Jahre der relativ größten Kühle (1960) dagegen war kein einziger führender Russe oder Osteuropäer (außer – damals schon! – einem Albaner) zum chinesischen Staatsfeiertag nach Peking gekommen, und der Jubiläumsartikel im Moskauer „Kommunist" lobte die chinesische Entwicklung nur aus spürbarer Distanz.[11] Andererseits erschien Mao fünf Wochen später samt seiner Partei- und Regierungsprominenz auf dem Empfang des Sowjetbotschafters zum sowjetischen Staatsfeiertag, während weder er noch Liu ein Jahr zuvor an dieser Veranstaltung teilgenommen hatten, vermutlich da sie kurz nach dem wenig harmonisch verlaufenen Besuch Chruschtschows in Peking stattfand. Man könnte aus dieser Beobachtung den Schluß ziehen, daß die Chinesen 1959 keine Scheu hatten, ihren Ärger zu zeigen, während sie 1960 – am Vorabend der Moskauer Kommunisten-Konferenz – einzulenken suchten.

Moskau verkündet Chinas Zahlungsunfähigkeit

Als den Sowjets 1949 der Sieg der chinesischen Kommunisten – vermutlich wider Erwarten – gleichsam in den Schoß fiel, standen sie an einem Scheidewege: sie konnten entweder alles, was sie nicht unbedingt für sich selbst brauchten, den Chinesen geben, um durch „brüderliche Zusammenarbeit" den ostasiatischen Koloß in der kürzestmöglichen Frist auf die Beine zu stellen, oder sie konnten alles mehr oder weniger beim alten lassen („Business as usual", nennen das die Angelsachsen) und dem chinesischen Bundesgenossen lediglich im Rahmen eigener Überschüsse, also mit der linken Hand, Hilfe leisten. Wozu entschlossen sie sich?

Wir können uns bei der Antwort auf diese Frage kurz fassen, da über das Thema der sowjetisch-chinesischen Wirtschaftsbeziehungen mehrere leicht zugängliche Arbeiten vorliegen.[12] Um es vorweg zu sagen: Von einer machtvollen, jeden nationalen Egoismus überrollenden Brüderlichkeit ist im Handel Moskaus mit China so gut wie nichts zu merken. Da die UdSSR ihren derzeitigen Rubelwert erst zum 1. Januar 1961 eingeführt hat, wird im folgenden – wie in diesem Buch überhaupt – nur der alte Rubel, der bis Ende 1960 bestand, verwendet und, wo nötig, der neue Rubel auf den alten zurückgerechnet. Offiziell entsprach der alte Rubel ungefähr einer D-Mark; seine Kaufkraft war aber weit geringer. Der Wechselkurs des chinesischen Yuan zum Sowjetrubel ist eine Wissenschaft für sich, auf die hier nicht eingegangen werden kann.[13] Der offizielle Kurs ist 1 Yuan = 0,45 neue Rubel.[14]

Im Frühjahr 1961 fanden zwischen den beiden Staaten Wirtschaftsverhandlungen statt, die sehr lange dauerten (10. Februar bis 7. April) und offenbar höchst schwierig waren. Zusätzlich zu dem gemeinsamen Kommuniqué, das veröffentlicht wurde, gaben die Sowjets noch eine einseitige Erklärung ab.[15] In einer unter Freunden nicht gerade üblichen Form teilten sie dort der Welt in dürren Worten mit, China sei „auf Grund von Naturkatastrophen" zahlungsunfähig und habe daher der Sowjetunion die 1960 fälligen Handelsschulden in Höhe von 288 Millionen neuen (= 1,28 Milliarden alten) Rubeln nicht bezahlt. Die Sowjetregierung habe ein Moratorium gewährt; die Schuld sei in den Jahren 1962–1965 zu begleichen. Wenn man bedenkt, daß weder Moskau noch Peking bisher Angaben über den Stand der gegenseitigen Zahlungen gemacht haben, dann muß es überraschen, daß ausgerechnet diese für das stolze China höchst peinliche Information öffentlich bekanntgegeben wurde.

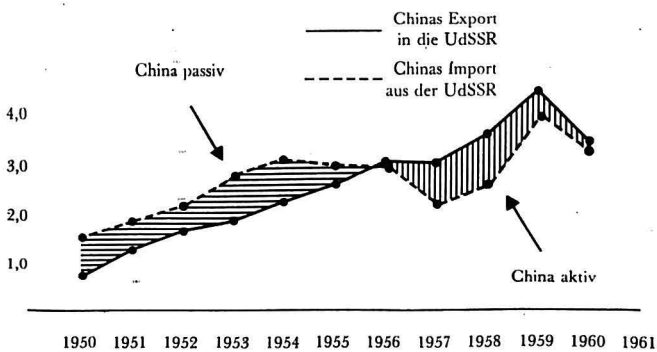
China – schwer verschuldet ...

Nähere Angaben über das Zustandekommen dieser Schuld von 1,28 Milliarden Rubel enthält die Erklärung nicht. Wir wissen jedoch aus der sowjetischen Handelsstatistik, daß die Sowjetunion in den elf Jahren 1950–1960 Waren im Werte von 29,2 Milliarden Rubel an China lieferte und im Werte von 27,8 Mil-

Chinesisch-Sowjetische Handelsbilanz

– in Milliarden Rubel –

(die noch nicht veröffentlichten Zahlen für 1961 liegen vermutlich weit unter denen von 1960)



liarden Rubel aus China importierte, daß also das chinesische Handelsdefizit zum 1. Januar 1961 rund 1,4 Milliarden Rubel betrug. (Siehe das obige Schaubild.) Die Differenz zwischen dieser Zahl und den von den Russen im April 1961 genannten 1,28 Milliarden betrug 120 Millionen Rubel; sie könnte einen Kreditrest darstellen, der bis Ende 1960 noch nicht fällig war und daher in das Moratorium nicht einbezogen zu werden brauchte. Der Kreml hat nämlich seinem Bundesgenossen im Verlaufe dieser elf Jahre – soweit es die Veröffentlichungen zeigen – nur zwei Handelskredite gegeben: Den ersten im Februar 1950 in Höhe von 1,2 Milliarden Rubel, rückzahlbar bis Ende 1963; den zweiten, dessen Laufzeit nicht bekanntgegeben wurde, im Oktober 1954 in Höhe von 520 Millionen Rubel. Vielleicht hatte Peking im Frühjahr 1961 aus diesen beiden Krediten noch 120 Millionen Rubel gut.

Nun rühren die Schulden der Chinesen aber nicht nur aus ihrem Handelsdefizit her. Im Jahre 1955 hat die UdSSR ihre Anteile an den gemischten sowjetisch-chinesischen Gesellschaften sowie einen Teil ihres Eigentums in Dairen und Port Arthur an die Chinesen verkauft; ein Preis wurde nicht genannt, aber ein in USA tätiger chinesischer Nationalökonom hat errechnet, daß er rund 0,7 Milliarden Rubel betragen muß. (1,55 Milliarden Yuan

zu einem von ihm angenommenen Kurs von damals 1 Rubel = 2,177 Yuan.[16]

Ferner mußten die Chinesen für die Gehälter der etwa 11 000 bis 11 500 Sowjetfachleute aufkommen, die ihnen beim Aufbau halfen. Im einzelnen werden wir auf diese Menschengruppe im folgenden Kapitel noch zu sprechen kommen; hier sei vorgreifend gesagt, daß sie von Peking seit 1950 bei einem Durchschnittsaufenthalt von zwei bis drei Jahren insgesamt etwa 30 000 Jahresgehälter zu je etwa 20 000 Rubel, also insgesamt rund 0,6 Milliarden Rubel, zu beanspruchen hatten, wovon sie allerdings den größeren Teil in chinesischer Währung erhielten.

Dann sind da die Frachten, die Peking den Sowjets für den Transport von Waren in Sowjetschiffen zu vergüten hat; berücksichtigt man, daß schon der Seetransport einer Million Tonnen aus Europa nach China nach den internationalen Frachtsätzen 60 bis 100 Millionen Rubel kostet, so kommt auch hier eine beachtliche Summe zusammen. Dazu treten die Bahnfrachten durch die Sowjetunion, also auf der längsten Bahnstrecke der Welt, für Waren aus den osteuropäischen Staaten; auf Reisen durch Mandschurei und Mongolei sah ich immer wieder lange Güterzüge mit Frachten aus Osteuropa.

Und schließlich haben die Sowjets zugesagt, Material für den Bau eines Teiles der transturkestanischen Bahn (Sowjetgrenze bis Urumtschi, 510 Kilometer) zur Verfügung zu stellen – gegen Bezahlung natürlich.[17]

Zu diesen aus wirtschaftlichen Transaktionen erwachsenen Zahlungsverpflichtungen der Chinesen traten ihre Schulden aus dem Koreakrieg, über deren Höhe nur Vermutungen vorliegen, die aber erheblich gewesen sein müssen, da die Masse des modernen, von den Chinesen verwendeten Kriegsmaterials von der UdSSR geliefert worden war; ein amerikanischer Fachmann hat sie auf zwei Milliarden US-Dollar (= acht Milliarden Rubel) geschätzt.[18] Diese Schätzung mag man anfechten, trotzdem ist sie kaum zu hoch gegriffen, da der Krieg vom ersten Eingreifen der Chinesen im Oktober 1950 bis zum Waffenstillstand im Juli 1953 rund tausend Tage gedauert hat.

In Anbetracht der zahlreichen Unsicherheitsfaktoren lohnt es nicht, den Versuch zu machen, für die Verschuldung der Chine-

sen, die außerhalb des reinen Handelsgeschäftes entstanden ist, eine Gesamtsumme zu nennen. Mit Sicherheit läßt sich sagen, daß diese in die Milliarden Rubel geht, und mit großer Wahrscheinlichkeit, daß die Chinesen infolge ihrer großen Devisenknappheit bis jetzt nur einen bescheidenen Teil davon abgedeckt haben, daß also ihre Verschuldung bei den Sowjets ein Mehrfaches der in dem Moratorium vom April 1961 genannten Summe darstellt, da diese sich ausdrücklich nur auf Handelsschulden bezieht.

... und hungrig

Anfang 1961 war es dann soweit, daß die Chinesen nach den schweren Mißernten von 1959 und 1960 nicht mehr ein noch aus wußten und Moskau um Zahlungsaufschub ersuchen mußten. Außerdem baten sie den großen Bruder um Lebensmittel. Sie erhielten von ihm – gleichfalls nach jenem Abkommen vom April 1961 – 500 000 Tonnen Zucker und verpflichteten sich, dieselbe Menge Zucker in den Jahren 1964–1967 zurückzuerstatten. Da sie darüber hinaus von der Sowjetunion keine Lebensmittel erhielten (dies wäre sonst, ebenso wie der Zuckervorschuß, sicher bekanntgegeben worden), waren sie gezwungen, auf dem Weltmarkt Getreide zu kaufen – allein im Jahre 1961 über sechs Millionen Tonnen, fast alles außerhalb des Ostblocks, da dieser nichts liefern konnte – oder wollte; das allein bedeutete eine Verschuldung gegenüber der nichtkommunistischen Welt von mehr als einer Milliarde Rubel. Im Jahre 1962 sind weitere Käufe getätigt worden. Zur Förderung der darniederliegenden Landwirtschaft hat Peking 1961 rund eine Million Tonnen Düngemittel im westlichen Ausland gekauft[19] – eine weitere Verschuldung. Zudem ist sein Devisenbestand ohnehin geschrumpft, weil die schlechte Versorgung im eigenen Land eine Drosselung der Exporte zur Folge hatte. Ein verringerter Devisenbestand wird also in einem völlig ungeplanten Ausmaß von Lebensmittelkäufen verzehrt; somit bleibt für die geplanten Käufe von Maschinen weit weniger übrig als vorgesehen. Dadurch wiederum wird der gesamte Wirtschaftsaufbau des Landes zurückgeworfen – vermutlich um Jahre.

In dem hier gezeichneten Bild sind infolge der Geheimniskräme-

rei der roten Partner zahlreiche Unbekannte enthalten, aber die entscheidenden Linien dürften richtig sein. Jedenfalls können wir nun mit einer gewissen Sicherheit die Antwort auf die eingangs gestellte Frage geben: Moskau hat sich ganz offensichtlich nicht dazu entschlossen, in kameradschaftlicher Selbstlosigkeit alles, was es hat, in die Waagschale des gelben Bruders zu werfen, vielmehr hat es seine Wirtschaftsbeziehungen zu Rotchina unter Gesichtspunkten entwickelt, wie sie – von der Gewährung eines niedrigen Zinsfußes abgesehen – bei einem westlichen Großkonzern nicht „kapitalistischer" sein könnten. Gewiß ist imposant, was in zwölf Jahren aus der UdSSR an Maschinen und Ausrüstungen nach China geschafft wurde, aber es war wenig im Vergleich zu dem, was die Chinesen brauchten und erwarteten (dem Werte nach nicht viel mehr als die Bundesrepublik an das kleine Holland lieferte!), und es mußte und muß bezahlt werden.

Womit wir auch das Verhalten der Sowjetunion dem Entwicklungsland China gegenüber vergleichen – mit dem Verhalten Amerikas zum darniederliegenden Deutschland der Jahre 1946 bis 1950 oder mit dem der westlichen Staaten – ja sogar Moskaus selbst – zu anderen Entwicklungsländern, bei jedem dieser Vergleiche müssen wir feststellen, daß die Chinesische Volksrepublik am schlechtesten abgeschnitten hat. Die Bundesrepublik erhielt von Amerika, ihrem Gegner von gestern, rund sechzehn Milliarden D-Mark an Krediten und Geschenken; in die Entwicklungsländer flossen aus der westlichen Welt gewaltige Summen (allein 1960 etwa dreißig Milliarden D-Mark[20]), aus der Sowjetunion bekamen sie Milliarden Rubel – wenn nicht an Geschenken (diese nur in sehr bescheidenem Umfang), so doch jedenfalls an Krediten zu günstigen Bedingungen. Selbst den osteuropäischen Blockstaaten, im Vergleich zu denen China sechsmal mehr Menschen hat, haben die Russen bis 1957 über zwanzig Milliarden Rubel an Krediten und Geschenken zur Verfügung gestellt.[21] Was sie aber den Chinesen an Geschenken gaben, ist – gemessen an den Aufgaben, um die es geht – kaum der Rede wert (die Ausrüstung für ein Staatsgut „Freundschaft" in der Mandschurei[22], das Inventar eines Krankenhauses in Peking[23], zwanzig Zuchtschafe[24] und einiges mehr). Zu einem US-

Journalisten sagte Tschou En-lai: „Sie fragten, ob die Sowjetunion China kostenlose Hilfe gewährt hat. [Die Antwort ist:] Allgemein gesprochen, nein." [25] Und das alles, nachdem die Chinesen in ihren Veröffentlichungen über die Freundschaft der beiden Völker nicht versäumt hatten, auf die Hilfe Chinas an die 1921 von einer Hungersnot mitgenommene Sowjetunion hinzuweisen. [26]

Chruschtschows kalte Schulter

Erst als den Chinesen 1961 das Wasser am Halse stand und sie sich in einer Situation befanden, die man fast schon als Ernährungskatastrophe bezeichnen muß, haben sich die Russen – aber auch nur nach zweimonatigen Verhandlungen – dazu bequemt, ihnen Zucker zu leihen und für die fälligen Zahlungen ein Moratorium zu gewähren. Man zeige mir ein Entwicklungsland, das von seinem Helfer so schäbig behandelt worden wäre wie China von der Sowjetunion!

Warum? wird man fragen müssen. Mehrere Gründe lassen sich vermuten: Stalin hatte und Chruschtschow hat den Blick mehr nach Westen als nach Osten gerichtet; beiden mag es wichtiger gewesen sein, die stärker im Blickfeld der Welt liegenden osteuropäischen Staaten zu unterstützen als ein Reich von der ungeheuren Weite Chinas, wo selbst eine große Hilfeleistung einem Tropfen auf den heißen Stein gleichkommt. Auch mochte sich der Kreml sagen, daß es eben im Hinblick auf den Weltsieg des Kommunismus sinnvoller sei, in Ländern wie Kuba und Ägypten, Indien, Burma und Indonesien wirtschaftliche Positionen aufzubauen als in China, das ja ohnehin zum „sozialistischen Lager" gehört. Aber der Beobachter wird den Verdacht nicht los, daß hinter der mangelhaften Unterstützung Chinas durch die UdSSR die Absicht des Kreml steht, das wirtschaftliche Wachstum des benachbarten Riesen in gewissen Grenzen zu halten. Dies kann Moskau am einfachsten tun, wenn es den Chinesen sagt: Wir liefern euch soviel – wie ihr zahlen könnt. Damit ist eine klare Grenze gezogen.

Wahrscheinlich kam den Russen dabei die Einstellung der Chinesen entgegen. Diese sind auf Grund ihrer Erfahrungen mit Auslandskrediten in den letzten hundert Jahren geneigt, in je-

dem ausländischen Kredit das Glied einer Kette zu sehen, die ihre Selbständigkeit beeinträchtigt; wie oft hatten sie erlebt, daß ihnen ein westlicher Staat einen Kredit gab und sich dafür Privilegien – für den Bau einer Bahn etwa – ausbedang. Es ist daher denkbar, daß sie von sich aus gar nicht so besonders auf Sowjetkredite gedrängt haben. Aber selbst wenn diese Vermutung zutreffen sollte, werden sie nach allem, was sie von den Sowjets über die „Brüderlichkeit der Beziehungen zwischen sozialistischen Staaten" gehört hatten, kaum auf ein so krämerhaftes Verhalten des großen Bruders vorbereitet gewesen sein, wie sie es von diesem – unter Chruschtschow noch mehr als unter Stalin – erlebt haben.

Die russischen Kommunisten selbst kommen sich vermutlich gar nicht wie Shylocks vor. Auch im eigenen Lande halten sie nicht viel von der Brüderlichkeit; auch dort herrscht das Prinzip der genauen Rechnungslegung zwischen den einzelnen Betrieben, auch dort wird streng nach den alten kaufmännischen Regeln vorgegangen (selbst wenn man diesen den schwer aussprechbaren Namen Chosraschtschót gegeben hat), auch dort wird nichts verschenkt und wird nur kurzfristig kreditiert. Warum sollte es unter „sozialistischen" Staaten anders sein als unter „sozialistischen" Betrieben? Zudem macht der Kreml den Chinesen vermutlich noch einen doppelten Vorwurf: erstens, daß sie, wenn sie knapp bei Kasse sind, nicht ihrerseits Milliarden an Geschenken und Krediten an andere – vorwiegend asiatische – Staaten weggeben sollten; und zweitens, daß sie mit ihrem Großen Sprung und vor allem ihren (nach der sowjetischen Meinung) völlig unnötigen Volkskommunen ihre ganze Wirtschaft durcheinandergebracht hätten.

Die sowjetische Planwirtschaft gleicht einer gigantischen Maschine, die nur funktionieren kann, wenn ein Rädchen ins andere greift; sie verfügt kaum über Reserven oder Auffangstellungen, die man – wie im privatwirtschaftlichen System – notfalls in Anspruch nehmen könnte; sie muß es daher als in hohem Maße störend empfinden, wenn ein so bedeutender Wirtschaftspartner wie Rotchina seit Jahren (vor allem seit 1958) aus der Reihe tanzt und plötzlich gewaltige und dringende Lieferwünsche anmeldet, von denen noch einige Monate zuvor keine Rede gewesen

war. So ist es wohl zu erklären, daß Rotchina doch nicht – wie es noch 1958 bevorzustehen schien – in den „Rat für gegenseitige Wirtschaftshilfe" der Ostblockstaaten (im Westen gewöhnlich abgekürzt Comecon genannt) aufgenommen wurde[27], so wenig wie die anderen asiatischen Volksrepubliken; der Kreml möchte es dort wohl nur mit den Staaten zu tun haben, von denen er annehmen kann, daß sie sich in die von ihm gewünschte Wirtschaftsordnung folgsam einfügen.

Doch mag die bloße Beobachterrolle bis zu einem gewissen Grade auch den Wünschen Pekings entsprochen haben, da die Chinesen – jedenfalls bis zu ihrer Wirtschaftskrise, die 1958 einsetzte, und vermutlich auch seither – davon träumen, eine Wirtschaftswelt für sich aufzubauen. Tschou En-lai hat dies mit Nachdruck zu erkennen gegeben, als er in einer Rede vor dem VIII. Parteitag in Peking (September 1956) die Forderung aufstellte, daß ein an Rohstoffen und Bevölkerungszahl so reiches Land wie China ein „vollkommenes Industriesystem" errichten müsse – das heißt, wie aus dem Zusammenhang hervorgeht, praktisch eine autarke, jedenfalls nicht nur eine im Rahmen der Arbeitsteilung im Ostblock spezialisierte Wirtschaft. Er verwarf die Ansicht als falsch, China könne auf „ein eigenes, selbständiges und vollständiges System der Industrie" verzichten und „sich ausschließlich auf die internationale Unterstützung verlassen".[28]

Eines liefert Moskau doch gratis: Blaupausen

Ein Gebiet jedoch gibt es, auf dem sich die Sowjets den Chinesen gegenüber großzügig erwiesen: das der technischen Dokumentation. Während des ersten Besuches der Stalin-Nachfolger in Peking (Oktober 1954) wurde ein „Abkommen über wissenschaftlich-technische Zusammenarbeit" getroffen.[29] Man versprach, sich gegenseitig technische Daten zugänglich zu machen und Fachleute „zur technischen Hilfeleistung und zum Bekanntwerden mit den Errungenschaften der beiden Länder" auszutauschen. Zugleich wurde die Bildung einer gemischten Kommission zur wissenschaftlich-technischen Zusammenarbeit beschlossen.[30] Im Juli 1956 folgte ein Abkommen über kulturelle Zusammenarbeit, das die Aufstellung von Jahresplänen für den kulturellen Austausch vorsieht; ähnliche Abkommen schlossen sich an.[31] Daß die

Sowjets Werkspläne, Blaupausen für Maschinen usw. in erstaunlicher Zahl zur Verfügung gestellt haben, wird uns von ihnen wie von den Chinesen übereinstimmend berichtet. Nur hier also ist endlich etwas von jener so oft beschworenen „Brüderlichkeit" zu spüren.

Die stolzen Chinesen wachen sorgsam darüber, daß sich der gegenseitige Austausch stets im Zeichen der Gegenseitigkeit vollzieht. Wenn sie etwa berichten, daß die Russen ihnen in den ersten zwei Jahren seit der Unterzeichnung des Abkommens über die wissenschaftlich-technische Zusammenarbeit sechshundert Pläne für den Bau von Fabriken und detaillierte Angaben für 1700 Maschinentypen zur Verfügung gestellt haben, so vergessen sie nicht, hinzuzufügen, daß China der Sowjetunion im Austausch gleichfalls Pläne für gewisse Anlagen lieferte.[32] Auch in den Abkommen wird die Gegenseitigkeit hervorgehoben. Eine von einem chinesischen Forschungsinstitut in Hongkong ausgeführte Untersuchung kommt allerdings nach Durchsicht der rotchinesischen Quellen zu dem Schluß:

> „Es konnte kein Bericht entdeckt werden, in dem davon die Rede wäre, daß chinesische Wissenschaftler der Sowjetunion tatsächlich technische Hilfe gegeben oder bei der Lösung eines wissenschaftlichen Problems geholfen hätten." [33]

... aber nicht für Atombomben

Der springende Punkt bei der wissenschaftlichen Zusammenarbeit liegt auf dem Gebiet der Atomenergie. Das zeigte sich schon sehr früh. Die erste Zusammenkunft der oben erwähnten gemischten Kommission fand am 11. Dezember 1954 in Moskau statt, also nur wenige Wochen, nachdem ihre Bildung beschlossen worden war; sie tagte bis zum 28. Dezember.[34] Und schon Mitte Januar gaben die Sowjets bekannt, daß sie bereit seien, ihre Kenntnisse auf dem Gebiet der Atomenergie anderen Staaten (genannt wurden China, Polen, die Tschechoslowakei, Rumänien und die Sowjetzone Deutschlands) zur Verfügung zu stellen und diesen beim Bau von Zyklotronen und Atomreaktoren bis zu 5000 Kilowatt zu helfen, vorausgesetzt, daß sie der UdSSR „entsprechende Rohstoffe" liefern.[35] Im folgenden Jahr beteiligte sich China an der Gründungsversammlung eines „Vereinigten Instituts für Kern-

forschung" in Moskau.[36] Der erste chinesische Atomreaktor wurde im September 1958 in Betrieb genommen. Es war ein 10 000-Kilowatt-Reaktor[37]; die Chinesen hatten also eine Verdoppelung der ursprünglich vorgesehenen Stärke durchgesetzt. Gleichzeitig wurde ein 20-Millionen-Volt-Zyklotron eingeweiht.

Das Rätselraten über den Zeitpunkt, zu dem Rotchina seine erste Atombombe zünden würde, war seit Jahren im Gange, und wie beim „Ungeheuer von Loch Ness" tauchen immer wieder neue Nachrichten über unmittelbar bevorstehende, wenn nicht gar bereits erfolgte, chinesische Atomtests in der Presse auf. Im Unterschied zu jenem Ungeheuer, das ausschließlich von Druckerschwärze lebt, ist allerdings mit Sicherheit damit zu rechnen, daß die chinesische Atomexplosion eines Tages Wirklichkeit werden wird. Die Chinesen haben nie einen Zeitpunkt genannt; immer sagten sie nur (so der Außenminister Tschen Yi zu den deutschen Korrespondenten Bechtoldt und Poppe im Frühjahr 1958[38]), daß sie „in der Zukunft" oder auch „in naher Zukunft" eigene Nuklearwaffen haben werden. Daß die Russen ihren Bundesgenossen bis zum Abschluß dieses Buches noch keine fertigen Nuklearwaffen geliefert hatten, dürfte feststehen; noch im September 1961 erklärte Chruschtschow einem amerikanischen Journalisten, sowjetische Atomwaffen und weittragende Raketen befänden sich – außer in Ostdeutschland – ausschließlich auf sowjetischem Territorium[39]; also nicht in China. Auch die Genfer Abrüstungsverhandlungen des Frühjahrs 1962 bestätigten diesen Eindruck.

Ungefähr ebensowenig wie über die chinesisch-sowjetische Zusammenarbeit auf dem Gebiet der Atomwaffenherstellung weiß man im Westen über die militärische Zusammenarbeit, und das wenige, was man weiß, ist auch dort ein streng gehütetes Geheimnis. Daß die UdSSR nach dem Bündnisvertrag vom Februar 1950 verpflichtet ist, China im Falle eines Angriffs von seiten Japans oder „eines mit ihm verbündeten Staates" (gemeint ist Amerika) militärisch beizustehen, kann alles oder nichts bedeuten. Man wird annehmen können, daß der Kreml seine Entscheidung über den Bündnisfall weniger vom Vertragstext als von den Umständen abhängen lassen wird.

Zum Ausgleich sorgen die Chinesen wie auch die Russen dafür, daß es uns an Informationen über ihre „kulturelle Zusammenarbeit" nicht mangelt. In China ist das auf breitester Grundlage wirksame Instrument der kulturellen Annäherung die – wenige Tage nach der Anerkennung der Volksrepublik durch Moskau – am 5. Oktober 1949 in Peking gegründete Gesellschaft für Chinesisch-Sowjetische Freundschaft.[40] Sie besitzt Millionen Mitglieder, Zweigstellen im ganzen Reich, prächtige „Paläste chinesisch-sowjetischer Freundschaft", und sie veranstaltet zahllose Vorträge, Filmvorführungen, Ausstellungen, Russisch-Kurse, künstlerische Darbietungen. Laut Tätigkeitsbericht hat die Gesellschaft im ersten Jahrzehnt ihres Bestehens 1829 Bücher und Broschüren in 46 566 000 Exemplaren veröffentlicht und 204 500 Vorträge veranstaltet, die von 164 890 000 Menschen besucht wurden.[41]

Während der ersten fünf Jahre war Liu Schao-tschi, der zweite Mann im Staate, ihr Präsident, ab 1954 war es die – neben ihrer Schwester, der Frau Tschiang Kai-scheks – berühmteste lebende Chinesin, die Witwe Sun Yat-sens. Daß man in der ersten Phase den mehr durch Härte als durch Liebenswürdigkeit bekannten Liu an die Spitze der Gesellschaft stellte, dann aber die vom Nimbus des Namens Sun Yat-sens umgebene, durch die kommunistischen Greuel wenig belastete Frau, mag als ein Zeichen dafür gewertet werden, daß es auf die Dauer nicht ganz einfach ist, dem chinesischen Volk die Freundschaft der Sowjetunion plausibel zu machen.

Wichtigstes Organ der Gesellschaft war zunächst die seit April 1955 in russischer Sprache veröffentlichte Tageszeitung Drúshba (Freundschaft); sie wurde im Oktober 1957 in eine wöchentlich erscheinende Zeitschrift gleichen Namens umgewandelt; und diese hat im Sommer 1960 ihr Erscheinen eingestellt. (Nur die vielsprachige Illustrierte, auf deutsch als „China im Bild" vertrieben, erschien weiterhin unter dem Namen Kitáj auch in russischer Sprache.) Da die Drushba nicht nur für die in China tätigen Sowjetspezialisten bestimmt war, deren Zahl damals stark zurückging, sondern auch in hunderttausend Exemplaren[42] in die Sowjetunion exportiert wurde, muß man ihr Eingehen mit dem damals besonders unfreundlichen Verhältnis zwischen den beiden

Nachbarn erklären, um so mehr, als nicht lange davor auch die sinologische Zeitschrift der UdSSR, Sowjétskoje Kitajewédenije (= Sowjetische Chinaforschung), nach wenigen Heften ihr Erscheinen eingestellt hatte und in einer neuen Zeitschrift Problémy Wostokowédenija (= Probleme der Ostforschung) aufgegangen war, die ihrerseits inzwischen auch schon wieder umgetauft wurde und jetzt den Problemen Asiens und Afrikas gewidmet ist. Ebenso wurde die Zeitschrift Sowremjónnyj Wostók (Zeitgenössischer Osten) auf Asien und Afrika umgestellt.

Erst acht Jahre nach der Gründung der chinesischen Gesellschaft wurde im Oktober 1957 in Moskau das sowjetische Gegenstück ins Leben gerufen – die Gesellschaft für Sowjetisch-Chinesische Freundschaft, die im Januar 1958 mit der Zeitschrift Su-tschung Yuhao (Sowjetisch-chinesische Freundschaft) auf den Plan trat. Ihr erster Präsident wurde der einst zur Mannschaft Stalins gehörende, jetzt aber abgehalfterte A. A. Andréjew, der nach Rang und Namen tief unter Liu und Frau Sun stand.

Die gegenseitige Beweihräucherung war überaus kräftig, in den ersten Jahren nach der Errichtung der Volksrepublik kräftiger als heute. Betrachten wir etwa noch einmal die Entwicklung der chinesischen Briefmarken: Bis zu der Zeit, da sich der Große Sprung nachteilig auf die gegenseitigen Beziehungen auszuwirken begann, erschienen in China zum Ruhme der Freundschaft mit Moskau 26 Marken mit Darstellungen von Stalin, Stalin und Mao, Lenin, verschiedenen Szenen aus der bolschewistischen Revolution, von Sputniks und Sowjetraketen. Danach nur sechs – zum zehnten Jahrestag des Vertragswerkes von 1950, zu Ehren der Mondrakete und aus Anlaß des neunzigsten Geburtstages Lenins. Lenin-Marken aber demonstrierten eher gegen Chruschtschow als für die Sowjetunion; denn Peking benützte (wie noch deutlich werden wird) diesen Lenin-Gedenktag, um sich – an Stelle Moskaus – als den wahren Hüter der Lehre des Meisters hinzustellen. Was aber die sowjetische Politphilatelie – so muß man hier schon sagen – betrifft, so sind mir in diesen ganzen Jahren nur zwei Briefmarken zu Ehren der sowjetisch-chinesischen Freundschaft zu Gesicht bekommen.

Lange Jahre begingen die Chinesen brav alle nur möglichen Gedenktage, die Geburts- und Todestage zum Beispiel von Púsch-

kin, Gorkij und anderen Größen der russischen Geistesgeschichte – einmal sogar den 108. Todestag des russischen Publizisten Belínskij! Peking ließ in jenen Jahren keine Gelegenheit vorübergehen, um die Russen als Lehrmeister zu preisen – in allen Dingen, bis zu den Regeln des Eisenbahnverkehrs.[43] Das war die Zeit, in der die Russen Tschou En-lai zum Ehrendoktor machten und den Chinesen die „Mandschurischen Archive" (1675 bis 1900) zurückgaben, die sie im Boxerkrieg erbeutet hatten.[44]

Damals wurden die meisten Bücher zum gegenseitigen Lobe sowie zum höheren Ruhme der gemeinsamen Beziehungen geschrieben oder jedenfalls „auf Kiel gelegt", auch wenn manche erst später erschienen[45], wurden auch zahllose sowjetische Bücher über China und umgekehrt publiziert.[46] Das bibliographische Material aus jüngster Zeit ist dürftiger; aber wenn eines Tages Zahl und Ton der sowjetischen Veröffentlichungen über China – und umgekehrt – in den Jahren seit 1949 analysiert sind, wird man vermutlich bemerken, daß auch deren Kurve ihren „wärmsten" Punkt zwischen Stalins Tod und dem Großen Sprung hatte. Danach verschwand das Thema China aus der sowjetischen Publizistik weitgehend. Die Chinesen reagierten ähnlich. (Bei der Fachliteratur war es anders, da bei ihr zwischen Plan und Ausführung längere Zeiträume liegen.)

Daß aber auch die Beziehungen der Fachwissenschaftler von der politischen Entwicklung nicht unberührt geblieben sind, davon gab der Verlauf des Orientalistenkongresses in Moskau im August 1960 deutliche Kunde: Zur Enttäuschung der nichtrussischen Gäste und zur peinlichen Überraschung der sowjetischen Teilnehmer blieb die erwartete chinesische Delegation dem Kongreß fern.[47] Noch im letzten Augenblick hatten die Russen versucht, den Affront – im wahren Sinne des Wortes – zu überkleistern: Aus den bereits ausgedruckten Exemplaren des Juliheftes der Zeitschrift Sowremjonnyj Wostok schnitten sie die Seite sechs heraus, die vermutlich eine Begrüßung der chinesischen Gäste enthalten hatte, und klebten eine neue Seite ein, die sie in der Eile nicht einmal ganz zu füllen vermochten!

Dies ist das Bild der Beziehungen von Staat zu Staat. Wie aber entwickelten sie sich zwischen den Völkern?

12. Kapitel

VON VOLK ZU VOLK

In diktatorisch regierten Staaten ist es schwer, Zuverlässiges über die Stimmung des Volkes zu erfahren, erst recht, wenn es sich um dessen Einstellung zu seinem wichtigsten Bundesgenossen handelt. Das Problem der Beziehungen zwischen Chinesen und Russen (als Völkern, nicht als Staaten) ist nur zu fassen, wenn das Studium der Publizistik durch eigenen Augenschein überprüft und ergänzt wird. Decken sich die Ergebnisse im ganzen, so läßt sich vermuten, daß das gewonnene Bild, auch wenn es nur vorläufig und annäherungsweise gültig sein kann, von der Wirklichkeit nicht allzu weit entfernt ist.

Seit der Erschütterung, die der Erste Weltkrieg im westlichen Denken hervorgerufen hat, erst recht seit dem Zweiten Weltkrieg, ist allenthalben viel von internationaler Verständigung die Rede, von „gegenseitigem Sich-Kennenlernen", vom „Ins-Gespräch-Kommen" zwischen den Völkern, von „Besuchen des guten Willens". Es gibt Menschen, die fest davon überzeugt sind, daß sich durch die Freundschaft unter den Nationen der Weltfriede am besten sichern lasse. Wer würde ihnen darin nicht gern folgen? Aber hält, was sie uns sagen, der Prüfung stand? Zweifel tauchen auf, wenn man sieht, wie die Angehörigen eines Volkes, das sich am eifrigsten auf diesem Felde betätigte, die Amerikaner, heute keineswegs besonders beliebt sind, daß sich andererseits Beziehungen zwischen zwei Nationen, die sich im Laufe der Jahrhunderte viel Leid zugefügt haben, den Deutschen und den Franzosen, innerhalb eines Jahrzehnts, also an geschichtlichen Maßstäben gemessen: urplötzlich, von Feindschaft („Erbfeindschaft" sogar) zu guter Kameradschaft entwickelt haben. Wir werden also nicht einfach von der Annahme ausgehen können, daß sich Russen und Chinesen heute inniger lieben müs-

sen als vor zwanzig Jahren, nur weil sie sich in diesem Zeitraum sehr viel besser kennengelernt und mit gegenseitigen Besuchen des guten Willens überflutet, mit Kilometern von Filmband und wahren Gebirgen von Büchern und Broschüren überhäuft haben.

Man lernt sich kennen – und wie!

Fragen wir also zunächst lediglich nach dem Umfang des gegenseitigen Sich-Kennenlernens. Dieser ist in der Tat gewaltig, nach den Berichten aus Peking und Moskau zu urteilen. So sind im ersten Jahrzehnt der Volksrepublik 295 Millionen Exemplare russischer Bücher auf chinesisch und 24 Millionen Exemplare chinesischer Bücher in den Sprachen der UdSSR vertrieben, 840 Filme ausgetauscht und von 2,4 Milliarden Menschen (weit mehr Chinesen als Sowjetbürgern) gesehen worden; 112 sowjetische Bühnen- oder Konzertensembles (mit 2301 Personen) fuhren nach China, und umgekehrt 134 chinesische (mit 2334 Personen) in die UdSSR.[1] Die „Ausstellung der wirtschaftlichen und kulturellen Leistungen der Sowjetunion", die zwischen Spätherbst 1954 und Sommer 1956 in Peking, Schanghai, Kanton und Wuhan gezeigt wurde, sollen 11,25 Millionen Menschen besichtigt haben.[2] Als im Winter 1952/53 Sowjetkünstler während einer Besuchsreise zweiundzwanzigmal im chinesischen Rundfunk auftraten, hatten diese Übertragungen, laut Peking, mehr als fünfundzwanzig Millionen „organisierte Zuhörer".[3]

Noch ehe das erste Jahrzehnt der Volksrepublik vorüber war, hatten sich über 36 000 chinesische Studenten, Techniker und Facharbeiter zur Ausbildung in die UdSSR begeben. Millionen Chinesen befaßten sich in der einen oder anderen Weise, und sei es durch Rundfunkkurse, mit der russischen Sprache; in manchen Sowjetschulen wurde Chinesisch als Unterrichtsfach eingeführt.[4] Die sinologischen Studien in der Sowjetunion, die Beschäftigung mit russischen und sowjetischen Fragen an chinesischen Hochschulen und Instituten nahmen zu[5], ebenso die Aufmerksamkeit, die man sich gegenseitig in wissenschaftlichen Zeitschriften widmete, etwa durch Besprechungen von Büchern des anderen Landes. Die sowjetische Sinologie bemühte sich insbesondere um die Erforschung des modernen Chinesisch und entwickelte dabei brauchbare Lehrbücher des Chinesischen in rus-

sischer Sprache, zudem eine bequeme Anordnung des chinesischen Schriftzeichenschatzes, die bei jedem Schriftzeichen von der Form des letzten (rechten) Striches ausgeht.[6]

Nach Quantität und Qualität also eine große Leistung. Aber bei den Beziehungen zwischen den Völkern – wie auch zwischen Individuen – kommt es nicht so sehr auf die Leistung selbst an als auf deren Effekt. Welchen Effekt also haben diese Bemühungen auf die Einstellung der Chinesen zu den Russen und umgekehrt ausgeübt?

Diagnose: überfüttert

Kein Zweifel, daß die Kampagne in China anfangs auf einen fruchtbaren Boden fiel. Nach Jahrzehnten des Bürgerkrieges waren die Chinesen froh, nicht nur wieder Ordnung in ihrem Reich zu haben, sondern auch einen mächtigen Bundesgenossen zu besitzen, der eben erst welthistorische Siege erfochten hatte. Der Kommunismus war, insbesondere für die Intellektuellen, eine aufregende neue Sache, mit der man sich beschäftigen wollte – wie hätte man das besser tun können als durch das Studium der Sowjetunion, ihrer ideologischen, literarischen, künstlerischen Äußerungen? Diesen Gefühlen gegenüber trat das Mißbehagen zurück, wieder einer Welle europäischen Einflusses, und sei es im sowjetrussischen Gewand, ausgesetzt zu sein.

Es sollte uns Deutschen nicht schwerfallen, eine solche Stimmung nachzuempfinden; bei uns haben nach 1945 die Ruinenbewohner begierig – je nach Besatzungszone – britische, amerikanische, französische (auch russische) Bücher verschlungen, die Amerikahäuser, und wie diese Institutionen alle hießen, bevölkert, westliche Filme verlangt, westliche Theaterstücke in großer Zahl auf ihre Bühnen gebracht, von der Erlangung eines Visums nach Frankreich oder gar nach Amerika geträumt. Das Bedürfnis, mehr zu wissen und nach langer Isolierung wieder den Anschluß an andere Völker zu finden, überwand die Hemmungen, die viele zunächst empfinden mochten; man nahm ohne weiteres in Kauf, daß viel von dem Gebotenen massive Umerziehungspropaganda war.

Noch ein paar Jahre, und es hätte sicher Schwierigkeiten gegeben. (In der Sowjetzone ist es zu solchen gekommen.) Aber zum

Glück wurden uns in Westdeutschland diese erspart; denn als die Deutschen ihren „Nachholbedarf" an Informationen und Kontakten mit dem Westen befriedigt hatten, war auch der westliche Propagandadruck zurückgegangen; die geistigen Beziehungen mit der Außenwelt verloren – als Folge der politischen Wandlung – ihren einseitigen und aufdringlichen Umerziehungscharakter, wurden freier. Man *mußte* diese Einflüsse nicht mehr in sich aufnehmen; man konnte es tun oder unterlassen. Der Punkt des Überdrusses wurde – von Ausnahmen abgesehen – nicht erreicht.

Anders in China. Als ich das Land 1957 besuchte, war die prosowjetische Propaganda noch in vollem Gange, sie strebte sogar erst ihrem Höhepunkt zu (der anläßlich der Feiern zum vierzigsten Jahrestag der bolschewistischen Revolution im Herbst 1957 erreicht werden sollte), aber die Übersättigung war schon deutlich zu spüren. Man hatte die Maschine mächtig aufgeheizt, und nun lief sie eben und produzierte, produzierte. Sie produzierte Propaganda und gleichzeitig den Überdruß an Propaganda.

Die lieben, guten, tüchtigen, vor allem: vorbildlichen Sowjetmenschen

Die Russen sind ein im ganzen warmherziges und hilfsbereites Volk. Es ist daher durchaus anzunehmen, daß sich die folgenden Vorfälle (die im übrigen auch bei anderen Völkern nichts Außergewöhnliches sind) wirklich zugetragen haben: daß eine russische Familie dem erkrankten chinesischen Liftboy in ihrem Hotel zu essen brachte; daß ein Sowjetsoldat einem chinesischen Mädchen das Leben rettete; daß sich russische Ärztinnen bei schwierigen Geburten mit aller Kraft um die Erhaltung des Lebens der chinesischen Mutter wie des Kindes bemühten oder Kinder, die – beim Feldzug gegen die „vier Schädlinge" – Rattengift gegessen hatten, vor dem sicheren Tode bewahrten.[7] Aber wenn die Chinesen diese lobenswerten Taten immer und immer wieder vorgesetzt bekommen (in besonderer Massierung zu den chinesisch-sowjetischen Feiertagen) und zudem nicht einfach als Tatsachen, sondern mit gleichsam verzücktem Augenaufschlag und allerlei Verbrämungen (wie etwa, daß ein also gerettetes Kind – wie könnte es anders sein! – Su Hua getauft wird, was eine Abkür-

zung von Sowjetunion-China, also sozusagen So-Chi bedeutet), und dies auch noch oft als Rüge für die Chinesen aufgemacht wird (ein sowjetischer Arbeiter repariert auf einem chinesischen Staatsgut einen Traktor „in weniger als einer Minute", nachdem die Chinesen ihn nicht in Gang bringen konnten[8]), dann trägt das alles eben zur Übersättigung bei.

Diese wird dadurch nicht vermindert, daß der Chinese in seinen Zeitungen umgekehrt auch Fälle liest, in denen seine Landsleute den Russen gegenüber hilfreiche Taten vollführten – etwa einen russischen Jungen, der sich verlaufen hatte, wieder nach Hause brachten; eine erkrankte Sowjetspezialistin unter schwierigen Umständen noch rechtzeitig ins Hospital fuhren; oder gar die Kopfbedeckung des zu Besuch weilenden Sowjetpräsidenten Woroschilow, die im Regen naß geworden war, in halbtägiger Bemühung eines Fachmanns „mit zwanzigjähriger Erfahrung" wieder wie neu erstehen ließen.[9] Zu diesen Heldengeschichten aus dem Alltag kommen Berichte über die prächtige Zusammenarbeit sowjetischer und chinesischer Grenzwachen beim Fang „imperialistischer Spione" oder über die liebevolle Pflege von Denkmälern für Sowjetsoldaten, die in China ihr Leben verloren.[10]

Und dies alles nicht nur in Zeitungen, Zeitschriften und Büchern, sondern auch in jenen, den amerikanischen „Comics" nachgeahmten Bilderbüchlein, die auf jeder Seite eine Zeichnung und ein wenig Text enthalten und auf billigem Papier in Millionenauflagen, vor allem für Jugendliche, erscheinen. Denn die Belehrung über die Vorzüge des „älteren großen Bruders" (lǎota-ko; eine in den ersten Jahren sehr häufige, heute fast völlig verschwundene Bezeichnung für die Sowjets) beginnt schon im Kindesalter. In einer Jugendbuchhandlung kaufte ich mir ein solches Büchlein, dessen Umschlagseite zwei Jungen, einen Chinesen und einen – rotblonden – Russen, zeigte. Die mit zahlreichen Bildern illustrierte Erzählung hieß „Ling und Witja". Die rührselige Geschichte beginnt damit, daß ein Sowjetadmiral, Witjas Vater, mit Frau und Sohn Witja in den damals von den Sowjets besetzten chinesischen Hafen Dairen kommt. Witja befreundet sich rasch mit Ling, dem Sohne chinesischer Nachbarn. Wie sich auf den folgenden Seiten herausstellt, übt Witja auf Ling, der zunächst noch

keineswegs als „kultúrno" bezeichnet werden konnte, einen überaus heilsamen Einfluß aus. Witja zeigt ihm, wie man der Mutter beim Hoffegen und dem Vater beim Holzhacken hilft, lehrt ihn russische Spiele, hält ihn zum Erledigen seiner Schulaufgaben an und hilft ihm dabei. Eines Tages rettet der kleine Ling ein russisches Mädchen vor dem Ertrinken. Dafür bekommt er einen Sowjetorden. Aber der kleine Ling ist sich in seinem Herzen im klaren darüber, daß er ohne den wohltätigen Einfluß Witjas zu dieser Heldentat nicht fähig gewesen wäre. Als die Sowjetunion den Hafen Dairen (Talien nennen ihn die Chinesen) an China zurückgibt und Witjas Vater samt Familie in die Sowjetunion zurückkehrt, sind die beiden Freunde sehr traurig über die Trennung. Zum Abschied schenken sie sich gegenseitig Mappen für ihre Schulbücher. Seither schreiben sie sich fleißig Briefe, und wenn sie nicht gestorben sind ...

Was zuviel ist, ist zuviel. Man kann sich vorstellen, was die kleinen Lings über die Witjas denken, wenn sie zwei oder drei Büchlein in diesem süßlich-lehrhaften Ton gelesen haben. Die von Hause aus nüchtern und skeptisch denkenden Chinesen sind ohnehin für aufdringliche Propaganda wenig empfänglich; wenn eine Sache allzusehr angepriesen werden muß, kann sie nicht gar so gut sein, sagen sie sich, und umgekehrt nicht gar so schlecht, wenn man sie mit aller Gewalt herabsetzt. Beim Besuch eines Flüchtlingslagers in Hongkong wurde ich von einem Chinesen eifrig über Amerika ausgefragt. Warum ihn denn gerade Amerika so interessiere, wollte ich wissen. Antwort: „Es muß ein merkwürdiges Land sein. Man hat uns immer wieder gesagt, es sei arm und schwach, ein kümmerlicher Papiertiger, und trotzdem werde es noch viele Jahre dauern, bis die mächtige Sowjetunion es einholt." Der dies sagte, war zwölf Jahre alt. So einer könnte einen Politinstrukteur zur Verzweiflung bringen!

Reaktion: Kritik an der UdSSR und Lobpreisung Chinas

Kein Wunder also, daß die in den Tagen der Hundert Blumen in China lautgewordenen antikommunistischen Gefühle auch deutlich antirussische Untertöne aufwiesen. Blättert man die kritischen Äußerungen jener Zeit durch, wie sie vorübergehend in der chinesischen Presse abgedruckt wurden, so findet man in ihnen

zahlreiche Anzeichen des Ärgers darüber, daß jahrelang alles Sowjetische als durchweg nachahmenswert in den Himmel gehoben worden war. Professoren beklagten sich, daß die chinesischen Hochschulen nach den sowjetischen umorganisiert wurden; Ingenieure, daß sie für China ungeeignete Methoden anwenden mußten, nur weil die Russen dies taten; Schriftsteller, daß man von ihnen die Nachahmung des „sozialistischen Realismus" forderte; Fachleute aller Art, daß man ihnen unbesehen die sowjetischen vorzog.[11] Man erzählte mir in Peking, wie ein Student in der Säuberungswelle des Juli 1957 in Schwierigkeiten geriet, weil er nach dem Besuch einer sowjetischen Industrieausstellung wegwerfend gesagt hatte: „Sowjetuhren kann man bis auf die andere Seite der Straße ticken hören", ein anderer für die Bemerkung: „Sowjetmaschinen sind groß und schlecht." Von der Universität Peking wurde berichtet, daß damals bei der Hälfte der Studenten „falsche Ansichten über die Sowjetunion" bestanden.[12] Die Sowjetpropaganda hatte sich offensichtlich überschlagen und das Gegenteil erreicht: das Gefühl nämlich, wie es jeder kennt, der von einer Speise zu viel gegessen hat.

Der chinesische Stolz begann sich zu wehren. Das zeigte sich zum Beispiel darin, daß bei allen Abkommen mit der Sowjetunion die „Gegenseitigkeit" betont wurde. Sah man sich den dort festgelegten „Austausch" näher an, so war, wie wir gefunden haben, China der weitgehend nehmende Teil – aber das Gesicht war gewahrt. Auch mußte ich mir von Chinesen immer wieder Fälle anhören, in denen sie hinter den Russen nicht zurückstehen oder sie gar übertrumpfen. Bei der Besichtigung einer Fabrik zum Beispiel, welche nach russischen Plänen gebaut und mit Sowjetmaschinen ausgestattet worden war, wurde mir gesagt, daß die Chinesen einen bestimmten Teil, den die Sowjets in fünfundsechzig Minuten herstellen, mit denselben Maschinen in sechzig Minuten produzieren. In einer anderen, ebenfalls mit Sowjetmaschinen ausgerüsteten Fabrik hieß es: „Unsere Jahresproduktion liegt um sechs Prozent über der von den Sowjetspezialisten genannten Höchstgrenze."

Ein Ingenieur, der am Bau der neuen Yangtse-Brücke bei Hankou beschäftigt war, erzählte mir: „Das Hauptproblem beim Bau der Brücke war die Errichtung der Pfeiler in dem sehr tiefen Wasser

des Stromes. Die Sowjetingenieure schlugen uns eine bestimmte Methode vor; unsere Ingenieure hatten eine andere Idee. Die Sowjetingenieure wollten nicht von sich aus einer so starken Abweichung von den ursprünglichen Plänen Moskaus zustimmen. Der chinesische Vorschlag wurde also zur Prüfung nach Moskau geschickt. Diese nahm lange Zeit in Anspruch. Inzwischen setzten die Chinesen durch, daß ihre neue Methode probeweise bei einem der Pfeiler angewandt wurde. Sie bewährte sich ausgezeichnet. Man beschloß, sie nun auch bei den anderen Pfeilern anzuwenden. Als man schon mitten im Bau war, kam endlich der Bescheid aus Moskau: Die chinesische Methode wurde als ungeeignet verworfen! Natürlich kümmerte sich nun niemand mehr um diesen Befund; man baute nach der chinesischen Methode weiter." Es war nicht möglich, die Richtigkeit dieser Geschichte nachzuprüfen. Aber ob sie nun stimmt oder nicht, sie machte die Runde durch China.

„... Englisch aber ist der Schlüssel zur Welt"

Auch das Interesse an der russischen Sprache hatte bereits merklich nachgelassen; sie begann, ihre nach 1949 zunächst führende Stellung im Unterricht wieder einzubüßen – nicht nur an den Hochschulen, sogar an den Mittelschulen wurde Englisch wieder eingeführt.[13] Eine Umfrage in einer Schule ergab, daß von 210 Schülern 197 Englisch lernen wollten.[14]

An einem heißen Sommerabend in Peking ging ich auf den Dachgarten meines Hotels. Es wurde getanzt. Ich stellte mich an einen luftigen Platz und schaute zu. Es ergaben sich Gespräche; die meisten Anwesenden waren Studenten. Ich wollte ihr Russisch erproben, aber es war nicht weit her damit. Das Englisch war besser. Offen gaben sie zu, daß ihr Interesse an der russischen Sprache gering sei. Als ich nach den Gründen fragte, erhielt ich gleich eine Reihe von Antworten: „Es werden ohnehin genug russische Bücher ins Chinesische übersetzt." – „Wir hören dauernd über die Russen und wollen auch einmal andere Dinge lesen." – „Russische Bücher sind Propaganda; wir erfahren aus ihnen nichts, was wir nicht schon wissen." – „Mit Russisch können wir nur in der Sowjetunion etwas anfangen, Englisch aber ist der Schlüssel zur Welt." Und einer ergänzte unter dem Ge-

lächter der Kameraden: „Russisch ist nur ein Schlüssel in das Nebenzimmer desselben Hauses, und dieses kennen wir schon zur Genüge."

Am wenigsten hat die Popularität der russischen Musik durch die Übersättigung gelitten. Während ich Sowjetfilme schlecht besucht fand – fast demonstrativ schlecht –, hörte ich häufig junge Chinesen russische Lieder oder Schlager summen. Als ich mich eines Sonntags in einem der alten Lustboote über den See des Sommerpalastes rudern ließ, erschallten da und dort aus den zahlreichen Booten russische Lieder, und wenn ich hinsah, waren es immer Chinesen, die in ihnen saßen. Ein Lied habe ich allerdings nie singen hören – außer auf der Schallplatte, die ich mir in Peking kaufte. Seine Melodie stammt von dem Sowjetkomponisten Muradeli; die beiden ersten Strophen sollen auf chinesisch gesungen werden, die dritte auf russisch. Ins Deutsche übersetzt heißen alle drei:

MOSKAU–PEKING

Die Völker der Sowjetunion und Chinas sind Brüder auf ewig, / ihre Freundschaft und Einigkeit sind unzerbrechlich. / Die Völker sind aufgestanden Schulter an Schulter, / fröhlich singend marschieren sie vorwärts. / Stalin und Mao sind in unseren Herzen, / in unseren Herzen, in unseren Herzen. / Moskau-Peking, Moskau-Peking! / Die Völker schreiten voran zur glücklichen Arbeit, / zum festen Frieden, unter der Fahne der Freiheit, / zur glücklichen Arbeit, zum festen Frieden, unter der Flagge der Freiheit!

Den Yangtse-Strom kann man am Wolga-Ufer hören, / und das chinesische Volk sieht den roten Kreml-Stern. / Vor Drohungen fürchten wir uns nicht, / stark ist der Wille unserer Völker. / Alle Welt preist unseren Sieg, unseren Sieg, unseren Sieg. / Moskau-Peking, Moskau-Peking! (Refrain)

Nie sah die Welt festere Bande, / über unseren Kolonnen jubelt der Mai. / Hier marschiert die Sowjetunion, / die gewaltige Sowjetunion, / und neben ihr das neue China, neue China, neue China! / Moskau-Peking, Moskau-Peking! (Refrain)

Seit etwa 1958 ist das prosowjetische Getrommel in China merklich zurückgegangen; zu spät, der Schaden war schon angerichtet. Zudem wurde die Propaganda nun nicht aus psychologischer Einsicht gebremst, sondern weil sich eben das Klima der Beziehungen ganz allgemein verschlechtert hatte.

Mehr als zehntausend Sowjetexperten in China ...

Erstaunlicherweise hatte sich die ablehnende Haltung der Chinesen schon 1957 auf die russischen Fachleute ausgedehnt, die doch im Schweiße ihres Angesichts und oft (das war mein Eindruck) mit großem Eifer den Chinesen beim wirtschaftlichen Aufbau halfen. Laut Peking sind im ersten Jahrzehnt der Volksrepublik 10 800 sowjetische Experten nach China gekommen[15], die meisten für etwa drei Jahre. Da viele ihre Familien mitbrachten, müßte allein die Spezialistenarbeit zwischen 25 000 und 30 000 Sowjetbürger nach China geführt haben. Was die höflichen Chinesen über diesen Zustrom dachten, erfuhr ich weniger aus ihrem Munde als aus den Mitteilungen der chinesischen Presse über die kritischen Reden der Hundert-Blumen-Zeit und außerdem von den Russen selbst, mit denen ich mich während des Aufenthaltes in China viel unterhielt, da sie – von den Bürgern einzelner osteuropäischer Staaten abgesehen – fast die einzigen Europäer waren, mit denen ich in dieser Zeit in den Ausländerhotels oder bei Empfängen zusammenkam.

Für manche dieser Russen war die „Kommandirówka" nach China einfach ein Abenteuer, das sie auskosteten, für sehr viele andere aber eine patriotische Aufgabe, die sie pflichtbewußt, ohne viel nach rechts oder links zu schauen, unter persönlicher Hingabe erfüllten. Eine Russin, die mit ihrem Mann wieder auf dem Wege in die Heimat war, klagte mir: ihr Mann, ein Monteur, habe in den zweieinhalb Jahren in China seine Gesundheit ruiniert. Er könne die Hitze schlecht vertragen, habe viel an Darmkrankheiten gelitten und trotzdem mehr als seine Pflicht getan. In der Tat sah er sehr elend aus und lag fast die ganze Zeit auf seinem Bett mit einer offensichtlich schweren Kreislaufstörung. Sie wies auf ihn und sagte bitter: „Diesen Preis haben *wir* für den Aufbau Chinas gezahlt." Die Nachdenklicheren unter den russischen Fachleuten zeigten sich etwas bedrückt darüber, daß ihre Mühen mit mehr Höflichkeit als Wärme quittiert wurden.

Als Russisch sprechender Weißer wurde ich von den Chinesen oft automatisch für einen Russen gehalten, aber den Ausdruck einer spontanen und überzeugenden Freude über die Begegnung habe ich nur ein einziges Mal im Gesicht eines Chinesen gesehen. Es war während einer nächtlichen Bahnfahrt. Ich hatte eine Weile

das Abteil für mich allein und schlief. Auf einer Station wurde die Tür geöffnet und das Licht eingeschaltet. Ich fuhr aus dem Schlaf. Zwei chinesische Offiziere betraten das Abteil. Als der vordere meiner ansichtig wurde, strahlte er und sagte: „Towarischtsch!" (Genosse). Kein Zweifel, daß er sich wirklich freute, einen vermeintlichen Sowjetgenossen angetroffen zu haben. Damit war freilich sein russischer Sprachschatz erschöpft, überdies war es zwei Uhr morgens. So schliefen wir bald alle drei; wenige Stunden später stiegen die beiden Offiziere wieder aus.

Ein russischer Ingenieur, der in seiner expansiven Herzlichkeit wohl besonders unter der höflichen Reserve litt, mit der man ihm begegnete, sagte mit einem Ton der Resignation: „Wer liebt auch schließlich einen Lehrmeister? Man kann einen Lehrmeister achten und schätzen, aber wird man ihn lieben?"

. . . hatten die Weisung, nicht aufzufallen

Doch waren es nicht immer die Chinesen, die für Distanz sorgten. Die Sowjetbürger hatten durchweg die Weisung erhalten, sich möglichst zurückzuhalten. In Peking allein gab es, als ich dort war, mehrere tausend Russen, die Familien eingerechnet. Aber man sah sie kaum. Viele wohnten in dem alten, fast ganz für sie reservierten Hotel Wagons-Lits, die meisten aber in einem im Westen – außerhalb der Stadt – gebauten Viertel, das ausschließlich ihnen zur Verfügung stand.

In Peking fiel mir eines Tages auf, daß ich von den Chinesen manchmal wie selbstverständlich für einen Russen und manchmal für einen Nichtrussen gehalten wurde. Erst verstand ich nicht, worauf dies beruhte. Schließlich fand ich des Rätsels Lösung: Wenn ich mit dem Auto oder zu Fuß kam, nahm man mich für einen Russen; als Nichtrusse galt ich, wenn ich mit dem Pedicab eintraf, einem jener in Ostasien beliebten, durch Pedale betriebenen Dreiradfahrzeuge, die an die Stelle der aussterbenden Rikschas getreten sind. Auf Anweisung ihrer Dienststellen benützen nämlich Sowjetbürger in China keine Pedicabs. Auf diese Weise sollen Auseinandersetzungen mit deren häufig recht kessen Fahrern vermieden werden; auch will man vermutlich zeigen, daß man über solch primitive Methoden der Fortbewegung erhaben ist und diese Art der persönlichen Bedienung für unsozia-

listisch hält (was nicht hindert, daß man Hausangestellte mit manchmal weit unangenehmeren persönlichen Diensten betraut). Das Resultat: Die Pedicabfahrer, die zu den sympathischsten Bewohnern des Himmlischen Reiches gehören, sind allesamt Gegner der Sowjetrussen. Diese aber fahren in China mit ihren Autos oder Autobussen; und auch das tun sie so diskret wie möglich. Ihre Bus-Haltestellen zum Beispiel fielen im Straßenbild kaum auf: In Peking waren sie durch kleine Täfelchen gekennzeichnet, auf denen nichts zu sehen war außer einem russischen Buchstaben, der anzeigte, welche Linie hier hielt; die meisten dieser Haltestellen lagen abseits von denen der chinesischen Linien.

Was Mama nicht erlaubte

Sogar die Kinder kamen wenig mit gleichaltrigen Chinesen zusammen. Sie gingen in Sowjetschulen. Waren ihre Väter an Orten ohne solche Schulen eingesetzt, ließ man sie, sofern sie im schulpflichtigen Alter waren, in der Sowjetunion zurück. Einmal plauderte ich mit einem sechsjährigen russischen Mädchen. Die wohlerzogene Kleine war mit ihren Eltern auf dem Wege nach der Sowjetunion, und ich fragte, ob sie nicht traurig sei, ihre chinesischen Spielkameraden verlassen zu haben. Aber es ergab sich, daß sie gar keine chinesischen Kinder kannte. „Hast du denn nicht mit ihnen gespielt?" fragte ich. – „Nein", sagte sie, „Mama erlaubte das nicht." Ein anderes Mal erzählte mir eine Vierjährige, da die chinesischen Kinder frech seien und immer im Schmutz spielten, gehe sie nie zu ihnen. „Aber die sind immer in unseren Garten gekommen, obwohl sie das nicht durften, und haben dort Blumen abgerissen." Auch die russischen Schaffner in einem sowjetisch-chinesischen Zug sagten mir, wie froh sie seien, wenn sie vorwiegend russische Passagiere hätten, hinter jedem Chinesen müsse man die Toilette saubermachen.

Über Reaktionen dieser Art braucht man weiter keine Worte zu verlieren, denn sie sind allenthalben anzutreffen, wo Menschen verschiedener Nationalitäten und Zivilisationen zusammenkommen. Ich erwähne sie nur, weil sie zeigen, daß die menschlichen Reaktionen zwischen Russen und Chinesen nicht so einzigartig und reibungslos sind, wie dies ihre amtliche Propaganda gerne darstellen möchte.

Neben der Abneigung des stolzen Chinesen gegen die Schulmeisterei und technische Überlegenheit der Russen, neben den Problemen, die sich naturgemäß ergeben, wenn zwei in sich geschlossene Kulturen aufeinanderstoßen, hat auch der Unterschied im Lebensstandard der beiden Völker eine ungünstige Wirkung auf ihr gegenseitiges Verhältnis ausgeübt. Wir Deutschen erinnern uns an die zahlreichen Mißstimmungen, die in den ersten Nachkriegsjahren zwischen uns und Angehörigen der Besatzungsmächte aus eben diesem Grunde auftraten. Auch die Russen verdienten bedeutend mehr als die Chinesen in entsprechenden Stellungen. Da sie Schwierigkeiten hatten, den Teil ihres Gehaltes, den sie in chinesischer Währung bezogen, in die Sowjetunion zu transferieren, mußten sie das Geld wohl oder übel in China ausgeben; sie konnten es entweder in einen weit über dem chinesischen liegenden Lebensstandard umsetzen oder in Waren, die sie zum Schluß nach Hause mitnahmen.

Einmal fuhr ich mit einer aus Mann, Frau und elfjähriger Tochter bestehenden russischen Familie mit dem Peking–Moskau-Zug in Richtung Sowjetgrenze durch die Mandschurei. Das ganze Abteil war in einer Weise mit Koffern und Kisten vollgestellt, daß zum Sitzen kaum noch Platz blieb. Außerdem hatten die Leute, wie sie erzählten, noch einige Kisten als Frachtgut geschickt. Warum denn nicht alles, fragte ich; neun Tage in einem so vollgepackten Abteil seien für sie doch recht unbequem. Antwort: „Wir mußten doch zum Schluß noch unser letztes chinesisches Geld loswerden; da ist eben dies alles zusammengekommen, und zum Aufgeben als Fracht hat dann die Zeit nicht mehr gereicht."

Eine junge Spezialistin, die auch mit vielen Kisten heimreiste, erzählte mir, sie habe sich in China ihre ganze Aussteuer angeschafft, einschließlich eines kompletten Tafelgeschirrs für zwölf Personen, und überdies einen schönen Pelz.

In chinesischen Geschäften traf ich Russen vorwiegend in den Abteilungen mit teuren Waren, etwa Wollstoffen, Seiden, Brokaten, Silber. Wäre der chinesische Lebensstandard höher, als er ist, so würde dies alles weniger auffallen und ohne psychologische Folgen bleiben. Aber die Chinesen selbst leben so schlecht, daß es höchst seltsam wäre, wenn sie sich nicht, bei aller Anerken-

nung für die Leistung der Sowjetspezialisten, manchmal mit einiger Bitterkeit sagten: „Für unser Geld leben die Leute doch sehr schön bei uns! Sollen sie also nicht so tun, als kämen sie aus lauter brüderlicher Liebe." Wer aus dem Westen in die Sowjetunion kommt, dem mag deren Bevölkerung ärmlich gekleidet vorkommen, in China aber sind es die Russen, die – als Vertreter eines Industriestaates – aus dem in diesem Entwicklungsland üblichen Rahmen herausfallen. Auch die ungeniert lauten Sowjettouristen übten auf viele Chinesen eine irritierende Wirkung aus. Der – später abgeflaute – Strom aus der UdSSR war weit stärker als der in umgekehrter Richtung. Als Ende 1956 die erste chinesische Touristengruppe zu einer vierzigtägigen Reise in die UdSSR aufbrach (Preis: 1522,44 Yuan), befand sich schon die einundvierzigste sowjetische in China.[16]

Mancher Russe könnte – *wenn* er könnte – eine Kritik des sowjetischen Verhaltens gegenüber China schreiben, wie sie zwei US-Autoren in dem berühmt gewordenen Buch „The Ugly American" über die Entwicklungspolitik ihres Landes veröffentlicht haben.[17]

„Man hat uns hier satt"

Protzen die Amerikaner mit ihren „Straßenkreuzern", so tun es die Russen auf andere Weise, etwa durch den Bau jener aufdringlichen „Paläste der chinesisch-sowjetischen Freundschaft". Die in Peking und Schanghai entstanden – wie ihr Gegenstück in Warschau – zu einer Zeit, da in der Sowjetunion der Zuckerbäckerstil auf dem Höhepunkt war, sie zeigen daher eine Vielfalt von Säulen und Türmchen und sind eine Mischung von Kreml und „Bahnhof von Athen", wie die Münchener Hitlers Haus der Deutschen Kunst nannten. Manche Chinesen finden das sehr schön und bewundern es, andere zucken die Achseln; sie empfinden diese Bauten als störende Fremdkörper, ja als Geßlerhut, der sie allzusehr an die Sowjetunion erinnert. In Harbin sah ich eine feinmechanische Fabrik, die nach Sowjetplänen gebaut worden war; ihr Verwaltungsgebäude ist von einem – dem Kreml nachempfundenen – Turm gekrönt. In der Nähe steht die ebenfalls nach Sowjetplänen errichtete Landwirtschaftliche Hochschule; ihr Hauptbau stellt eine, wenn auch bescheidene, Nachahmung der neuen Moskauer Universität dar.

Das Protzigste an Innenarchitektur ist das von den Russen erbaute Restaurant Moskwá in Peking – sozusagen ein Moskauer Untergrundbahnhof im Restaurantformat: Vier Säulen aus dunkelgrünem Stein, in den zahlreiche russische Motive gemeißelt sind (Bären, Elche, Eichhörnchen, Tannenzapfen), tragen die Decke; ihre aus Glas bestehenden, üppig geformten Kapitelle werden von innen angestrahlt. Die Wände sind ebenfalls aus grünem Stein, doch etwas heller als die Säulen. Das Motiv bilden Eiskristalle in Großformat. An den Fenstern hängen wellenförmig geraffte Tüllgardinen im Pariser Jahrhundertwendestil. Die Mittelwand wird von einem, ebenfalls angestrahlten, Riesengemälde des Kreml beherrscht. Den Chinesen ist das alles als Stil des siegreichen Sozialismus präsentiert worden, und dieser hat auch schon Schule gemacht: Im neuen Anbau des Peking-Hotels gibt es einen riesigen Bankettsaal für die großen Empfänge; in Anlage und Ausstattung ist der Moskauer Einfluß unverkennbar. Es ist selbstverständlich, daß viele Chinesen auf Grund ihrer alten und starken Kulturtradition mit gemischten Gefühlen auf diese Stilinvasion aus dem Nordwesten blicken.

Eine kluge Russin, Frau eines in China tätigen Sowjetingenieurs, sagte mir: „Es wäre gut, wenn die Chinesen bald ohne uns auskämen. Wir beginnen ihnen lästig zu werden. Als mein Mann und ich vor zweieinhalb Jahren nach China kamen, war alles eitel Freundschaft. Das hat sich seither geändert; nicht viel, denn die Chinesen sind höflich und wissen unsere Hilfe zu schätzen. Aber eines weiß ich sicher: Man hat uns hier satt." (Russisch: Nadojéli my im.)

Chinesischer Fleiß und Fanatismus sind den Russen unheimlich

Umgekehrt fallen auch die Chinesen den Russen auf die Nerven. Während meiner letzten Besuche in der Sowjetunion habe ich Russen bei jeder Gelegenheit auf ihre fernöstlichen Bundesgenossen angesprochen und weit häufiger neutrale oder ablehnende als positive Antworten erhalten. Der kritisch eingestellte Mann auf der Straße sagte etwa: Wir haben genug Mühe, unser eigenes Land aufzubauen; und jetzt sollen wir auch noch für sechshundert Millionen Chinesen arbeiten? Oder: Wir schicken ihnen un-

sere besten Maschinen, und was bekommen wir dafür? Sojabohnen!

Wäre den Sowjetbürgern Näheres über den Großen Sprung und die Volkskommunen bekannt gewesen, so hätten sie vermutlich hinzugefügt, es sei ihnen etwas unheimlich zumute mit einem Bundesgenossen, der zwanzigstündige Arbeitstage wie Siegesmeldungen in die Welt posaunt. An Sowjethochschulen sind die chinesischen Studenten wegen ihrer Arbeitswut so unbeliebt wie ein die Arbeitsnormen nach oben drückender Stachanow oder Hennecke unter seinen Arbeitskameraden.

Wir hören von der halb amüsierten, halb beunruhigten Reaktion Moskauer Studenten, als ein chinesischer Kommilitone, der sich unter Entbehrungen aus seinem Stipendium das Geld für eine Kamera zusammengespart hatte, dem Druck seiner Landsleute nachgebend diese wieder verkaufte und das Geld ablieferte, weil er um der Erfüllung eines persönlichen Wunsches willen ungenügend gegessen, seine geistige Spannkraft beeinträchtigt und damit den chinesischen Staat geschädigt habe.[18] Ein junger Deutscher aus der Sowjetzone, der mehrere Jahre auf einer Hochschule in Moskau studiert hatte und kurz vor dem 13. August 1961 in die Bundesrepublik floh, berichtete mir:

„Die Chinesen waren nach 1958 ein Fremdkörper im Institut; sie isolierten sich völlig. Die sowjetischen Kommilitonen lächelten über die Chinesen, wenn diese zum Beispiel sogar am Silvesterabend in den Lesesälen saßen und Marx paukten. Die eiserne Disziplin der Chinesen ging soweit, daß sie einen Parteibeschluß faßten, um 24 Uhr geschlossen das Selbststudium abzubrechen und schlafen zu gehen. Sie hielten dies ein, und um drei Uhr früh standen sie wieder auf, um weiterzuarbeiten. Geschlossen trieben sie Sport, gingen sie zu kulturellen Veranstaltungen. Rauchen war bei ihnen ebenso verboten wie Trinken, und die Hälfte ihres Stipendiums ließen sie über die Botschaft nach Peking überweisen. Mir schien immer, daß sich in der unterschiedlichen Lebensweise der Russen und der Chinesen eine unterschiedliche Interpretation des Marxismus widerspiegelte. Die Russen waren freier, gelöster und betrachteten die Chinesen oft als Hinterwäldler, die das Neue in der Moskauer Politik nicht begreifen konnten."

Den Menschen aus dem Westen mag der Russe oft verkrampft vorkommen, aber im Vergleich mit dem chinesischen Kommunisten ist er in der Tat „freier, gelöster". Wenn ich bei Empfängen im Ausland russische und daneben chinesische Diplomaten oder Delegierte sah, erschienen mir die Chinesen mit ihren hochgeschlossenen Joppen und abweisenden Gesichtern wie Leute, die geradeswegs aus der Gehirnwäsche kamen und von dem ständigen inneren Befehl geplagt wurden, nicht einfach „zu sein", sondern sich in ganz bestimmter Weise „zu benehmen" (Tschou En-lai ist die große Ausnahme), während die Russen dieses Stadium des frisch aus dem Schulungslager Gekommenen bereits hinter sich haben (Hauptausnahme: Gromyko mit seiner sauertöpfisch-grimmigen Miene).

Die Sache mit der Grausamkeit

Auffallend oft stieß ich im Gespräch mit Russen auf den Ausdruck „chinesische Grausamkeit", mit einem Unterton des Abscheus ausgesprochen. Nachdem ich ihn mehrfach gehört hatte, begann es mich zu interessieren, woher man diesen Eindruck habe. Antwort: Im russischen Bürgerkrieg (1918–1922) seien die Chinesen „tierisch grausam" gewesen. Da ich diese Auskunft zu meiner Überraschung auch von jungen Leuten erhielt, die erst ein oder zwei Jahrzehnte nach dem Ende des Bürgerkrieges das Licht der Welt erblickt hatten, fragte ich weiter und stieß dabei auf einen merkwürdigen Tatbestand:

Als sich der vierzigste Jahrestag der bolschewistischen Revolution (1957) näherte, scheint ein ganz schlauer sowjetischer (oder vielleicht auch chinesischer) Propagandafachmann auf die brillante Idee gekommen zu sein, den Artikelschreibern in beiden Ländern eine Sprachregelung zu geben, mit deren Hilfe sich gleich zwei Fliegen auf einen Streich erlegen ließen: Sie sollten über die Beteiligung von chinesischen Kommunisten am russischen Bürgerkrieg schreiben – zum größeren Ruhme Lenins und zugleich der sowjetisch-chinesischen Freundschaft. Jedenfalls erschienen zum Jahrestag und auch später in China und in der Sowjetunion zahlreiche Aufsätze, in denen die Heldentaten der chinesischen Rotarmisten besungen wurden[19]; sie fanden sich auch in Büchern über die sowjetisch-chinesische Freundschaft.[20] Aus diesen Be-

richten geht hervor, daß zur Zeit der Oktober-Revolution an die 200 000 Chinesen in Rußland lebten, die – großenteils während des Ersten Weltkrieges – als billige Arbeitskräfte ins Land gebracht worden waren; zwischen dreißig- und vierzigtausend sollen in den Reihen der Roten Armee gekämpft haben. In den neuen Veröffentlichungen wie auch in den dort zitierten zeitgenössischen Berichten wird immer wieder die außerordentliche Härte der chinesischen Bolschewiken gepriesen. („Mag sein eigener Bruder im Kampfe fallen, er zuckt nicht mit der Wimper; geht zu ihm, schließt ihm die Augen, und fertig." [21]) Mehr als siebzig von ihnen gehörten zu der Einheit, die den Kreml und besonders das Leben Lenins zu bewachen hatte. In Rostow am Don wurde den chinesischen Kämpfern ein Denkmal errichtet.[22]

Natürlich war in der Artikelflut von 1957 nur von Härte, nicht von Grausamkeit die Rede, doch scheint der Lärm um die Rolle chinesischer Rotarmisten im Bürgerkrieg ein „Schuß nach hinten" gewesen zu sein; er hat im russischen Volk die Erinnerung an die schon in Vergessenheit geratenen Grausamkeiten der chinesischen Verbände wiederbelebt, und diese wiederum verknüpft sich mit der bis heute erhalten gebliebenen Überlieferung von der jahrhundertelangen harten Herrschaft der Tataren über Rußland.

Wenn China durch diese und ähnliche Propaganda stärker als früher ins Blickfeld der Russen gebracht worden ist, so hat dies doch deren Weltbild nicht zu verändern vermocht. Seit mir vor einigen Jahren eine Moskauer Studentin im Gespräch erzählte, daß sie die Geschichte „von den Anfängen" studiere, und auf weiteres Befragen erklärte, daß sie damit die Geschichte von den Ägyptern bis Chruschtschow meine, habe ich mehrfach Russen verschiedenen Alters nach den Hauptstationen der Weltgeschichte gefragt; aus den Antworten ergab sich durchweg, daß sie auch heute noch dasselbe mittelmeerisch-europäisch zentrierte Weltbild besaßen wie wir anderen Europäer; China wurde kein einziges Mal genannt.

VIERTER TEIL · PARTNER UND RIVALEN

Den Mächtigen kann niemand ins Herz sehen. Wir wissen nicht, was der alternde Stalin über den so plötzlich auf den Plan getretenen Juniorpartner im roten Lager wirklich gedacht hat. Daß die chinesischen Massen wirtschaftlich, politisch, militärisch ein Potential darstellten, das dem eigenen nicht nur ebenbürtig, sondern überlegen war, wenn es nur erst von einer straffen Führung planmäßig entwickelt wurde, daß mit dem Triumph Maos diese Voraussetzung seit Jahrhunderten zum erstenmal politische Realität gewonnen hatte, das konnte Stalin nicht entgangen sein. Wir wissen ebensowenig, wie weit sich der junge, vielmehr: der alte, aus langer Betäubung erwachte östliche Riese dieser seiner Kraft bewußt war und welche Träume nun zu festen Planungen reiften; eines aber kannte Mao besser als der Organisator des Terrors und Techniker der Macht in Moskau: die im chinesischen Volk bereitliegende Potenz geistiger Kräfte, die es befähigen könnten, den gewaltigen Entwicklungsvorsprung des Westens – und der roten Brudermacht – einzuholen; war nicht dem einst vom chinesischen Geist befruchteten Japan dasselbe gelungen? Hatten nicht er und seine Kampfgenossen den Sieg aus eigener Kraft, ohne wesentliche Hilfe aus Moskau, geschafft und in Tschiang Kaischek einen Gegner niedergerungen, der eben noch – wenn auch mit Hilfe mächtiger Verbündeter – nach außen siegreich gewesen war, während Lenin dreißig Jahre früher nur ein durch den militärischen Zusammenbruch schwer erschüttertes Regime vollends zu stürzen brauchte?

Es konnte nur eine Frage der Zeit sein, wann das neue China den Anspruch auf Gleichberechtigung auch nach außen hörbar anmelden würde. Die Stunde kam mit Stalins „zweitem Tod" im Februar 1956, als sein ungestümer Erbe den Mythos Stalin auslöschte und damit dem bisher unbestrittenen Führungsanspruch Moskaus im „Lager" moralisch-psychologisch den Boden entzog. Die chinesische Haltung in dieser Krise fand in Tschou En-lais Osteuropareise Anfang 1957 ihren sichtbaren Ausdruck.

Schon hier zeigte sich, daß sich Peking nicht mit dem negativen Erfolg einer Anerkennung seiner „nationalen Besonderheiten" zu begnügen gedachte, sondern weit mehr wollte; der zwei Jahre später, mit dem Großen Sprung und den Volkskommunen, betretene Kurzweg zum Kommunismus bedeutete nichts weniger, als daß Peking dem älteren Bruder die ideologische Führung streitig zu machen begann. Der schwere Mißerfolg dieses Experimentes, der den Warnungen Chruschtschows recht gab, war nicht geeignet, Pekings Liebe zu seinem Mentor zu stärken.

Ebenso aber beanspruchten die Chinesen in der Weltpolitik mit zunehmender Deutlichkeit das Recht auf Mitbestimmung und Mitführung. Voll Skepsis, bald auch mit unmißverständlicher Kritik verfolgten sie Chruschtschows Weg zu den Gipfeln von Camp David (1959) und Paris (1960) und hielten im asiatischen Umkreis – in der Straße von Taiwan, am Himalaya – wie im Verhältnis zu den Entwicklungsländern ihre eigene Linie.

Die Auseinandersetzung wurde in höchst merkwürdigen Formen geführt, die nur aus der besonderen geistig-politischen Struktur des „Lagers" zu verstehen sind. Nach vorübergehender Beruhigung zum Jahresende 1960 (auf der Grundlage eines für China im ganzen nicht günstigen Kompromisses) flammte der Streit im Herbst 1961 zu einer ungekannten Heftigkeit auf; die Stichwörter: Albanien und zweite Entstalinisierung sind allgemein geläufig geworden. Aber die ernste innere Krise (in erster Linie der Ernährung), der die Lagergenossen ungerührt zusahen, zwang Peking im Frühjahr 1962, das Tempo wieder zu drosseln und sich dem von Moskau bestimmten Rhythmus erneut anzunähern; bis zu diesem Punkt wird die Darstellung im sechzehnten – und letzten – Kapitel zu führen sein.

13. Kapitel

NACH STALINS ZWEITEM TOD

Die Entstalinisierung, die Anfang 1956 einsetzt, führt zu einer Erschütterung im Ostblock und zu einer tiefgehenden Wandlung der chinesischen Politik diesem gegenüber. China, das auf „nationale Besonderheiten" pocht und daher zunächst von allen auf Reform bedachten Kräften des „Lagers" als Vorkämpfer ihrer Bestrebungen betrachtet wurde, erweist sich bald als Hort der Reaktion wie der Gleichschaltung im Ostblock und schließlich (Dialektik der Geschichte!) als Faktor einer beginnenden Desintegration.

Zu Lebzeiten Stalins war das Übergewicht der Sowjetunion, des Hauptgewinners im Zweiten Weltkrieg, über die erst allmählich auf die Füße kommende Chinesische Volksrepublik so überwältigend, daß die Austragung ernster Meinungsverschiedenheiten undenkbar war. Die in den Jahren 1951 bis 1953 in Peking veröffentlichten ersten drei Bände der Ausgewählten Schriften Maos (sie entsprechen den Bänden I–IV der deutschen Ausgabe) stellten denn auch keine ideologischen Sonderpositionen für den chinesischen Kommunismus auf.

Mit Stalins Tod erhöhte sich zwar das Gewicht Chinas innerhalb der Allianz über Nacht, aber nennenswerte Spannungen machten sich zunächst auch dann noch nicht bemerkbar. Auf der Korea- und Indochina-Konferenz im Frühsommer 1954, die von den beiden roten Großmächten beschickt worden war, legte ich mir in Genf täglich die Frage vor, ob das Verhalten der sowjetischen Delegation unter Molotow und der chinesischen unter Tschou En-lai auf das Bündnis ein Licht werfen könnte; immer wieder habe ich sie auch mit den in Genf anwesenden weltpolitischen Beobachtern durchgesprochen. Die Ausbeute war so gering und selbst dieses wenige so umstritten[1], daß es sich nicht lohnt, hier darüber noch einmal zu berichten.

Zum Ausgangspunkt unserer Betrachtungen wählen wir daher erst den XX. Kongreß der KPdSU in Moskau Anfang 1956, der die Entstalinisierung brachte und zur polnischen Krise wie zum Aufstand in Ungarn führte, also einen gewichtigen Einschnitt in der Geschichte des Ostblocks darstellt. Gewiß hatte auch er Vorläufer, den „Canossagang" Chruschtschows nach Belgrad im Frühsommer 1955 vor allem; aber dialektisch – im Sinne echter Wechselwirkung – wurde das Verhältnis der beiden roten Nachbarn erst mit dem XX. Parteitag.

Entstalinisierung bringt für Mao Vor- und Nachteile

Ich habe das erste Halbjahr 1956 in der Sowjetunion verbracht und an anderer Stelle die Auswirkungen jenes Ereignisses geschildert[2], durch das der ein Vierteljahrhundert hindurch als Maß aller Dinge betrachtete oberste Diktator Josef Stalin plötzlich postum seiner Unfehlbarkeit beraubt wurde. Moskau hat versucht, die Entstalinisierung, deren ganze Problematik erst der XXII. Parteitag im Herbst 1961 zeigen sollte, unter dem objektivierenden Stichwort „Persönlichkeitskult" wieder in den Griff zu bekommen und ihr damit ihre gefährliche Sprengkraft zu nehmen. Die dazu dienende Sprachregelung enthielt der grundlegende Aufsatz der Prawda von Ende März 1956.[3] Mit der Sowjetunion im besonderen wie mit dem Kommunismus im allgemeinen, so wurde dort ausgeführt, ist alles in bester Ordnung; die paar Schönheitsfehler, die es eine Zeitlang gab, hatten nichts mit dem System zu tun, sondern ausschließlich mit einigen bedauerlichen Erscheinungen, die beim alternden Stalin infolge des ihm dargebrachten Persönlichkeitskultes aufgetreten waren. Chruschtschow mochte meinen, daß damit für ihn die ganze Affäre abgemacht sei. Für Peking aber hatte die Entstalinisierung eine ganze Reihe zusätzlicher Aspekte. Zunächst einen sehr persönlichen. Im Frühjahr 1956 glich die Stellung Maos in vieler Hinsicht der, welche Stalin im letzten Jahrzehnt seines Lebens innegehabt hatte: Sie entsprach damit dem Führungsstil im ganzen Ostblock – mit Ausnahme der Sowjetunion, die nach Stalins Tod noch keinen eindeutigen neuen Stil gefunden hatte. Die Hymnen der Lobredner auf Mao waren nicht ganz so penetrant wie einst die auf Stalin, aber sie unterschieden sich von jenen

nur dem Grade nach, nicht im Prinzip; bereits in der Partei-Schulungskampagne der Jahre 1942–1944 hatte Mao – wie Stalin – für sich das letzte Wort in allen Fragen in Anspruch genommen, bis zur Kriegführung oder zur Literatur.[4] Chruschtschow konnte aus der Zertrümmerung des Idols Vorteile ziehen: er hatte den Widerstand gegen den Diktator von seiner Person weg und damit die Wogen des Hasses gegen den toten Tyrannen auf die eigenen Mühlen gelenkt, selbst aber nichts eingebüßt, da es damals – noch – keinen Persönlichkeitskult zu Ehren Chruschtschows gab; das Ansehen Maos, des chinesischen Gegenstücks zu Stalin, dagegen konnte nicht unberührt bleiben, sobald sich auch die KPCh zu einer entschiedenen Verdammung des Persönlichkeitskults entschloß.

Andererseits bedeutete der Prestigeverlust des toten Stalin (und damit auch der KPdSU) automatisch einen Prestigegewinn Maos innerhalb der kommunistischen Welt. Ehe Chruschtschow sich in dieser einen eigenen Namen erwerben würde, sollten noch Jahre vergehen; Mao dagegen hatte schon der Tod Stalins 1953 zum „Kommunisten Nr. 1" gemacht, und diese Stellung wurde durch Stalins „zweiten Tod" noch weiter gestärkt. Dies um so mehr, als zu den Fehlern, die in der „Geheimrede" Chruschtschows auf dem XX. Parteitag Stalin besonders angelastet wurden, ausdrücklich seine Chinapolitik gezählt worden war:

> „In unseren Beziehungen mit China ist es Stalins Mangel an Vertrauen zu unseren chinesischen Genossen gewesen, der eine unnötige Verzögerung in ihrem positiven Programm hinsichtlich der Errichtung einer volksdemokratischen Regierung und der Beseitigung des katastrophalen Regimes Tschiang Kai-scheks und seiner bourgeoisen imperialistischen Kollaborateure zur Folge hatte."[5]

Hier war also Stalins Mitschuld an den die chinesischen Kommunisten bedrückenden Niederlagen ihrer Frühzeit klar ausgesprochen, und das mußte sie mit Genugtuung erfüllen.

War nun Peking über die bevorstehende Entstalinisierung im voraus informiert worden? Wir wissen es nicht. Obgleich schon der Eröffnungstag des Kongresses Anzeichen des Kurswechsels gebracht hatte, pries die vom Führer der chinesischen Delegation, Tschu Te, verlesene Grußbotschaft Maos „die Unbesiegbarkeit der von Lenin geschaffenen und von Stalin mit seinen eng-

sten Kampfgefährten großgezogenen KPdSU".[6] Wußten oder ahnten die Chinesen also etwas von dem Großangriff auf Stalin, der in der „Geheimrede" am 25. Februar losbrechen sollte, so bekundete diese Formulierung, daß sie die Absicht nicht billigten; hatte Chruschtschow aber – was auch möglich ist – den Plan schon länger gehegt und die Chinesen im unklaren gelassen, so mögen sie wohl verärgert gewesen sein, daß man sie bei den Überlegungen vor einem für den Weltkommunismus höchst wichtigen Schritt übergangen hatte.

Peking verhält sich zurückhaltend

Was immer sich auch zugetragen haben mag – zunächst schwieg Peking; auf eine nichtöffentliche Rede des Moskauer Parteichefs brauchte es auch nicht einzugehen. Unvermeidlich wurde eine chinesische Stellungnahme erst durch den Prawda-Artikel Ende März. Die Pekinger Ideologen nahmen sich eine Woche Zeit; dann veröffentlichten sie ein umfangreiches Dokument „Über die historische Erfahrung der Diktatur des Proletariats".[7] Als nächstes erschien in Peking unter dem Titel „Sammlung kritischer Stellungnahmen zum Problem Stalin" eine stattliche Broschüre mit Äußerungen prominenter Kommunisten in aller Welt aus den Monaten seit dem Moskauer Parteitag[8], der sechs Wochen später eine weitere mit zusätzlichen Dokumenten folgte.[9] Nehmen wir noch die zweite grundsätzliche Erklärung hinzu, die zum Jahresende herauskam und schon in ihrem Titel „Noch einmal über die historische Erfahrung der Diktatur des Proletariats"[10] an die vom April anknüpfte, so finden wir Pekings Stellungnahme zur Entstalinisierung im wesentlichen abgesteckt.

Maos Verhalten unterschied sich von den beiden bis dahin gemachten Versuchen, die Missetaten des Stalinismus zu erklären: Chruschtschow hatte alle Schuld auf Stalin persönlich geschoben, als wäre da, niemand weiß woher, sozusagen zufällig ein Bösewicht aufgetaucht, dessen Exzesse allenfalls noch durch Alterserscheinungen zu erklären waren; westliche Kritiker dagegen, auch die Jugoslawen, sahen die Ursachen des Stalinismus in einer übermäßigen Konzentration der Macht. Peking wollte nicht den ersten und konnte nicht den zweiten Weg gehen. So kehrte Mao zu einer alten Lieblingsidee zurück, die er neunzehn Jahre zuvor

schon einmal niedergeschrieben hatte („Über den Widerspruch", August 1937[11]): daß nämlich das Grundgesetz der Dialektik, das Prinzip der Widersprüche, keineswegs nur in der Zeit des Klassenkampfes, sondern auch nach dem Siege der Kommunisten wirksam sei.

Es bedürfte einer gründlichen, bis jetzt noch fehlenden Untersuchung über die geistige Entwicklung Maos, um zu beurteilen, ob seine Interpretation der Dialektik ihre Ursache im Marxismus oder vielmehr in alten chinesischen Traditionen hat (wir erinnern uns etwa an die uralte Vorstellung von Yang und Yin). Auf jeden Fall ist nicht zu verkennen, daß die führenden chinesischen Marxisten in dieser Frage anders argumentieren als die Männer im Kreml.

„Der Widerspruch ist allgemein, *absolut,* er existiert in allen Entwicklungsprozessen der Dinge und Erscheinungen, er durchdringt *alle* Prozesse *von Anfang bis Ende*"[12], hatte Mao 1937 geschrieben (Hervorhebung vom Verfasser). Das ist eine klare Sprache, von der Mao in all den Jahren seither nicht abgewichen ist. Noch 1958 sagte Liu Schao-tschi auf dem Parteitag, „selbst zehntausend Jahre von heute" werde es „giftiges Unkraut" geben[13], wie er die Feinde der Kommunisten nannte.

Die „Klassiker des Marxismus" interessierten sich für das Problem der Widersprüche vor allem für die Zeit bis zum Siege der von ihnen gepredigten Revolution; ob es auch danach, unter dem Sozialismus oder gar Kommunismus, noch Widersprüche geben würde, bekümmerte sie wenig. Anders Stalin. Er war ein *nach*revolutionärer Herrscher, und je älter er wurde, desto weniger paßten ihm Widersprüche, die ja nur Widersprüche gegen ihn sein konnten. So erhielt unter ihm die Unterscheidung zwischen antagonistischen (das heißt unversöhnlichen, nur durch den Kampf zu lösenden) und nichtantagonistischen (auch ohne Kampf lösbaren) Widersprüchen eine besondere Bedeutung. In der Sowjetunion gebe es, so wurde nun durch seine Hofphilosophen verkündet, nur noch nichtantagonistische Widersprüche; die antagonistischen seien nur in der kapitalistischen Gesellschaft unvermeidlich.[14] In diesem Punkt folgte ihm Chruschtschow (in einem Fernsehinterview im Juni 1957; der entsprechende Satz wurde in der Prawda-Wiedergabe des Interviews unterdrückt!).[15] Noch 1960

erklärte ein führender Sowjetphilosoph, daß „unter dem Sozialismus die Widersprüche ihren antagonistischen Charakter verloren haben", und polemisierte mit den „Dogmatikern", die im Widerspruch „immer und überall" die Ursache der Entwicklung sehen.[16] Mao dagegen sagte (schon in jener frühen Arbeit) ohne alle zeitliche Begrenzung:

> „Entsprechend der konkreten Entwicklung der Erscheinungen entwickeln sich manche ursprünglich nichtantagonistische Widersprüche zu antagonistischen, manche ursprünglich antagonistische Widersprüche dagegen zu nichtantagonistischen." [17]

Diese These hat Mao zwanzig Jahre später in seiner schon mehrfach erwähnten „Widerspruchsrede" [18] erneut aufgegriffen; auch nach dem Siege der Kommunisten könnten in China antagonistische Widersprüche „im Volk" (gemeint ist, wie der Zusammenhang ergibt: zwischen Partei und Volk) entstehen; dies habe das ungarische Beispiel gezeigt.

Wenn einer, wie Chruschtschow, die Möglichkeit antagonistischer Widersprüche nach der Verwirklichung des Sozialismus leugnet, dann bleibt ihm in der Tat keine andere Wahl: er muß Stalin als einen persönlichen Sonderfall darstellen, womit er im Grunde nichts am Stalinismus erklärt hat. Die Chinesen dagegen konnten ohne Verrenkungen den Stalinismus in den Rahmen ihrer Widerspruchslehre einbauen. Es sei naiv, zu meinen, sagten sie in jener ersten Erklärung zur Entstalinisierung, daß es in einer sozialistischen Gesellschaft keine Widersprüche mehr gäbe; diese würden „zu allen Zeiten" auftreten, und zwar nicht nur unter dem Sozialismus, sondern „sogar wenn eine kommunistische Gesellschaft besteht".[19] Daher gebe es keinerlei Grund zu besonderer Aufregung.

Von der olympischen Höhe dieser Theorie blickte Mao vermutlich mit nicht gerade schmeichelhaften Gedanken auf seinen Kollegen im Kreml herab, der sich – und den Kommunismus in aller Welt – durch die hemdsärmelige Art seines Angriffs gegen Stalin in eine heikle Lage gebracht hatte. Überdies, so ließ Mao (in der zweiten Erklärung über die Diktatur des Proletariats) sagen, seien Stalins Fehler im Vergleich zu seinen Leistungen zweitrangig gewesen. Kritik an Stalin also in gewissen Grenzen – gut

und schön; aber es sei „äußerst falsch", die Bedeutung der Führer zu leugnen. Der Stalinismus sei trotz seinen Fehlern doch in erster Linie Marxismus-Leninismus. Dieser Meinung schloß sich Chruschtschow Anfang 1957 auf einem Empfang in der Moskauer chinesischen Botschaft an; der Name Stalin, sagte er, „ist für uns alle untrennbar mit dem Marxismus-Leninismus verbunden".[20] Die Einheitsfront schien wiederhergestellt.[21]

Eine Nutzanwendung auf China fand sich in der chinesischen Presse natürlich nicht. Sofern man aber im eigenen Lande Verstöße gegen die von Chruschtschow propagierte (wenn auch nur mit Maß praktizierte!) „Kollektivführung" öffentlich rügte, meinte man die kleinen Funktionäre, etwa den Parteisekretär eines Mukdener Transformatorenwerkes, der seine Leute zwang, allem zuzustimmen, was ihm in den Kopf kam.[22]

Eine Blamage blieb den Chinesen erspart: In der Sowjetunion mußten im Zuge der Entstalinisierung Tausende von Betrieben, Kolchosen, Straßen, Stadtbezirken, Berggipfeln, Schulen, Bibliotheken, sogar eine Reihe von Städten (Stalingrad!) ihre Namen wechseln. In China hat es – bis jetzt – keine nach Mao benannten Orte oder Institutionen gegeben.

Chinas Mao- und Stalin-Kult bleibt

Immerhin wurde auch der Mao-Kult damals etwas eingeschränkt: Vergleicht man zum Beispiel die Parteisatzungen von 1945 und 1956, so findet man im zweiten Absatz des Vorworts („Allgemeines Programm") in der Fassung von 1945 zweimal den Namen Marx' und je einmal den Lenins und Maos; an der entsprechenden Stelle der Fassung vom September 1956 fehlt der Name Maos, während Marx und Lenin je siebenmal beschworen werden.[23] Aber das war nicht von langer Dauer; ab 1957 hat der Mao-Kult neue Blüten hervorgebracht. Schon auf den ersten Blick wurde der Besucher Chinas durch die ungezählten großen und kleinen Mao-Bilder an den Stalinismus erinnert. Auch im gesprochenen und geschriebenen Wort nahm die Liebedienerei „stalinistische" Formen an. Wie einst Stalin wurde auch Mao häufig mit der Sonne verglichen[24]; die Ära Maos, so hieß es, sei „der Himmel auf Erden"[25], und im Herbst 1959 stand in einem Lied über ihn der hymnische Vers:

Zehntausende Lieder reichen nicht, ihn zu preisen.
Auch wenn man Bäume als Pinsel nähme,
Den Himmel als Schreibpapier,
Den Ozean als Tusche –
Vieles müßte [über Mao] ungeschrieben bleiben.[26]

„Maos Gedanken" waren es vor allem, die ununterbrochen zitiert und in den Himmel gehoben wurden. 1960 fand sich in einem einzigen Aufsatz der führenden kommunistischen Jugendzeitschrift der Ausdruck „Maos Gedanken" (manchmal auch „Maos Schriften") 61mal![27] Wahrlich, wie in Stalins besten Tagen.

Auch die Distanzierung von Stalin nach dem XX. Parteitag handhabte man in China vorsichtiger als in der UdSSR. Die Stalinbilder verschwanden nie ganz; während bei den Staatsfeiertagen in Moskau seit 1956 keine Porträts des toten Diktators mehr an prominenter Stelle zu sehen waren, schmückten in Peking Riesenbilder von Marx, Engels, Lenin und Stalin noch bis zum Mai 1962 den Paradeplatz vor dem Tor des Himmlischen Friedens. Relativ bald begann man, wieder Stalin zu zitieren.[28] Bestand der – unbebilderte – Gedenkartikel der Prawda zum achtzigsten Geburtstag Stalins (1959) fast nur aus Kritik, so waren in dem Aufsatz der Pekinger Volkszeitung, den ein Porträt Stalins schmückte, nur wenige kritische Bemerkungen enthalten.[29] Noch im Sommer 1961 verweigerte der rotchinesische Delegierte bei den Moskauer Filmfestspielen seine Stimme einem zum großen Preis vorgeschlagenen Sowjetfilm mit antistalinistischer Tendenz und gab sie statt dessen einem nichtkommunistischen Film aus Italien.[30]

Die chinesische Ausgabe der Werke Stalins ist in Peking auch weiterhin nicht anders angekündigt worden als eine Marx-, Lenin- oder eine Mao-Ausgabe; in der Sowjetunion dagegen hat man die Veröffentlichung der Gesammelten Werke nach Stalins Tod mit dem nur bis 1934 reichenden Band XIII eingestellt. Bis in die jüngste Zeit wurde also in China Stalin – nicht jedoch Chruschtschow! – zu den „Klassikern des Marxismus" gerechnet und sein Werk den Parteigenossen zum Studium empfohlen.[31]

Aber aus Gesprächen mit jungen Chinesen – daheimgebliebenen und geflohenen – habe ich den Eindruck gewonnen, daß die Entstalinisierung auf sie ähnlich, wenn auch nicht ganz so stark, des-

organisierend gewirkt hat wie auf ihre russischen Altersgenossen. Ein junger Chinese, vor seiner Flucht Student in Peking, erzählte mir später, er habe nach dem XX. Parteitag alles über Stalin gelesen, was er in die Finger bekommen konnte (darunter die beiden oben erwähnten Dokumentensammlungen), um sich mit dem ihn erregenden Phänomen der Verdammung des Vergötterten auseinanderzusetzen; die Entstalinisierung habe nicht unwesentlich zum Verlust seiner Illusionen über den Kommunismus beigetragen.

Stalins dritter Tod

In voller Deutlichkeit aber zeigte sich erst während des XXII. Parteitages in Moskau, wie weit die beiden roten Bundesgenossen in der Beurteilung Stalins auseinandergingen. Bereits in seiner ersten Rede am 17. Oktober 1961, dem Tage der Eröffnung, hatte Chruschtschow eine neue Kampagne der Entstalinisierung eingeleitet, die in den folgenden Tagen mit zunehmender Lautstärke weitergeführt wurde. Aber noch am 21. Oktober – und zwar um 2.10 Uhr nachmittags, wie die Pekinger Volkszeitung in einem mit fetter Überschrift versehenen Bericht aus Moskau verkündete[32] – hat Tschou En-lai demonstrativ Kränze vor den gläsernen Särgen Lenins *und* Stalins niedergelegt, den für Stalin mit einer Schleife, welche die (in der Zeitung gleichfalls durch Fettdruck hervorgehobene) Inschrift trug: „J. W. Stalin, dem großen Marxisten-Leninisten" – nur wenige Tage bevor Stalins Leichnam auf Chruschtschows Befehl im Morgengrauen aus dem Mausoleum geschafft und Stalins Name über dessen Eingang entfernt wurde. Als dies geschah, befand sich Tschou, der dem Kongreß vorzeitig den Rücken gekehrt hatte, bereits wieder in China. (Die Sowjetpresse motivierte seine überstürzte Abreise reichlich gequält mit der „bevorstehenden" Tagung des Nationalen Volkskongresses in Peking[33]; diese hat aber erst im April des folgenden Jahres stattgefunden!) Sogar zum 44. Jahrestag der russischen Revolution im November 1961 lobte das Pekinger Parteiblatt Stalin für seine Leistungen beim Aufbau der Sowjetunion zu einem „mächtigen sozialistischen Staat"[34], und noch nachdrücklicher bekannte sich das von China protegierte Albanien bei jeder Gelegenheit zu dem toten Diktator.

Die dramatischen Auswirkungen der Entstalinisierung, wie des XX. Parteitages überhaupt, auf die osteuropäischen Satelliten sind noch in lebhafter Erinnerung. Über die Einstellung Pekings zu den Ereignissen in Polen und Ungarn ist sehr vieles, darunter Falsches geschrieben worden, nicht zuletzt darum auch Falsches, weil die Polen ihre eigenen, aus Wunschdenken geborenen Ansichten unter die Leute zu bringen verstanden. Es ist daher notwendig, zunächst einmal den Tatsachen nachzugehen.

Pekings Reaktion auf den Posener Aufstand vom 28. Juni 1956 geht allein schon aus den Überschriften hervor, mit denen die chinesischen Agenturmeldungen aus Warschau versehen wurden: NACH AUFRUHR IN POZNAN ORDNUNG WIEDER HERGESTELLT. WARSCHAUER ARBEITER VERURTEILEN PROVOKATEURE. POZNANS SABOTEURE VERURTEILT. POZNAN KEHRT ZUM NORMALEN LEBEN ZURÜCK. POLEN ENTRÜSTET ÜBER POZNAN-PROVOKATION.[35]

So also lauteten die spontanen Urteile; und noch zwei Wochen später schrieb die Pekinger Volkszeitung in einem abschließenden Kommentar, es stehe nun „endgültig" fest, daß der Aufruhr von „imperialistischen Geheimagenten" inszeniert worden sei. In demselben Aufsatz klang aber schon eine Note an, die während der folgenden Monate immer wieder mitschwingen sollte: der Posener Aufstand sei möglich gewesen, weil in der Versorgung der Bevölkerung „gewisse Schwierigkeiten" bestanden und die örtlichen Organe „gewisse Fehler" begangen hätten.[36] Auch hier nahmen die chinesischen Interpreten ihre Zuflucht zu Maos Widerspruchslehre.

Peking hat also einerseits den Aufstand ohne spürbares Zögern ebenso verurteilt wie die damalige (noch stalinistische) Regierung in Warschau und wie die Moskauer Führung; von irgendeiner Sympathie für die Männer, die an dem Aufstand beteiligt waren und dabei ihr Leben ließen, war nichts zu sehen. Andererseits aber fragte man sich in Peking (wie schon in Warschau) nach einigem Nachdenken offenbar doch, ob außer der allzu simplen Agententheorie nicht auch noch andere Hintergründe in Erwägung zu ziehen seien. Dasselbe Bild in Moskau: FEINDLICHE PROVOKATION EINER IMPERIALISTISCHEN AGENTUR IN POZNAN war der Prawda-Bericht über den Vorfall über-

schrieben[37]; aber auch in Moskau gab man zu, daß er im Zusammenhang stand mit „wirtschaftlichen Schwierigkeiten und Mängeln in einigen Betrieben Poznans". Moskau und Peking waren sich also einig.

Wir erinnern uns, daß 1956 in China die Hundert Blumen zu blühen begonnen hatten und Mao damals vermutlich der Meinung war, er habe praktisch das ganze Volk hinter sich und könne es sich daher erlauben, die Zügel etwas zu lockern. In Peking dachte man sich also wohl im Sommer 1956: Wenn die Leute in Warschau etwas vernünftiger vorgingen, wie wir das in Peking tun, dann müßte es doch möglich sein, auch in Polen eine Atmosphäre zu schaffen, die Aufstände ausschließt. Vielleicht sagte man dies auch dem damaligen Chef der KP Polens Ochab, der sich im September 1956 aus Anlaß des VIII. Parteitags der KPCh in Peking aufhielt, und das mag zu den in jenem Herbst und noch lange danach in Polen – und im Westen – kursierenden Gerüchten geführt haben, wonach Peking den Polen gegen Moskau den Rücken gesteift hätte. Aber selbst wenn Peking die Polen, wie diese einem amerikanischen Korrespondenten berichteten, ermuntert haben sollte, „ihren eigenen Sozialismus zu entwikkeln, wie es die Jugoslawen getan haben"[38], so hat es damit sicher nicht gemeint, wie es manche Polen (und viele Jugoslawen, auch Ungarn) heraushören wollten, Polen möge sich nach dem Muster Titos von Moskau lossagen.

Über die Vorgänge während Polens „Frühling im Oktober" hat das chinesische Publikum wenig, über ihre erregende Dramatik gar nichts erfahren. In seiner Presse, vor allem in einem langen Bericht der Volkszeitung aus Warschau[39], fand es ein vorsichtig-sympathisches Bild Gomulkas, wie es wohl dem damaligen Urteil der Pekinger Parteiführung entsprach. Mao engagierte sich nicht, aber es ist anzunehmen, daß er lieber einen populären Kommunisten (wie es Gomulka war) als einen unpopulären an der Spitze Polens sehen wollte – vorausgesetzt natürlich, daß er treu zum „sozialistischen Lager" hielt; und das glaubte man im Falle Gomulkas erwarten zu können, mit Recht, wie sich gezeigt hat. Als dann die Krise mit dem Abschluß der sowjetisch-polnischen Verhandlungen endlich beigelegt war, ließ Peking einen deutlichen Seufzer der Erleichterung hören.[40]

Inzwischen war die ungarische Tragödie abgerollt. Die im Westen (und in Osteuropa) immer wieder aufgetauchte Version, Peking habe den ungarischen Aufstand anders – und zwar positiver – beurteilt als Moskau, findet in den Tatsachen keine Stütze. Vergleicht man Tag für Tag die sowjetischen (TASS) und die chinesischen (NCNA) Agenturberichte und Zeitungen (und berücksichtigt dabei den sechsstündigen Zeitunterschied zwischen den beiden Hauptstädten), so ergibt sich dieses Bild:

Einer Meinung über Ungarn

Die ungarischen Ereignisse waren mit der Massendemonstration vom 23. Oktober in ihr akutes Stadium eingetreten. Die ersten Meldungen aus Budapest – die russischen wie die chinesischen – waren vage und kurz. Etwas ausführlicher berichteten TASS am 25. und NCNA am 26. Oktober: Im Schatten einer geordneten und friedlichen Demonstration sei es zu einem Aufruhr von Konterrevolutionären gekommen, doch sei Ungarn unter der Führung des neuernannten Ministerpräsidenten Nagy bereits wieder auf dem Wege zu normalen Verhältnissen. Zweifel an Nagy tauchten zum erstenmal in einer TASS-Meldung vom 28. Oktober auf, als er nicht mehr Genosse genannt wurde. Aber Moskau blieb vorsichtig und versah die Berichte aus Budapest mit neutralen Überschriften wie „Die Lage in Ungarn". Noch am 31. bezeichnete TASS die Regierung Nagy als „Koalition demokratischer Kräfte". Ähnliche Zurückhaltung übten die Chinesen.

Am 1. November proklamierte Nagy Ungarns Neutralität und dessen Austritt aus dem Warschauer Pakt. NCNA berichtete darüber am 2. November und sprach dabei zum erstenmal vom „Verrat der nationalen Interessen Ungarns durch die Regierung Nagy". Am 4. November wurde Nagy von der Pekinger Volkszeitung mit Tschiang Kai-schek verglichen – das Schlimmste, was chinesische Kommunisten über einen Politiker sagen können. Der am gleichen Tag in der Prawda veröffentlichte Leitartikel dagegen brach noch nicht den Stab über Nagy und teilte den Austritt Ungarns aus dem Warschauer Pakt nur indirekt mit. Ziemlich übereinstimmende Berichte der Presseagenturen beider Staaten meldeten am 4. November (für die Zeitungen des folgenden Tages) den Einsatz der Sowjetarmee, die Zerschlagung der Nagy-

Regierung und deren Ablösung durch das Regime Kádár. Am 5. November erschien die Pekinger Volkszeitung mit der Überschrift: LASST UNS DEN GROSSEN SIEG DES UNGARISCHEN VOLKES FEIERN, und der Leitartikel der Prawda hieß: DAS WERKTÄTIGE UNGARISCHE VOLK VERTEIDIGT SEINE SOZIALISTISCHEN ERRUNGENSCHAFTEN.

Die Übereinstimmung der Meinungen wurde in Moskau auch dadurch unterstrichen, daß in der Prawda vom 5. und 6. November jeweils die Leitartikel der Volkszeitung vom Vortage abgedruckt wurden.

Nennenswerte Unterschiede in der Auffassung sind also nicht zu erkennen. Keinesfalls kann man von einer freundlicheren Haltung der Rotchinesen gegenüber den Freiheitskämpfern sprechen, eher vom Gegenteil; sie waren die ersten, die – Tage vor den Russen – die Regierung Nagy des Verrats beschuldigt hatten. Man hat geradezu den Eindruck, daß sich das entferntere und weniger direkt beteiligte Peking rascher sammelte und vom Schock der Hiobsbotschaften aus Budapest erholte als Moskau. Schon am 6. November bot Peking der Regierung Kadar Hilfe im Wert von dreißig Millionen Rubel an; und während sich die Prawda erst am 23. November zu einer ausführlichen Analyse der ungarischen Ereignisse aufraffte, brachte die Volkszeitung bereits zwei Wochen früher, am 10. November, einen großen zusammenfassenden Artikel mit folgendem Gedankengang:

Unter der Herrschaft Rakosis sei es in Ungarn zu schweren Verletzungen der „sozialistischen Gesetzlichkeit" gekommen; zahlreiche unschuldige und anständige Arbeiter und Parteimitglieder seien verfolgt, eingesperrt, sogar hingerichtet worden. Auch habe die damalige Regierung den [später in noch viel extremerer Weise von Peking selbst gemachten] Fehler einer allzu forcierten Industrialisierung bei gleichzeitiger Vernachlässigung der Landwirtschaft begangen; Partei und Regierung hätten sich nicht genügend um die Lebensbedingungen des Volkes gekümmert. Es sei zu Meinungsverschiedenheiten mit der Sowjetunion gekommen. Weiter hieß es wörtlich:

> Nach dem XX. Parteitag verlangte das ungarische Volk die Ausweitung der Demokratie, die weitere Verbesserung seiner Lebensbedingungen und, auf der Grundlage der Gleichheit, die Regulie-

rung der Beziehungen zwischen Ungarn und anderen sozialistischen Ländern ... Die damaligen Partei- und Regierungsstellen benahmen sich bürokratisch und zeigten sich unentschlossen und langsam in der Berichtigung ihrer Fehler. Dies weckte eine noch größere Unzufriedenheit unter den Massen. Nach der rapiden Entwicklung der demokratischen Bewegung in Polen begann das ungarische Volk schließlich am 23. Oktober eine großangelegte Massenbewegung. Die friedliche Massendemonstration wurde schnell von den Konterrevolutionären ausgenützt."

Nach dem Abzug der Sowjettruppen, fuhr die Volkszeitung fort, habe sich die Regierung Nagy als unfähig erwiesen, die Rebellion zu brechen; sie habe Verhandlungen mit den Rebellen aufgenommen und am 1. November den Austritt aus dem Warschauer Pakt verkündet. Am 4. November habe das Volk das wahre Wesen des Aufstandes erkannt; es sei eine Gegenregierung unter Kadar entstanden, die mit der gerechten Unterstützung der Sowjetarmee der Rebellion ein Ende bereitete.

Peking wollte also mit Nagy in dem Augenblick nichts mehr zu tun haben, da er den Austritt Ungarns aus dem Warschauer Pakt erklärte. Seit es den rotchinesischen Staat gab, war Mao stets für die Einheit des Blockes eingetreten, auch wenn dessen Führung in Moskau lag. Zweifel, ob diese Einheit ihm wirklich höher stand als alles andere, sollten erst vier Jahre später auftauchen.

Zum ersten Male seit Dschingis Khan

Im Januar 1957 unternahm Tschou En-lai („auf Einladung der Sowjetregierung", wie Peking ausdrücklich vermerkte[41]) eine denkwürdige Reise nach Moskau und weiter nach Polen und Ungarn – denkwürdig, weil hier zum erstenmal in der Geschichte ein chinesischer Politiker zwischen europäischen Staaten vermittelte und damit zum erstenmal seit den Tagen des Mongolensturmes Ostasien auf dem Boden Europas in Erscheinung trat. Für die freiheitlich gesinnten Kräfte in Polen und Ungarn brachte der Besuch des Chinesen eine bittere Enttäuschung. Bis zuletzt hatten sie gehofft, China, der große Nachbar ihres großen Nachbarn Sowjetunion, werde ihnen gegen diesen zur Seite stehen. Aber statt ihnen den Rücken zu stärken, erklärte Tschou den Polen und Ungarn in verbindlichen und zugleich eiskalten Worten, sie

müßten sich eben mit Moskau vertragen; die Einheit „des von der Sowjetunion geführten sozialistischen Lagers" sei unter allen Umständen zu erhalten.[42]

Tschou scheint sich durchaus wohlgefühlt zu haben in seiner Rolle als Vermittler und Schulmeister; nach allen Seiten teilte er Zensuren aus: die schlechteste Note erhielten die „Imperialisten und Konterrevolutionäre"; danach kam das Regime Rakosi; und auch Moskau mußte sich kritische Bemerkungen anhören. („Es gab Fehler in den Beziehungen zwischen den sozialistischen Ländern ..." [43])

Trotz dem enttäuschenden Verlauf des Besuches Tschou En-lais beharrten die Polen zäh auf ihren Illusionen über China. Noch im Sommer 1957 sagte mir ihr Botschafter in Peking, sein Land rechne bestimmt mit dem bevorstehenden Besuch Maos, und er ließ sich davon auch nicht abbringen, als ich zu bedenken gab, daß keine einzige öffentliche chinesische Erklärung vorlag, in der eine solche Reise zugesagt worden wäre. Nachdem die polnische Krise beigelegt war, hätte Moskau einen Besuch Maos bei den Polen sicher nicht gern gesehen, da dadurch deren Hoffnungen auf chinesische Unterstützung ihres Wunsches nach größerer Unabhängigkeit von Moskau neue Nahrung erhalten hätten. Welchen Grund aber sollte Mao haben, ohne irgendeinen Vorteil für sich die Russen zu ärgern? Nicht einmal im Anschluß an seinen Aufenthalt in Moskau im November 1957 unternahm er einen Abstecher nach Warschau.

Als einige Monate später die ungarische Regierung Nagy hinrichtete, dem man im November 1956 freies Geleit zugesichert hatte, um ihn aus seiner Zufluchtsstätte in der jugoslawischen Botschaft herauszulocken, da rief diese Nachricht in weiten Teilen der Welt Empörung und Trauer hervor – auch bei vielen Menschen hinter dem Eisernen Vorhang. Moskau verzichtete auf einen eigenen Kommentar und begnügte sich mit der Wiedergabe der ungarischen Verlautbarung.[44] Nur in einem Land besaß man den infamen Zynismus, die Meldung dieses Justizmordes als „erfreuliche Nachricht" zu bezeichnen[45] – im kommunistischen China. Von den Hoffnungen der Osteuropäer auf das „liberale" China war nun nichts mehr übrig geblieben.[46] Ein ähnlicher Umschwung findet sich auch im Verhältnis Maos zu Tito.

Durch das ungarische Drama wurde auch das Verhältnis des Ostblocks zum 1948 halb ausgestoßenen, halb ausgebrochenen Jugoslawien erneut zur Diskussion gestellt. Denn wie immer er später taktieren mochte, sein anfängliches Wohlgefallen an der Übernahme mancher seiner Parolen in Ungarn hatte Tito nicht verbergen können. Würde Peking auch ihm gegenüber weiterhin allen Kurven der Moskauer Generallinie folgen, wie es das bisher getan hatte?

Tito – gut, böse, gut, böse ...

Jahre hindurch hatten die chinesischen Kommunisten Josip Tito und seine Partisanen als wackere Kampfgenossen angesehen und anerkannt. Aber am 27. Juni 1948 hatte das Kominform Tito in Acht und Bann getan; obgleich die chinesischen Kommunisten sich damals auf dem Höhepunkt des Bürgerkriegs befanden und, sollte man meinen, genügend andere Sorgen hatten, fanden sie Zeit, den Kominformbeschluß bereits am 15. Juli gutzuheißen.[47] Trotzdem hat Jugoslawien im folgenden Jahre als einer der ersten Staaten die Chinesische Volksrepublik am vierten Tage ihres Bestehens anerkannt. Peking ignorierte dies völlig und weigerte sich beharrlich, mit dem verfemten Lande diplomatische Beziehungen aufzunehmen. Erst als sich nach Stalins Tod Moskaus Haltung gegenüber Tito milderte, begann auch Peking, seine Einstellung zu revidieren. Im Juni 1955, einige Wochen nach Chruschtschows Aussöhnung mit Tito, wurden Botschafter ausgetauscht; China schickte einen Vizeaußenminister nach Belgrad, und Jugoslawien entsandte – in der Person von Vladimir Popović – einen seiner besten Diplomaten nach Peking. In einer Botschaft an Moskaus Parteitag Anfang 1956 lobte Mao an zweiter Stelle unter den außenpolitischen Erfolgen der KPdSU die Normalisierung ihrer Beziehungen zu Jugoslawien[48], und in der ersten Erklärung „Über die Erfahrung der Diktatur des Proletariats" wurde Stalins „falsche Entschließung über die jugoslawische Frage" vom Jahre 1948 gerügt.[49] Die Reise Titos in die Sowjetunion im Sommer 1956 kommentierte man in Peking sehr freundlich[50], auch bescheinigte man Jugoslawien ausdrücklich den „sozialistischen Charakter seines Staats- und Gesellschaftssystems".[51] Während der Ereignisse in Polen und Ungarn erhob Peking keine Vorwürfe gegen die Jugoslawen.

Am 16. November veröffentlichte Belgrad eine fünf Tage zuvor von Tito in Pola gehaltene Rede.[52] Zwar hatte dieser im weiteren Verlauf des ungarischen Freiheitskampfes vor seiner eigenen Courage Angst bekommen, was ihn in Pola veranlaßte, Vorwürfe gegen Nagy zu erheben, Kadar zu loben und die militärische Intervention der Sowjets in Ungarn zu verteidigen; doch beharrte er auf den grundsätzlichen Positionen dessen, was man Titoismus nennt, einschließlich der Arbeiterräte, wie auch auf seinen Angriffen gegen den Stalinismus. Die Pola-Rede wurde alsbald zur Zielscheibe erbitterter Kritik in den sowjetischen[53] und zahlreichen anderen kommunistischen Blättern der Welt.
Aber ehe die Pekinger Volkszeitung auf die Pola-Rede einging[54], verstrich ein voller Monat. Es geschah dann zwar in auffallender Aufmachung und auf der ersten Seite, aber kommentarlos, in Form eines Berichtes über die Rede mit anschließender Wiedergabe des Echos, welches sie bei führenden Kommunisten des Auslands gefunden hatte. Tags darauf wurde die ganze Pola-Rede veröffentlicht, wieder ohne Kommentar. Auch der größere Teil der Rede des Ideologen Titos, Kardelj, vom 7. Dezember, die auf der Linie der Pola-Rede lag, wurde in Peking kommentarlos abgedruckt.[55] Die Jugoslawen waren über diese ihnen gewährte Aufmerksamkeit hoch erfreut und glaubten, darin eine grundsätzliche Übereinstimmung mit Peking sehen zu können. In der Tat ließ sich die Skepsis der Chinesen gegenüber den Reden Titos und Kardeljs zunächst nur indirekt aus der von ihnen getroffenen Auswahl der ausländischen KP-Stimmen herauslesen, die – mit Ausnahme der italienischen und polnischen Kommunisten – die Haltung der Jugoslawen vorwiegend kritisch beurteilten.
Daß Peking die Reden der beiden Jugoslawen groß herausstellte, aber keine Stellung bezog, zeigte seine Unsicherheit. Erst anderthalb Monate nach der Pola-Rede tat es seine Meinung kund, und zwar im Teil II jener zweiten Erklärung über die Diktatur des Proletariats. Sie war im ganzen negativ, aber nicht feindselig; Tito und Kardelj wurden als „Genossen" tituliert, denen man brüderlichen Rat erteile, und der Hauptvorwurf gegen sie hieß, sie hätten über das Ziel hinausgeschossen, was immerhin bedeuten würde, daß sie nicht in der falschen Richtung schossen;

es wurde den Jugoslawen auch zugestanden, daß sie „unter schwierigen Umständen wertvolle Anstrengungen zur Bewahrung des Sozialismus gemacht haben".[56]

Die „Widerspruchsrede" Maos im Februar 1957 konnte den Jugoslawen mit Recht als weithin auf ihrer Linie liegend erscheinen (wenngleich es dort zum erstenmal hieß, der Revisionismus sei gefährlicher als der Dogmatismus). Ende Juli äußerte sich der jugoslawische Botschafter Popović, als ich ihn in Peking besuchte, optimistisch über die Beziehungen seines Landes zu China, wenn er auch sein Unbehagen über den wüsten Kampf gegen die zu Giftpflanzen erklärten Hundert Blumen nicht verbarg. Bis tief in den Herbst hinein blieben die Beziehungen normal: Der September war dank den Besuchen des Vizepräsidenten Jugoslawiens Vukmanović-Tempo und einer Gruppe jugoslawischer Abgeordneter in China geradezu ein Monat der Freundschaft zwischen beiden Staaten; als die deutsche Bundesregierung die Beziehungen zu Tito abbrach, stand Peking stramm auf dessen Seite[57], und noch am 1. November 1957, wenige Stunden vor seinem Abflug nach Moskau, ratifizierte Mao Tse-tung ein Kulturabkommen mit Belgrad.[58] Inzwischen hatten sich auch die Beziehungen Chruschtschows zu Tito erneut verbessert; sie standen im Zeichen eines neuen Burgfriedens, den die beiden auf einem Treffen in Rumänien Anfang August geschlossen hatten.[59]

Erst das Novemberkonzil der Kommunisten brachte die Wendung. Was sich damals in Moskau hinter den Kulissen zutrug, ist im einzelnen nicht bekannt. Chruschtschow und Mao hatten vermutlich gleichermaßen im Sinn, den unbequemen Außenseiter endlich an die Leine zu legen; wenn sich die Häupter der kommunistischen Parteien zur Feier des vierzigsten Jahrestags der bolschewistischen Revolution in Moskau versammelten, sollte Tito zusammen mit allen anderen eine Erklärung unterzeichnen, die ihn vor aller Welt an den Ostblock bände. Doch Tito erfuhr rechtzeitig von diesem Plan. Er kam nicht; er habe, so ließ er höflich melden, den Hexenschuß. Seine Abwesenheit wurde übel vermerkt und trug wohl dazu bei, daß in der Erklärung der Kommunistenführer der Revisionismus vor dem Dogmatismus als Hauptgefahr innerhalb der kommunistischen Weltbewegung be-

zeichnet wurde.[60] Titos Vertreter weigerten sich, die Erklärung zu unterzeichnen; so wurde es eine Erklärung lediglich der zwölf Vollmitglieder des Ostblocks.

... und ganz böse

Aber noch geschah nach außen nichts Dramatisches; einige Tage nach der Rückkehr aus Moskau setzte Mao seinen Namen unter ein Telegramm an Tito, das diesem und dem jugoslawischen Volk zum Nationalfeiertag gratulierte, „neue Erfolge beim Aufbau des Sozialismus" wünschte und die wachsende Freundschaft zwischen den beiden Völkern pries.[61]

Tito, der wieder Bewegungsfreiheit verspürte, entschloß sich nun zu einem Schritt, der von seinem Selbstbewußtsein zeugte: Im März 1958 versandte er an die Führer aller KPs den umfangreichen Entwurf seines neuen Parteiprogramms. Dabei forderte er die Kollegen auf, dieses Dokument zu studieren, ihm ihre eventuellen Anregungen zuzuleiten und sich am 22. April 1958 in der slowenischen Stadt Laibach auf dem Parteikongreß der jugoslawischen Kommunisten einzufinden, wo das Dokument diskutiert werden sollte.

Dieses Parteiprogramm ist eine Art von neuem Kommunistischen Manifest, in dem das, was man gewöhnlich als Titoismus bezeichnet, zusammengefaßt und nicht nur vom Stalinismus, sondern auch vom Bolschewismus Chruschtschowscher Prägung abgehoben wird.[62] Chruschtschow und Mao dachten natürlich so wenig daran, die Einladung nach Laibach anzunehmen, wie einst Papst Leo X. eine Reise nach Wittenberg zum Disput mit Martin Luther in Erwägung gezogen hat. Die KPs unterließen – vermutlich auf Weisung aus Moskau – die Entsendung von Vertretern auf den Laibacher Kongreß, und auch die zunächst anwesenden diplomatischen Vertreter der Ostblockstaaten inszenierten am zweiten Tag einen dramatischen Auszug aus der Kongreßhalle.

Den schärfsten öffentlichen Angriff aber führten die Chinesen – als erste – am 5. Mai 1958 in einem Leitartikel zu Marx' 140. Geburtstag, der, unter völliger Preisgabe der von ihnen seit zwei Jahren vertretenen Meinung, in der Feststellung kulminierte, die (stalinistische) Kominform-Resolution gegen Tito vom

Juni 1948 sei richtig gewesen.[63] Denselben Gedanken enthielt die Schlußresolution des (Zwischen-) Kongresses der KPCh vom 23. Mai, die sich fast ausschließlich mit Jugoslawien befaßte. Weitere Angriffe folgten, vor allem in der seit dem 1. Juni vierzehntägig erscheinenden Zeitschrift Hung-tschi (Rote Fahne)[64], die zum wichtigsten Sprachrohr der KPCh in ideologischen Fragen wurde (ein Gegenstück zu der Moskauer Zeitschrift Kommunist, vormals Bolschewik) und hauptsächlich als Kampfblatt gegen den „Revisionismus" dient. Ein Leitartikel der Volkszeitung, der Pekings Genugtuung über die Hinrichtung Nagys ausdrückte, enthielt auch den deutlich auf Tito gemünzten Satz: „So geht es denen, die mit den Imperialisten kollaborieren."[65] Der Kampf Pekings gegen den „Judas Tito" war in vollem Gange.

Anders Moskau; nun waren es die Russen, die mit radikalen Entschlüssen zögerten. Während sich die Chinesen von der Versendung des jugoslawischen Programmentwurfs bis zum Beginn ihrer Offensive am 5. Mai, mit Ausnahme einer kurzen Notiz[66], in ein nichts Gutes verheißendes Schweigen gehüllt hatten, wurde den Jugoslawen von Moskau noch Mitte April zugestanden, daß sie „den Sozialismus aufbauen"[67], und die sowjetische Kritik am Programmentwurf als eine „kameradschaftliche" bezeichnet.[68] In der Sowjetpresse wurde der neue Konflikt erst deutlich sichtbar, als die Prawda den bitterbösen Artikel der Volkszeitung vom 5. Mai abdruckte[69] und drei Tage später eine eigene scharfe Kritik an Tito veröffentlichte.[70] Am 27. Mai stoppte Chruschtschow die feierlich versprochenen Aufbaukredite an Jugoslawien; Ulbricht rief „Ich auch!" und tat desgleichen. Und am 3. Juni setzte sich Chruschtschow in einer Rede in Sofia auch selbst mit Tito auseinander.[71]

Vergleicht man die antititoistischen Äußerungen der beiden roten Großmächte, so findet man, daß die russischen durchweg um etliche Nuancen gemäßigter waren und meist wie ein Echo auf die Ausbrüche der Chinesen wirkten. Moskau hat sich seit der Aussöhnung von 1955 zwar immer wieder mit Belgrad gestritten, aber es hat – gewitzt durch die Erfahrungen der Jahre nach 1948 – die Türe nach Belgrad wenigstens einen Spalt breit offengelassen, während Peking sie in den Wochen nach dem Laibacher Kongreß mit lautem Knall zuschlug.[72]

Kein Wunder, daß ich die Jugoslawen, als ich einige Wochen später Belgrad besuchte, voll Enttäuschung und Verbitterung über Peking antraf; ich hörte den von ihnen einige Jahre zuvor auf die Sowjetunion angewandten Witz – jetzt mit Spitze gegen China: es gebe drei Arten widernatürlicher Liebe – zwischen Männern, zwischen Frauen und zur Chinesischen Volksrepublik. Ein weiter Weg seit jenen Blütenträumen jugoslawisch-chinesischer Freundschaft im Frühjahr und Sommer 1956!

Da waren's nur noch elf

Auf dieser Position eines schroffen Antirevisionismus ist Peking seither geblieben, und nicht nur im Verhältnis zu Tito, das von anhaltender, erbitterter Feindschaft bestimmt war; sie zeigte sich ebenso in der heftigen Reaktion auf alle Anzeichen eines sowjetischen Revisionismus (vor allem, wie wir sehen werden, im Jahre 1960) und schließlich in der grotesk anmutenden Freundschaft mit Albanien, dem primitivsten aller Blockgenossen, die während des XXII. Parteitags und danach in einer demonstrativen gegenseitigen Beweihräucherung ihren vorläufigen Höhepunkt erlebte. Der chinesische Leser mußte geradezu denken, es gebe neben China nur noch ein wahrhaft marxistisch-leninistisches Land, ein Land von weltpolitischem Rang – Albanien geheißen. Peking fand wochenlang fast täglich neue Gründe zum Preise der albanischen Genossen, und während die Ereignisse in der Sowjetunion, einschließlich des Parteitags, jeweils mit ein paar Zeilen abgetan wurden, verherrlichte zum Beispiel die Peking Review in einer einzigen Ausgabe Albanien gleich in drei Veröffentlichungen: DIE GLORREICHE ALBANISCHE ARBEITERPARTEI [d. h. KP]. GRUSSBOTSCHAFT [an das ZK der Albanischen Arbeiterpartei]. IN EINEM LAND VON HELDEN. HEROISCHES ALBANIEN SCHREITET VORWÄRTS.[73] Durchweg wurde Albanien als Hort der Reinheit des Marxismus/Leninismus gepriesen und die „militante Freundschaft" Chinas mit ihm als unzerbrechlich bezeichnet.

Nun hatte die Pekinger Führung für Albanien schon seit einigen Jahren auf der Grundlage des gemeinsamen „kompromißlosen Kampfes gegen den modernen Revisionismus, insbesondere Jugoslawiens, und gegen alle anti-marxistischen Erscheinungen" [74]

eine besondere Vorliebe entwickelt und diesem Land einen unverhältnismäßig breiten Raum in ihrer Presse eingeräumt[75], ihm auch trotz der sehr schlechten eigenen Ernährungslage mehrfach größere Wirtschaftshilfe gewährt, vor allem Anfang 1961 eine Anleihe im Werte einer halben Milliarde Rubel. Aber einen offenen antisowjetischen Charakter erhielten diese Sympathiekundgebungen erst von dem Augenblick an, da Enver Hodscha und seine Genossen in Tirana Chruschtschow mit Ausdrücken wie Revisionist, Antimarxist, Spalter, Verschwörer, Verleumder, Usurpator, schmutziger Lügner zu traktieren begannen und den sowjetischen U-Boot-Stützpunkt schlossen, während Moskau sich mit Kosenamen wie Mörder, Heuchler, Dogmatiker revanchierte, die Abreise der russischen und übrigen osteuropäischen Spezialisten aus Albanien anordnete, seinen Botschafter aus Tirana abberief und den albanischen zum Verlassen der Sowjetunion veranlaßte.[76]
Bei jeder Gelegenheit zählte Peking nachdrücklich die *zwölf* Mitgliedstaaten des sozialistischen Lagers auf, wobei Albanien nach der alphabetischen Reihenfolge ganz vorne, die Sowjetunion dagegen weit hinten rangierte[77], während der von Albanien Tag für Tag publizistisch geohrfeigte Chruschtschow nur noch deren *elf* zu zählen vermochte. Dies alles war zwar interessant und zum Teil höchst komisch, aber es war im Grunde nicht neu, sondern nur die extreme Konsequenz einer Entwicklung, deren Ursachen wir uns nunmehr zuwenden.

Wendung Pekings um 180 Grad?

Die Jugoslawienpolitik Pekings bietet seit Stalins zweitem Tod den deutlichsten Gradmesser für die außerordentliche Wandlung, die dort vor sich gegangen war. Mao, der im Frühjahr 1956 das Blühen der Hundert Blumen proklamiert hatte, der dann die Hoffnung der Liberalen und Revisionisten in Polen und Ungarn gewesen war, der – wie wir gleich sehen werden – noch zu Jahresende vor dem Dogmatismus als Hauptgefahr gewarnt und bald darauf (in der „Widerspruchsrede") sein Volk zu freimütiger Kritik aufgerufen hatte – dieser Mao war es, der sich im November 1957 als der orthodoxeste unter den in Moskau Versammelten erwies, wo er die Bezeichnung des Revisionismus – also der großzügigen Auslegung des Dogmas – als Hauptge-

fahr durchsetzte, und der im Frühsommer 1958 Tito zum Verräter und Judas stempelte. Innerhalb kurzer Zeit hatte das rote China die Entwicklung, welche die Sowjetunion von Stalin zu Chruschtschow zurückgelegt hatte, in umgekehrter Richtung und ohne Wechsel in der Führungsspitze durchlaufen.

Aber war Pekings Wandlung wirklich so groß? Das Problem der inneren Gestaltung des „Lagers" hatte und hat für China zwei Aspekte: einer betrifft seine eigene Stellung zum Ostblock, der zweite die der übrigen Mitgliedstaaten zu diesem. Was den ersten Aspekt angeht, so hat sich an Chinas Drängen auf größere eigene Selbständigkeit (Stichwort: „Berücksichtigung der nationalen Besonderheiten", also im Grunde eine „revisionistische" Parole) nichts geändert, es ist im Laufe der Jahre nur noch stärker geworden. Und auch der zweite Gesichtspunkt (Stichwort: „Einheit des sozialistischen Lagers", das heißt, das Drängen auf dogmatische Gleichschaltung), der zum ersten im Widerspruch steht, ist immer vorhanden gewesen. Der logische Widerspruch zwischen beiden löst sich für China dadurch auf, daß es bei den „nationalen Besonderheiten" in erster Linie an sich selbst, bei der „Einheit des Lagers" aber vor allem an die Gleichschaltung der anderen Ostblockstaaten denkt.

Die Wandlung des Jahres 1957 besteht also nur darin, daß die Chinesen damals die Brüchigkeit des Ostblocks erkannten und gleichzeitig (aus Gründen, auf die im Detail das folgende Kapitel eingeht; Stichwort: „Großer Sprung") immer größeren Wert auf Lagerdisziplin (für die anderen, versteht sich!) legten. Erst als sich ihr Streit mit Moskau, vor allem seit 1959, ernstlich zuspitzte, begann dieser Konflikt ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen und sogar die Sorge um die Lagereinheit in den Hintergrund zu drängen, wie sich am Beispiel des Falles Albanien gezeigt hat. Betrachten wir nun die beiden Aspekte im Verhalten Pekings zum Ostblock noch etwas genauer.

„Nationale Besonderheiten"

Das Verhältnis des eigenen Kommunismus zu Moskau hat Mao und seine Freunde nach den bitteren Erfahrungen der zwanziger Jahre immer wieder beschäftigt. Bereits im Oktober 1938 hatte Mao in einem Referat vor dem ZK erklärt, es gelte „die mar-

xistisch-leninistische Theorie auf die konkreten Bedingungen Chinas anzuwenden.[78] Diesen Gedanken hat er seither immer wieder ausgesprochen.[79] „Verbindung der allgemeinen Wahrheiten des Marxismus/Leninismus mit der konkreten Praxis der chinesischen Revolution" – so hieß die Standardformel, auf die Mao und mit ihm sämtliche chinesischen Kommunisten ihr Verhältnis zum Dogma und damit auch zu Moskau brachten. Sie wurde tausendfach wiederholt, und Tschen Po-ta, einer der führenden Parteiideologen, hat ihre Verwirklichung als die eigentliche Leistung Maos bezeichnet.[80]

Maos Schulungskampagne während der Jahre 1942–44 in Yenan war zum großen Teil eben diesem Ziel gewidmet; Mao warnte davor, nur die klassischen Schriften des Marxismus als Dogmen anzusehen; man müsse sie mit den Notwendigkeiten Chinas in Einklang bringen. Um die übermäßige Ausrichtung – vor allem der Intellektuellen – auf die westlichen Meister zu überwinden, wurde das Marx-Lenin-Institut zu Yenan symbolisch nach dem revolutionären Dichter in Lu-Hsün-Akademie umgetauft.[81]

Auf dem XX. Parteitag hatte Chruschtschow die Chinesische Volksrepublik für ihre Originalität beim Aufbau des Sozialismus ausdrücklich gelobt und allen Parteiführungen des Ostblocks zugestanden, daß sie „unter Berücksichtigung der Eigenarten und Besonderheiten" ihrer Länder den Sozialismus aufbauen.[82] Peking nutzte dies, um seinen Anspruch auf Berücksichtigung der – so hieß ja der Fachausdruck – „nationalen Besonderheiten" zu festigen. Schon in der ersten der beiden Erklärungen „Über die historische Erfahrung der Diktatur des Proletariats" hatte es gegen Stalin den Vorwurf erhoben, der ihm vor seiner Verdammung nie öffentlich gemacht worden war: Er habe die Selbständigkeit und Gleichberechtigung anderer kommunistischer Parteien nicht beachtet. Befriedigt nahm man zur Kenntnis, wie Mikojan als Leiter der Moskauer Delegation auf dem VIII. Parteitag der KPCh im September 1956 in Peking den Chinesen das Recht auf ein gewisses Maß an Eigenständigkeit einräumte und manche ihrer von der sowjetischen Praxis abweichenden Maßnahmen (wie ihre Methode der Umwandlung der Privatwirtschaft) sowie den „großen Beitrag zur Theorie des Marxismus-Leninismus" insbesondere durch den „hervorragenden Marxisten-Leninisten, den

Genossen Mao Tse-tung", ausdrücklich lobte.[83] Etwa gleichzeitig bescheinigte ein Leitartikel der Prawda den Chinesen „eine schöpferische Einstellung zur revolutionären Theorie, wie diese in der konkreten Situation Chinas anwendbar ist".[84] Und wenige Wochen später pries Chruschtschow

> „die Weisheit der chinesischen Genossen, die schöpferisch und überaus originell, unter Berücksichtigung der besonderen Bedingungen ihres Landes, die Frage der Methoden des Aufbaus des Sozialismus lösen und dadurch viele Schwierigkeiten überwinden." [85]

Neue Formel: Freundschaftsverband

Vermutlich wäre es bei dieser für beide Teile befriedigenden Sprachregelung geblieben, wären nicht die polnischen und ungarischen Ereignisse dazwischengekommen. Diese gaben der Diskussion über die „nationalen Besonderheiten" auf dem Wege zum Kommunismus eine neue Schärfe und Aktualität. Die Chinesen ließen sich die Chance nicht entgehen, Moskau auf eine stärkere Berücksichtigung ihrer Eigenständigkeit, ihrer „nationalen Besonderheiten", festzunageln. Dazu eignete sich im besonderen Maße ein Dokument, das von Moskau im ersten Schreck über Polen und Ungarn veröffentlicht wurde und für dessen Beziehungen zu China wichtiger werden sollte als für die zu den osteuropäischen „Volksdemokratien": die sogenannte „Erklärung vom 30. Oktober 1956".[86]

Auf der Suche nach einer Formel für sein Verhältnis zu den osteuropäischen Mitgliedern des Ostblocks, die diese Staaten zufriedenstellen und zugleich seine eigene Machtposition einigermaßen intakt halten sollte, fand der Kreml den Ausdruck Sodrúshestwo (wörtlich Ko-Freundschaft, wie Sosuschtschestwowánije = Ko-Existenz), etwa mit Freundschaftsverband zu übersetzen, im Englischen gewöhnlich mit Commonwealth wiedergegeben. Der Begriff „Sodrushestwo der sozialistischen Länder" war zwar schon ein Jahr zuvor aufgetaucht[87], aber seine Definition wurde erst in der Erklärung vom 30. Oktober gegeben: völlige Gleichberechtigung, Respekt vor territorialer Unverletzlichkeit, nationaler Unabhängigkeit und Souveränität, gegenseitige Nichteinmischung in innere Angelegenheiten und Zusammenarbeit auf den Gebieten der Wirtschaft, Politik und Kultur.[88]

Man muß wohl annehmen, daß Moskau dieses Dokument noch vor der Veröffentlichung den Chinesen zugänglich machte. Denn bereits zwei Tage später druckte Peking einen ausführlichen Kommentar, in dem es die Erklärung der Sowjets lobte, nicht ohne durchblicken zu lassen, daß deren „Großmachtchauvinismus" mehr als einmal der Einheit des Ostblocks Schaden zugefügt hatte. Die Prawda brachte die chinesische Deklaration schon am folgenden Tag.[89]

Seither hat Peking das Dokument vom 30. Oktober oft erwähnt und die Einhaltung der dort übernommenen Vorsätze gefordert, etwa in dem Sinne, in dem dies die Volkszeitung in der zweiten Novemberhälfte 1956 getan hatte:

> „Auch nachdem die Grundsätze [vom 30. Oktober] aufgestellt sind, verhindern sie nicht Fehler, welche diese Grundsätze verletzen und wie sie sich in der Vergangenheit ereigneten, in der Gegenwart ereignen und vielleicht sogar in der Zukunft ereignen werden... Wenn sich die größeren Nationen in den künftigen Beziehungen zwischen sozialistischen Ländern mehr bemühen würden, den Großmachtchauvinismus zu vermeiden (das ist die Hauptsache) und die kleineren Nationen den Fehler des Nationalismus (das ist auch wichtig), so würden Freundschaft und Solidarität auf der Grundlage der Gleichheit ohne Zweifel gefestigt werden und weiter wachsen... Das ungarische Volk kann nun sehen, daß die Sowjetpolitik gegenüber den Volksdemokratien wahrhaft eine Politik der Gleichheit, Freundschaft und gegenseitigen Hilfe ist, nicht der Eroberung, Aggression und Plünderung." [90]

Ein starkes Stück, diese Andeutung, jemand hätte das sowjetische Vorgehen in Osteuropa seit dem Zweiten Weltkrieg als „Eroberung, Aggression und Plünderung" ansehen können!

Unter dem durchsichtigen Vorwand, auch sich selbst vor Großmachtchauvinismus zu warnen, haben die Chinesen den Sowjets – vermutlich mit Genuß – die Leviten gelesen. Sie kritisierten Völker, die, „auch wenn sie zufällig kommunistisch sind", nur in ihrer eigenen Großmacht, nicht aber in anderen Völkern etwas Gutes sehen:

> „Sie entwickeln einen Superioritätskomplex und möchten immer ihr eigenes Interesse über das anderer Nationen stellen. Stets denken sie, daß andere Völker sie verehren müssen; nie fällt es ihnen ein, ihrerseits andere Völker als Gleichberechtigte zu behandeln." [91]

Die bereits erwähnte – zweite – Erklärung über die Diktatur des Proletariats, am Vorabend der Reise Tschous nach Moskau, Warschau und Budapest veröffentlicht, konnte auf dieser Grundlage in ihrem Teil III die Grenzpflöcke, innerhalb derer sich der chinesische Kommunismus bewegen durfte, weiter als zuvor abstecken. Dies geschah in Form einer Auseinandersetzung mit Dogmatismus und Revisionismus, zwei Begriffen, die in der Geschichte des Kommunismus schon seit langem von Bedeutung waren und vor allem in der ideologischen Diskussion zwischen Peking und Moskau eine Rolle spielen sollten, wobei sie freilich im Laufe der Zeit ihren Sinn veränderten.

Dogmatismus – zunächst für Peking noch die größere Gefahr

Als Dogmatismus (auch Doktrinarismus oder Sektierertum) hatten die Chinesen die Zumutung bekämpft, das marxistisch-leninistische Dogma in allzu enger Anlehnung an das sowjetische Vorbild unter gleichzeitiger Unterdrückung ihrer eigenen „nationalen Besonderheiten" auslegen zu müssen. Unter Revisionismus andererseits verstanden sie eine Überbetonung der „nationalen Besonderheiten", wie sie bei manchen Kommunisten Osteuropas anzutreffen war und die Einheit und Stärke des Ostblocks gefährden mußte. In den ersten Jahren ihrer Existenz erschien den chinesischen Kommunisten der Dogmatismus als die größere Gefahr, denn es war der Dogmatismus eines Stalin, der ihnen Jahrzehnte hindurch Schaden zugefügt, und der Dogmatismus eines Rákosi, der den Aufstand Ungarns verursacht hatte.

Wo freilich die Grenze zwischen den (guten) nationalen Besonderheiten und dem (bösen) Revisionismus lag, das zu entscheiden behielt sich Peking selbst vor. Vielleicht könnte man die Praxis Maos, vor allem Jugoslawien gegenüber, in Abwandlung des klassischen Quod licet Jovi non licet bovi, so formulieren: Was wir Chinesen uns an nationalen Besonderheiten herausnehmen können, dürfen andere noch lange nicht. Im Grunde wollten die Chinesen, bei formaler Anerkennung der Führungsrolle Moskaus, einen weitgehenden Spielraum für sich, wünschten also im Ostblock eine Struktur, die monozentrisch erschien – als besäße er nur das Zentrum Moskau –, in Wirklichkeit aber bizentrisch war, mit Peking als zweitem Zentrum. Was Peking weder damals noch

zu irgendeinem anderen Zeitpunkt wünschte, war ein Polyzentrismus, wie ihn der italienische Kommunistenführer Togliatti seit dem Juni 1956 gelegentlich propagierte[92] und heute mit erneutem Nachdruck vertritt, wenn auch mit dem neuen Fachausdruck „Vielzahl von Leitungszentren“[93], der freilich dasselbe bedeutet.

Noch bis zur Jahreswende 1956/57 hatten die Chinesen den Dogmatismus als größere Gefahr bezeichnet. Man sieht geradezu den gereckten Zeigefinger und spürt, wie gut es den Verfassern jener zweiten Erklärung „Über die historische Erfahrung der Diktatur des Proletariats“ tat, lange zurückgestauten Dampf abzulassen, wenn man dort Sätze wie diese liest, die in Peking, kämen sie aus Titos Munde, heute als krasser Revisionismus gebrandmarkt würden:

„Die gesamte, auch die grundlegende Erfahrung der Sowjetunion ist mit gewissen nationalen Besonderheiten verbunden; andere Länder müssen sie nicht mechanisch kopieren ... Sie enthält auch die Erfahrung von Fehlern und Mißerfolgen. Die gesamte Erfahrung – der Erfolge wie auch der Mißerfolge – ist ein unbezahlbarer Schatz für die, die sie klug studieren, da sie uns helfen kann, Umwege zu vermeiden und geringeren Schaden zu leiden. Wenn man aber umgekehrt diese Erfahrung wahllos kopiert, so kann sogar die Erfahrung der Sowjeterfolge, gar nicht zu reden von der Erfahrung der Sowjetmißerfolge, andere Länder zu Mißerfolgen führen.

Die chinesischen Dogmatiker [hier meint Mao seine frühen Gegner] haben von 1931 bis 1934 die Besonderheiten Chinas geleugnet und die Erfahrung der russischen Revolution kopiert; das Ergebnis war, daß die revolutionären Kräfte in unserem Land eine schwere Niederlage erlitten. Diese Niederlage diente unserer Partei als große Lehre. In der Periode zwischen der erweiterten Politbüro-Sitzung in Tsunyi von 1935 [wo Mao zum Parteichef gewählt wurde] bis zum VII. Parteikongreß von 1945 hat unsere Partei mit dem Dogmatismus, der solchen Schaden gestiftet hatte, Schluß gemacht; sie hat alle Parteimitglieder, auch solche, die Fehler begangen hatten, geeint, die Kräfte des Volkes geweckt und auf diese Weise den revolutionären Sieg errungen. Hätten wir anders gehandelt, so wäre der Sieg unmöglich gewesen. Jetzt, da wir den Dogmatismus überwunden haben [das heißt, da die chinesischen Kommunisten selbst alle Entscheidungen fällen], macht unsere Partei dank dem Studium der Erfahrung der Sowjetunion und anderer brüderlicher Länder verhältnismäßig wenig Fehler.“[94]

Aber dabei, beim negativen Ziel einer fortschreitenden Emanzipation, blieb Peking nicht stehen. Durch die Ereignisse des Jahres 1956 war Mao eine Sonderstellung im Ostblock, eine gewichtige Juniorpartnerschaft zugefallen; er war nunmehr mitverantwortlich für die Politik des „sozialistischen Lagers" und wollte sie Moskau nicht länger allein überlassen. Auch beim Köpfen von Disteln konnte er sich nicht mehr auf den eigenen Garten beschränken.

Nach außen allerdings blieb es noch längere Zeit bei der alten Standardformel vom „sozialistischen Lager mit der Sowjetunion an der Spitze", die in China bereits vor der Gründung der Volksrepublik verwendet worden war, so zum Beispiel in der ZK-Resolution vom März 1949[95], und danach ganz obligatorisch wurde. Im Februar 1955 wurde sie durch Molotow zur allgemeinen Überraschung folgendermaßen ausgeweitet: „Das Weltlager des Sozialismus und der Demokratie mit der Sowjetunion – oder richtiger gesagt: mit der Sowjetunion und der Chinesischen Volksrepublik – an der Spitze."[96] Hat damit der schlaue alte Stalinist, der sicher schon damals – kurz vor dem von ihm scharf abgelehnten Canossa-Gang Chruschtschows zu Tito – am neuen Boß manches auszusetzen hatte, bei Mao als dem künftigen Retter und Erneuerer des Stalinismus im Ostblock Anschluß gesucht? Zuzutrauen wäre es ihm. Aber Mao hat den ihm zugespielten Ball nicht aufgenommen.

Auch in dem entscheidenden Jahr 1957 tat Mao dies nicht; denn inzwischen hatten sich die chinesischen Kommunisten – ähnlich wie Stalin Ende der zwanziger Jahre – entschlossen, unter fast übermenschlicher Anstrengung gewaltige Leistungen in ihrem Lande zu erzwingen. Die damit verbundenen Veränderungen der sozialen Struktur, ja der gesamten Geisteshaltung, die man plante, waren so groß, daß sie sich, wenn überhaupt, nur unter äußerstem Druck herbeiführen ließen. In einem solchen Zeitpunkt hatte Mao im eigenen Lande für eine Diskussion über „verschiedene Wege zum Sozialismus" so wenig Sinn wie einst Stalin. Nach dem Motto: Ein Volk, Ein Staat, Ein Führer, Eine Ideologie! sollten die Chinesen, ohne nach rechts oder links zu blicken, durch den Engpaß der Blitzindustrialisierung und Groß-

kollektivierung hindurchgejagt werden. Und nicht nur in China, nein, im gesamten Lager mußte eiserne Geschlossenheit herrschen, wenn China den – wie sich bald zeigen sollte: lebensgefährlichen – „Großen Sprung" wagen würde. In jedem, der Seitensprünge unternahm (wie Tito), mußte Peking nun den Feind sehen.

Also blieb es weiter bei der traditionellen Verbeugung vor der an der Spitze marschierenden Sowjetunion. In den beiden Erklärungen von 1956 über die Diktatur des Proletariats wurde die Rolle der Sowjetunion als Zentrum der kommunistischen Weltbewegung anerkannt. Auf der Moskauer Kommunistenkonferenz vom November 1957 wurde die Sonderstellung der Sowjetunion innerhalb des Lagers in dem von den Vertretern der zwölf KPs des Ostblocks unterzeichneten Dokument verankert.[97] Mao hat damals in Moskau die Gründe dafür auf eine einfache Formel gebracht; in einer Rede vor chinesischen Studenten in der Moskauer Universität sagte er:

> „Das sozialistische Lager muß einen Führer haben, und dieser Führer ist die Sowjetunion. Unter den kommunistischen und Arbeiterparteien aller Länder muß es ebenfalls einen Führer geben, und dieser Führer ist die KPdSU." [98]

Man wird bezweifeln können, ob diese aus reinen Zweckmäßigkeitsgründen abgeleitete Anerkennung des Vorrangs Moskaus dem Kreml besonders angenehm im Ohr klang; er wollte seinen Führungsanspruch fester begründen. So schrieb etwa Andrejew, der Vorsitzende der Gesellschaft für sowjetisch-chinesische Freundschaft, zum zehnten Jahrestag der Chinesischen Volksrepublik folgende Sätze:

> „Die unglaublichen Qualen, Prüfungen und Schwierigkeiten, welche das Sowjetvolk jahrzehntelang bei Aufbau und Verteidigung des ersten sozialistischen Staates der Welt ertrug, und das von ihm im Bürger- und im Vaterländischen Krieg im Übermaß vergossene Blut haben reichlich Frucht getragen und tun es auch heute noch in den Siegen, welche alle Brudervölker errangen, und im Marsch aller sozialistischen Länder in gemeinsamer Front zum Kommunismus." [99]

Die Konsequenzen, die sich aus diesem Führungsanspruch ergaben, wollte Moskau freilich nicht tragen. Am 6. Oktober 1959 hatte der damalige US-Außenminister Herter auf einer Pressekonferenz erklärt: Wenn sich die Sowjetunion als Führer des

Ostblocks bezeichnen lasse, dann sei sie für das, was dort geschehe, verantwortlich – auch für das aggressive Verhalten Pekings. Es dauerte zweieinhalb Wochen, ehe dem sonst schlagfertigen Chruschtschow eine Antwort einfiel, und diese war wenig überzeugend. Die Volksrepublik China, sagte er entrüstet, sei eine Großmacht, die keines Vormundes bedürfe.[100]

Das Ende einer Standardformel

Sehr viel länger sollte Chruschtschow diese Bürde des roten Mannes nicht mehr zu tragen haben. Als ein Jahr später auf der Moskauer Konferenz der einundachtzig kommunistischen Parteien nach wochenlangen Mühen eine Deklaration zustande kam, fehlte in dieser die Formel vom „sozialistischen Lager mit der Sowjetunion an der Spitze".[101] Und so wie drei Jahre zuvor Mao vor den chinesischen Studenten in Moskau jene Formel erklärt hatte, so fand der diesmalige Leiter der chinesischen Delegation, Liu Schao-tschi, bereits vierundzwanzig Stunden nach der Veröffentlichung der Deklaration vor zwölftausend Russen im Moskauer Lenin-Stadion eine neue Formulierung, die mit aller Deutlichkeit die Kräfteverschiebung im Ostblock zum Ausdruck brachte: „Die KPCh und die KPdSU [in dieser Reihenfolge] sind die beiden größten Parteien in der internationalen kommunistischen Bewegung; China und die Sowjetunion sind die beiden größten Länder im sozialistischen Lager."[102]

Was sich hinter den Kulissen abgespielt hatte, ehe die bisher unumgängliche Formel „mit der Sowjetunion an der Spitze" in der Versenkung verschwand, wissen wir nicht. Wir kennen nur die Version Chruschtschows, der einige Wochen später in einer Rede kundtat, es sei die Sowjetdelegation gewesen, welche die Streichung der Formel gefordert hatte; diese entspreche erstens nicht den Tatsachen, da ja die Sowjetunion den anderen Mitgliedstaaten des Lagers keine Direktiven erteile, und verursache zweitens nichts als Schwierigkeiten.[103]

Welcher Art diese Schwierigkeiten waren, erklärte der Kremlherr nicht. Vielleicht dachte er an Mr. Herters unbequeme These, oder hatten die chinesischen Genossen gegen die weitere Verwendung der Formel opponiert, da sie so offenkundig im Widerspruch stand zu der vehementen Kritik, welche Peking in jenem Jahr

(darüber wird im letzten Kapitel noch zu sprechen sein) an den ideologischen Positionen Moskaus übte?

Man wird sich jedoch fragen müssen, ob Moskau durch die Streichung der Formel wirklich etwas eingebüßt hat, ob es nicht vielmehr dem listenreichen Chruschtschow gelungen war, einerseits Ballast abzuwerfen (nämlich die in der alten Formel enthaltene Verantwortung für die Taten des Lagers) und andererseits doch die Bestätigung der führenden Stellung Moskaus zu erreichen. In der Deklaration von 1960 findet sich nämlich die Feststellung, die KPdSU sei „die allgemein anerkannte Avantgarde der kommunistischen Weltbewegung". Moskau hatte also den Anspruch auf eine organisatorisch fixierte Spitzenstellung im Lager, der ihm Ärger eingetragen hatte, aufgegeben, sich aber den ideologischen Anspruch auf Führung auch in der Deklaration von 1960 von allen kommunistischen Parteien bestätigen lassen. Das Wort Avantgarde hat im kommunistischen Sprachgebrauch von alters her nicht nur den Sinn des Vorausmarschierens, sondern des Führens („die Partei als Avantgarde des Proletariats").

Aber ist diese neue Formel noch von effektiver Bedeutung? In Peking machte man von ihr wenig Gebrauch. In der Resolution, die das chinesische ZK einige Wochen später über die Moskauer Deklaration faßte, fand sie sich zwar noch.[104] Aber danach tauchte sie kaum noch auf.

Daß man aus der Erfahrung der großen Sowjetunion lernen müsse, hatte ebenfalls zu den Standardwendungen in China gehört; Mao gebrauchte sie[105] ebenso wie Liu Schao-tschi[106], Tschou En-lai[107] oder der letzte Parteiredner auf dem Lande. In der jüngsten Zeit aber sind diese Verbeugungen des Schülers vor dem Lehrer immer seltener geworden. In den Festreden und Glückwünschen, die im Spätherbst 1961 ausgetauscht wurden, fehlten sie ganz.[108]

Diese Entwicklung war schlecht für die Festigkeit des Lagers. Aber Pekings Zorn auf Moskau war mittlerweile so stark, daß es im Kampf um die Durchsetzung seiner eigenen Linie sogar die Einheit des Ostblocks aufs Spiel setzte – ausgerechnet zu einer Zeit, da sich seine Chance, diese Aufsässigkeit durchzuhalten, durch Mißernten und schwere wirtschaftliche Krisen vermindert hatte.

14. Kapitel

KURZWEG ZUM KOMMUNISMUS?

Pekings erster Versuch, den „eigenen Weg" ideologisch als den Großen Sprung zu proklamieren und alsbald auch, mit dem ungeheuerlichen Experiment der Volkskommunen, zu praktizieren, führt 1958 zum ersten schweren Konflikt mit Moskau. Der dadurch aufgerissene Graben wird im Laufe des folgenden Jahres durch das Einlenken der Chinesen, in geringerem Maße auch der Russen, vorläufig überbrückt. Aber der Zwist ist so wenig vergessen wie der berühmte erste Streit in einer Ehe.

I. DER CHINESISCHE SPUTNIK

Welcher Sputnik hat die Weltpolitik mehr beeinflußt, der russische oder der chinesische?

Wie ein Historiker in zwanzig oder dreißig Jahren diese Frage beantworten wird, vermag heute niemand zu sagen. Aus der heutigen Sicht scheint mir der chinesische „Sputnik" – so hieß nämlich die erste Volkskommune, die im April 1958 entstand – dem russischen, also der ersten Weltraumrakete vom Oktober 1957, an Bedeutung nicht nachzustehen. Eines ist sicher: für die Beziehungen der beiden roten Großmächte war die Massenorganisation der Volkskommunen eines der folgenschwersten Ereignisse.

Wie konnte es zu dieser radikalen Wendung der chinesischen Agrarpolitik kommen?

Die Ursachen liegen auf verschiedenen Ebenen; sie reichen vom bewußten wirtschaftlichen, politischen, auch militärischen Kalkül bis in nur psychologisch faßbare Hintergründe, die den Handelnden selbst wohl nur dunkel bewußt wurden. Gerade hier aber lagen, wie oft in der Geschichte, die mächtigsten Antriebe; von ihnen soll daher, im Anschluß an das im vorhergegangenen Kapitel gewonnene Bild, an erster Stelle gesprochen werden.

Peking: Nicht die Technik bestimmt, sondern der Mensch

Während in der Sowjetunion die heroische Vergangenheit von Revolution und Bürgerkrieg schon in eine fast mythische Ferne gerückt war und im Bewußtsein der nachwachsenden Generation nur mit einiger Mühe lebendig zu halten ist, hatte sich das China Maos den militanten Geist der Kampfzeit, des Guerilla-Kommunismus, wie wir sie bei der Analyse des Stils der Partei bezeichneten, zu bewahren vermocht, den Geist jener harten Bewährungsprobe, in der jeder alles mit jedem teilte, die große Kameraderie der Feldzüge und Schlachten. Diese Kampfzeit hatte die Einstellung der führenden Männer entscheidend geformt und zugleich den egalitären Utopien, die in der chinesischen (wie in jeder) Bauernbewegung lebten, neuen Auftrieb gegeben. Es ist kein Zufall, daß der erste Leitartikel der Pekinger Volkszeitung über die Volkskommunen an die Lehren „vieler hervorragender utopischer [also vor-marxistischer] Sozialisten" erinnerte.[1]

Auch die fanatischsten unter den chinesischen Kommunisten wußten sehr wohl, daß Marx und Lenin für die erste Etappe nach der Revolution die Entlohnung „nach der Leistung" (mehr Lohn für mehr Leistung) empfohlen und die Entlohnung „nach den Bedürfnissen" für eine spätere, im Überfluß produzierende Periode vorgesehen hatten; sie wußten auch, daß der Leistungslohn in der Sowjetunion seit 1931 mit günstigen Auswirkungen auf den Anstieg der Produktion praktiziert wurde. Aber sie sahen auch, wohin dieser Appell an die – von den Sowjets so genannte – „materielle Interessiertheit" des Einzelnen geführt hatte: zu einem immer krasseren Auseinanderklaffen von hohen und niedrigen Einkommen (wobei zu den hohen noch zahllose Privilegien kamen, bis zu Urlaubsvillen am Schwarzen Meer), zu einer Einstellung, welche die Leistung stets in Verbindung mit der durch sie bewirkten Entlohnung sieht; wird doch schon in den Schulwerkstätten im Akkord bezahlt und die Höhe des Hochschulstipendiums nach dem Zeugnis bemessen. Würde man nicht, so mußten sich die „alten Kämpfer" fragen, wenn man über Jahr und Tag auf dem sowjetischen Wege – vielleicht – zum Überfluß in der Warenproduktion gelangte, Menschen vor sich haben, die dann gar keine Lust mehr verspüren würden, „unter dem Kommunismus" zu leben?

Die Männer um Mao hatten selbst mehr als zwei Jahrzehnte lang mit bloßen Händen und eisernem Willen gegen die gut ausgerüsteten, von Männern wie Seeckt und Falkenhausen ausgebildeten Truppen Tschiang Kai-scheks, dann gegen die ersten Soldaten Asiens, die Japaner, gekämpft – und gesiegt. Ihnen war Maos Parole aus der Zeit des Bürgerkrieges in Fleisch und Blut übergegangen: „Grütze [wörtlich: Hirse; die Hauptnahrung der Guerillas] und Gewehre [der rotchinesischen Armee] sind stärker als Tschiang Kai-scheks Flugzeuge und Panzer."[2] Galt dieses Wort nicht immer noch, wenn nun der neue Kampf um den wirtschaftlichen Aufbau begann? Ja, es war falsch, alles – wie in der Sowjetunion – auf die Technik und die Technokraten abzustellen. „Die Marxisten/Leninisten haben immer gesagt, daß in der Weltgeschichte nicht die Technik das Schicksal der Menschheit bestimmt, sondern der Mensch, die Masse des Volkes." So in einem Pekinger Artikel zum Lenin-Jubiläum von 1960.[3]

Mao will durch „subjektive Dynamik" die objektiven Bedingungen überwinden

Man wird durchaus darüber streiten können, ob mit diesem Satz der Marxismus/Leninismus richtig wiedergegeben ist. Auf jeden Fall ist es von solchen Thesen nur noch ein Schritt zu der in China mit zunehmendem Nachdruck vorgetragenen Lehre von der „subjektiven Dynamik". Durch sie, durch den alle Hindernisse überwindenden Willen, sollte die Entwicklung in dem gewünschten Sinne vorangetrieben werden, auch wenn die „objektiven Möglichkeiten" dazu, von denen die Väter des Marxismus ausgegangen waren, noch gar nicht bestanden.[4] „Subjektive Dynamik" aber – das war letzten Endes der Wille der Führung, der das Volk zu dieser Dynamik zwang. So erinnert dieser Gedankengang an Stalins Lehre von der „Revolution von oben", die in einer ähnlichen Situation dem sowjetischen Führer das Recht einräumte, die Gesetze zu bestimmen, nach denen sich die Entwicklung vollziehen soll.[5] In keiner anderen Frage ist Maos Verwandtschaft mit Stalin deutlicher als hier; denn hatte jener nicht schon 1934 gesagt:

„Die Berufung auf die sogenannten objektiven Bedingungen ist nicht begründet. Nachdem die Richtigkeit der politischen Linie der Partei durch die Erfahrung einer Reihe von Jahren bestätigt wor-

den ist und an der Bereitschaft der Arbeiter und Bauern, diese Linie zu unterstützen, kein Zweifel mehr besteht, ist die Rolle der sogenannten objektiven Bedingungen auf ein Minimum zurückgegangen, während die Rolle unserer Organisationen und ihrer Leiter entscheidend, überragend geworden ist. Was aber bedeutet das? Das bedeutet, daß die Verantwortung für die Mißerfolge und Mängel in der Arbeit von nun an zu neun Zehnteln nicht auf die „objektiven" Bedingungen, sondern auf uns selbst und nur auf uns fällt."[6]

Wenn die chinesischen Fanatiker auf die Sowjetunion blickten, sahen sie ein Land, dessen Entwicklung in verhältnismäßig ruhigen und geordneten, stark bürokratisch bestimmten Bahnen verlief, sie sahen ganz sicher kein Volk im revolutionären Aufbruch. Das war es nicht, was sie sich für ihr Land wünschten. Sie hielten sich lieber an den alten marxistischen Begriff „permanente Revolution", den sie nun mit einem neuen Inhalt füllten. Er bezog sich zwar eigentlich auf den raschen und totalen Übergang der politischen Macht von der „Bourgeoisie" zum „Proletariat"; aber wenn, nach Maos Lehre, wie wir sie schon aus dem letzten Kapitel kennen, die Widersprüche auch nach dem Siege der Revolution andauern, so bleibt auch die Notwendigkeit, die Revolution fortzusetzen.[7]

So sprach Liu Schao-tschi in seiner wichtigen Rede vom Mai 1959 über die permanente Revolution (pu tuan ko ming) in China[8], und der Propagandachef Lu Ting-yi sagte ein Jahr später:

„Die Revolution ist die Lokomotive der Geschichte, die Triebkraft für den Fortschritt der menschlichen Gesellschaft. Das gilt für die Klassengesellschaft und das *wird auch in der künftigen kommunistischen Gesellschaft so bleiben,* nur wird dann die Revolution nach Art und Methode anders sein."[9] (Hervorhebung vom Verfasser)

Der Sieg der Ungestümen in China

Wenn nun nach der Lehre der „Klassiker" der Übergang zur Diktatur des Proletariats mit Hilfe der permanenten Revolution zu beschleunigen war, dann konnte man doch mit ihrer Hilfe auch den Weg von dieser zum Kommunismus verkürzen. In der Praxis – wenn auch meines Wissens nie ausgesprochen – liefen die Überlegungen der Chinesen auf die Frage hinaus, ob es nicht möglich sei, die Phase des Sozialismus (mit Leistungslohn) zu überspringen (so wie Lenin den im Feudalismus lebenden Völ-

kern das Überspringen der kapitalistischen Phase empfohlen hatte) und durch die permanente Revolution in einer gewaltigen Anspannung des Willens den direkten Weg zum Kommunismus zu finden. Für ein so unterentwickeltes Land wie China mußte diese Aussicht besonders verlockend sein. Welcher Triumph, wenn der zurückgebliebene Spätling alle anderen überrunden und sich an die Spitze der Menschheitsentwicklung setzen würde, getreu seiner uralten Führungstradition in der Welt!

Wir wissen aus berufenem Munde, daß keineswegs alle Kommunisten Chinas so dachten. Liu Schao-tschi, der sich zum Wortführer dieser Politik machte, berichtete im Teil II seiner Rede vom Mai 1959 von Auseinandersetzungen, die es über diese Frage im Schoße der Parteiführung gegeben hatte. „Manche Leute", so sagte er mehrfach, seien nicht damit einverstanden gewesen, unter dem Motto „größer, besser, schneller, rationeller" das Tempo zu forcieren.[10] Aus dieser Rede wie auch aus manchen anderen Anzeichen können wir entnehmen, daß der Konflikt über die weitere Linie, vor allem das künftige Tempo, im Sommer und Herbst 1957 ausgefochten wurde. Vielleicht kann man die Entwicklung, über die wir Einzelheiten nicht kennen, so rekonstruieren: Es muß schon immer in der chinesischen Führung zwei Flügel gegeben haben, die man die Ungestümen und die Gemäßigten nennen könnte. Die Hundert-Blumen-Politik, die 1956 einsetzte, lag auf der Linie der Gemäßigten. Nach deren Fiasko in den Wochen der freien Rede im Frühsommer 1957, über das im Intellektuellen-Kapitel berichtet wurde, setzten sich die Ungestümen durch, und zwar, wie sich bald herausstellen sollte, auf der ganzen Linie – in der Wirtschaftspolitik wie auch im Verhältnis zu den anderen Ostblockstaaten und in der Weltpolitik.

Ins Bewußtsein der Öffentlichkeit trat dieser Sieg der Ungestümen allerdings erst im Frühjahr 1958, eben durch jene Rede, die Liu Schao-tschi vor der zweiten Tagung des VIII. Parteikongresses hielt. In ihr verkündete er dem chinesischen Volk die neue Linie unter dem seither millionen- und abermillionenfach wiederholten Stichwort vom „Großen Sprung vorwärts".

Das war mehr als nur ein einprägsames und anfeuerndes Bild für die Massen; es war ein jedem geschulten Kommunisten geläufiger Begriff der marxistischen Terminologie. Nach dem dialek-

tischen Materialismus vollzieht sich ja die geschichtliche Entwicklung nicht in kontinuierlichem Gleichmaß, sondern so, daß sich in oft langen Perioden scheinbarer Ruhe die Spannungen immer mehr steigern, bis sie sich schließlich dramatisch entladen und so mit einem „Sprung" eine neue Ebene des historischen Prozesses erreicht wird. Diese neue Weltstunde also war angebrochen. Mao mit den Seinen hatte ihren Schlag als erster vernommen und den Genossen kundgetan.

Viele Köpfe und wenig pro Kopf

In den ersten Jahren ihrer Herrschaft über China hat sich die Führung damit zufriedengegeben, das große Vorbild der Sowjetunion nachzuahmen. Ausdruck dieser Einstellung war der erste Fünfjahrplan (1953–1957), der in seiner Anlage weithin den ersten sowjetischen Fünfjahrplänen entsprach. Allmählich aber scheint man in Peking erkannt zu haben, daß die eigenen Voraussetzungen des wirtschaftlichen Aufbaus wesentlich anders lagen als in der Sowjetunion bei deren erstem Fünfjahrplan.

Bei aller Anerkennung der gewaltigen, unter härtesten Bedingungen erreichten Aufbauleistung der sowjetischen Bevölkerung haben wir uns der Tatsache zu erinnern, daß sie nicht etwa bei Null anfangen mußte, sondern eine schon unter den Zaren begonnene Entwicklung fortsetzen konnte, daß ferner deren Unterbrechung durch Krieg und Bürgerkrieg von kürzerer Dauer und darum leichter zu überwinden war als der nach späten und bescheidenen Anfängen in China bei jahrzehntelanger, zeitweilig totaler Desorganisation eingetretene Stillstand.

Produktionsvergleich am Vorabend des ersten Fünfjahrplans[11]

	Sowjetunion 1928	China 1952
Gesamtsozialprodukt pro Kopf (in DM)	1000	250
Getreideernte (incl. Reis) pro Kopf (in kg)	491	270
Kohlenförderung pro Kopf (in kg)	273	110
Roheisenproduktion pro Kopf (in kg)	22	3,27
Rohstahlproduktion pro Kopf (in kg)	29	2,35
Zementproduktion pro Kopf (in kg)	13	4,97
Elektrische Kapazität pro Kopf (in kW)	0,01	0,005
Baumwollspindeln pro Kopf	0,05	0,01

Dieser Vergleich der wichtigsten Produktionsbereiche am Vorabend des jeweils ersten Fünfjahrplans zeigt – bei teilweise nur geschätzten, für unseren Zweck aber ausreichenden Zahlen – den bedeutenden Vorsprung der UdSSR. Und diese unzureichende Ausgangslage traf in China zusammen mit einem lawinenhaften Anschwellen der Bevölkerung.

Von der Gründung der Chinesischen Volksrepublik im Jahr 1949 bis Ende 1960 ist die Bevölkerung nach amtlichen Angaben von 542 auf 682, also um rund 140 Millionen (fast 26 Prozent) gewachsen[12], Moskau dagegen meldete in denselben elf Jahren eine Zunahme von 179 auf 216 Millionen, also um 21 Prozent.[13]

Während nun aber in anderen Entwicklungsländern die Versorgungslücken wenigstens teilweise durch die westliche Wirtschaftshilfe geschlossen wurden, sah sich Peking durch die wesentlich geringeren Leistungen aus Moskau enttäuscht und mußte im gleichen Maße mit deren weiterem Schrumpfen rechnen, in dem die Sowjetführung der Erhöhung der Konsumgüterproduktion und des Lebensstandards im eigenen Lande Vorrang gab. Man wollte also nicht nur, man mußte sich selbst helfen, mußte den einzigen im Überfluß vorhandenen Rohstoff, die Menschenmassen nämlich, in einem über das sowjetische Beispiel noch weit hinausgehenden Umfang ausbeuten, den Mangel an „Pferdekräften" durch den rücksichtslosen Totaleinsatz von Menschenkräften bis zur letzten Hausfrau ausgleichen.[14]

Kein süßes Leben für Chinesen

Der Große Sprung sollte Peking endlich die Gelegenheit bieten, die bitteren Erlebnisse der jüngsten Vergangenheit zu kompensieren, in der man sich mit der Rolle des Zweiten im Ostblock hatte begnügen müssen und dankbarer Schüler der selbstgefälligen, von ihrer Führerstellung auf dem Wege zum Kommunismus so überzeugten Russen zu sein hatte. Das war die stolzen Chinesen in ihrem Ehrgeiz, wieder Reich der Mitte und Maßstab der Welt zu werden, hart angekommen, und dieser verletzte Stolz, dazu die Enttäuschung über die, wie sie meinten, allzu kleinlich bemessene (und krämerhaft verrechnete) Wirtschaftshilfe der Sowjetunion trieben sie zu dem Entschluß, etwas nie Dagewesenes, die ganze Welt in Erstaunen Setzendes, sogar der Sowjetunion

Imponierendes zu errichten, ja diese auf dem Wege in die bessere Zukunft zu überholen. Man war es satt, immer wieder aus Moskau zu hören, daß man noch Jahrzehnte geduldiger Kleinarbeit vor sich habe; man wollte mit einer gewaltigen Kraftanstrengung aus dem beschwerlichen Engpaß herauskommen, in dem man sich noch befand, während die Russen ihn bereits hinter sich hatten und die Früchte ihrer Strapazen zu genießen begannen.

Vermutlich war es ein Zufall, daß am Tage nach der Resolution des chinesischen ZK über die Errichtung der Volkskommunen das russische ZK (gemeinsam mit dem Ministerrat) eine Verfügung über den Ausbau der Gasindustrie erließ[15]; aber es war kein Zufall mehr, daß – in den Kommentaren über diese Verfügung – der Sowjetfrau, dank der bevorstehenden Anlage von Gasleitungen in Millionen von Wohnungen, die Befreiung von einem Teil der Küchensklaverei angekündigt wurde, während in denselben Tagen die Pekinger Presse der Chinesin die baldige Befreiung von der gleichen Arbeit durch die Massenspeisung in Kantinen in Aussicht stellte – Kantinen, deren kaum noch überbietbare Primitivität sich nicht verbergen ließ.

Kein „süßes Leben" also für die Chinesen, jedenfalls nicht für die nächsten Jahre – das wurde bald zu einem Leitmotiv der Propaganda. Häufig warfen junge Chinesen Fragen wie diese auf: Warum so schrecklich eilig? Wozu müssen wir eigentlich Großbritannien in der Produktion einholen (eines der erklärten Ziele Pekings)? Wäre es wirklich so schlimm, wenn wir etwas langsamer vorankämen und dafür mehr vom Leben hätten? Welchen Sinn hat es, so zu leben – kaum ist eine Arbeit getan, beginnt schon die nächste? Auf solche Fragen wurden sie aufgeklärt, daß Schnelligkeit im Wesen der Massenrevolution liege und ja auch niemand auf den Gedanken käme, ein Schwein langsam zu töten, und wegen ihrer Einwände wurden sie als Faulpelze angegriffen, als „stehendes Wasser, das stinkt".[16]

„Aus eigener Kraft"

Aus der Not eine Tugend zu machen, ist nicht nur eine Maxime privater Lebenskunst; auch Völker reagieren so. Das Bewußtsein, zwar arm, aber darum nicht weniger wert zu sein, beherrscht viele

Chinesen, vor allem den – im Vergleich zu ihnen wohlhabenden – Russen gegenüber. Dieses Gefühl „stolzer Armut" überkommt sie mit besonderer Schärfe, wenn sie sehen, wie die Sowjetunion den Nehrus und den Nassers Milliardenwerte unter günstigsten Bedingungen auf Kredit gibt, ihnen selbst aber seit Jahr und Tag nur gegen Ware oder Bargeld verkauft und sich dabei als Wohltäter in die Brust wirft. Zur Weißglut mußte es sie vollends bringen, wenn Moskau ihnen – kaum noch verhüllt – in einem von mehreren Sowjetzeitungen nachgedruckten Aufsatz mit einem Lieferungsstop drohte:

> „Ließe es sich denken, daß selbst in einem so großen Land wie, sagen wir, China der Sozialismus unter den gegenwärtigen Bedingungen erfolgreich aufgebaut werden könnte, wenn dieses Land isoliert wäre und nicht auf die Zusammenarbeit und Hilfe aller anderen sozialistischen Länder rechnen könnte?" [17]

Der chinesische Stolz gegenüber dem enttäuschenden Bundesgenossen sollte seinen prägnantesten Ausdruck in einer Rede des Planungschefs Li Fu-tschun finden. Imperialisten und Revisionisten, so sagte er (und man weiß, daß die russischen Kommunisten in den Augen vieler Chinesen Revisionisten sind), bemühten sich seit 1958 (auch dieses Datum ist interessant und weist erneut auf die Sowjetunion, mit der man sich seit 1958 in ernstem Streit befand), China zu isolieren. Und er fügte hinzu:

> „Aber für uns ist ihr antichinesisches Vorgehen eine gute, nicht eine schlechte Sache, ... es hat China keinen Schaden zugefügt. Im Gegenteil, es hat die ganze Partei und das Volk aufgerüttelt, sich noch enger zusammenzuschließen, kühne Ziele zu setzen, auf die eigene Anstrengung zu vertrauen und mutig vorwärts zu drängen." [18]

Ein deutlicher Seitenhieb auf Moskau war es auch, als kurz darauf der damalige Verteidigungsminister Lin Piao in einem Rückblick auf den Bürgerkrieg schrieb, daß Tschiang Kai-schek 1946 „gewaltige Unterstützung vom amerikanischen Imperialismus ... und große Mengen von Waffen, Ausrüstung und Wirtschaftshilfe erhielt", während die chinesische Rote Armee nur „armselige Waffen und Ausrüstung hatte und keinerlei Hilfe aus dem Ausland bekam".[19]

Man hört geradezu, wie die Chinesen den Russen in Gedanken sagen: Ihr redet stolz davon, daß ihr in den nächsten Jahren den Arbeitstag auf sieben, sechs, ja fünf Stunden verringern wollt. Uns könnt ihr damit nicht imponieren. Unsere Bauern arbeiten zwölf, vierzehn, sechzehn, ja zwanzig Stunden am Tage, um im Großen Sprung rasch in den Kommunismus zu gelangen. Ihr Russen wollt uns nicht in genügender Zahl Großhochöfen hinstellen. Tut nichts! Wir mobilisieren Millionen chinesischer Bauern, die uns den fehlenden Stahl aus dörflichen Hochöfen liefern. Wir schaffen es auch aus eigener Kraft! Insofern möchte man vermuten, daß die Wahl des Namens der ersten Volkskommune eine deutliche Tendenz verriet: Die Russen werden mit ihrem Sputnik als erste auf dem Monde landen, wir Chinesen aber mit dem unseren als erste im Kommunismus!

Mit einem Wort: Man wollte nicht mehr warten, zumal auch sachliche Überlegungen zu neuen Entschlüssen drängten. So kam es zu dem dramatischen Experiment der Volkskommunen. Die unmittelbaren Gründe dieses Entschlusses sind nicht nur wirtschaftlicher, sondern auch politischer, selbst militärischer und soziologischer Art. Wenn wir sie nun zusammenfassen, soll die Haltung der sowjetischen Führung zu den gleichen Fragen jeweils der chinesischen gegenübergestellt werden.

Die Volkskommunen und ihre Hintergründe

Wirtschaftliche Ziele: Das zu möglichst rapider Modernisierung, und das heißt Industrialisierung, ihres Landes notwendige Kapital konnten die Chinesen nur zum geringen Teil aus dem Ausland (das heißt aus dem Ostblock) erhalten; sie mußten es also in erster Linie aus eigener Kraft aufbringen, nämlich durch den Konsumverzicht der Bevölkerung, vor allem der bäuerlichen. Da sich diese ferner – recht und schlecht – selbst verpflegte, würde die Versorgung neuer Arbeiterarmeen mit relativ geringfügigen Mehrausgaben möglich sein, wenn sie im Bereich ihrer natürlichen Ernährungsbasis verblieben, das heißt aus dem bäuerlichen Potential rekrutiert würden; massenweise eingesetzt, könnten sie dann durch den Bau von Staudämmen, Bewässerungsanlagen, Straßen zur Erhöhung des Staatsvermögens beitragen und durch die Entwicklung der ländlichen Kleinindustrie (land-

wirtschaftliche Geräte, Kleidung, Ausstattung der Massenküchen) entsprechende Produktionskapazitäten der städtischen Industrie für andere Aufgaben frei machen. Rein städtische, vom Land gelöste Arbeitsheere dagegen könnten vom Staat nur mit erheblichen Kosten unterhalten werden. Auch entlastete der Staat sein Budget, indem er einen Teil der normalerweise ihm zufallenden Aufgaben auf die Volkskommunen abwälzte, etwa die der unteren Verwaltung und des dörflichen Erziehungswesens.[20]

Der Sowjetstaat hat sich bis jetzt mit der Ausbeutungsform des Kolchos zufriedengegeben, und in der Tat hat er auf diese Weise ungezählte Milliarden von Rubeln aus der Bauernschaft herausgepreßt, indem er dieser für ihre Produkte nur einen Bruchteil des Marktwertes zahlte und mit Hilfe dieser ihm zufließenden Riesengewinne im wesentlichen die Industrialisierung finanzierte. Mao aber war offenbar damit nicht zufrieden; von den Volkskommunen erhoffte er eine noch viel wirksamere Ausbeutung der Bauern. Ob sich seine Erwartungen auf längere Sicht erfüllen werden, läßt sich heute nicht sagen, da wir viel zu wenig zuverlässige (und in den letzten Jahren praktisch überhaupt keine) Angaben über die chinesische Landwirtschaft besitzen; denkt man an die katastrophalen Mißernten der Jahre 1959, 1960 und 1961, die nicht nur durch ungünstige Witterung, sondern auch durch die von den Volkskommunen hervorgerufene Unordnung und bäuerliche Unzufriedenheit verursacht wurden, so wird man die Frage aufwerfen, ob Mao sich nicht sehr verrechnet hat.

Politische Gesichtspunkte: Offenbar betrachtete die chinesische Führung auch die politische Kontrolle über den Bauern, die ihr der relativ lockere Kolchosverband bot, als unzureichend. Ein Jahr zuvor – auf dem Höhepunkt der Hundert Blumen – hatte sie das Ausmaß der bäuerlichen Opposition gegen die Kollektivierung erkannt; sie wußte auch, daß die Bauern, sobald sich eine Gelegenheit bot, die Fessel der Kollektivierung zu lockern suchten; so hatte sich zum Beispiel in der Provinz Honan innerhalb eines Jahres nach Abschluß der Kollektivierung (von 1956 auf 1957) die Zahl der Kolchose mehr als verdoppelt, mit anderen Worten: ihr Umfang war im Durchschnitt auf die Hälfte reduziert. Dies wurde als ernstes Symptom einer Auflösung der Kolchose gewertet und führte in einer Reihe von Provinzen zu „Säu-

berungen", das heißt zur Ausschaltung zahlreicher Funktionäre, die mit den Bestrebungen der Bauern sympathisierten.[21]
Auch den russischen Kommunisten war es nicht leicht gefallen, die Bauernschaft mit Hilfe des Kolchos bei der Stange zu halten, aber sie waren offensichtlich der Meinung, daß dieser unter den gegebenen Umständen als Instrument der Kontrolle ausreichte. Es ist eben doch wohl ein Unterschied, ob es die Führung, wie in der Sowjetunion, mit einer Bevölkerung zu tun hat, die nur noch zu 52 Prozent auf dem Lande lebt, oder, wie in China, mit einer ländlichen Bevölkerung von mehr als einer halben Milliarde, der 1957 nur rund 25 Millionen Arbeiter und Angestellte (plus Familien) gegenüberstanden.[22]
Militärische Rücksichten: Als Herr über das volkreichste Land der Erde mußte sich Mao sagen, daß Chinas Chance, einen Atomkrieg zu überleben, am größten ist, wenn es aus einer riesigen Anzahl mehr oder weniger autarker Wirtschaftseinheiten besteht, die weiter existieren können, auch wenn die Industriezentren in Atomstaub zerfallen sollten.
In der Sowjetunion hat man aus ähnlichen Überlegungen seit langem die Industrie über die Weite des Landes verteilt; aber man ist nicht auf das Extrem verfallen, das Dorf – über ganz bescheidene Grenzen hinaus – zu industrialisieren.
Gesellschaftspolitische Absichten: Daß die chinesischen Kommunisten (wie alle Kommunisten) gegen den Sippenzusammenhalt sind, weil sie in der Sippe einen Staat im Staate sehen, ist nicht verwunderlich; doch hatte die Sippe, wie wir aus Teil I wissen, schon vor dem Kommunismus manches von ihrer Geschlossenheit und Stärke eingebüßt, und bei fortschreitender Modernisierung hätte sie ganz automatisch ihre frühere Bedeutung verloren. Den Kampf gegen Elemente der Kleinfamilie dagegen (etwa Denunzieren des Vaters durch den „fortschrittlichen" Sohn) hatte Peking zunächst nur wie eine vorübergehende Maßnahme geführt, die sich aus der Revolution und dem von ihr verursachten Umbruch ergab, nämlich nur gegen solche Familien oder Familienteile, die als „Hort der Reaktion" angesehen wurden, nicht aber gegen die Familie als solche.[23] Jetzt sollte sich auch dies ändern; die Wandlung läßt sich deutlich an der Politik der führenden Jugendzeitschrift ablesen. In der Hundert-Blumen-Zeit hatte sie

die Jugend aufgefordert, die Eltern zu ehren und deren Unterhalt als „heilige Pflicht" anzusehen, hatte das Gewissen der jungen Mädchen mit der Erklärung beruhigt, ein hübsches Kleid sei keineswegs Ausdruck einer bourgeoisen Gesinnung. Im Zeichen des Großen Sprunges aber schrieb sie:

> „Der Rahmen der individuellen Familie, der Tausende von Jahren bestand, ist endgültig zerschmettert ... Wir müssen die Volkskommune als unsere Familie betrachten und der Bildung einer eigenen Kleinfamilie keine besondere Beachtung schenken ... Seit Jahren hat man Mutterliebe verherrlicht ... aber es ist falsch, den Menschen von einem sozialen zu einem biologischen Wesen zu erniedrigen ... Die liebsten Menschen in der Welt sind die Eltern, und doch können sie nicht mit dem Vorsitzenden Mao und der Kommunistischen Partei verglichen werden ... denn nicht die Familie hat uns alles gegeben, sondern die Kommunistische Partei und die große Revolution ... Die private Liebe ist nicht so wichtig; Frauen sollten daher nicht zu viel von der Energie ihrer Männer für sich beanspruchen." [24]

Der Einfluß der Eltern auf die Kinder schrumpfte stark als Folge der Lebens- und Arbeitsverhältnisse in der Kommune; aber auch der der Großeltern sollte durch deren Einweisung in die – „Heime des Glücks" genannten – Altersheime ausgeschaltet werden. Die Löhne und Zuteilungen gingen nicht mehr an das Familienoberhaupt, sondern an jeden einzelnen Verdiener. Der gesamte Lebensrhythmus in den Kommunen war in seiner Wirkung auf die Menschen familienfeindlich; man tat geradezu, als habe man es nur noch mit geschlechtslosen Arbeitstieren zu tun.

Das Schicksal der russischen Familie unter dem Bolschewismus habe ich an anderer Stelle ausführlich geschildert [25]; seit der Mitte der dreißiger Jahre hat sich die Politik des Sowjetstaates eher stärkend als schwächend auf die Familie ausgewirkt; das Prinzip des Familienzusammenhaltes wird nicht bestritten; die Einweisung von Kindern in Internate ist durchaus freiwillig; in ihnen ist bis jetzt nur ein ganz kleiner Prozentsatz der Jugend erfaßt; die Millionen neuer Wohnungen, die in den letzten zehn Jahren gebaut wurden, sind ausgesprochene Familienwohnungen, sind als Einheiten, die für Familien geeignet sind, gedacht; eine Auflösung der Familie durch frühzeitige Trennung der Eltern von den Kindern ist erst für eine ferne Zukunft „unter dem Kommunismus" ins Auge gefaßt.

Für den chinesischen Kommunisten sind jedoch alle diese Überlegungen, so wichtig sie sein mögen, nur Teilaspekte von organisatorisch-technischer Bedeutung. Entscheidend bleibt das alles übergreifende ideologische Ziel, hier also die Frage: Wie konnte das – noch auf lange Sicht – überwiegend bäuerliche China der kommunistischen Lebensform nähergebracht werden? Dafür aber reichte – nach Meinung des ungestümen Flügels der KPCh – der einige Jahre nach der Machtergreifung eingeführte Kolchos nach russischem Muster auf die Dauer nicht aus. Er ließ dem Einzelnen im überschaubaren Kreis der Nachbarschaft noch immer einen persönlich bestimmten Lebensraum und konnte geradezu ein Hindernis auf dem Weg seiner vollen Integration in die größere Gemeinschaft aller Werktätigen werden; nicht umsonst gilt nach der orthodoxen Lehre – von der sich nur der jugoslawische Kommunismus zu lösen wagte – das Kollektiveigentum an den Produktionsmitteln als bloße Vorstufe der eigentlich erstrebten Eigentumsform des Volks-, lies: Staatseigentums.

In der Richtung auf dieses Ideal erschien daher jede Zusammenfassung kleiner Kollektive zu neuen, nur noch von einer sehr hohen Kommandobrücke aus zu übersehenden und zu steuernden Großformen als entscheidender Fortschritt. So betonte denn auch die Resolution von Peitaiho, die im Spätsommer 1958 die Volkskommunen parteiamtlich ins Leben rief, mit Nachdruck, in ihnen seien bereits „Elemente von Volkseigentum" (also der „höchsten Eigentumsform") enthalten.[26] Überhaupt, so erklärte in jenen Wochen das offizielle Parteiorgan, werde die Umwandlung des bisherigen Kollektiveigentums in Volkseigentum im großen ganzen nur drei bis vier Jahre dauern, zum Teil noch früher erfolgen[27] – während in der UdSSR dieser Prozeß von jeher als langwierig und kompliziert dargestellt wurde.[28]

Aber die Quantität allein konnte nicht genügen. Sollte die neue Einrichtung, den „nationalen Besonderheiten" Rechnung tragend, jenen größten Reichtum Chinas, sein Arbeitspotential, voll ausschöpfen, mußte sie die Möglichkeit bieten, jeder Notwendigkeit zu entsprechen und die gleiche Menschenkolonne heute auf den Feldern, morgen am Staudamm, übermorgen am Hochofen oder an der Werkbank – oder auch zu militärischen Übungen einzu-

setzen: sie mußte als Arbeits- und Produktionsgemeinschaft universal und total sein, so daß jede wirtschaftliche Existenz nur noch in ihr und durch sie möglich war.

Dazu ein Letztes und Höchstes: Sollten die ärgerlichen Reste bourgeoiser Haltungen, die die Hundert-Blumen-Zeit hatte zutage treten lassen, endgültig verschwinden, die Umwandlung des Privatmenschen in ein Kollektivwesen Wirklichkeit werden, so war es geboten, die Arbeitsgemeinschaft zur totalen Lebensgemeinschaft auszuweiten; der Einzelne sollte auch mit Nahrung, Kleidung, Wohnung, ja selbst dem notwendigsten Lebensgenuß von ihr abhängig werden. Wenn dies gelang – und der noch bescheidene Lebensstandard und Lebensanspruch des chinesischen Volkes bot dem Experiment einige Chancen –, dann hatte sich das China Maos, was den kommunistischen Charakter seiner Lebensformen betraf, mit einem Schlag an die Spitze des „Lagers" gesetzt.

Solche Bedürfnisse, Überlegungen und – Träume haben den großen Entschluß ausgelöst und auch die Art der Ausführung bestimmt. Auf die Vorgänge selbst im einzelnen einzugehen erübrigt sich; ihre Vorgeschichte zumal war – kaum ohne Absicht – innerhalb weniger Monate in einen kaum noch zu durchdringenden Schleier unklarer, ja widersprechender Nachrichten eingehüllt.[29] Auch die öffentlichen Reden und Resolutionen des im Mai 1958 abgehaltenen Parteitags, auf dem der Große Sprung proklamiert wurde, gaben noch keine Andeutung einer bevorstehenden radikalen Veränderung der Agrarstruktur. Dabei war nach der späteren Version vom September 1958 bereits am 20. April 1958 – aus 27 Kolchosen mit 9300 Höfen und 43 000 Menschen – die Volkskommune Sputnik gebildet worden.[30] Als aber der Entschluß einmal gefaßt war, erhielt er sofort größte Publizität.

Das war schon deutlich, als am 10. September 1958 jene Resolution des chinesischen ZK, das kurz zuvor in dem Badeort Peitaiho getagt hatte, in Peking veröffentlicht[31] und in alle Welt gekabelt wurde; es wurde unverkennbar, als die chinesische Presse die Entwicklung auf dem Land weit über den relativ nüchternen Wortlaut der Resolution hinaus dramatisierte und zu einem Weltereignis erster Ordnung stempelte. Im November 1958 folgte eine Broschüre von rund hundert Seiten, in zahlreichen Sprachen veröffentlicht, die außer der Peitaiho-Resolution noch

fünf Aufsätze sowie die Statuten der Volkskommune Sputnik enthielt und den Leser „grundlegend über die Bewegung zur Schaffung der Volkskommunen" informieren sollte.[32] Auch die zahllosen anderen, in der Broschüre nicht enthaltenen Aufsätze jener Zeit können nicht als private Meinungen ihrer Verfasser angesehen werden, da sie in einer völlig vom Staat und der Partei kontrollierten Presse erschienen und noch dazu ein hochwichtiges Thema behandelten. Zu diesem umfangreichen Material von mehr oder weniger parteiamtlichem Charakter treten noch einige Berichte westlicher Augenzeugen[33]. So läßt sich ein ziemlich genaues, im wesentlichen wohl auch zuverlässiges Bild der neuen Wirklichkeit gewinnen.[34]

Sieben Merkmale – sieben Unterschiede

Sieben Merkmale scheinen mir für die Zeit bis Ende November 1958 besonders bedeutsam; zu ihnen soll wiederum jeweils die entsprechende Situation in der UdSSR vermerkt werden.

1. Neue Größenordnung. In China waren, wie amtlich mitgeteilt wurde, bereits wenige Wochen nach der Peitaiho-Resolution rund 120 Millionen Bauernfamilien in rund 26 000 Volkskommunen zusammengeschlossen; auf jede Volkskommune kamen demnach im Durchschnitt 4600 Familien, während es vorher 740 000 Kolchose mit je etwa 160 Familien gegeben hatte.[35] – In der Sowjetunion gab es zu der Zeit rund 76 500 Kolchose, auf die im Durchschnitt je 245 Bauernfamilien entfielen.[36] Diese Zahlen zeigen, daß sich die chinesischen Kolchose aus der Zeit vor der Schaffung der Volkskommunen der Größe – wenn auch nicht der Fläche – nach mit den russischen vergleichen lassen, während die Entwicklung danach weit auseinanderführte.

2. Eingliederung der staatlichen Verwaltung. Zwischen der Leitung der Volkskommunen und derjenigen der staatlichen Behörden desselben Territoriums wurde Personalunion angestrebt.[37] Indem sie die staatliche Verwaltung mit der der Volkskommunen verschmolz, wollte die Partei zum Ausdruck bringen, daß die Volkskommunen auch einen Schritt auf dem Wege zu dem – von Engels proklamierten – „Absterben des Staates" darstellen. – In der Sowjetunion waren Kolchosleitung und staatliche Administration völlig getrennt.

3. Militärische Organisation. Aus den ersten Berichten über die Volkskommunen geht hervor, daß diese in doppeltem Sinne militarisiert wurden: erstens, indem man in ihnen Milizen aufstellte („Jeder Chinese ein Soldat!"), und zweitens, indem Bauern (und Bäuerinnen) auch zur täglichen Arbeit in Kompanien und Regimentern zu marschieren hatten und – wie militärische Einheiten – häufig für Wochen in andere Gebiete „geworfen" wurden, wo man gerade Arbeitskräfte in größerer Zahl brauchte, etwa für Bewässerungsarbeiten oder Straßenbau. – In der Sowjetunion war die Aufstellung von Militärformationen im Kolchos unbekannt; die Ausbildung der Jugend in para-militärischen Organisationen (ursprünglich Ossoawiachím, später DOSAAF) war von der Arbeit des Kolchos völlig getrennt, und Bilder von Bauern neben Gewehrpyramiden auf dem Acker, wie sie in China im Herbst 1958 veröffentlicht wurden, hat es in der Sowjetunion nie gegeben. Auch ist dort der Weg zur Arbeit (außer in Straflagern) meines Wissens nie in militärähnlichen Formationen angetreten worden.

4. Industrialisierung des Dorfes. Ein besonderes Merkmal der Volkskommunen war es, daß in ihnen nichtlandwirtschaftliche Produktionsstätten in großer Zahl errichtet wurden. „Fabriken" freilich, wie sie im Überschwang jener Monate genannt wurden, waren sie weniger als vielmehr – und zwar meist sehr primitive – Werkstätten; dies ergibt sich allein schon, wenn man nicht an Märchen glaubt, aus der Mitteilung, daß zum Beispiel in einem Distrikt in Honan „innerhalb von zehn Tagen 4530 Fabriken für die Herstellung von Stahl, Eisen, Maschinen, Kunstdünger, Zement usw." entstanden seien.[38] Am berühmtesten sind die Volkshochöfchen – viele kaum mehr als mannshoch – geworden, von denen 1958 auf dem Lande und auch in den Hinterhöfen der Städte zwei Millionen errichtet wurden und in die – neben Erz aus etwaigen örtlichen Lagern – alles hineingeworfen wurde, was aus Eisen bestand. – In der UdSSR hat es etwas Derartiges nie gegeben. Zwar verfügen zahlreiche Sowjetkolchose über eigene Reparaturwerkstätten und zum Teil auch Betriebe zur Weiterverarbeitung ihrer Produkte sowie Baubetriebe, aber die Industrialisierung haben die russischen Kommunisten immer dem – oft aus riesigen Werken bestehenden – Großbetrieb überlassen.

5. Entlohnung „nach Bedürfnissen". Im chinesischen Kolchos wurde bis zum Sommer 1958 – im russischen wird bis zum heutigen Tag – nach Leistung entlohnt. Der Entlöhnung lag die mehr oder weniger verbuchte Leistung des Einzelnen zugrunde (manchmal auch einer Arbeitsgruppe, die dann den Gruppenlohn wieder nach Leistung unter ihre Mitglieder aufteilte). In der Volkskommune aber erhielten die Mitglieder einen Teil ihres Lohnes in natura, indem der notwendigste Lebensbedarf (ein Schlag Suppe in der Massenküche; ein Paar Stoffschuhe, wenn die alten zerfetzt waren) unabhängig von ihrer Leistung kostenlos als Pro-Kopf-Ration ausgegeben wurde; den anderen Teil erhielten sie weiter nach Leistung (also unter Beibehaltung des Akkords), zum Teil auch auf Grund der Lohnkategorie, welche dem Einzelnen entsprechend seiner Qualifikation zuerkannt worden war.[39]

In der Peitaiho-Resolution war noch davor gewarnt worden, zu früh mit neuen Lohnsystemen zu experimentieren; aber die Zuteilung in natura setzte sich sehr rasch durch, nicht zuletzt, weil in dem allgemeinen Durcheinander ein Buchführen über die Leistung jedes Einzelnen nicht mehr möglich war. Zahlreiche Kommunen führten die sogenannten „Sieben Garantien" oder „Zehn Garantien" ein, wonach jedem Kommunemitglied bestimmte Waren oder Dienste grundsätzlich ohne Bezahlung zustanden: Nahrung, Kleidung – oft auch Haarschnitt – Wohnraum; Hilfe bei Geburt, Hochzeit, Beerdigung; ärztliche Behandlung; Schulausbildung der Kinder; Kinobesuch oder andere Unterhaltungsmöglichkeiten.[40] (Ob diese „garantierten" Ansprüche auch verwirklicht werden konnten, das war freilich eine ganz andere Frage!) Bares Geld wurde oft nur noch in Form eines geringen Taschengeldes ausgezahlt und davon auch gleich ein Teil als „Staatsanleihe" einbehalten.[41] Alles deutete darauf hin, daß bald der von der Leistung abhängige Baranteil ganz verschwinden und die Entlohnung ausschließlich in Form von Zuteilungen erfolgen sollte. Die Partei lobte die neue Entlohnungsform als Keimzelle des Kommunismus[42], und es gab damals schon Stimmen, welche den Übergang zum hundertprozentigen Zuteilungssystem forderten.[43]

Der grundlegende Unterschied zwischen Geldlohn und Zuteilung

ist klar: Bei Entlohnung in Form von Zuteilungen hat der Einzelne keinerlei persönliche Wahlmöglichkeit mehr, während er sie bei Geldlohn nach Leistung, auch wenn dieser noch so niedrig ist, besitzt. Wer auf Rationen angewiesen ist, muß nehmen, was man ihm gibt – man, das heißt die Funktionäre, von denen er nun fast wie ein Sklave abhängig wird. – In der Sowjetunion galt seit Beginn der dreißiger Jahre strikt und ausnahmslos – wenn auch zum Teil auf unvorstellbar niedrigem Niveau – der Leistungslohn, auf dem Lande wie in der Stadt. Jeder wurde und wird entsprechend seiner Leistung entlohnt, beziehungsweise in eine bestimmte Lohnkategorie eingestuft. Noch im April 1962 wandte sich der für Lohnfragen zuständige Minister der Sowjetunion scharf gegen jeden Versuch, den Leistungslohn abzuändern.[44]

6. Radikale Beschneidung des Privateigentums. Um das Aufgehen im Kollektiv noch wirksamer zu fördern, wurden die Kommunemitglieder unablässig gedrängt, den bescheidenen Privatbesitz, den sie im Kolchos noch zu eigen gehabt hatten, an die Kommune zu übertragen: Gartenland, Obstbäume, Kleinvieh, Wohnungsinventar. Wo man diesen Verzicht nicht schon jetzt forderte, stellte man die Forderung für die Zukunft in Aussicht. – In der UdSSR ist – mit Ausnahme der zwanziger Jahre – stets strikt unterschieden worden zwischen dem jedem Sowjetbürger genehmigten Privateigentum an *Gebrauchsgütern* (bis zu Wohnhaus und Privatauto) und dem ihm verbotenen und nur dem Staat (oder einem Kollektiv wie dem Kolchos) erlaubten Eigentum an *Produktionsmitteln.* Seit Beginn der dreißiger Jahre ist das Privateigentum an Gebrauchsgütern grundsätzlich (wenn auch nicht immer in der Praxis) unangetastet geblieben; es ist im Artikel 10 der Sowjetverfassung von 1936 ausdrücklich garantiert.

7. Kollektivierung des persönlichen Lebens. Aber auch diese Beschränkungen waren noch nicht das Letzte: in den Volkskommunen jener Monate setzte der Kommunismus zum Generalangriff auf das Privatleben an: Man aß in Speisehallen (es gab Volkskommunen, in denen man die Bauern so lange unter Druck setzte, bis sie ihr Küchengeschirr der Kommune ablieferten, und sie bestrafte, wenn aus der Hütte aufsteigender Rauch privates Kochen

verriet[45]); die Kinder wurden, soweit sie zur Feldarbeit zu jung waren, in eiligst errichteten Krippen und Kindergärten zusammengefaßt; alte Leute, die bisher mit ihren Familien gelebt hatten, mußten in Altersheime übersiedeln und leichtere Arbeiten, etwa in Kindergärten oder Flickwerkstätten, übernehmen; Ehepartner wurden verschiedenen Arbeitseinheiten zugeteilt und bekamen sich wochenlang nicht zu sehen; vielerorts begann man mit dem Abbruch der Bauernhäuser und verwendete das dabei gewonnene Material zum Bau von Schlafbaracken[46], in denen Ehepaare getrennt untergebracht wurden[47]; in Neubauten waren keine privaten Küchen mehr vorgesehen und die Einzelaborte durch große Latrinen ersetzt[48]; schließlich eine für Chinesen besonders harte Maßnahme: die Beseitigung der auf den Feldern verteilten Ahnengräber und deren Zusammenlegung zu Massengräbern wurde nicht nur geplant[49], sondern auch vielfach bereits in die Tat umgesetzt. – In der Sowjetunion hat man, von den wenigen Kommunen der zwanziger Jahre abgesehen, nichts Derartiges unternommen. Manche Bolschewiken – unter ihnen Chruschtschow – sind zwar für den Bau sogenannter Agrostädte mit größeren Mietshäusern eingetreten, in welche die Bauern aus ihren privaten Behausungen umgesiedelt werden sollen. Aber man hat sich in Kenntnis der bäuerlichen Einstellung zur Verwirklichung dieser Pläne bisher nicht entschlossen.

Man mag noch fragen, wie die chinesischen Kommunisten überhaupt glauben konnten, ein Programm von solchen utopischen Ausmaßen zu verwirklichen. Es scheint, daß sich Funktionäre und Führung im Sommer und Herbst 1958 gegenseitig in einen immer größeren Siegesrausch hineinsteigerten. Zum Teil glaubten die örtlichen Funktionäre der Parteipropaganda von der unmittelbaren Nähe des Kommunismus und der Bereitschaft der Massen, Tag und Nacht ohne Lohn zu arbeiten; andere witterten wohl auch eine neue Generallinie und erhofften sich vermehrtes Prestige und andere Vorteile, wenn sie sich nur rechtzeitig auf sie einstellten. Sie begannen, sich selbst einzureden, in ihrem Wirkungskreis gebe es bereits Anzeichen des Neuen, und taten das Ihre, es zu erzwingen. Umgekehrt sammelten sich auf den Schreibtischen der Führung Berichte über einen neuen Massen-Enthusiasmus, über freiwilligen Verzicht auf Entlohnung, über

Freudenkundgebungen von Bauern, denen man die Ahnengräber einebnete und die Schweine fortnahm; sie fühlte sich also in ihrer Propaganda bestätigt und fing selbst an, daran zu glauben, man könne auf die materiellen Voraussetzungen verzichten und durch den bloßen millionenfachen Willensakt der Massen den „Großen Sprung nach vorwärts", unmittelbar in den Kommunismus erzwingen.[50]

2. DER ERSTE ERNSTE STREIT

Was in den letzten Monaten des Jahres 1958 in den Dörfern Chinas geschehen war, das war nicht die Durchführung von Notmaßnahmen zur Überwindung vorübergehender Engpässe, sondern etwas grundlegend Neues. Zum ersten Mal wurde, und das erklärtermaßen als Beispiel, als Modell für alle, einem ganzen Volke die Lebensform auferlegt, die sonst nur in eng begrenzten, einem strengen Zweck verschworenen Gemeinschaften vom Typ des Ordens geübt worden war: die totale Kollektivierung und Verfügbarmachung des Menschen. Peking selbst rief es mit lautem Triumph in die Welt hinaus, und diese nahm – wenn sie es tat – das Unerhörte mit Entsetzen zur Kenntnis.

Nur in der Hauptstadt des „Lagers" war nichts von dieser Erregung zu sehen. Moskau schwieg – durch Wochen, durch Monate hindurch. Wohl brachte, wie dies bei größeren Ereignissen im Ostblock üblich war, die Prawda die Peitaiho-Resolution am Tage nach ihrer Veröffentlichung – doch ohne Kommentar.[51] Auch in den folgenden Tagen fehlte jedes Wort des Lobes wie auch der Kritik, obgleich China wegen der gespannten Lage um Taiwan viel Raum in der Sowjetpresse einnahm. Sogar in den Jubiläumsartikeln zum chinesischen Staatsfeiertag fand sich kein Wort über die Volkskommunen – mit einer Ausnahme: die Moskauer Literaturzeitung veröffentlichte eine Reportage, in der die Volkskommunen mit einigem Überschwang geschildert wurden.[52] Ob dieser Artikel höheren Orts inspiriert war oder nur einfach „durchrutschte" – wer will es wissen?

Von dieser einen Ausnahme abgesehen – tiefe Stille. Monat um Monat. Während sich also die chinesische Presse, ganz im Zeichen der Volkskommunen stehend, vor Begeisterung überschlug, wäh-

rend alle westlichen Zeitungen und Zeitschriften die Entstehung der Volkskommunen als einen der bedeutsamsten, folgenschwersten Vorgänge der Nachkriegsgeschichte registrierten, blieb Moskau stumm. Eine schärfere Kritik als dieses Schweigen war kaum denkbar.

Ideologische Konkurrenz

Die Volkskommune war für die Sowjetunion die schwerste politische Herausforderung seit zehn Jahren, seit Tito es gewagt hatte, gegen Stalin den Anspruch Jugoslawiens auf einen eigenen Weg zu erheben. Und die Herausforderung von 1958 wog weit schwerer als die von 1948, schon weil Chinas Gewicht ungleich größer als das Jugoslawiens war.

Am stärksten mußte die Russen der chinesische Anspruch erbittern, daß die Volkskommune weit fortschrittlicher als der Kolchos sei. Sie hatte, laut Peking, gegenüber dem Kolchos „bedeutende Vorzüge bei der Entfaltung der produktiven Massenaktivität"; „die verhältnismäßig enge organisatorische Form" des Kolchos, der sich „mit einer verhältnismäßig einfachen Wirtschaft" befasse, entspreche nicht mehr den Anforderungen der Zeit.[53] Im Vergleich zur Volkskommune sei der Kolchos „zurückgeblieben" und „veraltet".[54] Die Volkskommune sei also dem Kolchos weit überlegen und übertreffe diesen an Arbeitsproduktivität um zwanzig Prozent.[55]

Das war schon schlimm genug – doch nicht das Schlimmste: Peking proklamierte die Volkskommune offen als den entscheidenden Schritt auf dem Wege zum Kommunismus. Schon die relativ vorsichtig formulierte Peitaiho-Resolution hatte erklärt: „Die Volkskommune stellt die beste Organisationsform für den allmählichen Übergang vom Sozialismus zum Kommunismus dar; sie wird sich zur Grundeinheit der künftigen kommunistischen Gesellschaft entwickeln."

In einem Staatenblock, der sich einem bestimmten ideologischen Ziel verschrieben hat, wird derjenige seinen Anspruch auf Führung mit besonderem Erfolg vertreten, der glaubhaft machen kann, daß er den Weg zu diesem Ziel am besten kennt und am raschesten zurücklegen wird. Bis zum Sommer 1958 konnten die russischen Kommunisten die Überzeugung haben, unbestrittene

Führer im „sozialistischen Lager" zu sein. Nun traten die roten Brüder in Peking mit einem Anspruch auf, der nicht weniger besagte als dies: Wir Chinesen sind im achten Jahr unseres Staates trotz schlechten Startbedingungen dem Kommunismus weit näher gekommen als ihr Russen in den mehr als vierzig Jahren seit der Gründung des euren.

Seit damals hat Peking unermüdlich die Stimmung im Land und im Ostblock zu lodernder Flamme anzufachen versucht; seine wichtigsten politischen Äußerungen, vor allem die Erklärungen zu Lenins Geburtstag (April 1960) sind voll eines revolutionären Pathos, das sonst im „sozialistischen Lager" nur noch selten gehört wird.

Ob Peking den Kreml über die Volkskommunen im voraus informierte, wissen wir nicht. Wenn Chruschtschow bei seinem Besuch in Peking vom Juli/August 1958 durch Mao ins Bild gesetzt worden war, so ließ man jedenfalls davon nichts verlauten. Sollte Mao seinem Gast die damals schon in Gang gekommene Massenaktion oder auch nur deren Tragweite verheimlicht haben (und es spricht vieles dafür[56]), so müßte dies ein zusätzlicher Grund für eine Verärgerung Moskaus gewesen sein.

Der Kreml konnte auch nicht überhören, daß in den Lobeshymnen auf die Volkskommune eine Aufforderung an die anderen Völker im roten Lager wie an die Entwicklungsländer mitschwang, nicht dem russischen, sondern dem chinesischen Beispiel zu folgen. Und schließlich mußte es Chruschtschow aufs höchste alarmieren, daß die Chinesen mit schmetternden Fanfaren auf einen Weg eingebogen waren, den die Sowjetführung auch einmal ausprobiert, aber längst als ungangbar wieder verlassen hatte. Ich habe an anderer Stelle auf Grund eigener Beobachtungen berichtet, wie man in der Sowjetunion mit Kommunen, in denen alles allen gehörte, experimentiert hat und wie sie dann von der Bildfläche verschwanden.[57] Auf dem Parteikongreß von 1930 wurde die „landwirtschaftliches Artel" genannte Form des Kolchos (neben den Staatsgütern) zur alleinigen Organisationsform der Landwirtschaft erklärt.[58] Im Rußland Stalins, das nicht auf den selbstlosen Pflichteifer der Bevölkerung, sondern – wie nun das Schlagwort hieß – auf die „materielle Interessiertheit" und das Aufstiegsstreben des Einzelnen setzte, war für die uto-

pisch-egalitären Kommunen kein Platz; es hat sie dort auch seither nicht wieder gegeben. Und nun, fast drei Jahrzehnte nachdem man in der Sowjetunion das Experiment als mißglückt abgeblasen hatte, bestanden die Chinesen plötzlich darauf, in der Kommune das Ei des Kolumbus entdeckt zu haben.

Spätere Streitfälle mit Peking haben die Russen aus Gründen, die wir untersuchen werden, öffentlich diskutiert. Aber im Herbst 1958 schwiegen sie konsequent. Warum? Erstens wollten sie dem Westen nicht das Schauspiel eines Streites mit ihrem größten Alliierten bieten (die Erfahrungen aus dem öffentlichen Konflikt mit Tito zehn Jahre zuvor waren eine empfindliche Lehre gewesen), und zweitens scheuten sie sich wohl auch vor der Beunruhigung ihrer eigenen Bauernbevölkerung; denn nichts konnte diese mehr aus der Fassung bringen und damit das Gleichmaß ihrer Arbeit gefährden als eine Schilderung der Volkskommunen und die damit verbundene Andeutung, daß diese „höhere Form" des ländlichen Lebens auch den russischen Bauern bevorstehe. Im Sowjetkolchos sind zwar Grund und Boden, Arbeitskraft, Maschinen und sonstiges Inventar seit dreißig Jahren kollektiviert, aber der russische Kolchosnik lebt im eigenen Haus, hat seinen eigenen, wenn auch kleinen, Garten mit eigenen Obstbäumen und Beerensträuchern, hat eigene Hühner oder Ziegen, in der Regel eine eigene Kuh und ein paar eigene Schweine; und wenn er abends vom Felde kommt, dann streckt er seine Füße unter den eigenen Tisch, auf dem ihm und den Kindern seine Frau das eigene Essen aufträgt. Er kann noch bis zum Dunkelwerden im eigenen Garten werken. Er verdient sein eigenes Geld; und ob das nun viel ist oder wenig, es ist sein Geld, über das er verfügen kann.

Die Russen kritisierten erst durch die Blume ...

Die Russen schwiegen also. Sofern sie Kritik äußerten, taten sie dies in einer höchst indirekten und sehr verschlüsselten Form, so etwa, wenn sie durch Stepanjan, einen ihrer führenden Ideologen, erklärten, die Sowjetunion und die osteuropäischen Volksdemokratien würden vor China und den asiatischen Volksdemokratien in den Kommunismus eintreten, womit der chinesische Anspruch auf Entdeckung eines Kurzweges zum Kommunismus

kurzerhand abgetan war.[59] Sehr hübsch war eine ironische Abwandlung dieses Themas in der Iswestija: Einem wohlhabenden, wirtschaftlich hochentwickelten Kolchos sagen die anderen, ihm weit unterlegenen, die seinen Leistungsstand erreichen wollen: „In den Kommunismus kommen wir alle gleichzeitig!“ [60]

Oder als Beispiel einer noch feiner gesponnenen Kritik: Das sowjetische Regierungsorgan druckte zum chinesischen Staatsfeiertag einen Artikel von Po I-po ab. Dieser hatte, indem er die Peitaiho-Resolution zitierte, von der „Verwirklichung *des Kommunismus*“ in China gesprochen; in der russischen Wiedergabe war nur von einer „Verwirklichung *der Kommunen*“ zu lesen.[61] (Bei der Übersetzung der Peitaiho-Resolution in der Prawda einige Wochen zuvor hatte man noch wörtlich die Formel „Verwirklichung des Kommunismus“ akzeptiert.[62] Offenbar hatte der Redakteur ihre Gefährlichkeit damals noch nicht erkannt.)

Ähnlich verhüllt und indirekt war die Kritik, die sich in der Rede des Sowjetbotschafters Judin auf der sowjetischen Jubiläumsfeier im November 1958 fand. Judin hat dort, wann immer er auf China zu sprechen kam, nur dessen Leistungen beim Aufbau des *Sozialismus* (also nicht des *Kommunismus*) hervorgehoben und betont, China nütze die Erfahrungen der Sowjetunion.[63] Das in jenen Wochen in China millionenfach gebrauchte Wort Volkskommune fehlte auch in seiner Rede ganz.

Sofern die Volkskommunen in sowjetischen Fachblättern auftauchten, was für die Unterrichtung der Spezialisten unerläßlich war, geschah dies in einer bewußt distanzierten Form; zum Beispiel sprach man von den Volkskommunen, „welche *die chinesischen Genossen* [Hervorhebung vom Verfasser] für die beste Form des Aufbaus des Sozialismus ... halten“.[64]

... *dann wurden sie deutlicher*

Aber obgleich die Russen damals eine öffentliche Äußerung vermieden oder sich auf Andeutungen beschränkten, ist uns ihre wahre Meinung nicht unbekannt geblieben. In einem langen Gespräch mit dem amerikanischen Senator Hubert Humphrey äußerte sich Chruschtschow am 1. Dezember 1958 sehr abfällig über die Volkskommunen, die er als altmodisch und reaktionär bezeichnete; die Sowjetunion wisse, daß es bis auf weiteres ohne

materielle Anreize keine Leistung geben könne. Über ein damaliges Mitglied der US-Botschaft in Moskau erfuhr ich, daß dieser Teil des Gesprächs vertraulich bleiben sollte. Aber eine US-Journalistin zitierte Chruschtschows Äußerungen in ihrem Blatt[65], und bald darauf machte sie Humphrey selbst der Öffentlichkeit bekannt.[66]

Für Chruschtschow war diese Indiskretion unangenehm. In seiner Rede auf dem XXI. Parteitag bezeichnete er Humphrey – ohne die Volkskommunen zu erwähnen! – als Münchhausen (diese Gestalt ist in Rußland durchaus bekannt); in seiner burschikosen Art verglich er den Senator mit einem Zeitungsverkäufer, der, um seine Ware loszuschlagen, mit dem Ruf durch die Straßen rennt: „Außerordentliches Ereignis! Frau hat Mädchen mit Schnurrbart zur Welt gebracht!", obgleich in dem Blatt nichts dergleichen zu lesen stehe.[67]

Offener konnten die Russen erst sprechen, als sich – wie wir gleich sehen werden – die Chinesen selbst bis zu einem gewissen Grade von ihren enthusiastischen Äußerungen über die Volkskommunen distanzierten. Auf dem XXI. Parteitag Anfang 1959 sagte Chruschtschow, ohne China zu nennen, aber eindeutig an die Adresse Pekings, da es in der Sowjetunion zu dem Zeitpunkt für eine solche Belehrung keine rechten Adressaten gab:

> „Das sozialistische Prinzip der [Güter-] Verteilung nach der Arbeitsleistung geht von der Anerkennung der Unmöglichkeit gleichmacherischer Verteilung in der Periode des Sozialismus aus ... Es ist für die gegebenen Verhältnisse das einzig vernünftige und gerechte Verteilungsprinzip ... Die Gleichmacherei würde nicht den Übergang zum Kommunismus bedeuten, sondern dessen Diskreditierung ... Das Kolchossystem entspricht vollständig dem Niveau und den Bedürfnissen der Entwicklung der heutigen Produktivkräfte auf dem Lande." [68]

Wann gesprungen wird, entscheide ich!

Das war dieselbe Rede, in der Chruschtschow davon sprach, es sei unmöglich, in den Kommunismus zu *springen*, ohne erst das Stadium des Sozialismus durchlaufen zu haben. Dabei hat Moskau den Chinesen noch nie konzediert, daß sie den Sozialismus bereits verwirklicht hätten; die Formel heißt ja, sie seien noch dabei, ihn

„aufzubauen". Außerdem war Chruschtschows Bemerkung ein Hieb gegen Peking, das pausenlos vom Großen Sprung sprach. Als der Kremlherr einige Wochen zuvor die Formel „großer Sprung" in den Mund nahm, da galt sie demonstrativ nicht der Entwicklung in China, sondern dem Fortschritt der Viehzucht in der UdSSR![69] Hiebe dieser Art sollte es noch oft geben. So in dem Aufsatz eines Moskauer Ideologen, der in der Prawda schrieb:

> „Der Versuch, über ganze historische Etappen zu springen, spielt lediglich den Feinden der Arbeiterklasse in die Hand... Schon Friedrich Engels kritisierte zu seiner Zeit die Blanquisten, die über alle Zwischenstationen hinweg direkt in den Kommunismus hineinspringen wollten, ohne mit dem Gang der historischen Entwicklung zu rechnen... Das ist so, als wollte man einem vierjährigen Kind die höhere Mathematik beibringen." [70]

Noch deutlicher wurde Chruschtschow im Juli 1959 bei seinem Besuch in Polen. Es habe, sagte er in einer Rede, in der Sowjetunion während der zwanziger Jahre Leute gegeben, die meinten, wenn man den Kommunismus wolle, müsse man Kommunen schaffen. Aber „offensichtlich verstanden viele in jener Zeit noch schlecht, was Kommunismus ist und wie man ihn aufbaut". Die Kommunen hätten weder den materiellen noch den politischen Gegebenheiten entsprochen, und man habe sie durch die Kolchose ersetzt.[71] In diesem Punkt war er mit Stalin einig, der schon 1934 die Gründe aufgezählt hatte, die gegen die Kommunen sprachen.[72]

Das stärkste Argument gegen die Volkskommunen haben die Russen bisher öffentlich nie gebraucht (in voller Schärfe stand es ihnen auch erst später zur Verfügung): das Argument, daß die Volkskommune die Arbeit auf dem Lande desorganisieren und die Ernährung, ja die gesamte Wirtschaft Chinas gefährden müsse. Die von Peking selbst zugegebenen[73] drei Mißernten von 1959, 1960 und 1961 und die daraus folgenden katastrophalen Zustände in der Ernährung samt deren Konsequenzen für Industrie und Außenhandel sind – das müssen die Russen wissen – nicht nur durch ungünstige Wetterverhältnisse, sondern auch durch die neue Agrarpolitik verursacht worden.[74]

Wir kennen also die Ansichten des Kreml über die Volkskommu-

nen, und wir können mit einer an Sicherheit grenzenden Wahrscheinlichkeit annehmen, daß er diese den Genossen in Peking schon vor solchen öffentlichen Stellungnahmen mit größter Entschiedenheit nahezubringen versuchte, war doch nicht nur die Einheit des Lagers, sondern auch die wirtschaftliche Zukunft Chinas bedroht, wenn es auf diesem Wege weiterging.

Wuhan: Peking spricht von Übereifer ...

Und Peking lenkte ein. Wieviel dazu die Beschwörungen – vielleicht auch der massive wirtschaftliche Druck – der Sowjetunion beigetragen haben, wieviel die eigenen Einsichten, gewonnen aus den chaotischen Verhältnissen, die sich aus dieser größten Umwälzung der Neuzeit ergeben hatten – wir wissen es nicht. Wir kennen lediglich das Ergebnis der ZK-Konferenz, die vom November bis zum 10. Dezember 1958 in Wuhan (genauer: im Stadtteil Wutschang) abgehalten wurde und an ihrem letzten Tag die „Resolution über einige Fragen hinsichtlich der Volkskommunen" faßte.[75] Diese – mit ihren zweiundvierzig Druckseiten fast fünfmal so lang wie die von Peitaiho – begann zwar mit einem machtvoll-poetischen Akkord („Im Jahre 1958 erschien am breiten Horizont Ostasiens wie die aufgehende Sonne eine neue soziale Organisationsform – die Volkskommune"), aber im weiteren Text war von solch strahlendem Überschwang nicht mehr viel zu merken. (Moskau veröffentlichte diesmal nur eine ganz kurze Zusammenfassung[76] – wieder ohne Kommentar. Die Russen faßten also Peitaiho und Wuhan sozusagen mit der Feuerzange und mit abgewandtem Gesicht an.)

Vergleicht man die Resolution von Wuhan mit dem, was in den vorausgegangenen Monaten über die Volkskommunen gesagt und gedruckt worden war, so erweist sie sich als ein Dokument des Rückzugs. Natürlich gab sie die Volkskommunen nicht preis; sie lobte sie sogar fleißig. Aber sie war beherrscht von einem Wort, das im Gegensatz stand zu der fieberhaften Atmosphäre des Herbstes (auch wenn es dort gelegentlich auftauchte), von dem Wort „allmählich". Nicht mit einem Schlage also, nicht in einem alles überwältigenden revolutionären Schwung sollte der Übergang zum Kommunismus bewerkstelligt werden, sondern – allmählich. Die Schwierigkeit dieses Prozesses des Übergangs

wurde immer wieder betont – ihn zu verwirklichen werde „nicht sehr bald" gelingen, vielmehr brauche man dazu eine „ziemlich lange Zeit"; der ganze Vorgang werde „fünfzehn, zwanzig oder mehr Jahre" in Anspruch nehmen. Wendungen, die auf diese Langwierigkeit hinwiesen, traten in der Wuhan-Resolution insgesamt neunundzwanzigmal auf.

Die Resolution fand harte Worte gegen die – offenbar recht zahlreichen – Genossen, die das Tempo der Entwicklung weit überschätzt hatten; sie seien „übereifrig" gewesen und hätten fälschlicherweise geglaubt, der Übergang zum Kommunismus sei „eine sehr einfache Sache". Zweimal werden sie als „Utopisten" bezeichnet (jetzt, im Gegensatz zu Peitaiho, ein negativer Begriff), als Leute, die über Löhne, Preise und Geld „eine unrichtige Denklinie" verfolgen.

... und „unverwirklichbarer Utopie"

Die beiden zentralen Gegenthesen Moskaus wurden in Wuhan akzeptiert: Der Aufbau einer mächtigen Schwerindustrie sei Voraussetzung für den Übergang zum Kommunismus, man müsse also erst einmal das niedrige Niveau der Produktivkräfte Chinas heben. Wörtlich hieß es:

> „Wir müssen uns davor hüten, grundlose Erklärungen darüber abzugeben, daß die Volkskommunen auf dem Land unverzüglich zum Kommunismus führen werden. Wer so handelt, beweist nicht nur sein Ungestüm, er mindert auch das Ansehen des Kommunismus in den Augen des Volkes, er verzerrt und vulgarisiert dieses große Ideal, er stärkt die kleinbürgerlichen Tendenzen zur Gleichmacherei und stört den sozialistischen Aufbau."

Was zweitens den Lohn betrifft, so verlangte die Resolution, daß er vorwiegend „nach Leistung" gezahlt werden müsse. Das Leistungsprinzip sei beizubehalten, bis der Zustand des Überflusses erreicht werde; bis dahin sei es noch weit. Das Leistungsprinzip vorzeitig aufgeben zu wollen, sei eine „unverwirklichbare Utopie", und zu denken, man könne die Phase des Sozialismus (mit ihrem Akkordlohn) überspringen und unmittelbar in den Kommunismus gelangen, sei pure Phantasterei.

Den stärksten Rückzug von der Praxis des Herbstes vollzog man in der Frage des Gemeinschaftslebens: Haus, Kleidung, Möbel,

Obstbäume, Arbeitsgerät, Kleinvieh, Geflügel, Ersparnisse müßten bis auf weiteres Privateigentum bleiben; in Neubauten sollte jede Familie die Möglichkeit erhalten, in einer Wohnung zusammenzuleben; die Einweisung von Kindern in Krippen und Kindergärten sei freiwillig. Zahlreiche Untersuchungskommissionen, zu denen bis zu zehntausend Funktionäre je Provinz zu delegieren seien, würden bis Ende April 1959 alle Auswüchse in den Volkskommunen beseitigen und „Ordnung schaffen". Zwar solle die Bauernmiliz bleiben, aber wenn man sage, die Bauern sollten sich für die Arbeit „militärisch organisieren", so sei damit nur allgemein eine straffe Organisation „nach dem Muster der Fabriken" gemeint.

Kein völliger Rückzug Pekings

Wir dürfen nun keinesfalls übersehen, daß es sich in Wuhan um einen zwar auf längere Sicht angelegten, aber doch nur temporären Rückzug handelte. Auch die Wuhan-Resolution hielt an einigen Hauptpositionen von Peitaiho fest; denn sie erklärte, daß „die Volkskommunen ... in unserem Land ... die beste Form für den ... Übergang unserer Dörfer vom kollektiven zum Volkseigentum und für den Übergang unseres Landes von der sozialistischen zur kommunistischen Gesellschaft darstellen" und daß „die Verwirklichung der Verbindung von Geldlohn und kostenloser Versorgung ... schon die Keime des Kommunismus enthält."[77] Der Anspruch blieb also bestehen, daß die Volkskommune dem Kommunismus näher ist als der Kolchos.

Daß es bei diesem Problem in der Partei recht verschiedene Meinungen gab, die nicht leicht auf einen Nenner zu bringen waren, ist allein schon daraus ersichtlich, daß der Konferenz von Wuhan zwei andere – unter Maos Vorsitz – vorausgegangen waren, die einen großen Teil des November in Anspruch genommen hatten.[78]

Ich möchte jedoch auf dem Boden der bekannten Tatsachen bleiben und nicht auf Spekulationen darüber eingehen, wer in Wuhan zu den Gemäßigten gehört haben könnte, die den Rückzug durchsetzten, und wer zu den Ungestümen, die in den vorausgegangenen Monaten die Zügel geführt hatten. Mao selbst war zwar im Herbst als Begründer der Volkskommunen bezeichnet worden,

aber mit den dann folgenden Exzessen wurde sein Name nie in Verbindung gebracht. So bleibt die Frage offen, wie sein gleichfalls in Wuhan bekanntgegebener Verzicht auf eine nochmalige Kandidatur für den Posten des Staatspräsidenten aufzufassen ist. Er ist zunächst vielfach als Eingeständnis von Fehlern verstanden worden, doch war von einer Minderung seines persönlichen Ansehens nichts zu bemerken.

Alle auf einmal in den Kommunismus?

Mit Moskau wurde auf dem XXI. Parteitag ein Burgfriede hergestellt. Tschou En-lai hörte sich dort die Belehrungen Chruschtschows über den richtigen Weg zum Kommunismus ruhig an und erklärte dann in seiner eigenen Rede: „Unter den gegenwärtigen Bedingungen Chinas ist die Volkskommune die beste Form für die Entwicklung des Sozialismus." [79] Es blieb also bei der in Wuhan zwischen Moskau und Peking gefundenen Kompromißformel: erstens ist die Volkskommune eine *Besonderheit Chinas* (demnach nicht automatisch auf andere Staaten anwendbar); zweitens ist sie zunächst nur eine Station auf dem Wege zum *Sozialismus*. Freilich konnte Tschou es nicht unterlassen, hinzuzufügen, daß die Volkskommune auch für den späteren Übergang vom Sozialismus zum Kommunismus von Bedeutung sei. Aber zugleich präzisierte er die Wuhan-Resolution in einem wichtigen Punkt, indem er klarmachte, daß die dort genannte Frist von „fünfzehn, zwanzig oder etwas mehr Jahren" nötig sei, um aus China ein *sozialistisches* Land zu machen. Da die Russen beanspruchen, ihrerseits schon längst im Sozialismus zu leben, ist China für sie kein Konkurrent, wenn es selbst zugibt, erst in den Jahren 1974–79 oder noch später sozialistisch zu werden.

Wenige Tage später unterzeichneten Tschou und Chruschtschow ein Abkommen, demzufolge die UdSSR den Chinesen in den Jahren 1959–1967 Maschinen und Ausrüstungsgegenstände (zum Bau von 78 Großbetrieben) im Werte von rund fünf Milliarden Rubel liefern wird.[80] Ob dies die unersättlichen Wünsche der Chinesen befriedigte, bleibe dahingestellt; eine Enttäuschung war es vermutlich, daß die Lieferungen nicht auf Kredit erfolgen sollten, sondern prompte Bezahlung vorgesehen wurde. Aber immerhin, es war – nach längerer Pause – wieder etwas.

Außerdem bequemte sich Chruschtschow zu einer ideologischen Konzession. Hatte man, wie wir sahen, im Herbst die hochfliegenden Hoffnungen Pekings auf einen bevorstehenden Übergang zum Kommunismus mit der Feststellung abgetan, China und die asiatischen Volksdemokratien würden später in den Kommunismus eintreten als die Sowjetunion und die Staaten Osteuropas – wogegen die Chinesen ohne Zweifel empört protestierten –, so erklärte Chruschtschow auf dem XXI. Parteitag, die wirtschaftlich zurückgebliebenen Staaten des „sozialistischen Lagers" würden sich mit Hilfe der weiter fortgeschrittenen so rasch entwickeln, daß eines Tages alle Staaten des Lagers „mehr oder weniger gleichzeitig" in den Kommunismus eintreten könnten.[81]

Dies war ein für die Chinesen höchst bedeutsames Zugeständnis, denn wenn sie das Ziel in diesem Tempo erreichen sollten, konnten sie von Moskau bei dem zurückgebliebenen Stand ihrer Produktivkräfte eine das bisherige Maß weit übersteigende Wirtschaftshilfe verlangen. Es kann jedoch gar keine Rede davon sein, daß die Sowjetunion ihnen eine solche gewährt hätte; das sahen wir bereits bei der Betrachtung der sowjetisch-chinesischen Wirtschaftsbeziehungen. Einen Dämpfer hatten die chinesischen Hoffnungen schon in einem (zweiten) Aufsatz von Stepanjan erhalten. Der Autor revidierte dort zwar, dem Beispiel Chruschtschows folgend, seine uns schon bekannte These vom nichtgleichzeitigen Übergang zum Kommunismus, aber er teilte kühl und nüchtern mit, die Sowjetunion brauche noch „zehn bis zwölf Jahre", um das von ihr angestrebte Wirtschaftsniveau zu erreichen, und werde erst dann (also in den siebziger Jahren) den übrigen Mitgliedstaaten des Lagers die Hilfe geben, die diese in den Stand setzen soll, „mehr oder weniger gleichzeitig" mit der Sowjetunion in den Kommunismus zu gelangen.[82]

Daß die Russen sogar dieses verwässerte Zugeständnis des „Mehr oder weniger gleichzeitig" in der weiteren Auseinandersetzung mit den Chinesen als recht unangenehm empfanden, können wir daraus folgern, daß sich Chruschtschow veranlaßt sah, auf dem XXII. Parteitag die Formel des XXI. erneut zu revidieren: Die Staaten des Ostblocks sollen zwar „mehr oder weniger gleichzeitig" in den Kommunismus eintreten, aber diese Formel

wird durch den Zusatz eingeschränkt: „im Rahmen einer [d. h. derselben] historischen Epoche".[83] Auch das Mittelalter war eine historische Epoche; es dauerte rund ein Jahrtausend.

Kritik und Liebe gedämpft

Gegenüber den Volkskommunen blieb Moskau auch nach dem Burgfrieden des XXI. Parteitags zurückhaltend. In Büchern, die den Fachmann, nicht aber die breiten Lesermassen erreichen, wurden die Volkskommunen zwar da und dort, freilich nur selten, kurz erwähnt, aber nie herausgestellt oder gar gelobt, und gerade das, was ihnen eine besondere Dramatik verliehen hatte, die Umwandlung des täglichen Lebens, wurde dem Sowjetleser nicht klargemacht.[84] Lediglich die für Propaganda im Ausland bestimmte vielsprachige Zeitschrift Neue Zeit machte eine Ausnahme; wohl mit Rücksicht auf das Ausland, das die Haltung Moskaus genau verfolgte, brachte sie schließlich im Frühjahr 1959 einen Aufsatz über die Volkskommunen[85], der aber weniger eine eigene Beurteilung der Volkskommune als eine Polemik gegen deren westliche Kritiker enthielt.

Ende August 1959 beging die chinesische Presse spalten-, ja seitenweise den ersten Jahrestag der Peitaiho-Resolution; die Sowjetpresse schwieg. Wenige Wochen später feierte die Chinesische Volksrepublik den zehnten Jahrestag ihres Bestehens; die Sowjetpresse brachte zahlreiche Glückwunschartikel – aber über die Volkskommunen kein Wort. In der Festnummer der parteiamtlichen Zeitschrift Kommunist entzog sich A. A. Andrejew in seinem Aufsatz über das erste Jahrzehnt der Chinesischen Volksrepublik der Erwähnung der Volkskommunen auf höchst simple Art, indem er die landwirtschaftliche Entwicklung in China nur während der ersten acht Jahre schilderte! Der Festartikel des Kommunist erwähnte lediglich „das kooperierte Bauerntum" Chinas.[86] In ihrem eigenen Jubiläumsartikel brachte die Prawda überhaupt keinen Hinweis auf die Volkskommunen.[87] Lediglich aus einem in der Prawda abgedruckten Artikel des Ersten Sekretärs der KPCh konnte der Sowjetleser die chinesische Lesart – recht knapp – erfahren.[88]

Súslow, der in Peking die Festrede hielt, da Chruschtschow verspätet aus Camp David eintraf, vermied es peinlich, die Vokabel

Volkskommune in den Mund zu nehmen, deren Bildung doch das weitaus auffallendste Ereignis im ersten Jahrzehnt Rotchinas gewesen war. Er begnügte sich mit der trockenen Feststellung, die chinesischen Bauern seien auf den „sozialistischen Weg der Entwicklung getreten".[89] Auch der am 30. September in Peking erschienene Chruschtschow erwähnte in seiner Ansprache die Volkskommunen mit keinem Wort.[90]

Nicht einmal in ihrer speziell für China und in chinesischer Sprache veröffentlichten Zeitschrift vermochten sich die Russen ein Lob der Volkskommunen abzuringen. Im Bericht über den Besuch einiger Sowjetvertreter in zwei chinesischen Volkskommunen war das Äußerste, wozu man sich entschließen konnte, die Mitteilung, die Russen hätten den „Fleiß der Chinesen beim Aufbau des Sozialismus" anerkannt[91], und als der neue Sowjetbotschafter Tscherwonenko bei der Feier zum zehnten Jahrestag des ersten Vertragswerkes zwischen Moskau und Peking ein halbwegs freundliches Wort über die Volkskommunen über seine Lippen brachte (auch nur, indem er chinesische Äußerungen zitierte, also selbst kein Urteil abgab[92]), wurde auch das von der Sowjetpresse übergangen.[93] Noch zweieinhalb Jahre nach der Bildung der Volkskommunen fand sich in Moskaus parteiamtlicher Zeitschrift – in einer Übersicht über das „sozialistische Weltsystem" – die Feststellung: Anfang 1961 sei die „Produktionskooperierung der Bauernschaft" in China, Bulgarien, Korea, DDR, Mongolei, Albanien, Rumänien und Tschechoslowakei abgeschlossen oder nahezu abgeschlossen gewesen.[94] China wurde also in einem Atem mit Ländern wie Bulgarien oder der Mongolei genannt; eine Sonderstellung auf dem Gebiet der agrarischen Organisation wurde ihm nicht eingeräumt.

„Kapitalistische Herrenmanieren" – wem mag das gelten?

Die Chinesen setzten sich gegen diese Haltung Moskaus zur Wehr – ohne Moskau zu nennen. So schrieb die Volkszeitung zum ersten Jahrestag von Peitaiho: „Wer Zweifel über die Volkskommunenbewegung hat, sollte die historischen Tatsachen und die grundlegenden marxistischen Ansichten über die historische Entwicklung ernsthaft studieren."[95] Liu Schao-tschi wandte sich in einem großen Aufsatz zum zehnten Jahrestag wider alle Gegner

der Volkskommunen, wobei manche seiner Bemerkungen mehr auf die russischen als auf die chinesischen Kritiker zutrafen. Er rügte sie voll Bitterkeit wegen ihrer „kapitalistischen Herrenmanieren", wegen ihrer Behauptung, die Volkskommunen seien „viel zu früh" errichtet worden und der gesellschaftlichen Entwicklung wie dem Niveau der politischen Bewußtheit des Volkes vorausgeeilt; drohend erklärte er: Eine solche Massenbewegung wird nicht zusammenbrechen, nur „weil sich ihr jemand entgegenstellt".[96]

Dieses recht unfreundliche, wenn auch indirekte gegenseitige Sticheln ging weiter, obgleich die Volkskommunen seit 1959 an Bedeutung stark eingebüßt hatten. (Der zweite Jahrestag von Peitaiho wurde in dem jubiläumssüchtigen China schon nicht mehr gefeiert!) Um nicht Gesicht zu verlieren und wohl auch, um später die Kampagne für die volle Durchsetzung der Volkskommunen erneut aufnehmen zu können, ließ man sie bestehen, machte aber die Kolchose, durch deren Zusammenlegung man sie gebildet hatte, wieder zum Hauptträger der landwirtschaftlichen Arbeit; in der Resolution der ZK-Konferenz, die im August 1959 in Luschan stattfand, wurde dies eindeutig ausgesprochen.[97] Die chinesische Landwirtschaft bestand also seit 1959 aus Volkskommunen, die sich ihrerseits aus Kolchosen, bei denen der Schwerpunkt der Arbeit liegt, zusammensetzen; die Kolchose wiederum gliederten sich, wie schon vor 1958 und wie auch heute noch in der Sowjetunion, in Arbeitsbrigaden. Indem der Kolchos seit Wuhan zunehmend die an die Volkskommunen verlorenen Zuständigkeiten zurückgewann, hat er sich dem Zustand aus der Zeit vor 1958 angenähert. (In englischsprachigen Informationen aus China wird häufig der Kolchos als Brigade, die Brigade als Produktionsgruppe bezeichnet; wir wollen hier der Einfachheit halber bei der Bezeichnung Volkskommune, Kolchos, Brigade für die drei Stufen bleiben.)

Was man beibehielt und was man preisgab

Von den beiden Leitgedanken des Unternehmens: Verwandlung der Privatmenschen in kommunistische Kollektivmenschen und Mobilisierung aller, auch der letzten Arbeitskräfte, vor allem der Frauen, wurde der erste seit Wuhan zunächst zurückgestellt;

man hatte einsehen müssen, daß es doch nicht so einfach ist, die Bevölkerung in Kollektivwesen ohne Privatleben zu verwandeln, und daß überdies der Versuch, eine solche Umwandlung mit Gewalt durchzusetzen, die Produktion gefährdet. Maßnahmen also, welche die Menschen verärgerten, ohne gleichzeitig ihre Produktivität zu erhöhen, wie zum Beispiel den Abbruch privater Behausungen, ließ man wieder einschlafen; solche dagegen, die dem totalen wirtschaftlichen Einsatz der Bevölkerung dienten, wurden beibehalten, so die Krippen und Kindergärten.[98] Man konnte nun den Frauen sagen: Eure Kinder sind aufgehoben, ihr braucht euch nicht um sie zu kümmern und könnt statt dessen auf den Acker gehen, während eure Männer Staudämme bauen.

Die forcierte „Industrialisierung" des Dorfes durch Volkshochöfchen usw. war bereits 1959 stark gebremst worden, weil sie der Landwirtschaft unverhältnismäßig viel Arbeitskräfte entzog und zudem Erzeugnisse hervorbrachte, die an Qualität sehr zu wünschen übrig ließen.[99] Der Ausbau der Volkskommunen in den Städten wurde im ersten Halbjahr 1960 erneut mit einigem Nachdruck vorangetrieben: danach ist es auch um sie wieder stiller geworden.[100] Jedoch gehörte es weiterhin zum Rederitual, daß man die „Erfolge des Großen Sprunges und der Volkskommunen" pries, sogar noch in der Resolution des Nationalen Volkskongresses vom 16. April 1962[101], obgleich bis dahin von beidem nicht mehr viel übriggeblieben war.

Peking wandelt Moskau

Und doch haben die Volkskommunen ihrerseits auch auf die Sowjetunion einen nachhaltigen Einfluß ausgeübt; die Beziehungen zwischen Moskau und Peking sind eben nicht mehr eine Einbahnstraße zwischen Meister und Schüler, sondern befinden sich in einer „dialektischen" Phase, in der sich Wechselwirkungen erkennen lassen. Der Diskussion über den „Übergang zum Kommunismus" konnte Moskau seit dem Sommer 1958 nicht länger ausweichen. Solange Stalin gelebt hatte, war dieser Ausdruck nicht viel mehr als eine stereotype Formel gewesen, die zwar immer wieder verwandt, aber vage und ohne konkreten Inhalt gelassen wurde. Im Hauptteil seiner letzten Schrift „Ökonomische

Probleme des Sozialismus in der UdSSR“ [102] hat sich Stalin überhaupt nicht mit diesem Thema befaßt; im zweiten der drei angefügten Briefe nur sehr summarisch und mit dem Tenor: Das alles ist noch in weiter Zukunft.[103] So entstand damals auch keine weitere Diskussion über diesen Punkt, während im allgemeinen jede noch so nebensächliche Bemerkung des Diktators in der sowjetischen Öffentlichkeit ausgiebig zitiert und interpretiert wurde. Ein halbes Jahr später war Stalin tot.

Fünf Jahre blieb es in Moskau still um den „Übergang zum Kommunismus“, nur in Festreden kam er gelegentlich vor, so zum 40. Jahrestag der Revolution.[104] Soweit Diskussionen darüber bekannt wurden, hatten diese sich in einer akademisch-nüchternen Atmosphäre abgespielt, wie etwa auf der Tagung der gesellschaftswissenschaftlichen Abteilungen der Akademie der Wissenschaften der UdSSR „Über wirtschaftliche Probleme beim Aufbau des Kommunismus“.[105] Weder die Veranstalter noch die Teilnehmer dieser Tagung, die wenig Publizität erhielt, schienen den Sturm zu ahnen, der bald darauf in China ausbrechen sollte. Die trockenen Verhandlungen in der Moskauer Akademie und die Fanfarenstöße aus Peking, die mit der Peitaiho-Resolution einsetzten – das waren völlig verschiedene Tonlagen.

Die erste größere Erklärung zum Thema „Übergang zum Kommunismus“ aus sowjetischem Munde seit der Stalin-Schrift von 1952 war in der bereits zitierten Rede Chruschtschows auf dem XXI. Parteitag zu finden. Mit ihr setzte eine emsige Tätigkeit der sowjetischen Ideologen ein. Die Zahl der einschlägigen Aufsätze stieg sprunghaft an.[106] Monographien über dieses Thema hatte es bis zum Herbst 1958 kaum und bis zum Sommer 1959 nur wenige gegeben; ab Herbst 1959 ergoß sich eine Flut über das Land: innerhalb von zwölf Monaten erschienen mehr als hundert Broschüren und Bücher[107], die den Vollkommunismus ausmalten, zum Beispiel das Leben in Wohnkommunen.[108] Irgendwann im Winter 1958/59 muß also wohl an die Moskauer Ideologen die Aufforderung ergangen sein, schleunigst über den Übergang zum Kommunismus nachzudenken und diesen zu beschreiben.

Vermutlich haben auch die westlichen Analysen der Sowjetgesellschaft dazu beigetragen, Moskau zur Behandlung dieses Themas

zu veranlassen. Jedenfalls wird in den einschlägigen Sowjetarbeiten immer wieder auf westliche Veröffentlichungen Bezug genommen, auch auf mein Buch „Der Sowjetmensch“ [109], das 1960 in Moskau in einer kleinen, nur für einen begrenzten Kreis bestimmten, also nicht für den allgemeinen Verkauf freigegebenen russischen Ausgabe erschien. Die ideologische Führung der Sowjetunion sah sich an zwei Fronten angegriffen, im Osten durch die Erklärung: In China steht der Kommunismus unmittelbar bevor, und im Westen unter dem Motto: Kommunismus und kommunistischer Mensch sind Utopien.

An Sowjetmaßnahmen, die als Antwort auf die Volkskommunen gewertet werden können, ist noch die Schaffung von Kameradengerichten, Nachbarschaftsgerichten und Arbeitermilizen zu nennen; diese sollen einen Teil der bisher von der staatlichen Justiz und Polizei ausgeübten Aufgaben übernehmen und damit wiederum beweisen, daß der Staat auf dem Wege zum Kommunismus „abzusterben“ beginnt.[110] Chruschtschow hatte bereits im April 1958 Andeutungen dieser Art gemacht[111], und es mag sein, daß er ohnehin außergerichtliche Verfahren eingeführt hätte; doch fällt auf, daß die Kampagne für sie erst nach der Bildung der Volkskommunen einsetzte und vor allem durch Chruschtschows Rede auf dem XXI. Parteitag aktuell wurde.

Zu erwähnen ist ferner das – Ende 1960 ausgesprochene – Verbot der bisher üblichen (und von der Oberschicht eifrig genützten) Übertragung von Grund und Boden an Privatleute zum Bau privater Landhäuser[112], deren allzu bourgeoiser Charakter schlecht paßte zu Moskaus Anspruch, Führer auf dem Wege zum Kommunismus zu sein. Auch die „Brigaden der Kommunistischen Arbeit“ sind hier zu nennen, die seit Ende 1958 ins Leben gerufen und gleichfalls nach dem XXI. Parteitag besonders propagiert wurden.[113] Aber an den Leistungslohn wurde nicht gerührt.

Den bisherigen Höhepunkt der Moskauer Antwort auf die Volkskommunen bildet das neue „Programm der KPdSU“, das eben den Übergang zum Kommunismus zum Generalthema hat und mit dem triumphalen Satz – in Fettdruck – endet: „Die Partei verkündet feierlich: Die heute lebende Generation der Sowjetmenschen wird im Kommunismus leben!“ [114] Wahrlich ein Echo auf Peitaiho.

Fassen wir zusammen, wie in China die Entwicklung seit Wuhan verlaufen und welches die russische Reaktion gewesen ist, so können wir feststellen, daß der im Spätsommer 1958 von den Chinesen durch die Volkskommunen aufgerissene ideologische Graben bis zu einem gewissen Grade eingeebnet worden ist: In China wurde wieder der Kolchos zum praktischen Schwerpunkt der Landarbeit, der Leistungslohn zur beherrschenden Lohnform gemacht; die Russen ihrerseits haben sich in die Diskussion des „Übergangs zum Kommunismus" vertieft. In der Lohnfrage jedoch, diesem Kernproblem, sind sie fest geblieben. Für die nächsten zwanzig Jahre, sagte Chruschtschow auf dem XXII. Parteitag, bleibt es beim Leistungslohn, doch soll derjenige Anteil am Sozialprodukt, den der einzelne ohne Rücksicht auf Leistung erhält (Krankenbehandlung, Schule, Wohnung), stetig zunehmen.[115] Hinsichtlich der Landwirtschaft sind im Parteiprogramm Abschnitte zu finden, die – allerdings auch erst für eine weitere Zukunft – von einer Zusammenlegung der wirtschaftlichen und administrativen Organe auf Rayon- (= Kreis-) Ebene sprechen.[116] Auch in dem Dekret über die Reorganisation der Sowjetlandwirtschaft vom März 1962 finden sich ähnliche Anklänge.[117] Populärer ist Chruschtschow bei den Sowjetbürgern durch seine Beteiligung am Wettlauf zum Kommunismus, zu dem er sich nicht zuletzt durch China und die Volkskommunen drängen ließ, kaum geworden. Während sich bei der russischen Bevölkerung seit Stalins Tod die Tendenzen zum privaten Leben, zur eigenen Sphäre immer deutlicher bemerkbar machen, ist Chruschtschow – durch den ideologischen Konkurrenzkampf mit Mao stärker, als es sonst der Fall gewesen wäre – zum Antreiber auf dem Wege zum Kollektivismus geworden. Die hier drohende Spannung zwischen dem Kreml und der Mehrheit der Bevölkerung ist bisher nur darum nicht akut geworden, weil sich der „Übergang zum Kommunismus" im täglichen Leben der Sowjetbürger von heute noch nicht bemerkbar macht – und weil die von Chruschtschow in Berlin hervorgerufene Weltspannung deren Aufmerksamkeit auf andere Dinge abgelenkt hat.

15. Kapitel

UM DIE WELTPOLITIK DES OSTBLOCKS

Die Bemühungen um die Festlegung der weltpolitischen Linie des Ostblocks durchliefen zwei Stadien. Im ersten, das in diesem Kapitel behandelt werden soll, blieben die Meinungsverschiedenheiten im Rahmen dessen, was man eine Diskussion nennen kann, eine Diskussion, in der man sich zwar über den Partner manchmal kräftig ärgert, aber doch von der Gemeinsamkeit der Grundsätze überzeugt ist. So war es bei der Nahost-Episode vom Sommer 1958 und der anschließenden Taiwan-Kanonade, so war es bei der durch die Aggression Chinas gegen Tibet und Indien ausgelösten Krise der kommunistischen Position in Asien, so war es sogar noch in den Differenzen bei der Beurteilung Amerikas. Aber nur zunächst, denn dieser letzte Streitpunkt rührte Probleme auf, die in einer veränderten Atmosphäre behandelt wurden und schon der nächsten Phase angehören.

Vor der Errichtung ihrer Volksrepublik waren die chinesischen Kommunisten zu sehr mit eigenen Problemen beschäftigt, um sich daneben noch mit weltpolitischen Fragen zu befassen, soweit diese sie nicht unmittelbar berührten. Wenn sie sich dennoch gelegentlich zu ihnen äußerten, wiederholten sie nur die Standardphrasen des Weltkommunismus.

Eine sehr ernste Verwicklung des neuen Staates in die große Politik kam aber bereits im ersten Jahr seines Bestehens – in Korea. Wir haben so gut wie keine direkte Kenntnis von Umfang und Inhalt der chinesisch-sowjetischen Beratungen über Korea vor und nach dem Ausbruch des Krieges. Es ist daher lediglich eine aus dem Verhalten Moskaus und Pekings im Jahre 1950 abgeleitete Hypothese, daß die Planung des Krieges zunächst in Moskau erfolgte, daß dies also keine gemeinsame sowjetisch-chinesische, schon gar nicht eine nur chinesische Aktion war, son-

dern eine rein sowjetische – unter Einschaltung natürlich der koreanischen Kommunistenführer, die fast ohne Ausnahme von Moskau ausgebildet waren.

Es liegen aber auch keine Anzeichen vor, daß Peking gegen den Krieg opponiert hätte. Da die amerikanischen Truppen Korea verlassen und die amerikanischen Politiker (Außenminister Dean Acheson im Januar 1950) Südkorea ausdrücklich als außerhalb des US-Verteidigungsbereichs gelegen bezeichnet hatten, schien ein rascher Sieg der Nord- über die Südkoreaner sicher. Das konnte Peking nur recht sein.

Als dann die Dinge anders liefen, die Amerikaner mit UNO-Unterstützung nach Korea zurückkehrten und General MacArthur dem Yalu zumarschierte, entschloß sich Peking, einzugreifen. Ob das auf eigene Initiative geschah oder unter Stalins Druck, ist unbekannt, ist auch für das weitere Verhältnis der roten Nachbarn nicht sehr belangvoll, da die gemeinsamen Anstrengungen – chinesische „Freiwillige" plus sowjetische Waffen – zu einem Ergebnis führten, mit dem die Chinesen zufrieden sein konnten: sie waren weltpolitisch ins Spiel gekommen.[1] Die einzige bedeutende Schlappe – der Entschluß Tausender chinesischer Soldaten, die in Gefangenschaft geraten waren, bei der Entlassung nach Taiwan statt nach Rotchina zu gehen – stellte keine Belastung für das chinesisch-sowjetische Verhältnis dar.

Auch der Indochina-Krieg stärkte das internationale Prestige Pekings, ebenso die Genfer Korea- und Indochina-Konferenz von 1954, auf der China – durch Tschou En-lai – unmittelbar vertreten war. Schon wenige Monate nach deren Abschluß haben die Chinesen Anfang 1955 ihre neue Machtposition bei einem ersten Vorstoß gegen Tschiang Kai-schek getestet, wobei ihnen die Tatschen-Inseln (etwa dreihundert Kilometer südlich Schanghai) in die Hände fielen. Im Frühjahr spielten sie – in Bandung – bereits eine beherrschende Rolle auf einer großen internationalen Konferenz. Dann aber folgte eine Zeit weltpolitischer Zurückhaltung; Peking war in den Jahren 1956 und 1957, wie wir sahen, vorwiegend durch die inneren Probleme des Ostblocks in Anspruch genommen. Erst danach trat es wieder in die Weltpolitik ein, und jetzt mußte sich zeigen, ob dies in Übereinstimmung mit Moskau geschah oder nicht.

Wir kennen nun schon aus dem vorhergehenden Kapitel die Vermutung, daß nach dem Fiasko der Hundert Blumen die Ungestümen und die Gemäßigten in der chinesischen Führungsspitze um die Gestaltung der Wirtschaft Chinas rangen und daß die Ungestümen den Sieg davontrugen. Es scheint, daß gleichzeitig ein ähnlicher Kampf auch über die außenpolitische Linie ausgefochten wurde, wieder um die Frage des Tempos – dort der Entwicklung Chinas zum Kommunismus, hier der Revolutionierung der übrigen Welt.

Ein amerikanischer Forscher ist in einer ausgezeichneten, sehr ins Detail gehenden Untersuchung über das chinesisch-sowjetische Verhältnis der Jahre 1956–1961 zu dem Schluß gekommen, daß die Ungestümen 1957 als Argumente für ihre aggressive Linie die beiden bedeutenden, von der Sowjetunion zwischen Ende August und Anfang Oktober jenes Jahres im Weltraum errungenen Erfolge verwendeten – den Abschuß der ersten interkontinentalen Rakete und des ersten künstlichen Erdsatelliten, des „Sputnik".[2] Diese These mag zutreffen, obgleich sie der uns schon bekannten Überheblichkeit der chinesischen Kommunisten gegenüber der Technik – erst recht einer Technik, über die ein anderer verfügt! – widersprechen würde. („Der Ausgang eines Krieges wird durch das Volk entschieden, nicht aber durch eine oder zwei neue Arten von Waffen", hatte Mao 1946 im Hinblick auf die Atombombe gesagt.[3]) Doch fällt in der Tat auf, daß die Chinesen – beginnend mit dem Ausspruch Maos vor den Studenten in Moskau, der Ostwind sei nun stärker als der Westwind (November 1957) – von jetzt ab immer wieder von einem „entscheidenden Wendepunkt" in der Weltpolitik sprachen, da nun das „sozialistische Lager" stärker sei als der Westen; man beginge einen schweren Fehler, würde man künftig die „imperialistischen Kräfte" überschätzen. Neben dem siegreichen Ostwind war es vor allem das Schlagwort vom „Papiertiger Amerika", das die Einschätzung der Lage durch die Chinesen zeigte, auch einer Schrift mit Mao-Aussprüchen (in viele Sprachen übersetzt) den Namen gab.[4] Hier findet sich der berüchtigte Satz: „Die Atombombe ist ein Papiertiger."

Die Russen dagegen, die es immerhin besser wissen mußten, beschränkten sich auf die bescheidenere Formulierung: das Kräfte-

verhältnis des Ostblocks zur westlichen Welt habe sich für diesen günstig entwickelt, ohne daß sie jedoch eine absolute Überlegenheit für sich in Anspruch nahmen.

Was immer die Bedeutung des sowjetischen Vordringens in den Weltraum für die wachsende außenpolitische Aggressivität Chinas gewesen sein mag, den eigentlichen Grund für diese möchte ich darin sehen, daß die Ungestümen ihre Politik des Großen Sprunges von der Innen- auf die Außenpolitik ausdehnen wollten, weil sie überzeugt waren, daß nur eine auf allen Lebensgebieten, auch im Verhältnis zum Ausland, bestehende starke Spannung den Druck erzeugen könnte, der nötig war, das Volk zu den von ihnen geforderten Leistungen zu treiben; sie traten daher sämtlichen gemäßigten Parolen entgegen, ob sie die Wirtschaft oder die Kultur betrafen – oder die Außenpolitik.

Für unseren Zusammenhang ist daran besonders wichtig, daß sich der Sieg jener Chinesen, die eine aggressive Weltpolitik verfochten, in einer Zeit auszuwirken begann, da Chruschtschow, ungeachtet seines aggressiven Endzieles, auf ein gewisses Maß an Entspannung und einen Zweiergipfel mit Eisenhower zusteuerte, weil er sich davon verbesserte Aussichten für einen wirtschaftlichen Aufschwung der Sowjetunion und eine Ausdehnung seines Einflusses auf die neutrale Welt erhoffte. Das Auseinanderlaufen der weltpolitischen Tendenzen der beiden roten Metropolen wurde aber, auch deren Führern, nicht mit einem Schlag bemerkbar, sondern allmählich; es gäbe daher ein schiefes Bild, wollten wir ihre ersten Phasen dramatisieren.

1. DIE NAHOST-EPISODE DES SOMMERS 1958

Gleich die erste Episode zeigt, daß wir uns hier auf einem Felde bewegen, auf dem Urteile nur mit Vorsicht möglich sind, und auch dann nur nach Berücksichtigung aller verfügbaren Dokumente; wir werden diesen Probefall daher besonders ausführlich behandeln. In manchen westlichen Darstellungen war viel Wunschdenken enthalten, vor allem zeigte sich das weitverbreitete Bestreben, überall Symptome chinesisch-sowjetischer Konflikte zu finden. Auch ich hatte mir von der Episode des Sommers 1958

auf Grund der zunächst zugänglichen Berichterstattung ein falsches Bild gemacht, vor allem infolge der vielfach wiederholten Behauptung, die Chinesen hätten zwei volle Tage gebraucht, ehe sie sich dazu durchrangen, Chruschtschows Entschluß zu einer Gipfelkonferenz im Rahmen des UNO-Sicherheitsrates gutzuheißen. Was hat sich wirklich zugetragen?

Fünfergipfel mit Indien?

Seit dem Winter 1957/58 hatte Moskau auf eine neue Gipfelkonferenz hingearbeitet; dies war der Haupttenor der zahllosen Briefe, die – damals noch von Bulganin unterzeichnet – in allen Staatskanzleien der Welt eingingen. Die chinesische Presse hatte dabei dem Kreml durchweg treue Sekundantendienste geleistet, unter anderem mit Leitartikeln, in denen sie Moskaus Forderung unterstützte.[5]

Nach dem Umsturz im Irak vom 14. Juli 1958, der den König das Leben kostete und zum Einsatz amerikanischer und britischer Truppen im Libanon und in Jordanien führte, forderte Chruschtschow am 19. Juli, um endlich seinen Gipfelwunsch erfüllt zu sehen, aber wohl auch, weil er ernstlich einen Einmarsch der Angelsachsen in den Irak befürchtete, für den 22. Juli eine Zusammenkunft der Regierungschefs der Sowjetunion, der Vereinigten Staaten, Großbritanniens, Frankreichs und Indiens.

Warum gerade diese Zusammensetzung? Chruschtschow wollte vermeiden, daß die Sowjetunion – wie auf dem ersten Gipfel 1955 in Genf – den Westmächten im Verhältnis 1 : 3 gegenüberstand. Rotchina wollte er nicht als Teilnehmer vorschlagen, weil dann die Westmächte dem Treffen, an dem ihm lag, ferngeblieben wären. So kam als fünfter Partner von weltpolitischem Gewicht nur Indien in Frage.

Sicher hat Chruschtschow Indien nicht genannt, um China demonstrativ zu übergehen. Vermutlich hat er aus alter Gewohnheit ausschließlich an die Interessen Moskaus und gar nicht weiter an China gedacht. Im übrigen hatte die Pekinger Volkszeitung einige Monate zuvor in einem Leitartikel die Probleme des Mittleren Ostens als eines der für eine Gipfelkonferenz geeigneten Themen bezeichnet, ohne eine Teilnahme Pekings zu fordern[6],

auch zeigte die chinesische Presse keine Symptome der Verärgerung, als Chruschtschows Vorschlag bekannt wurde.

Am 22. Juli stimmte Macmillan der von Chruschtschow vorgeschlagenen Konferenz der fünf Regierungschefs zu, jedoch im Rahmen des UNO-Sicherheitsrats in New York, und eine ähnliche Antwort traf auch aus Washington ein. Dieser angelsächsische Gegenvorschlag hatte für Chruschtschow den Nachteil, daß die „Fünf" nicht eindeutig unter sich bleiben, sondern voraussichtlich in Anwesenheit der übrigen Mitglieder des Sicherheitsrats, darunter Nationalchinas, verhandeln würden. Es löste daher keine Überraschung aus, daß die Moskauer Presse negativ reagierte. Ob Amerika ernstlich glaube, die Sowjetunion werde über wichtige internationale Fragen vor Tschiang Kai-schek beraten? fragte die Iswestija entrüstet, und die Prawda schrieb in ähnlich ablehnendem Sinn.[7] Die Pekinger Kommentare waren, was hier erst recht erwartet werden konnte, ebenfalls negativ; die Mehrzahl der Mitglieder des Sicherheitsrates, erklärten sie, werde von den USA kontrolliert, einschließlich der Leute, die den halbtoten Tschiang und den ganz toten irakischen König verträten.[8]

Pekings verspätete Zustimmung – eine Folge der Zeitdifferenz

Eine große Überraschung war es dagegen, als Radio Moskau am Abend des 23., also am gleichen Tag, an dem die Moskauer Morgenzeitungen Macmillans Vorschlag scharf abgelehnt hatten, den Entschluß Chruschtschows bekanntgab, denselben Vorschlag anzunehmen. Daß die Sowjetpresse am folgenden Tag an dieser Schwenkung des Kremlherrn keine Kritik übte, war vorauszusehen.[9] Wie aber würde Peking reagieren?

Es schwieg zunächst, und darin hat man eine öffentliche Demonstration der Chinesen gegen Chruschtschow sehen wollen. Aber dieses Schweigen findet seine höchst natürliche Erklärung darin, daß infolge der sechsstündigen Zeitdifferenz in Peking schon der Morgen graute, als die Nachrichten von der Moskauer Sinnesänderung eintrafen, also die Zeitungen mit dem Datum des 24. Juli schon ausgedruckt wurden. Doch schon am gleichen Abend, als in Moskau noch Mittag war, kabelte die chinesische Nachrichtenagentur den für die Volkszeitung des folgenden Tages

vorgesehenen Leitartikel in die Welt; in ihm aber wurde der neue Entschluß Chruschtschows ausdrücklich als „bedeutender Schritt für den Frieden" bezeichnet. Die Völker der Welt, so hieß es weiter, „hoffen, daß auf Grund des Sowjetvorschlags eine Sondersitzung des Sicherheitsrats unter Beteiligung der fünf Regierungschefs so bald wie möglich stattfinden kann." [10] Die Chinesen haben also keineswegs gegen Chruschtschow demonstriert, sie haben vielmehr dessen Verhalten zu dem technisch frühestmöglichen Termin gutgeheißen, und zwar eindeutig mit der Formel von den „fünf Regierungschefs", also mit Indien und ohne China. Auch während der folgenden Tage unterstützte die chinesische Presse Chruschtschows Entschluß ohne Vorbehalte.[11]

Ein erstes Auseinandergehen der Meinungen ergab sich dagegen in der Frage des Einsatzes von „Freiwilligen" in Nahost. Peking drohte damit (am 21. und 25. Juli)[12], die Russen nicht, ja, Chruschtschow erklärte sogar (am 29.), er sei gegen die Entsendung von Freiwilligen dritter Staaten, da dies „die Gefahr eines wirklichen Krieges" heraufbeschwöre.[13] Man soll auch kleinere Differenzen nicht bagatellisieren; aber diese Äußerung Chruschtschows fiel einige Tage nach der chinesischen Drohung, zu einer Zeit, als in Nahost bereits eine politische Beruhigung eingetreten und die Entsendung chinesischer Freiwilliger, wenn man diese überhaupt je ernstlich geplant hatte, ohnedies nicht mehr aktuell war.

Das Motiv Chruschtschows, als er den Vorschlag Macmillans aufgriff, ist offenbar auch in Peking verstanden, jedenfalls aber anerkannt worden: sein Interesse am Zustandekommen des „Gipfels" war – auch aus Prestigegründen – groß genug, um die Anwesenheit eines Vertreters Nationalchinas (der sogar Tschiang selbst hätte sein können) in Kauf zu nehmen. Außerdem konnte Chruschtschow nach der britischen Note glauben, er werde in New York zwar im Rahmen des Sicherheitsrates, aber ohne Bindung an dessen Verfahrensregeln und in weitgehender Ungezwungenheit mit den anderen Regierungschefs, vor allem mit Eisenhower, verhandeln.[14] Als er sich durch die nächsten Mitteilungen aus Washington und London (25. und 26. Juli) in dieser Hoffnung enttäuscht sah, versteifte sich seine Haltung. Am 28. Juli erklärte er in seinen Antwortbriefen, eine gewöhnliche Sitzung des Sicher-

heitsrates statt des früher zugestandenen baldigen Zusammentreffens der fünf Regierungschefs sei zwecklos, da auf dieser dank der „mechanischen Majorität" des Westens nichts herauskommen könne; man müsse also zu seinem ursprünglichen Plan vom 19. Juli – Gipfeltreffen zu fünft außerhalb des Sicherheitsrates – zurückkehren.[15]

Der zeitliche Abstand zwischen den beiden Stellungnahmen der westlichen Regierungschefs (vom 25. und 26. Juli) und der Antwort Chruschtschows (vom 28.) könnte darauf hindeuten, daß er sich auch mit einem Protest Pekings auseinanderzusetzen hatte. Denn wenn die Chinesen auch der Solidarität des roten Blocks zuliebe dem Entschluß Chruschtschows vom 23. Juli öffentlich Beifall spendeten, können sie es doch nur mit großem Mißbehagen aufgenommen haben, daß ihr Alliierter in New York über ein asiatisches Problem in einem Kreise verhandeln würde, in dem Indien und Taiwan, nicht aber Peking, vertreten waren. Jedenfalls entschloß sich nunmehr Chruschtschow kurzfristig, mit ihnen persönlich in Peking zu verhandeln.

Moskau stößt an die Grenze seiner alleinigen Entscheidungsfreiheit

Die rote Gipfelkonferenz tagte vom 31. Juli bis zum 3. August. Was sich im einzelnen zugetragen hat, wissen wir wieder nicht. Kurz nach seiner Rückkehr aus China hat Chruschtschow am 5. August endgültig erklärt, er habe an einer Sondersitzung des Sicherheitsrates kein Interesse[16], woraus man den Schluß ziehen könnte, diese Entscheidung sei das Ergebnis der Pekinger Beratung gewesen; doch ist nicht zu vergessen, daß inzwischen auch sein Vorschlag vom 28. Juli abgelehnt und andererseits, mit der am 1. und 2. August erfolgten Anerkennung der neuen irakischen Regierung durch London und Washington, die Gefahr angelsächsischer Intervention im Irak beseitigt worden war.

Zweierlei ist also aus der Betrachtung der Nahost-Episode hier festzuhalten: Nach außen hat sich Peking als höchst loyaler Partner verhalten und jeweils prompt gutgeheißen, was Moskau tat, auch wo ihm dies vermutlich schwerfiel[17]; die Behauptung ist also unzulässig, jene drei Wochen hätten den dokumentarischen Beweis für chinesisch-sowjetische Meinungsverschiedenheiten erbracht. Andererseits ist Moskau damals zum erstenmal des

Gewichtes und Mitbestimmungswillens seines chinesischen Partners in vollem Umfang inne geworden; weltpolitische Probleme konnten hinfort nicht mehr – wie das vorher selbstverständlich war – ohne Beratung mit Peking gelöst werden. Moskau war also auf eine Grenze seiner Entscheidungsfreiheit gestoßen, und diese Grenze hieß Peking.

2. DIE KANONADE VON QUEMOY

Ob auf der Pekinger Konferenz auch das Problem Taiwan behandelt oder gar entschieden wurde, ist bis heute nicht geklärt; das Schlußkommuniqué erwähnt es nicht. Daß die Gespräche auch militärische Fragen betrafen, läßt sich aus der Anwesenheit der beiden Verteidigungsminister Malinowskij und Peng Te-huai ableiten; doch ist dies kein zwingender Schluß. Soviel ist sicher: Zwanzig Tage nach dem Ende der Besprechungen Chruschtschows mit Mao begann am 23. August von neuem die Beschießung der von Tschiangs Truppen gehaltenen Küsteninseln. Es gab Tage, an denen das Feuer so intensiv war, daß die Verbindungen der bedrohten Inseln mit Taiwan nur mit größter Mühe aufrechterhalten werden konnten.

Aber Taiwan und Washington blieben fest, und die rotchinesische Luftwaffe mit ihren russischen MIG-Jägern erlitt eine schwere Niederlage im Luftkampf gegen die amerikanisch ausgerüsteten Nationalchinesen. Die mehrfach erwartete Invasion auf den Inseln blieb aus. Am 12. Oktober wurde ein neuer Generalstabschef der rotchinesischen Armee ernannt. Am 25. Oktober gab Peking den militärisch wie psychologisch gleichermaßen unsinnigen Beschluß bekannt, hinfort die Inseln nur an den ungeraden Tagen zu beschießen. Die Taiwan-Krise war vorüber.

Manches spricht freilich dafür, daß der gewaltige Lärm, der mit der Forderung der „Befreiung Taiwans" verbunden war, nicht so sehr den Feinden Tschiang und Dulles wie den fünfhundert Millionen chinesischer Bauern Eindruck machen und mit Hilfe eines neu geweckten antiamerikanischen Patriotismus den bitteren Übergang in die Volkskommune erleichtern sollte.

Uns interessiert auch an dieser Krise lediglich der chinesisch-

sowjetische Aspekt. Bis zum August 1958 war Moskau in Sachen Taiwan bemerkenswert zurückhaltend gewesen. In der gemeinsamen Erklärung vom Oktober 1954 war lediglich gesagt worden, daß „die fortdauernde Besetzung ... der Insel Taiwan durch die Vereinigten Staaten mit den Aufgaben, den Frieden im Fernen Osten zu halten und die internationale Spannung zu mildern, unvereinbar" sei[18]; keine sehr energische Formulierung, in der auch der Gebrauch des in Ostasien unbeliebten, weil europazentrischen, Ausdrucks „Ferner Osten" auffällt. Einige Monate später ging Bulganin in seiner ersten großen Rede nach Malenkows Sturz etwas weiter; er erklärte, die Sowjetunion gebe den chinesischen Ansprüchen auf Taiwan „völlige Billigung und Unterstützung", und das chinesische Volk könne in dieser Sache auf die Hilfe der Sowjetunion rechnen.[19] Bei Erklärungen dieser Art blieb es, und es könnte sein, daß Peking diese Haltung als allzu lau und unverbindlich ansah.

Unbegrenztes Bündnis – aber keine Atomwaffen

Bei der Taiwan-Krise vom Spätsommer 1958 setzte Moskaus publizistische Schützenhilfe nicht gleich ein, sondern – mit einem Artikel in der Prawda – acht Tage nach Beginn des Bombardements[20]; in massiver Form erfolgte sie erst nach Ablauf einer weiteren Woche in einer Botschaft Chruschtschows an Eisenhower, in der es hieß: „Ein Angriff gegen die Volksrepublik, den großen Freund, Alliierten und Nachbarn unseres Landes, kommt einem Angriff gegen die Sowjetunion gleich."[21] Aber das war erst, nachdem Tschou En-lai (am 6. September) die Wiederaufnahme der unterbrochenen rotchinesisch-amerikanischen Botschaftergespräche angeboten und damit eine Beruhigung eingeleitet hatte. Weitere zwölf Tage vergingen, ehe Chruschtschow, in einem neuen Brief an den US-Präsidenten, den Amerikanern Vergeltung mit Atomwaffen in Aussicht stellte, falls sie solche gegen China einsetzen sollten.[22]

Diese Botschaft ging also formell über das bisherige Engagement Moskaus in Ostasien hinaus. Während im Vertragswerk von 1950 der Bündnisfall auf den Angriff von seiten Japans oder eines mit ihm verbündeten Staates beschränkt war, wurde er nun auf jeden Konfliktfall ausgedehnt. In der Sache freilich war die Neue-

rung nicht so groß, denn ein Krieg Chinas war ohnehin nur gegen das – mit Japan verbündete – Amerika denkbar. Eines hat die Taiwan-Krise von 1958 gezeigt: Die Russen wollen sich durch Mao so wenig das Gesetz des Handelns vorschreiben lassen wie die Amerikaner durch Tschiang.

Pekings Distanz zum Warschauer Pakt

Der eigentlichen Militärallianz innerhalb des Ostblocks gehört China als Mitglied nicht an – dem im Mai 1955 geschaffenen Warschauer Pakt[23]; die in diesem festgelegte Beistandspflicht (Art. 4) bezieht sich nur auf Europa (nicht einmal auf den asiatischen Teil der Sowjetunion). Allerdings hat Peking durch den Mund seines Vertreters beim Abschluß des Paktes erklären lassen, daß es mit ihm „völlig solidarisch" ist und „ihn unterstützt". Ob sich daraus eine Pflicht zur militärischen Hilfeleistung in einem europäischen Konflikt ergibt, ist eine offene Frage.[24] Tschou En-lai hat allerdings in Gesprächen mehrfach erklärt, China würde einen Angriff gegen ein beliebiges Land des Ostblocks „als einen Angriff gegen China und das gesamte sozialistische Lager betrachten und in einem solchen Falle nicht ruhig zusehen."[25] Daß man in Moskau den Warschauer Pakt als eines der Führungsinstrumente des Kreml gegenüber den europäischen „Volksdemokratien" ansieht, zeigt auch die jüngste dort erschienene Monographie über den Pakt, welche auf die asiatischen Ostblockstaaten gar nicht Bezug nimmt.[26] Ein formelles Bündnissystem für sich und die asiatischen Mitglieder des Lagers hat Peking bis jetzt nicht ins Leben gerufen.

Seit dem Entschluß des „Bombardements an ungeraden Tagen" haben sich in der Taiwan-Frage keine wesentlichen neuen Momente ergeben. Die Rotchinesen haben zeitweise den Beschuß verstärkt, sie haben ihre Propagandamethoden gegenüber der Bevölkerung Taiwans variiert, sie haben unablässig erklärt, Taiwan sei eine temporär von den amerikanischen Imperialisten besetzte Provinz, deren Befreiung bevorstehe; es gebe also keine zwei China und werde sie auch niemals geben[27], und sie haben die Propaganda gegen Amerika bald an- und bald abschwellen lassen. Der Kreml hat ihnen dabei immer wieder ein zustimmendes Echo geliefert und die These unterstützt, Taiwan sei eine

interne Angelegenheit der Chinesischen Volksrepublik, womit er freilich die distanzierende Erklärung verband, er habe nicht die Absicht, sich in einen innerchinesischen Streit einzumischen.[28]
Die chinesischen Kommunisten wußten, daß eine Invasion auf Taiwan, vermutlich sogar auf den Küsteninseln nicht möglich ist, ohne den Einsatz amerikanischer Atomwaffen auszulösen. Sie hatten zwar den Kreml zu der öffentlichen Erklärung gebracht, ihnen in einem solchen Fall mit Atomwaffen beizustehen, nicht aber dazu, ihnen selbst Atomwaffen zu geben; trotz der Lautstärke ihrer Propaganda (und Artillerie) endete so die Kanonade von Quemoy mit einem Fehlschlag. Die Schuld daran konnte Mao bei Dulles suchen – und bei Chruschtschow.

3. DIE ROTEN GROSSMÄCHTE UND DIE ENTWICKLUNGSLÄNDER

Peking und Moskau stehen heute im Verkehr mit Dutzenden von Ländern Asiens, Afrikas und Lateinamerikas. Es ist nicht notwendig, hier die Beziehungen zu jedem einzelnen Staat zu untersuchen; um ihre Auswirkungen auf das Verhältnis zwischen den beiden roten Metropolen beurteilen zu können, genügt die Kenntnis der großen Linie.[29]
Über die Bedeutung Asiens für die von ihm erstrebte Weltrevolution ist sich schon Lenin im klaren gewesen. Nicht nachweisen läßt sich zwar das ihm so oft in den Mund gelegte Wort, der Weg nach Paris führe über Schanghai und Kalkutta (oder auch andere asiatische Städte), wohl aber hat er – noch in seinem letzten Aufsatz – geschrieben: „Der Ausgang des Kampfes hängt letzten Endes davon ab, daß Rußland, Indien, China usw. die gigantische Mehrheit der Bevölkerung stellen." [30] In ähnlichem Sinne hat sich auch Stalin geäußert.[31]

Moskau macht Nehru aus dem „Lakaien des Imperialismus" zum Freiheitshelden

Die Aussichten auf eine Revolution in großen Teilen Asiens erschienen nach dem Zweiten Weltkrieg, der die Völker aufgewühlt und ihre Ordnungen erschüttert hatte, besonders günstig. In dem Maße, in dem die Kriegsallianz der Siegermächte zerfiel, schwand

auch Moskaus Hemmung, in den Einflußgebieten der gestrigen Bundesgenossen Unruhen zu fördern. Westliche Beobachter vermuteten zunächst, daß die Parole zum allgemeinen Aufruhr auf dem kommunistischen Jugendkongreß in Kalkutta (Februar 1948) gegeben wurde; doch ist zweifelhaft geworden, ob überhaupt je eine klare Weisung dieser Art erfolgte; Tatsache ist, daß in den Moskauer Führungsgremien schon seit dem Sommer 1947, wenn auch nicht einheitlich und auf einen Schlag, die Zeichen auf Sturm gestellt wurden.[32] Nehru wurde damals im Zerrspiegel der sowjetischen Publizistik zum Imperialistenknecht und für die indischen Kommunisten zum Gegenstand eines erbitterten und für sie sehr verlustreichen Konfliktes. Auch die kommunistischen Revolten auf den Philippinen, in Indochina und Indonesien, in Malaya und Burma führten zu keinen dauernden Erfolgen; doch ist nicht zu vergessen, daß Stalin sie nur mit der linken Hand gefördert hat, da seine Interessen vorwiegend in Europa lagen.

Nach dem Tode des Diktators setzte auch hier eine neue Entwicklung ein, sichtbar mit dem Jahr 1954, in dem der Korea- und der Indochina-Krieg jeweils mit einem Remis abgebrochen wurden. Als dann gar im Frühling 1955 die Bandung-Konferenz ohne die Russen stattfand, als sich dort Tschou En-lai, selbst einen Nehru in den Schatten stellend, den bewundernden Asiaten und Afrikanern von der besten Seite zeigte und einen starken Eindruck machte, da vollzog Chruschtschow mit gewohnter Energie eine politische Wendung: Im Sommer 1955 war Nehru gefeierter Gast in der UdSSR, in deren Veröffentlichungen er und Gandhi inzwischen zu Freiheitskämpfern gegen den Imperialismus umgedichtet worden waren, und im Winter unternahm Chruschtschow – damals noch Arm in Arm mit Bulganin – seine Werbereise nach Indien, Burma und Afghanistan.

Von jetzt ab vertrat der Kreml die Linie möglichst enger Zusammenarbeit mit den jungen Staaten, wie immer deren Regierungen aussehen mochten, also auch mit einem Nasser, der seine Kommunisten einsperrte, einem U Nu, der seit Jahren einen blutigen Kleinkrieg gegen die kommunistischen Guerillas von Burma führte, mit einem Sukarno, dessen nationalistische Politik die in Indonesien lebenden Chinesen in schwere Not brachte, einem Nehru, der mit allen Mitteln, die ihm die Verfassung gab,

gegen die KP kämpfte, oder einem Kassem, von dem niemand recht wußte, wohin er eigentlich den Irak führen wollte. Moskau hat von diesen Männern keine offene Parteinahme für sich oder den Kommunismus verlangt; wenn sie nur nicht eindeutig im westlichen Lager standen. (Tito ist als Renegat ein völlig anderer Fall; wäre er nicht als kommunistischer Partisanenhäuptling, sondern als nationalrevolutionärer Oberst zur Macht gelangt, so könnte er in seinem Lande tun und sagen, was er wollte, ohne sich einer ständigen Polemik aus dem Kreml ausgesetzt zu sehen.)

„Infanteristisches Denken" bei Stalin und Chruschtschow

Die Sowjetunion folgte den neuen Staaten gegenüber der in ihrer Geschichte weit zurückreichenden Tradition, möglichst zu allen legalen Regierungen diplomatische Beziehungen zu unterhalten. Eigene Beobachtungen während der Verhandlungen Adenauers in Moskau (Herbst 1955) haben mich davon überzeugt, daß die Sowjets allein schon aus Gründen der protokollarischen Routine unbedingt die Herstellung äußerlich normaler Beziehungen zu Bonn, und sei es zum Bonn Konrad Adenauers, wünschten. Umgekehrt hat der Kreml Hemmungen, offizielle Beziehungen zu illegitimen Regierungen zu unterhalten, auch wo deren Bestrebungen genau in seine Pläne passen; so hat er zum Beispiel die schon 1958 gebildete algerische Exilregierung erst 1962 anerkannt, also erst nachdem sie ihren Waffenstillstandsvertrag mit de Gaulle abgeschlossen hatte. Und wie Stalin beide Augen zudrückte, als sein Vertragspartner Hitler die deutschen Kommunisten weiter in den Konzentrationslagern hielt, begnügte sich Chruschtschow mit Protesten, wenn es den Kommunisten in den Entwicklungsländern an den Kragen ging – ohne seine Wirtschaftshilfe an sie einzustellen. Nie hat Moskau um einen ausländischen Kommunisten so viel Lärm geschlagen wie um den Nichtkommunisten Lumumba, ausgenommen höchstens den Fall des Bulgaren – und hohen Kominternfunktionärs – Dimitroff während des mit weltweiter Publizität und mit Dimitroff in der Hauptrolle geführten Prozesses um den Reichstagsbrand.

Im Grunde ist Chruschtschow wie Stalin in seinen weltpolitischen Vorstellungen ein „Infanterist" geblieben (wenn auch ein mit Atomraketen ausgerüsteter Infanterist); fremd ist ihm das Den-

ken in Überseestützpunkten, wie es für die alten Seemächte Europas, aber auch für Japan charakteristisch war und heute in Amerika vorherrscht. Der Gedanke, seines Reiches und des Weltkommunismus Schicksal sei an die Entscheidungen von Männern gekettet, die im Dschungel Afrikas, in den Bergen Algeriens oder auf der fernen Insel Kuba mit Pulver hantieren, würde ihm vermutlich schlaflose Nächte bereiten. Ohne zu zögern, ließ er im September 1960 in Leopoldville die Sowjetflagge einholen, als die neuen Machthaber dies von ihm nach Lumumbas Sturz verlangten; ohne mit der Wimper zu zucken, berief er im Dezember 1961 seinen Botschafter aus Guinea nach Hause, nachdem der von ihm als Freund bezeichnete Seku Ture diesem Einmischung in die inneren Angelegenheiten Guineas vorgeworfen hatte[33]; stellte er sich im April 1962 hinter Fidel Castro und damit gegen den kubanischen Kommunistenführer Anibal Escalante.[34]

Die Kritik Moskaus an Escalante (Gefährdung des Zusammenhaltes der von Castro geführten Revolution; Sektierertum; Bildung eines eigenen Apparates innerhalb der revolutionären Einheitspartei Kubas) erinnert an die Weisungen, mit denen der schon früher erwähnte chinesische Kommunistenführer Tschen Tu-hsiu von Stalin dazu gebracht worden war, den Parteiapparat wider seinen Willen mit der Kuomintang zu verschmelzen. Das soll nicht heißen, daß aus Castro eines Tages ein Tschiang Kaischek werden muß; doch weiß Chruschtschow so wenig, was aus Castro wird, wie Stalin das künftige Verhalten Tschiangs voraussehen konnte.

Aber was auch immer Fidel Castro eines Tages in Kuba tun mag, für ihn braucht sich Chruschtschow nicht verantwortlich zu fühlen; er könnte notfalls auch Castros Sturz ohne allzu großen Prestigeverlust mit ansehen. Ein regelrechter Kommunist wie Escalante dagegen könnte, wenn er in Kuba die Macht übernähme und dann in Not geriete, Chruschtschow vor die bittere Wahl stellen, ihn mit Waffengewalt zu unterstützen und damit den Weltkrieg zu riskieren oder ihn im Stich zu lassen und damit eine schwere Niederlage zu erleiden.

Offensichtlich ist Chruschtschow nicht der Meinung, daß die Menschheit am Rande der Weltrevolution steht; er setzt daher in allen Entwicklungsländern bis auf weiteres immer noch auf die

bürgerlichen Nationalisten und nicht auf die Kommunisten (auch in einem Land wie Afghanistan, obgleich dieses an die Sowjetunion grenzt) und läßt durch seinen ideologischen Fachmann für Asien diejenigen als zur Selbstisolierung verurteilte „Sektierer allergefährlichster Art" bezeichnen, die nicht verstehen wollen, daß im nationalen Befreiungskampf „unter bestimmten Bedingungen nichtproletarische Elemente nach vorne rücken", läßt ihn überdies an den Satz Lenins erinnern, daß in jeder nationalistischen Bewegung die Bourgeoisie zunächst die Hegemonie innehat.[35] Für Chruschtschow stellt die Neutralität der Entwicklungsländer einen Wert an sich dar; er weiß auch, daß er diese Länder dem Westen in die Arme treiben würde, ließe er in ihren bürgerlich-nationalistischen Führungsschichten die Sorge vor einer kommunistischen Machtergreifung entstehen.

Antikommunisten erhalten von Moskau weit größere Kredite als Mao

So hat Chruschtschow auch keine Hemmungen, Staaten, in denen die Nichtkommunisten regieren und viele Kommunisten in den Gefängnissen sitzen, umfangreiche Wirtschaftshilfe zu gewähren. Nach Sowjetangaben (die auf ihre Richtigkeit zu prüfen hier nicht der Ort ist) haben die von der UdSSR den Entwicklungsländern gewährten Kredite in den Jahren 1954 (davor gab es praktisch keine) bis 1960 den Betrag von zehn Milliarden Rubel überschritten.[36] Den Löwenanteil erhielten bis 1960: Indien (3,2 Mrd. alte Rubel), die Vereinigte Arabische Republik (2,35 Mrd.), Indonesien (1,47 Mrd.), Irak (730 Mill.), Afghanistan (400 Mill.) und Äthiopien (400 Mill.); die Nichtkommunisten Nehru, Nasser, Sukarno, Kassem, Daud und Haile Selassie, die zusammen weniger Menschen regieren, als es Chinesen gibt, haben also genau fünfmal soviel an Aufbaukrediten bekommen wie der Kommunist Mao.

Wenn die Chinesen auf den niedrigen Stand ihrer eigenen unterentwickelten Wirtschaft blickten, mußte sie der Gedanke an Moskaus Großzügigkeit gegenüber den Neutralen aufs tiefste erbittern. Vermutlich haben sie den Russen ihre Meinung gesagt. Als eine Antwort Moskaus auf solche Angriffe mag man es ansehen, wenn auf dem Höhepunkt des Streites mit Tirana einer der sowjetischen Oberideologen die albanischen Führer „und ihre Ge-

sinnungsgenossen" als „engstirnige Nationalisten" und Egoisten bezeichnete, da sie dem Sowjetstaat dessen Wirtschaftshilfe für die Entwicklungsländer zum Vorwurf machten; sie zeigten damit nur, so sagte er, daß sie die Rolle der neutralen Länder in der Weltpolitik nicht verständen.[37]

Das mangelnde Verständnis für die nichtkommunistischen Regierungen der Entwicklungsländer, das Moskau hier den „Gesinnungsgenossen" Tiranas vorwarf – wo sonst sollten sie sitzen als in Peking? –, ist psychologisch durchaus zu begreifen, hatten doch die chinesischen Kommunisten noch keineswegs das Trauma ihrer Erfahrungen von 1927 überwunden, als sie, den Befehlen Moskaus folgend, Tschiang Kai-schek unterstützten, nur um von ihm vernichtend aufs Haupt geschlagen zu werden. Seither hält Mao nichts mehr von einer bürgerlich-nationalistisch geführten Revolution; darum hat er ja auch jene Theorie von der „neuen Demokratie" entwickelt, mit der wir uns im sechsten Kapitel beschäftigten, wonach hinfort auch eine sogenannte bürgerlich-demokratische Revolution unbedingt vom Proletariat (lies von den Kommunisten) geführt werden müsse. Auf dem Höhepunkt des Verzweiflungskampfes gegen die Japaner hat Mao zwar diese Theorie vorübergehend in den Hintergrund treten lassen, aber er hat sie nie aufgegeben, und er hat sie gerade in den letzten Jahren und im Hinblick auf die Entwicklungsländer häufig ins Feld geführt.[38]

Auch hier – die „Ungestümen" in Peking

Unter dem Einfluß des radikalen Flügels, der sich, wie wir annehmen müssen, in der zweiten Hälfte des Jahres 1957 in China durchgesetzt hatte, attackierte Peking das Entgegenkommen des Kreml gegenüber antikommunistischen Regierungen in der Entwicklungswelt. Gegen Chruschtschow richteten sich Wendungen wie diese: „Die modernen Revisionisten ... wollen den Menschen weismachen, daß es möglich ist, den Sozialismus ohne eine revolutionäre Partei des Proletariats ... herbeizuführen. Das ist schierer Unsinn und reiner Betrug."[39] Wer diesen Glauben verbreitet, „beraubt die unterdrückten Völker ihres Kampfgeistes, er ... hält sie davon ab, sich zum aktiven Kampf gegen den Feind zu bewaffnen ... und sich zu befreien. Das wird darauf hinaus-

laufen, daß die unterdrückten Völker für immer im Stadium der Sklaverei bleiben." [40]

China will das Modell der Entwicklungsländer sein

Schon seit langem glauben die chinesischen Kommunisten, daß ihre Revolution ein weit geeigneteres Modell für die Entwicklungsländer darstellt als die russische. Hier eine kleine Zitatenauswahl (sämtliche Hervorhebungen vom Verfasser):

„Die Revolution dieses Typus [eine bürgerlich-demokratische Revolution neuen Typs] entfaltet sich jetzt *in China und in allen kolonialen und halbkolonialen Ländern* ... Und deshalb kann für einen bestimmten historischen Zeitabschnitt bei Revolutionen *in allen kolonialen und halbkolonialen Ländern* als Form des Staatsaufbaus nur eine dritte Form akzeptiert werden: das, was wir die Republik der neuen Demokratie nennen." [41]

„Mao Tse-tungs große Leistung war, daß er *den Marxismus von einer europäischen in eine asiatische Form umänderte.* Marx und Lenin waren Europäer; sie schrieben in europäischen Sprachen über europäische Geschichte und Probleme; selten behandelten sie Asien oder China ... Mao Tse-tung ist Chinese ... Er hat *eine chinesische oder asiatische Form des Marxismus* geschaffen ... Es gibt ähnliche Verhältnisse [wie in China] in anderen Ländern Südostasiens. Der Weg, den China wählte, wird sie *alle* beeinflussen." [42]

„Der klassische Typ der Revolution in imperialistischen Ländern ist die [russische] Oktoberrevolution. *Der klassische Typ in kolonialen und halbkolonialen Ländern ist die chinesische Revolution.*" [43]

„Dank dem Erfolg unserer Revolution haben die Gedanken Lenins, ergänzt durch die Gedanken Mao Tse-tungs und die Erfahrungen der KPCh, weitere *Hunderte von Millionen Menschen* in Asien, Afrika und Lateinamerika inspiriert." [44]

„Natürlich haben Revolution und Aufbau in China ihre für dieses Land spezifischen Züge. Aber es ist möglich, daß einige dieser wichtigen Züge in anderen Ländern auftauchen. In diesem Sinne sind die chinesischen Erfahrungen bis zu einem gewissen Grade *von internationaler Bedeutung.*" [45]

Dann eine für Europäer besonders interessante Variante:

„In erster Linie ist die absurde, in der modernen bürgerlichen Geschichtswissenschaft geläufige *Theorie von ‚Europa als dem Zentrum der Welt' zu zerstören* ... Die Revolutionen des Ostens, insbesondere der große Sieg der chinesischen Revolution, hatten einen starken und *breiten Einfluß auf Asien, Afrika und Lateinamerika.*" [46]

Besonders aufschlußreich aber scheinen mir zwei Zitate zu sein, die noch über diesen Gedanken von der exemplarischen Bedeutung der chinesischen Revolution hinausgehen. Am Ende seiner „Widerspruchsrede" (1957) sprach Mao von der Solidarität Chinas erstens mit dem sozialistischen Lager und zweitens „mit den *asiatischen und afrikanischen Ländern* und allen friedliebenden Ländern und Völkern" und fügte hinzu: „Mit diesen *beiden* Kräften vereint, werden wir nicht allein stehen." (Hervorhebungen vom Verfasser.)[47] Mit dieser so nachdrücklich an den Schluß einer seiner wichtigsten Schriften gesetzten Erklärung bringt Mao zum Ausdruck, daß es für China nicht nur den Ostblock gibt. Und in dem chinesisch-nepalischen Kommuniqué vom März 1960 wird – meines Wissens zum erstenmal – in einem amtlichen chinesischen Dokument lediglich von der „Solidarität der asiatischen Länder" gesprochen.[48] (Abgesehen natürlich von den beiden „afro-asiatischen Solidaritätskonferenzen", die 1958 in Kairo und 1960 in Conakry stattfanden, und ähnlichen „afro-asiatischen" Veranstaltungen.) Man wird annehmen können, daß Tschou, der dieses Dokument unterschrieb, seine Hintergedanken dabei hatte. Er mußte wissen, daß Mao 1939 Nepal (wie auch Korea, Burma und Annam) als ein dem chinesischen Staat von den Imperialisten geraubtes Gebiet bezeichnet hatte.[49]

Es hat einige Jahre gegeben, in denen die Chinesen ihren aggressiven Imperialismus nicht hervortreten ließen, zur Zeit der Genfer Korea- und Indochina-Konferenz (1954) und unmittelbar danach. Tschou En-lai machte damals zahlreiche Besuche in asiatischen Ländern, schloß mit Indien das Abkommen über die Fünf Prinzipien der Koexistenz (April 1954), glänzte in Bandung (1955) und gab sich auch sonst im ganzen friedlich. Es war die Zeit, da man auch in China selbst einen weniger harten Kurs steuerte. Aber das änderte sich, als 1958, wie auf allen Gebieten der chinesischen Politik, auch im Verhalten zu den Entwicklungsländern Ton und Tempo stark verschärft wurden. Die prompte Anerkennung der algerischen Exilregierung im gleichen Jahr (von der doch Moskau abgesehen hatte) war ein Symptom dafür; die überaus scharfe Rede gegen Nasser, die der syrische Kommunistenführer Khaled Bagdasch bei den Feiern zum zehnten

Gründungstag der Chinesischen Volksrepublik (1959) halten durfte, war ein anderes. Hier ist auch die Flut von Broschüren und Rundfunksendungen zu erwähnen, mit denen Peking die Entwicklungsländer in deren Sprachen zu Kampf und Revolution aufruft, hier auch das rapide Anwachsen der Berichterstattung über diese Gebiete, bei gleichzeitigem Rückgang des Umfangs der Nachrichten über den Ostblock.

Den bisherigen Höhepunkt dieser chinesischen Politik gegenüber den neuen Staaten, um deren Freundschaft Peking in Bandung geworben hatte, brachte der Konflikt mit Indien.

„Das gibt Ärger mit Indien"

Als ich im Frühjahr 1959 im Zuge Moskau–Berlin saß und unterwegs eine Sowjetzeitung kaufte, fand ich dort eine Notiz über die Niederwerfung eines – bisher nicht berichteten – Aufstandes in Tibet durch chinesische Truppen. Die Mitreisenden hatten sie auch bemerkt, und zwar mit einem Mißbehagen, das sie nicht zu verbergen suchten. Als ich das Wort „Ungarn" ins Gespräch brachte, wurde das mit einem bedrückten Schweigen quittiert. Einer sagte bekümmert: „Das gibt Ärger mit Indien."

Auch die Männer im Kreml haben sicher die Nachrichten über den am 10. März ausgebrochenen großen tibetischen Aufstand mit Besorgnis zur Kenntnis genommen. Im Grundsatz waren sie natürlich mit ihren chinesischen Kollegen einverstanden: ob Tibeter oder Ungarn, Turkmenen oder Ukrainer – alle müssen „sozialistisch" gleichgeschaltet werden, und wer diesen Prozeß ablehnt, ist ein „Reaktionär" und „Lakai des Imperialismus", dem ein entsprechender Denkzettel gebührt. Aber die Sowjetführer konnten voraussehen, daß die tibetischen Vorgänge für die Beziehungen nicht nur Pekings, sondern auch Moskaus zu Asien ähnlich nachteilige Folgen haben mußten wie die ungarischen zweieinhalb Jahre zuvor für das Ansehen der Sowjetunion in Europa. Im ganzen klangen die Moskauer Berichte über die Ereignisse in Tibet daher gedämpft, wenn in ihnen natürlich auch die Thesen Pekings (die ja auch den Moskauer Ansichten entsprachen) getreu wiederholt wurden[50]. Was in ihnen jedoch ganz fehlte, waren Angriffe auf Indien[51], wie sie in der Pekinger Presse damals zu lesen waren.

Am Vorabend des tibetischen Aufstandes konnte Moskau befriedigt auf die bedeutende Verbesserung seiner Beziehungen zu den Völkern und Regierungen Asiens blicken. Es hatte viel Boden aufgeholt und sich in asiatischen Augen den Namen einer Industriemacht ersten Ranges erworben, welche imstande war, ihren Freunden und Kunden unter günstigsten Kreditbedingungen ganze Stahlwerke „von der Stange" zu liefern.

Das entrüstete Echo Indiens und die gelungene Flucht des Dalai Lama brachten die chinesische Führung fast zur Raserei; es folgten Wochen erbitterter Beschimpfungen der Inder als Imperialisten, Interventionisten, Expansionisten, „lauernde Tiger". Und als sich im Zuge der Unterdrückung des tibetischen Aufstandes die Gemüter in Peking etwas beruhigten, da ereignete sich ein neuer Konflikt zwischen Peking und Neu-Delhi: der sich von da an Jahre hinziehende, Ende 1961 wieder mit neuer Heftigkeit aufgeflammte Streit um die chinesisch- (eigentlich tibetisch-)indische Grenze. Bis zum Aufstand in Tibet war diese Grenze eine der stillsten, weil verkehrsfernsten, der Welt gewesen. Wer je aus den Vorgebirgen des Himalaya auf diese gewaltigste Mauer unserer Erde geblickt hat, mußte der Meinung sein, daß in dem fast menschenleeren Gebilde aus Fels und Eis eine Grenze ihre normalen Funktionen verliert, vor allem wenn zu ihren beiden Seiten friedliche Menschen leben.

Diese praktisch tote Grenze wurde aber plötzlich höchst „lebendig" (um Nehru zu zitieren[52]), als Peking in Tibet ein Terrorregime errichtete, dem Zehntausende entflohen und Hunderttausende entfliehen wollten. Nun, da die Grenze abgeriegelt wurde, erhob sich die Frage nach ihrem genauen Verlauf. Dabei zeigte sich plötzlich, daß die von Peking beanspruchte Grenze tief in indisches Staatsgebiet einschnitt; es zeigte sich ferner, daß sie nicht nur einen Anspruch darstellte, sondern auf weiten Strecken bereits eine Tatsache mit Wachtürmen und Soldaten war, daß also unbemerkt von der indischen Öffentlichkeit die Chinesen ein riesiges, Zehntausende von Quadratkilometern umfassendes Gebiet bereits fest in der Hand hielten, das die Inder als Eigentum betrachtet, aber nicht wie Eigentum bewacht hatten.

Die Aufdeckung dieses Sachverhaltes seit August 1959 bildet ein Ruhmesblatt des indischen Parlaments; dieses mußte hier gegen

einen schwer getroffenen, um sein Prestige und um sein Vertrauen zum neuen China ringenden Nehru kämpfen, der sich gegen den im Parlament erhobenen Vorwurf zu verteidigen suchte, er habe China gegenüber Fehler begangen, die „nach Geographie und Größenordnung himalayisch" waren.[53] Die Einzelheiten sind in geradezu hochdramatischen Weißbüchern der indischen Regierung und in den Sitzungsberichten des indischen Parlaments im Herbst 1959 nachzulesen.[54]

Nehrus „Volk in Waffen"

Wenige Monate, nachdem das Eindringen der Chinesen in indisches Gebiet bekannt geworden war, hielt ich mich acht Wochen in Indien auf. Die durch das Verhalten Chinas hervorgerufene Veränderung des politischen Klimas war außerordentlich. Dieselben Inder, die mir beim vorherigen Besuch vorgeworfen hatten, die Deutschen in der Bundesrepublik seien kalte Krieger, unfähig, die auf Entspannung gerichteten Zeichen der Zeit zu erkennen, und handelten völlig falsch, wenn sie mit den Amerikanern von einer „Position der Stärke" aus Politik machen wollten – diese selben Inder riefen jetzt nach einem militärisch starken Indien, nach einem Volk in Waffen, und gestalteten die Indienreise Eisenhowers im Dezember 1959 zu einem Triumphzug. Selbst Nehru erklärte unter dem Beifall des Parlaments: „Wenn es um Ehre, Selbstachtung und Freiheit geht, ist uns kein Preis zu hoch. Lieber untergehen als nachgeben und kapitulieren."[55]

Wir können nicht sagen, ob die Chinesen diesen Konflikt mit Indien gewollt hatten oder ob sie unbeabsichtigt in ihn hineingerieten. Nach allem, was wir über die Stimmung des ungestümen Flügels der KPCh wissen, ist es durchaus möglich, daß man den beiden in jenen Monaten vor und nach Chruschtschows Amerikareise so viel von Koexistenz redenden Weltmächten UdSSR und USA ins Bewußtsein rufen wollte, daß es ohne Peking keine Entspannung geben könne; in der Tat lag der Schatten des Himalaya auf Camp David, als Eisenhower Chruschtschow dort begrüßte. Sicher ist, daß Peking nach Ausbruch des Streites eine höchst unnachgiebige und unfreundliche Politik Indien gegenüber verfolgte.

Wie verärgert Chruschtschow war, zeigt ein bemerkenswerter Entschluß, den er faßte: Während es bislang seine selbstverständliche Übung gewesen war, für jeden in einen Streit mit Dritten verwickelten Ostblockpartner unverzüglich und kompromißlos Partei zu ergreifen, tat er es bei dem chinesisch-indischen Grenzstreit nicht, vielmehr forderte er durch eine – von der chinesischen Presse ignorierte – TASS-Erklärung *beide* Seiten auf, dem Streit ein Ende zu machen. Die entscheidenden Sätze lauteten:

> „Man kann auch nicht umhin zu bedauern, daß sich an der chinesisch-indischen Grenze ein Zwischenfall ereignete. Die Sowjetunion befindet sich sowohl mit der Chinesischen Volksrepublik als auch mit der Republik Indien in freundschaftlichen Beziehungen. Die Chinesen und die sowjetischen Völker sind durch unlösliche Freundschaft miteinander verbunden, die sich auf die großen Prinzipien des sozialistischen Internationalismus gründet. Die Zusammenarbeit zwischen der Sowjetunion und Indien entwickelt sich freundschaftlich entsprechend den Ideen der friedlichen Koexistenz ... In sowjetischen führenden Kreisen ... gibt man der Überzeugung Ausdruck, daß beide Regierungen [China und Indien] das entstandene Mißverständnis unter Berücksichtigung der beiderseitigen Interessen im Geiste der traditionellen Freundschaft zwischen den Völkern Chinas und Indiens beseitigen werden." [56]

Die Erklärung enthielt also eine gewisse Nuancierung des Verhältnisses Moskaus zu China einerseits, Indien andererseits, aber keine unterschiedliche Bewertung der Haltung beider im Grenzkonflikt. Fast wörtlich ebenso äußerte sich Chruschtschow vor dem Obersten Sowjet Ende Oktober.[57]

Auf dem Kremlempfang vom 7. November 1959 erklärte Chruschtschow, wie ein indischer Kommunist berichtete[58], der Grenzkonflikt sei „eine traurige und dumme Geschichte"; keiner wisse, wo die Grenze verlaufe. Zugleich hat Chruschtschow auf die Großzügigkeit der Sowjetunion bei der Grenzregelung mit Iran verwiesen und gesagt: „Wir haben dort mehr aufgegeben als gewonnen. Was sind ein paar Kilometer für ein Land wie die Sowjetunion?" Prawda und Iswestija veröffentlichten chinesische und indische Verlautbarungen zum Grenzstreit[59], wobei sie zwar den Chinesen meist etwas mehr Raum zuteilten, aber auch den indischen Standpunkt unverzerrt zur Geltung kommen ließen.

Der reiche Onkel aus Moskau

Es traf sich, daß ich in Indien war, als Chruschtschow dort im Januar 1960 eintraf. Sein Besuch war kurzfristig und auf seine eigene Initiative zustande gekommen; zweifellos um das von Peking zerschlagene Porzellan wieder zu kitten. Die Ankündigung weckte daher in Indien die extravagantesten Hoffnungen auf eine klare Parteinahme Chruschtschows zugunsten Indiens. Davon konnte natürlich keine Rede sein. Um die Chinesen so wenig wie möglich zu brüskieren, schickte Chruschtschow vom Flugzeug aus, als er sich auf dem Wege nach Neu-Delhi über dem westlichsten Zipfel Chinas befand, ein herzlich gehaltenes Telegramm mit „heißem brüderlichem Gruß" an die „teuren Genossen" in Peking[60], das dort aber nur kurz vermerkt wurde.

Schon in der ersten Stunde nach seiner Landung in Indien mußte Chruschtschow das Ausmaß des von Peking angerichteten Schadens erkennen: Der Empfang durch die Bevölkerung war nicht nur weit weniger herzlich als vor vier Jahren, er verblaßte auch im Vergleich mit dem Riesenerfolg Eisenhowers zwei Monate zuvor. Die Stimmung der Inder wurde gereizt, als sich herausstellte, daß Chruschtschow keineswegs einen chinesischen Kompromißvorschlag mitgebracht und im Grunde nichts anderes anzubieten hatte als die ständig wiederholte Mahnung: Nun seid doch gescheit und vertragt euch wieder! – völlig ignorierend, daß der Aggressor China keine Neigung zum Nachgeben zeigte.

Bei einem Empfang für die Presse in Neu-Delhis modernem Aschoka-Hotel war Nehru, wie immer, wenn er auftaucht, von einer dichten Schar Korrespondenten umringt, als zwei mit Chruschtschow gekommene Russen die Menschenmauer durchstoßen wollten, um näher an Nehru heranzukommen. Der vor mir stehende Inder, von dem ich wußte, daß er seinem Blatt über jedes öffentlich gesprochene Wort Nehrus berichten mußte, widersetzte sich diesem Drängen, ohne darauf zu achten, von wem es ausging. Da drückte ihn der eine Russe zur Seite, wies auf den zweiten und sagte erklärend: „Das ist der Schwiegersohn Chruschtschows" [Adshubéj, der Chefredakteur der Iswestija], worauf der Inder sich umdrehte und mit kaum beherrschter Wut antwortete: „Und ich bin kein Tscheche, sondern ein Inder." Kritischer als bei seinem ersten Besuch wurde auch Chruschtschow

selbst von den Indern betrachtet; halb belustigt, halb empört schüttelten sie den Kopf, als bekannt wurde, daß Chruschtschow eine in ganz Indien verehrte Interpretin religiöser Tänze nach einer Vorführung gefragt hatte, wieviel sie eigentlich verdiene.

Rätsel von Aksai-Tschin

Offen blieb die Frage, wie weit Chruschtschow vor dem Sommer 1959 von den Chinesen über ihre Maßnahmen im indischen Grenzgebiet informiert worden war. Die Inder stellten sich diese Frage vor allem in bezug auf die sogenannte Aksai-Tschin-Straße, welche die Chinesen von Ye-tschang (Qargaliq) in Westsinkiang nach Gartok in Westtibet gebaut hatten, mitten durch die hier nach Osten vorspringende, von Indien beanspruchte Provinz Ladakh (in Ostkaschmir), und zwar durch die Hochebene Aksai-Tschin (englische Schreibung: Aksai-Chin; der Name hat mit „China" nichts zu tun). Was hatte sich dort ereignet?

Auf der Suche nach chinesischem Material über die Frühgeschichte der chinesischen Aggression stieß ich 1960 auf einen Bericht der Pekinger Nachrichtenagentur aus dem Frühjahr 1957, der damals, als noch niemand an einen Grenzkonflikt in diesem Gebiet dachte, nicht beachtet worden war. Danach hatten die Chinesen zwischen 1950 und 1955 zweimal versucht, die Straße von Westsinkiang südwärts über das 7000–8000 m hohe Kuenlun-Gebirge nach Westtibet durch tibetisches Gebiet zu bauen, in beiden Fällen ohne Erfolg, da das Gelände unüberwindliche Hindernisse bereitete. Darauf habe man im April 1956 eine weiter westlich liegende Route gewählt, die – in einer Höhe von mehr als viertausend Metern – tausend Kilometer durch kaum bewohntes Bergland führe.[61] Daß dieses Gebiet gar nicht zu China gehörte, war in der Meldung nicht gesagt; Peking erwartete wohl, daß der Bau nicht so rasch bekannt würde und man sich dann unter Berufung auf „die Realitäten" schon herausreden würde, was ja auch fast gelungen ist.

Aber waren die Russen informiert? Sie versuchten jedenfalls, ihre Hände in Unschuld zu waschen. Ein Ostblock-Botschafter in Neu-Delhi erzählte einem NATO-Botschafter (von dem ich es erfuhr), der Sowjetbotschafter sei, als die Sache mit der Aksai-Tschin-Straße ruchbar wurde, empört zum chinesischen Botschafter geeilt,

habe aber nichts Näheres erfahren. Ganz glaubhaft scheint mir diese Geschichte nicht zu sein, denn beim Aufbau des neuen Industriegebiets in Westsinkiang leisteten sowjetische Experten technische Hilfe; konnten sie über den wichtigsten Straßenbau dieses Gebietes in Unkenntnis geblieben sein?

Rangun – Djakarta – Auslandschinesen

Auch in Burma war ich zur gleichen Zeit wie Chruschtschow; der Empfang war kühl, zum Teil unfreundlich. Die Burmanen sahen sich gleichfalls chinesischen Grenzforderungen ausgesetzt, und das hatte ihre Einstellung zu den Kommunisten insgesamt beeinflußt. Wie bei den Indern hatte sich Chruschtschow auch bei den Burmanen selbst angesagt; diese taten nur das Minimum von dem, was die Höflichkeit erforderte. Es war wohl der kümmerlichste Empfang, den Chruschtschow überhaupt je auf seinen Reisen erlebt hat:

Einige hundert Kommunisten oder Kommunistenfreunde am Flughafen, ganz wenig Menschen auf dem Wege zur Stadt, kaum ein paar Fahnen, niemand – außer einigen Regierungsbeamten – beim Abflug, auch keine Abschiedsreden, und dazu eine eisige Stimmung in der Presse. Die Ranguner Zeitung Guardian schrieb, vier böse Kapitalisten seien nicht so schlimm wie ein einziger Kommunist; und ihre Konkurrenz, die Zeitung Nation, versah ihren Leitartikel mit der Überschrift: EIN UNWILLKOMMENER BESUCHER und nannte Chruschtschow einen „trinkfreudigen politischen Typ"; bei dessen Auftauchen man in den Ruf ausbrechen möchte, den man sonst beim Anmarsch fremder Truppen hört: Versteckt die Mädchen und das Silber!

Auch in Indonesien, wohin ich kurz nach Chruschtschow kam, war der Besuch nicht gut verlaufen, denn auch dort stand er im Schatten von Spannungen mit Peking; hier betrafen sie die in Indonesien lebenden Auslandschinesen, die man dort gern loswerden wollte. Jede neue Schiffsladung mit repatriierten Chinesen aus Indonesien brachte das chinesische Blut zum Wallen, denn Peking glaubt, sich für die Auslandschinesen einsetzen zu müssen, auch wenn diese eine fremde oder eine doppelte Staatsangehörigkeit besitzen; Artikel 98 seiner Verfassung sagt ausdrücklich: „Die Volksrepublik China schützt die wohlerworbe-

nen Rechte und Interessen der Überseechinesen", und Artikel 23 reserviert ihnen Sitze im Nationalen Volkskongreß.

Der sich über viele Monate hinziehende Streit zwischen Djakarta und Peking zeigte, daß die über zehn Millionen außerhalb Chinas (und Taiwans) lebenden Chinesen für Peking nicht nur ein Kapital, sondern auch eine Belastung darstellen. Seine Beziehungen zu den Philippinen, Kambodscha, Malaya, Thailand, Indonesien wären besser, wenn diese Staaten sich nicht in einer ständigen inneren Auseinandersetzung mit den – wegen ihrer Geschäftstüchtigkeit vom Staatsvolk vielfach gehaßten – Auslandschinesen befänden. Andererseits bedeuten diese für Peking insofern einen Aktivposten (einschließlich des Ansatzes für „fünfte Kolonnen"), als sie es trotz vielfach antikommunistischer Einstellung, vor allem unter den Älteren, mit der nun einmal vorhandenen Regierung des Heimatlandes keinesfalls verderben wollen.[62]

Ein entsprechendes Problem kennen die Sowjets nicht; der Panslawismus der Zarenzeit ist nicht mehr aktuell.[63] Das rote Moskau hat die slawische Karte wenig gespielt, von den Jahren des Zweiten Weltkriegs abgesehen; die ab 1942 erscheinende, mit altslawischen Ornamenten gezierte Zeitschrift Slawjáne (Die Slawen) verlor nach Kriegsende ihre Bedeutung und wurde bald danach eingestellt.

Die Rückendeckung gegenüber Peking, die Djakarta im Besuch Chruschtschows sehen konnte, trug natürlich nicht dazu bei, es den chinesischen Forderungen gefügiger zu machen. Kein Wunder, daß Peking auch über diesen Abschnitt der Reise Chruschtschows nur spärlich und ohne ein Wort der Zustimmung berichtete.

Dank seinen Besuchen und Gastgeschenken ist es Chruschtschow im Frühjahr 1960 offensichtlich gelungen, die Beziehungen Moskaus zu den drei von ihm bereisten Staaten in Süd- und Südostasien zu verbessern und für die Sowjetunion den Ruf zu gewinnen, sie sei eben doch weit umgänglicher und großzügiger als das neue China. Insofern hat Moskau aus dem ungebärdigen Verhalten Pekings seit dem Aufstand in Tibet, der dem Ansehen Chinas abträglich war, für sich selbst einigen Vorteil gezogen. Im ganzen ist aber für den Ostblock der Schaden größer gewesen als der Nutzen, Grund für Moskau, mit einigem Ärger auf den Alliierten in Peking zu blicken, der dies bewirkt hat.

KP Indiens – zerrissen zwischen Peking und Moskau

Noch eine Einbuße darf schließlich nicht unerwähnt bleiben: die Vorgänge am Himalaya hatten Verwirrung in die Reihen der asiatischen Kommunisten getragen; die indische KP war nun von oben bis unten gespalten.

Zu keiner KP in Asien hatte Moskau so lange und enge Beziehungen unterhalten wie zur indischen. Der jahrzehntelang führende indische Kommunist M. N. Roy, der als junger Mann bei einem Aufenthalt in Mexiko von dem damals gleichfalls dort weilenden späteren China-Agenten der Komintern, Borodin, in die Lehren des Marxismus eingeführt worden war, besaß in der kommunistischen Weltbewegung bereits einen anerkannten Namen, als der chinesische Kommunismus noch ganz in den Kinderschuhen steckte. Neuere Untersuchungen über die Beziehungen Moskaus zur KP Indiens[64] haben klargemacht, wie intensiv sich Moskau der Lenkung der indischen KP angenommen und wie es dabei verstanden hat, sie trotz mehrfachem abrupten Kurswechsel einigermaßen intakt durch schwierige Jahrzehnte hindurchzumanövrieren.

Die Aggression der chinesischen Kommunisten zwang die KP Indiens zu einem verzweifelten Eiertanz: Sollte sie das Verhalten der chinesischen Glaubensbrüder verteidigen und sich damit in Gegensatz zu der nun ganz Indien beherrschenden nationalen Stimmung bringen? Oder sollte sie gegen Rotchina nationalistische Töne anschlagen? Seit 1959 stand das Leben der Partei weithin im Zeichen dieses Dilemmas.

Wohin in Asien ich in den folgenden Monaten auch kam, überall fand ich die Kommunisten verwirrt und unsicher.

Nationaldemokratie – neuer Fachausdruck für Entwicklungsländer

Inzwischen schienen die Chinesen selbst eingesehen zu haben, daß sie den Bogen überspannt hatten; sie begannen, ihre Beziehungen zu Nepal, Burma und Indonesien zu regeln. Mit den beiden ersten schlossen sie 1960 verhältnismäßig vernünftige Abkommen, durch die der langwierige Streit über die Grenzen erledigt wurde[65], und die Reise des chinesischen Außenministers Tschen Yi nach Djakarta und Sukarnos Gegenbesuch in Peking (1961) führten zur Beruhigung der Beziehungen mit Indonesien.[66] Aber

mit dem wichtigsten Nachbarn in Asien, mit Indien, ging der Konflikt weiter; die Inder regten sich zwar jetzt nicht mehr so sehr über ihn auf, aber in der Grenzfrage kam man sich nicht näher. Nehru selbst war vielleicht nicht abgeneigt, einem Kompromiß mit den Chinesen zuzustimmen, doch die Stimmung im Parlament – nicht nur bei der Opposition – hinderte ihn daran.

Dagegen gelang auf der grundsätzlichen Ebene ein Kompromiß mit Moskau: bei der Konferenz der einundachtzig kommunistischen Parteien Ende 1960. Lange hatten sich die Sowjets gegen den Anspruch der Chinesen gewehrt, Vorbild für die Entwicklungsländer zu sein. („Es wäre riskant, die chinesische Revolution als eine Art Maßstab für volksdemokratische Revolutionen in anderen Ländern Asiens anzusehen." [67]) Aber schließlich erkannten sie ihn – bis zu einem gewissen Grade – doch an. In der Deklaration von 1960 heißt es:

> „Die Volksrevolution in China hat den Positionen des Imperialismus in Asien einen schweren Schlag erteilt ... Indem sie der Bewegung für nationale Befreiung einen weiteren starken Impuls gab, hat sie einen gewaltigen Einfluß auf die Völker, vor allem die in Asien, Afrika und Lateinamerika, ausgeübt." [68]

Zugleich aber setzten die Sowjets durch, daß der von ihnen zwar nicht erfundene, aber in den kommunistischen Sprachgebrauch neu eingeführte Begriff „nationale Demokratie" in der Deklaration verankert und damit Maos „neue Demokratie" aus dem Felde geschlagen wurde. Denn während die „neue Demokratie" bekanntlich die Führung durch „das Proletariat", das heißt die Kommunisten bedeutet, ist die Definition der „nationalen Demokratie" so abgefaßt, daß sie etwa auf Kuba (vor dem Bekenntnis Castros zum Marxismus) zutrifft; so umfangreich sie ist – die Wörter Proletariat und Sozialismus, von Kommunismus gar nicht zu reden, kommen in ihr nicht vor.[69] Es war alles vermieden worden, was bei den „bürgerlichen Nationalisten" hätte Anstoß erregen – was aber auch den Chinesen die Pille hätte versüßen können.

Nordkorea und Nordvietnam zwischen den großen Brüdern

Von den zum Ostblock gehörenden Entwicklungsländern in Asien ist die Mongolische Volksrepublik im 14. Kapitel schon untersucht

worden. Wir wissen über ihre Stellung zwischen Moskau und Peking weit mehr als über die der beiden anderen Ostblockstaaten Nordkorea und Nordvietnam. Die Ausbeute meiner Nachforschungen bei zwei Besuchen in Südkorea und drei in Südvietnam war mager. Die heute noch weit verbreitete Ansicht, daß die nordkoreanischen Kommunisten Moskauer Marionetten seien, traf wohl für die ersten Jahre nach 1945 zu, stimmt aber heute nicht mehr ohne weiteres. Während des Koreakrieges haben die Chinesen ihre Stellungen in Korea stark ausgebaut, und die Koreaner sind auch nicht dümmer als die Mongolen und erkennen, daß es von Vorteil sein kann, wenn man zwei mächtige Nachbarn hat, die in vielerlei Hinsicht verschiedener Meinung sind. Niemand bereitet es besonderes Vergnügen, ein Satellit zu sein, auch nicht dem koreanischen Kommunisten Nr. 1, Kim Il-sung. Also versucht er, sich mit beiden Nachbarn gut zu stellen – und sie ein wenig gegeneinander auszuspielen. Den Russen zu Gefallen lobt er deren neues Parteiprogramm[70], und die Chinesen erfreut er, indem er den „Revisionismus" angreift.[71] In den heiklen Streitfragen versteht er es, sich elegant herauszuhalten: die Entstalinisierung sei eine interne Angelegenheit der KPdSU, in die er sich nicht einmische, und über die albanische Frage sei er „tief besorgt", eine Formulierung, mit der er jeder klaren Stellungnahme auswich.[72] Was sowjetische Kredite betrifft, so haben die Koreaner sogar die Mongolen fast erreicht – aber nur in der Gesamt-, nicht in der Pro-Kopf-Summe; denn ihre Bevölkerung ist zwölfmal so groß wie die der Außenmongolei. Der genaue Betrag ist nicht bekannt; genannt wurden 912 Millionen Rubel, zu denen noch weitere Kredite von ungenannter Höhe gekommen sind, zuletzt im Juli 1961.[73] Außer Krediten haben die Koreaner von der UdSSR Waren im Werte von 1,3 Milliarden Rubel geschenkt bekommen; allerdings war ihr Land mehrfach durch die Vernichtungswalze des Koreakrieges überrollt worden. Die Hilfe aus China – sowohl die nichtrückzahlbare als auch die in Form von Krediten – liegt, soweit wir wissen, beträchtlich unter der sowjetischen.

Nordvietnam grenzt wie Nordkorea an China und hat, wie dieses, mit Chinas Hilfe einen erfolgreichen Krieg (gegen Frankreich) geführt. Aber die Sowjetunion ist fern; die Chancen, den

einen großen Bruder gegen den anderen auszuspielen, sind also gering. Die Wirtschaftshilfe, die Nordvietnam erhielt, stammte, so ist berechnet worden, bis 1959 zu 64,5 Prozent aus China; nur 27,8 Prozent kamen aus der Sowjetunion, der Rest aus dem übrigen Ostblock.[74] Dieses Verhältnis dürfte ungefähr auch dem des Druckes entsprechen, dem Nordvietnam von seiten seiner beiden Lagergenossen ausgesetzt ist.

Ho Schi Minh, einer der bedeutendsten Führer in der kommunistischen Welt, hat alles getan, um zu verhindern, daß sein Land völlig unter den Einfluß des übermächtigen chinesischen Nachbarn gerät; Gerüchte melden, daß er während der Moskauer Konferenz von 1960 – eben aus diesem Grunde – mehr als irgendein anderer für den Ausgleich zwischen Peking und Moskau gearbeitet hat. Aber er ist ein alter und kranker Mann, und die Frage seiner Nachfolge wird zugleich die der außenpolitischen Orientierung des Landes sein. Schon heute zeichnen sich zwei Gruppen ab – die Nationalisten, die nach Moskau blicken, weil nur Moskau sie vor dem Schicksal bewahren kann, eine Provinz Rotchinas zu werden, und die – nennen wir sie so – Realisten, die vermutlich die Chinesen auch nicht lieben, aber die Meinung vertreten, es bleibe gar nichts anderes übrig, als sich eng an den großen Nachbarn anzulehnen.[75] In den letzten Jahren verlief der politische Kurs Hanois nicht geradlinig. Während des Krieges gegen Frankreich und in den ersten Jahren danach war er vorwiegend auf Peking ausgerichtet, ab 1956 schwächte sich die Stellung des prochinesischen Flügels, seit 1960 gewann dieser wieder an Bedeutung.[76] In der albanischen Kontroverse hielt sich Hanoi in seinen Äußerungen näher an Peking; kurz nach dem offenen Ausbruch des Streites schickte es Glückwünsche zum zwanzigsten Jahrestag der albanischen Bruderpartei und veröffentlichte einen für Albanien recht schmeichelhaften Gratulationsartikel. Nordvietnam darf es eben mit China nicht verderben.

Eine „Linie von Tordesillas" ...

Die Reaktion auf den Konflikt um Albanien hat auch sonst einigen Aufschluß über die derzeitige Haltung der kommunistischen Parteien in den Entwicklungsländern gegenüber den beiden rivalisierenden roten Großmächten gebracht. Die Mongolen haben

sich mit Nachdruck an die Seite Moskaus gestellt.[77] Die KP Indonesiens unterstützte den chinesischen Standpunkt[78]; die indische KP ist schon infolge ihrer Spaltung zu einer einheitlichen Haltung in dieser schwierigen Frage gar nicht fähig. Die Kommunisten in Malaya, Burma und Thailand folgten – verständlicherweise, denn sie sind illegal und befinden sich in offenem Kampf mit ihren Regierungen – der chinesischen Linie. Gebilligt wurde Moskaus Angriff auf Albanien von den Parteien in Ceylon, im Nahen Osten, in Algerien und Marokko, in Lateinamerika.

Chruschtschow könnte, so sollte man meinen, mit diesem Ergebnis zufrieden sein. Aber ist er es wirklich? Die Stellungnahme der kommunistischen Parteien in den Entwicklungsländern zu seinem Streit mit Mao verrät lediglich Stimmung und taktische Überlegungen der heute dort in ihnen führenden Kommunisten, die durch jahre-, zum Teil jahrzehntelange Zusammenarbeit eng mit Moskau verbunden sind. Wie aber denkt die Masse des Parteivolks? Und wie die übrige Bevölkerung, an die sich die Partei im Falle von Wahlen auch wenden muß?

Es gibt heute in der Welt für diese Völker nicht nur zwei Entwicklungsmodelle, das westliche und das kommunistische, sondern drei – das westliche, das sowjetische und das rotchinesische. Für die Stoßkraft der kommunistischen Propaganda ist das natürlich kein Vorteil. In Ländern mit starker Bevölkerungszunahme, niedrigem Lebensstandard, vorwiegend bäuerlicher Bevölkerung könnte das chinesische Modell eine stärkere Anziehungskraft ausüben als das der hochindustrialisierten und vergleichsweise wohlhabenden Sowjetunion, vor allem auf die Ungestümen, die auf eine baldige Revolution und den schnellen Übergang zum „Sozialismus" drängen. „Die Chinesen sind die einzigen auf der Welt, die uns wirklich verstehen", sagte ein junger Nigerier zu einem Deutschen[79], und der Generalsekretär der nationalistischen Partei von Sansibar erklärte einem deutschen Besucher nach einer Reise in die kommunistischen Staaten: „In Peking habe ich den richtigen revolutionären Geist gefunden; Moskau erschien mir viel zu behäbig; eine bourgeoise Gesellschaft unter Hammer und Sichel."[80] Nicht zuletzt um diesen Eindruck zu verwischen, mag Chruschtschow im Herbst 1960 vor der UNO den Schuh ausgezogen haben.

. . . nach Entwicklungsstadien statt nach Längegraden

Im Jahre 1494 haben die damaligen Weltmächte Spanien und Portugal im Vertrag von Tordesillas die Welt unter sich aufgeteilt, um sich gegenseitig in ihrer Expansion – und Mission! – nicht zu stören. Ich habe mich gefragt, ob auch Moskau und Peking im geheimen eine ähnliche Entscheidung getroffen haben. Aber auf keiner meiner Reisen habe ich eine Bestätigung für diese Vermutung gefunden. Ich bin Alexander Kasnatschéjew nachgereist, der bis zum Sommer 1959 in der Sowjetbotschaft in Rangun gearbeitet und dann die Freiheit gesucht hatte, weil mir von ihm eine Äußerung bekannt geworden war, daß Indonesien, Burma und Kambodscha zur chinesischen Einflußsphäre, Indien, Ceylon und Afghanistan dagegen zur russischen gehörten.[81] Aber auch ein langes Gespräch mit ihm ergab keine konkreten Anhaltspunkte für seine Vermutung. Heute neige ich zu der Annahme, daß eine Vereinbarung über eine Trennungslinie zwischen den Einflußbereichen der beiden roten Zentren nicht besteht.

Statt dessen deutet sich eine nichtvereinbarte „Linie von Tordesillas" an; sie folgt nicht den Längegraden, sondern verläuft zwischen den armen, unterentwickelten Völkern auf der einen Seite, den schon industrialisierten, zu einem gewissen Wohlstand gelangten Staaten – in West *und* Ost – auf der anderen. Und innerhalb der Kommunistischen Parteien der unterentwickelten Völker läßt sich eine zweite Trennungslinie erkennen: die zwischen den älteren Funktionären, die noch starke persönliche Bindungen an Moskau haben, und den jüngeren, bei denen diese fehlt.

4. VON CAMP DAVID NACH PEKING

In der Zeit, da Chruschtschow und Mao in bezug auf die Entwicklungsländer so verschiedene Wege zu gehen begannen, traten Meinungs- und Klimaunterschiede in Moskau und Peking noch aus anderem Anlaß deutlicher ans Licht; dies zeigten die unmittelbar aufeinander folgenden Reisen Chruschtschows nach Amerika und China.

Von einem Besuch Chruschtschows in Amerika war schon seit

einiger Zeit die Rede gewesen; offiziell wurde er am 3. August 1959 angekündigt, als erster Schritt, dem als zweiter ein Gegenbesuch des US-Präsidenten in die Sowjetunion folgen sollte. Moskau triumphierte: der seit langem angestrebte Gipfel aller Gipfel, das Zweiertreffen Chruschtschows mit Eisenhower, war in Sicht. In seiner Erklärung an die Presse bezeichnete Chruschtschow im Überschwang dieses Erfolges die Sowjetunion und die Vereinigten Staaten als „die beiden größten Staaten der Welt", von deren Verhältnis Krieg und Frieden auf der Erde abhänge, und zitierte das russische Sprichwort: „Wenn die Herren streiten, zittern die Knechte." [82]

Von Moskau aus gesehen war das Bild völlig klar: Das Treffen der beiden Herren der Welt stand bevor, das erste Ereignis dieser Art seit 1807, als Napoleon und der Zar 1807 auf einem in der Memel verankerten Floß Europa unter sich teilten. Die übrigen Völker – Knechte allzumal – sollten sich darüber freuen ...

Die chinesische Presse „freute sich" natürlich, allerdings mit einem warnenden Unterton: Man müsse bezweifeln, daß die Amerikaner es aufrichtig meinten. Zur Bekräftigung dieses Verdachtes zitierte die Zeitschrift der Partei das Gegenstück zu unserem „Die Katze läßt das Mausen nicht". [83]

Während in Moskau die Attacken auf Amerika und seinen Präsidenten in den nun folgenden Monaten fast völlig eingestellt wurden, tönten sie aus Peking pausenlos weiter; eine schrille Begleitmusik lieferte Peking auch in seinen schroffen antiamerikanischen Erklärungen über Laos, wo damals gerade durch den Staatsstreich des Fallschirmjägerhauptmanns Kong Le eine für die Kommunisten günstige Lage entstanden war. Trotzdem behandelte Peking die Amerikareise Chruschtschows als Erfolg der „sowjetischen Friedenspolitik" und der „Erstarkung der Friedenskräfte in der Welt".

Der Amerikabesuch endete, wie erinnerlich, mit den Zwiegesprächen von Camp David; die im ganzen optimistisch gehaltene gemeinsame Erklärung vom 27. September kündigte auch den Gegenbesuch Eisenhowers für das folgende Frühjahr an. Ein neuer Gipfel unter Zuziehung anderer Regierungschefs (nicht jedoch Chinas) wurde in Aussicht genommen. In seinem Rechenschaftsbericht, den Chruschtschow bereits am folgenden Tag in Moskau

vor einer Massenversammlung abstattete, war er voll des Lobes für Präsident Eisenhower, dessen „staatsmännische Weisheit in der Beurteilung der gegenwärtigen internationalen Lage" und dessen „Mut und Willen" er pries.[84]

Die chinesische Presse blieb auf der alten Linie: Sie gratulierte Chruschtschow zu seinem Erfolg in den Vereinigten Staaten, attackierte diese aber nach wie vor als böswillig und unaufrichtig.[85] In diesem Verhalten lag die Frage an Chruschtschow: Welchen Sinn soll es haben, mit Feinden des Friedens über Frieden zu reden?

Am Tage nach seinem Eintreffen in Moskau flog der unermüdliche Chruschtschow zur Feier des zehnten Jahrestages der Chinesischen Volksrepublik nach Peking weiter. Daß den Sowjets sein Aufenthalt in USA weit wichtiger schien als der dann folgende Besuch in China, wurde auch darin sichtbar, daß in den beiden Heften der meistgelesenen Illustrierten Ogonjók, die sich mit dem Jubiläum Rotchinas befaßten[86], im wesentlichen Aufnahmen vom USA-Besuch gezeigt wurden. Dieser dritte Besuch Chruschtschows in China (der erste hatte fünf Jahre zuvor, zum fünften Jahrestag, stattgefunden; der zweite während der Nahost-Krise des Sommers 1958) verlief nicht im Zeichen besonderer Herzlichkeit. Der Mann, der am 30. September in Peking eintraf, stand noch unter dem Eindruck seiner Wochen in Amerika, eines der stärksten Erlebnisse also, die ein Nichtamerikaner haben kann. Die durch ihre turbulente Herzlichkeit entwaffnende Naivität der Amerikaner, der ungeheure Reichtum und die geballte Macht des Landes, die menschliche Wärme des Präsidenten – das alles hatte auch einen Chruschtschow nicht unberührt gelassen. Zugleich konnte er – durchaus mit Recht – seine Reise als einen starken persönlichen Erfolg empfinden. Auch dürfte er das Gefühl heimgebracht haben, daß er sich nun besser als zuvor in der Mentalität – auch in den Schwächen – dieses großen Volkes auskenne, vor allem aber doch, daß er durch den Eindruck, den er in Amerika hinterlassen hatte, dem Ziel der kommunistischen Weltherrschaft ein Stück näher gekommen sei.

Und Mao schweigt

Ein also eingestellfer, fast könnte man sagen: festlich gestimmter Chruschtschow sah sich nunmehr drei Tage lang den skeptisch-

kalten Fischaugen Maos und der anderen chinesischen Führer ausgesetzt. Aber er wäre nicht Chruschtschow gewesen, wenn er sich dadurch hätte in Verwirrung bringen lassen. Gleich nach dem Verlassen des Flugzeugs erklärte er mit Nachdruck und nicht ohne Stolz, er komme nach kurzem Flugzeugwechsel in Moskau direkt aus Amerika.[87] Mao schwieg; er trat gar nicht erst ans Mikrophon. Auf dem Festbankett stellte Chruschtschow fest, „daß der Präsident der Vereinigten Staaten die Notwendigkeit einer internationalen Entspannung erkannt hat und daß ihn dabei nicht wenige Männer unterstützen"; und fügte hinzu, selbst eine so großartige Sache wie der Sozialismus dürfe den Völkern nicht mit Waffengewalt aufgezwungen werden. Er warnte davor, „die Festigkeit des kapitalistischen Systems durch Stärke zu testen". Das wäre falsch, denn: „Die Völker würden das nicht verstehen und niemals diejenigen stützen, die so handelten."[88] Mao schwieg, und keine chinesische Zeitung kommentierte diese Sätze des Moskauer Gastes. Auch beim Abschied auf dem Flugplatz war es wieder der Sowjetführer, der sprach („Wir Kommunisten der Sowjetunion", sagte er pointiert, wollen „den Kalten Krieg liquidieren."[89]) – Mao schwieg. Ein Kommuniqué über die chinesisch-sowjetischen Gespräche wurde entgegen dem Brauch nicht veröffentlicht. Auf der Rückreise durch Sowjetfernost und Sibirien rühmte Chruschtschow in mehreren Reden die Ergebnisse seiner Amerikareise und die verbesserten Friedensaussichten. Mao schwieg noch immer.

Nicht nur durch Schweigen hatte Mao seine Kritik zum Ausdruck gebracht; er hatte auch sonst jede besondere Ehrung des Gastes im New Yorker Anzug vermieden. Nicht einmal der übliche „spontane Empfang" war ihm bewilligt worden; durch leere Straßen hatte man ihn vom und zum Flugplatz gebracht. Zu einem amerikanischen Journalisten sagte Nehru einige Wochen später: „Unser Botschafter schickte uns einen Bericht aus Peking, aus dem hervorgeht, daß die Chinesen Chruschtschow recht übel behandelt haben."[90] Der Mann, der eben noch einige Wochen hindurch sich selbst und Eisenhower als die beiden Herren der Welt gesehen hatte, fand sich nun im Kreis der Ostblockprominenz als einen unter vielen wieder und obendrein einer überwältigenden Machtentfaltung des roten Bruders ausgesetzt.

Über die Gründe für die unfreundliche Reaktion Maos auf Chruschtschows Drang nach Washington braucht man kaum zu rätseln. Wenn die zwei „Großen", die Führer des östlichen und des westlichen Lagers, die Welt zwischen sich aufteilten wie einst Napoleon und Alexander oder Antonius und Octavian, dann würden die chinesischen Interessen bald zu Handelsobjekten zwischen Moskau und Washington abgewertet sein. Dazu würde in einer entspannten Weltsituation die – nach seiner Meinung ohnehin unzureichende – Hilfsbereitschaft der dann nicht mehr so stark auf die Blockgenossen angewiesenen Sowjetunion noch weiter schrumpfen. Schon jetzt schien dieser neue Chruschtschow nichts anderes im Sinn zu haben, als den amerikanischen Lebensstandard einzuholen, Arbeitszeiten zu verkürzen, Privatküchen mit Gasanschlüssen zu versehen, statt mit aller Macht China beim Aufbau seiner Wirtschaft zu helfen. Wenn die Russen gar den Sinn der Koexistenz in einem Wohlstandswettbewerb mit den Amerikanern sahen und damit zum Beispiel Milliardenausgaben für den Wohnungsbau rechtfertigen wollten[91], während bei den Chinesen äußerster Mangel an allem herrschte, dann wurde diesen dadurch weder das russische Wohlstandsstreben noch die Koexistenz à la russe sympathischer.

So hatten sich zahlreiche Meinungsverschiedenheiten angesammelt, als die in diesem Kapitel geschilderte Asienreise Chruschtschows zu Anfang 1960 das Faß der chinesischen Geduld zum Überlaufen brachte und eine neue Epoche der Beziehungen zwischen Peking und Moskau eröffnete.

16. Kapitel

SCHEIBENSCHIESSEN – AUF LEBENDE ZIELE

Anfang der dreißiger Jahre sah ich in der Nähe von Moskau einen Schießwettkampf besonderer Art. Die Idee war, ihn dem Ernstfall dadurch anzugleichen, daß die eine Mannschaft die Schützen der anderen nicht etwa durch höhere Punktzahlen aus dem Rennen werfen, sondern selbst „abschießen" konnte – im Bilde wenigstens. Zu diesem Zweck waren gegenüber den beiden aus je sechs Schützen bestehenden Mannschaften A und B, die nebeneinander auf der Erde lagen, hundert Meter entfernt und gleichfalls in einer Linie, zweimal sechs Schießscheiben in Form liegender Schützen aufgestellt. Traf nun ein Schütze der Mannschaft A beispielsweise die Scheibe 4, so galt damit der Schütze 4 der Gruppe B als getroffen und mußte ausscheiden. Nur die nichtgetroffenen Schützen durften weiterschießen, und die Mannschaft war Sieger, welche als erste alle Gegner abgeschossen hatte. Man schoß also auf Scheiben aus totem Holz, die nur mit anonymen Zahlen bezeichnet waren, „traf" aber den durchaus lebendigen und keineswegs namenlosen „Feind". An dies Erlebnis erinnerte mich zunehmend das seltsame Spiel, dem ich die Ideologen und Oberideologen Moskaus und Pekings seit Anfang 1960 hingegeben sah.

Die Scheiben, auf die Peking und Moskau seit Anfang 1960 schossen, trugen nicht simple Ziffern, sondern Bezeichnungen aus dem kommunistischen Schlagwörterschatz wie Revisionismus, Reformismus, Opportunismus, Dogmatismus, Sektierertum und dergleichen mehr; aber auch hier galten die Schüsse in Wahrheit nicht den toten Scheiben, sondern den Rivalen, mit denen man zwar in ein und derselben Schützenkette, gleichzeitig aber in heftigem Kugelwechsel lag.

Eine von der rotchinesischen Mannschaft hin und wieder bevorzugte Scheibe war nicht einmal anonym: sie trug den Namen Titos,

des Erzrevisionisten. Und was dem einen recht war, mußte später dem andern billig sein; so fand auch Moskau einen nicht-anonymen Prügelknaben: er wohnte auch auf dem Balkan und hieß Enver Hodscha.

Eine andere, von den Wissenden mit nicht weniger Vergnügen genossene Form der chinesischen Kritik bestand darin, die russischen Genossen laut zu loben – aber stets bei Lenin, spätestens Stalin, damit aufzuhören; wie jemand etwa eines anderen Vater und Großvater mit demonstrativem Lob bedenkt: „Ja, das waren noch Kerle!" – ihn selbst aber mit mitleidigem Schweigen ausspart, bis jeder merkt, wie weit es mit der einst so ehrenwerten Familie leider gekommen ist . . .

1. DIE UHREN SIND NICHT GLEICHZUSTELLEN

Zum erstenmal wurde ich auf etwas ungewöhnliche Weise mit diesem Spiel bekannt gemacht. Ich erfuhr in Neu-Delhi während des Indienbesuchs Chruschtschows, also Anfang Februar 1960, auf der eben in Moskau abgeschlossenen Tagung des Warschauer Paktes habe der Chinese Kang Scheng eine bemerkenswerte Rede gehalten. In der auch in Neu-Delhi erhältlichen Prawda jedoch hatte ich wohl die abschließende Deklaration der Tagung, nicht aber eine Erwähnung dieser Rede, geschweige denn ihren Text gefunden.[1] Also fuhr ich in die rotchinesische Botschaft. Dort war man auf meine Frage gut vorbereitet (ich war also nicht der erste, der sie stellte) und drückte mir prompt den Text in die Hand.[2] Und dieser Text stand, als ich ihn in meinem Zimmer im Janpath-Hotel mit der Prawda verglich, zu der darin veröffentlichten Deklaration in einem nicht mehr zu übersehenden Widerspruch. Was war hier vorgegangen?

Warschaupakt-Konferenz mit unklarem Protokoll

Schon die Vorgeschichte war, nach den sonstigen Erfahrungen mit Ostblock-Veranstaltungen, ein Hinweis darauf, daß irgend etwas nicht nach Plan verlief. Zunächst war in Moskau nämlich nur von einer Agrarkonferenz, und zwar lediglich der europäischen Ostblockstaaten, die Rede gewesen, die am 1. Februar

zusammentreten sollte. Zwei Tage darauf hieß es, es seien auch Delegierte aus der Mongolischen und der Koreanischen Volksrepublik eingetroffen, und zwar „auf Einladung"; eben dies wurde, wieder zwei Tage später, korrigiert: die beiden asiatischen Delegationen seien „auf eigenen Wunsch" erschienen. Ferner erfuhr man, daß am 2. Februar Chinesen mit Kang Scheng an der Spitze als „Beobachter" eintrafen, um in dieser Eigenschaft an der Konferenz der Warschaupakt-Staaten teilzunehmen, die schließlich am 4. Februar in der Tat begann. Mit den Chinesen im gleichen Flugzeug kam eine Delegation aus Nordvietnam „auf Einladung". Das Schlußkommuniqué der Warschaupakt-Konferenz nannte drei Beobachterdelegationen (Chinesen, Mongolen, Koreaner), ohne die Vietnamer zu erwähnen.[3]

Ein starkes Durcheinander, ungewöhnlich für die so auf Protokoll bedachte Sowjethauptstadt. Vielleicht wollte man ursprünglich ohne Chinesen und Vietnamer tagen, dementierte die Einladung an die Mongolei und Nordkorea, als sich die Chinesen zu interessieren begannen, und ließ schließlich die Chinesen (samt Vietnamern) zu. Deren Chefbeobachter jedoch war kein Mann der zweiten Garnitur, sondern gehörte – seit 1924 in der Partei und lange Zeit „Gauleiter" seiner wichtigen Heimatprovinz Schantung – zu den führenden Parteitheoretikern.

Während die Deklaration der Warschaupakt-Staaten getreulich die Linie wiedergab, die Moskau zwischen Camp David und dem U 2-Zwischenfall verfolgte (vor allem Moskaus Optimismus über die Möglichkeiten einer Koexistenz mit Amerika, wo es auch vernünftige Leute gebe, mit denen sich reden lasse), hielt Kang – gemäß der Pekinger Linie – an der unabänderlichen Bosheit der Vereinigten Staaten und ihrer gesamten Führung fest. Wer die Verlautbarungen Pekings und Moskaus in den vorausgegangenen Monaten gelesen hatte, dem sagten also die beiden Dokumente nichts Neues; ihre Bedeutung liegt darin, daß sie – zum Abschluß einer die Ostblockstaaten umfassenden Konferenz, eines kleinen roten Konzils sozusagen, vorgelegt – praktisch zwei sich widersprechende Erklärungen zum gleichen Thema darstellten: einmal die von Kang verlesene chinesische Stellungnahme und zweitens die Schlußerklärung der acht Paktstaaten, die Kang als bloßer Beobachter nicht unterzeichnet hatte und von der er sich

auch dadurch distanzierte, daß er nicht – wie der chinesische Beobachter bei der Konferenz des Warschauer Paktes im Jahre zuvor – zusammen mit den Vertretern der acht Paktstaaten als „Teilnehmer" geführt, sondern als Beobachter an gesonderter Stelle erwähnt wurde. Seine Rede veröffentlichte auch keiner der Paktstaaten.

Zum erstenmal in der jüngeren Geschichte der kommunistischen Bewegung (wenn man von Tito absieht, der nicht mehr dem Lager angehörte) hatte es sich als unmöglich herausgestellt, den gemeinsamen Nenner für eine einzige Deklaration zu finden. Selbstverständlich wurde – gemäß dem Reglement dieses Scheibenschießens – weder in dem einen noch in dem anderen Dokument der andere, mit dem man polemisierte, bei Namen genannt.[4]

Geburtstagsfeier mit Mißtönen

Den nächsten „Kugelwechsel" leiteten die Chinesen im April ein; es waren Warnschüsse, denn gerade in jenen Tagen bereitete sich Chruschtschow auf die Pariser Gipfelkonferenz vor. Zum äußeren Anlaß nahm Peking die neunzigste Wiederkehr des Geburtstags Lenins (22. April). Die kräftigsten Salven lieferten: je ein ungewöhnlich langer Leitartikel in der Pekinger Roten Fahne[5] und in der Volkszeitung[6], denen beiden durch den Vermerk, sie stammten von der Redaktion selbst, besondere Bedeutung verliehen wurde, sowie die Festrede des Propagandachefs der Partei Lu Ting-yi.

Bald darauf prangten in Hongkong, wo ich mich damals gerade aufhielt, alle kommunistischen Buchläden in Rot, da sie ihre Schaufenster von oben bis unten mit einem eben in großen Mengen und mehreren Sprachen aus Peking eingetroffenen, rot eingeschlagenen Buch ausgelegt hatten, das den Kopf Lenins zeigte und in goldenen Buchstaben den Titel „Lang lebe der Leninismus" trug.[7] In ihm waren die nach Ansicht Pekings besonders wichtigen chinesischen Äußerungen zum Leninjubiläum wiedergegeben.

Diese Verlautbarungen waren sämtlich erfüllt von einer ungeduldigen revolutionären Aggressivität und riefen – gespickt mit zahlreichen Leninzitaten – zum Kampf auf gegen alle „Op-

portunisten und Revisionisten im eigenen Lager", die „von Kompromissen mit dem Feind schwatzten, der schamlosen Illusion huldigten, dieser könne sich mausern, und die Kriegsgefahr in naiver Weise unterschätzten".

Ihr eigentliches Profil erhielten diese chinesischen Dokumente durch ihr Gegendokument, die Festrede nämlich, die einige Stunden später auf der Moskauer Leninfeier gehalten wurde. Schon der Redner war ganz eindeutig im Hinblick auf Peking gewählt worden: Es war der damals 79jährige Otto Kuusinen, der schon zu Lenins Zeiten eine Rolle in der kommunistischen Bewegung gespielt hatte und allein daraus die Berechtigung ableiten konnte, die Lehren des Meisters besser zu kennen als die Chinesen, die Lenin nur als Mumie auf dem Roten Platz gesehen hatten. Anders als die düster warnenden Chinesen sprach Kuusinen voll Optimismus; seine Schüsse richtete er auf die Dogmatiker, die nicht sehen wollten, daß sich die Aussichten für den Aufbau des Sozialismus bei Vermeidung eines Weltkrieges bedeutend verbessert hätten. Eines an dieser Rede mußte die ungeduldigen Chinesen vor allem erbittern: bei seinem Vorausblick auf den Rest des Jahrhunderts (immerhin noch vierzig Jahre!) stellte Kuusinen keine Erweiterung des „sozialistischen Lagers" durch Neuzugänge von zusätzlichen Staaten in Aussicht.[8]

Wie bei der Konferenz der Staaten des Warschauer Paktes traten also auch zu Lenins Geburtstag Chinesen und Russen mit abweichenden und deutlich gegeneinander gerichteten Thesen auf den Plan. Dies war die Situation in den Tagen, in denen sich Chruschtschow auf den Vierergipfel in Paris vorbereitete.

Peking: Wir haben es euch schon immer gesagt! (U 2)

Den nächsten Schuß feuerten die Russen; ich meine jenen sowjetischen Schuß von weltpolitischer Bedeutung, der am 1. Mai 1960 das US-Flugzeug vom Typ U 2 über dem Ural herunterholte. Dieser Treffer war insofern für Chruschtschow ein Bumerang, als nun die ganze Welt den auch für die Sowjetunion höchst peinlichen Tatbestand erfuhr, daß amerikanische Beobachtungsflugzeuge die Sowjetunion schon seit langem photographiert hatten, und zwar aus einer so großen Höhe, daß die Sowjets ihnen bis dahin nichts anzuhaben vermochten.

Den Chinesen konnte nichts gelegener kommen. Ihre Empörung über das amerikanische Vorgehen stand – unausgesprochen – ganz im Zeichen der ironischen Frage an die Russen: Habt ihr nun endlich kapiert, was für Schurken die Amerikaner sind?[9] Aber Pekings großer Tag kam erst, als sich entgegen den Erwartungen Chruschtschows (und nicht nur Chruschtschows) der Präsident der Vereinigten Staaten entschloß, persönlich die Verantwortung für die U-2-Flüge zu übernehmen.[10] In diesem Augenblick verdunstete, was vom „Geist von Camp David" noch verblieben war, und alles, was Chruschtschow seinen Kollegen in Peking zur Verteidigung seiner Bemühungen um Eisenhower gesagt hatte, mußte diesen nun noch absurder klingen. „Manche Menschen", sagte Mao sarkastisch zu einer Gruppe ausländischer Gäste, hätten Eisenhower für einen Freund des Friedens gehalten; er hoffe, ihnen sei nun ein Licht aufgegangen.[11] Chruschtschows Forderung in Paris, Eisenhower müsse sich entschuldigen, nahm man in Peking mit Zustimmung auf.[12] Dreißig Millionen Chinesen wurden zu antiamerikanischen Demonstrationen mobilisiert.[13]

Um so ärgerlicher mußte es für Peking sein, daß Chruschtschow nach der Weigerung Eisenhowers dennoch die Linie seiner Amerikapolitik nicht grundsätzlich änderte, daß er vielmehr noch in Paris zu verstehen gab, er werde zwar nie wieder mit Eisenhower verhandeln, wohl aber mit dessen Nachfolger[14], und daß er auf der Rückreise von Paris bei seinem Aufenthalt in Pankow mit Ulbricht keinen Friedensvertrag unterzeichnete. Also wurde das Scheibenschießen wacker fortgesetzt.

Auf einer Tagung des (kommunistischen) Weltgewerkschaftsbundes in Peking, wenige Wochen nach dem großen Krach von Paris, standen wieder die von der Unvermeidbarkeit des Krieges redenden Chinesen[15] den ihre Version von Koexistenz bekräftigenden Russen gegenüber. Aus veröffentlichten Berichten von Tagungsteilnehmern wissen wir, daß es dort zu heftigen Auseinandersetzungen kam, wobei sich ein Teil der Anwesenden – eine Minderheit – auf die Seite der Chinesen stellte, darunter die Delegierten aus Japan, Nordvietnam, Indonesien, Burma, Ceylon, Somalia, dem Sudan und Argentinien.[16] Die Schlußresolution lag im wesentlichen auf der russischen Linie.

Die damals in Moskau vertretene Auffassung war insbesondere in einem ausführlichen Prawda-Artikel zu finden, der – auch Moskau kannte den Kalender der Lenin-Feiertage! – zum vierzigsten Jahrestag von Lenins Schrift „Linksradikalismus, Kinderkrankheit des Kommunismus" erschien und auf die Scheibe „Linksabweichung" (d. h. Überstürzung auf dem Wege zum Kommunismus) gerichtet war.[17] Dagegen ist die Existenz eines Briefes mit Klagen gegen China, den Chruschtschow Gerüchten zufolge in jenen Wochen an die KPs versandt haben sollte[18], von Tschou En-lai bestritten worden.[19]

Die Uhren von Bukarest

Das nächste Rededuell erfolgte auf dem Kongreß der KP Rumäniens in Bukarest, dem größten Treffen kommunistischer Vertreter seit 1957. Offenbar war es Moskaus Absicht gewesen, bei dieser Gelegenheit endlich wieder – um mit Chruschtschow zu sprechen[20] – „die Uhren gleichzustellen". Aber obgleich er in Bukarest eine seiner interessantesten Reden hielt und seine durch das Gipfelfiasko nur wenig beeinträchtigte Linie mit Nachdruck verfocht[21], gelang es ihm nicht, die diesmal von dem aggressiven Bürgermeister Pekings und Politbüromitglied Peng Tschen[22] geführten Chinesen zum vollen Einschwenken zu bringen. Die Bedeutung der Rede Peng Tschens wurde dem Sowjetleser vorenthalten[23] und die der Rede Chruschtschows – wie der Konferenz überhaupt – den Chinesen.[24] Das Tagungskommuniqué selbst war kurz und nichtssagend.[25] Um so mehr fiel es auf, daß die Chinesen in der Volkszeitung daneben die Moskauer Deklaration (samt Friedensappell) vom November 1957 jetzt erneut abdruckten. Durchweg haben sie das Dokument von 1957 weit eifriger zitiert als die Russen[26], nicht zuletzt weil dort ganz eindeutig der Revisionismus als Hauptfeind innerhalb des Kommunismus bezeichnet worden war.

Die Uhren gingen also immer noch verschieden. Das kaum abreißende Geplänkel der Monate nach Bukarest zeigte, daß dort keine die Luft reinigende Entscheidung gefallen war. Bald verdichteten sich die Gerüchte über den Abzug sowjetischer Experten aus China; dieser wurde von Tschou En-lai nicht geleugnet, wenn auch als normale Routinesache dargestellt.[27] Die Chinesen be-

nützten das Erscheinen des 4. Bandes der Werke Maos (September 1960; die Jahre 1945–1949 umfassend) zu erneutem Trommelfeuer, bei dem sie alles an Mao-Zitaten herausstellten, was in ihre aggressive Linie von 1960 paßte[28], und die Russen schwiegen auch nicht.[29] So mußte sich der Gedanke eines „roten Konzils" zur Klärung der strittigen Fragen aufdrängen.

Das „rote Konzil" – geheim und langwierig

Auf wessen Anregung die Wahl des Zeitpunktes (des 43. Jahrestages der russischen Revolution) und der Teilnehmer (Vertreter aller kommunistischen Parteien der Welt) zurückgeht, ist nicht bekannt geworden. Eine öffentliche Ankündigung der Zusammenkunft ist nie erfolgt. So erfuhr die Welt zwar von dem Eintreffen zahlreicher kommunistischer Delegationen in Moskau und der Anwesenheit von Vertretern aller Parteiführungen des Ostblocks auf der Festsitzung am 6. November (dem Vorabend des Jubiläums) sowie tags darauf bei der Parade auf dem Roten Platz – danach aber nichts mehr. Woche um Woche verging mit zahlreichen Gerüchten; diese wurden genährt durch einen neuen – wie immer indirekten – Kugelwechsel in der zweiten Novemberhälfte, bei dem sich die chinesischen und russischen Ansichten über die Frage von Krieg und Frieden immer noch deutlich entgegenstanden.[30]

Erst einen Monat nach der Jubiläumssitzung im Kreml wurde das Geheimnis gelüftet: Die kommunistischen Zeitungen aller Welt veröffentlichten eine Deklaration, die das Ergebnis der wochenlangen Beratungen der Vertreter von einundachtzig kommunistischen Parteien darstellte.[31] In den Wochen danach sind in der westlichen Welt verschiedentlich angebliche Interna des Treffens und seiner Folgen veröffentlicht worden.[32] Doch wurde in keinem Fall eine Garantie für die Echtheit dieser Enthüllungen übernommen; es besteht sogar die Möglichkeit, daß diese von Kommunisten fabriziert und in den Westen lanciert wurden, sei es, um bestimmte Effekte bei anderen Kommunisten zu erreichen, sei es, um den spekulationsfreudigen Westen noch mehr zu verwirren. Ich werde mich dieser Quellen daher nicht bedienen; auch die unbestreitbaren Tatsachen sprechen deutlich genug.

Drei Fakten sind es vor allem, die dem Beobachter ins Auge springen: Erstens die Länge der Tagung. (Seit den Komintern-Konferenzen, deren letzte, die VII., im Sommer 1935 zusammentrat und einen Monat dauerte, hat es dergleichen nicht gegeben.) Zweitens die Geheimniskrämerei, mit der man die Tagung umgab, indem man sie weder ankündigte, noch während ihres Verlaufs bestätigte. (Auch das im Gegensatz zum Brauch der Komintern, deren Kongresse nicht verheimlicht und deren stenographisch aufgenommene Reden großenteils veröffentlicht wurden.) Und drittens die Zusammensetzung der Delegationen, wobei uns hier nur die sowjetische und die chinesische zu beschäftigen brauchen.

Wer der Sowjetdelegation angehörte, ist nicht ausdrücklich gesagt worden, weil alle prominenten Sowjetführer ohnehin in Moskau waren. Die Bilder, welche die Prawda von der Konferenz brachte[33], zeigten u. a. Chruschtschow, Koslów, Mikojan, Bréshnew, Súslow, Pospélow und Frau Fúrzewa.

Die chinesische Delegation bestand aus elf Personen.[34] Liu Schaotschi, der erste Mann nach Mao, ist dem Leser ebenso bekannt wie Peng Tschen, der streitbare Bürgermeister von Peking, Kang Scheng, der im Februar auf der Warschaupakt-Konferenz gesprochen hatte, und Lu Ting-yi, der Redner zu Lenins Geburtstag. Unter den übrigen sieben befanden sich Teng Hsiao-ping, der Generalsekretär der KPCh, und zwei Fachleute für Propaganda im Ausland, vor allem in den Entwicklungsländern. Fünf der elf hatten sich im Laufe ihres Lebens längere Zeit in der Sowjetunion aufgehalten. Von der ersten Garnitur fehlten Mao, da Peking offenbar nicht das stärkste Geschütz auffahren, vielleicht aber auch, weil es sich den letzten Entschluß vorbehalten wollte, und Tschou En-lai; es fehlte auch – aus unbekannten Gründen – der Ideologe und Chefredakteur der Roten Fahne Tschen Po-ta. Von ihm und Tschou abgesehen, war die chinesische Mannschaft politisch und ideologisch so ziemlich die stärkste, die Mao schicken konnte.

Aus dieser dritten Beobachtung, der Zusammensetzung der Moskauer und der Pekinger Delegation also, können wir schließen, daß beide Seiten dem Treffen hohe Bedeutung beimaßen, und aus den beiden ersten, daß die Auseinandersetzung hart gewesen sein muß, da sie so lange dauerte, und daß ihr Ausgang

bis zuletzt ungewiß war, da man sie geheim hielt, um sie, falls eine Einigung nicht zustande kommen sollte, gar nicht erst zuzugeben und das weltpolitisch folgenschwere Eingeständnis eines tiefen Bruches im roten Lager zu vermeiden.

Man hat sich dann schließlich doch geeinigt und zwei gemeinsame Dokumente veröffentlicht, eine Deklaration und einen „Appell an die Völker aller Welt“ [35], die – zusammen mit mehreren Kommentaren in Peking und Moskau[36], vor allem einer langen Rede Chruschtschows Anfang Januar 1961 [37] – den bis dahin ernstesten Versuch eines durchdiskutierten Ausgleichs darstellten.

4 : 1 für Moskau

Das Ergebnis war ein Sieg der Russen. In der von allen KPs der Welt unterzeichneten Deklaration dominierten die an frühere sowjetische Formulierungen anklingenden Sätze im Verhältnis von etwa 4 : 1 über die, welche den chinesischen Ansichten entsprachen.

Weder die Volkskommunen, die gestern erst Rotchinas Stolz gewesen, noch andere Aspekte des Großen Sprunges wurden auch nur mit einem Wort erwähnt. Nichts in der Erklärung deutete darauf hin, daß Peking seit dem Spätsommer 1958 unter ungeheuren Anstrengungen und Opfern versuchte, einen Kurzweg zum Kommunismus für Entwicklungsländer zu bahnen. Die Moskauer These, der „Übergang zum Kommunismus“ sei ausschließlich über einen – selbst in der Sowjetunion noch längst nicht erreichten – Zustand der Hochindustrialisierung und des Überflusses möglich, wurde im Kapitel II fest verankert. Dieser Zustand wiederum sei nur – gleichfalls eine Zentralthese Moskaus – über die Stimulierung der „materiellen Interessiertheit“ erreichbar.

In dem China gewidmeten kurzen Abschnitt (ebenfalls im Kapitel II) ist – der Leser erinnert sich – lediglich davon die Rede, daß er dem Imperialismus in Asien einen vernichtenden Schlag versetzte und der nationalen Befreiungsbewegung des Kontinents einen mächtigen Anstoß gab. China erscheint – an seinem alphabetischen Platz – im Abschnitt über die „volksdemokratischen Republiken“ als ein Staat unter elf; die Sowjetunion dagegen bildet eine eigene Kategorie; ihr allein wird attestiert, daß sie „in raschem Tempo die materielle und technische Basis des Kommunis-

mus baut", womit sie allen übrigen Staaten des Lagers, einschließlich Chinas, weit voraus ist. Ausdrücklich wird auch von dem Gesetz der „planmäßigen, proportionalen Entwicklung" der sozialistischen Wirtschaft gesprochen (II), während China im Gegenteil in seinem Großen Sprung den Beweis zu erbringen suchte, daß es auch anders geht.

In den übrigen umstrittenen Fragen gab die Deklaration, wie wir sehen werden, auch mehr den russischen als den chinesischen Standpunkt wieder. Als Erfolg für sich konnten die Chinesen den scharfen Angriff auf den „Revisionismus", insbesondere auf Jugoslawien (Kapitel VI) buchen, der wohl heftiger ausgefallen war, als die Russen ihn damals von sich aus formuliert hätten. Die alte Formel der Moskauer Deklaration von 1957 über den Revisionismus als Hauptgefahr wurde wiederaufgenommen, jedoch – wie 1957 – hinzugefügt, daß auch der Dogmatismus in der einen oder anderen KP zur Hauptgefahr werden könne.

Erst Beruhigung und 66mal Friede, dann die „Pariser Kommune"

Wie erhitzt auch immer die Gemüter während der Moskauer Konferenz gewesen sein mögen – nach deren Abschluß beruhigten sie sich zunächst. Das Thema der „unerschütterlichen Einheit des sozialistischen Lagers" beherrschte die kommunistische Presse in aller Welt. Der wochenlange Disput schien die Beteiligten erschöpft und ernüchtert zu haben. Auch Peking war offenbar bereit, gewisse Lehren aus dem Widerstand zu ziehen, auf den seine Aggressivität bei den meisten Genossen gestoßen war: Im Leitartikel der Volkszeitung, der den Appell der 81 Parteien kommentierte, waren die Worte Friede und friedlich, die im Moskauer „Appell" 36mal vorgekommen waren, 66mal zu finden![38] Von den Mitte Januar gefaßten Resolutionen der beiden ZKs über die Moskauer Deklaration war die des chinesischen ZK erwartungsgemäß die aggressivere.[39]

In der nächsten Zeit, so im Februar 1961 bei den Feiern zum elften Jahrestag des ersten Vertragswerks zwischen Peking und Moskau, waren beide Seiten offensichtlich bemüht, sich der Welt als einträchtige Brüder zu präsentieren. In den Jubiläumsreden und Artikeln waren weder kontroverse Themen noch Sticheleien

zu finden. Ja, die Volkszeitung veröffentlichte eine volle Seite, die in der Redaktion der Prawda zusammengestellt war, und umgekehrt die Prawda eine, die von der Redaktion der Volkszeitung stammte.[40]

Daß die Verschiedenheit der Auffassungen geblieben war, zeigte sich freilich von Zeit zu Zeit. Während Moskau die Regierungsübernahme durch Kennedy mit allerlei Hoffnungen begrüßte, wie aus dem immerhin versöhnlich gehaltenen Telegramm Chruschtschows zur Amtseinführung des neuen US-Präsidenten hervorging[41], fand Peking für Kennedy kein freundliches Wort; erst Mao, dann Liu Schao-tschi verkündeten, Kennedy sei noch gefährlicher als Eisenhower[42], und eine der Pekinger Zeitungen nannte ihn einen „hundertprozentigen imperialistischen Gangster".[43]

Eine gewisse Reprise des Duells, das ein Jahr zuvor aus Anlaß des 90. Geburtstages Lenins ausgefochten worden war (jedoch in bedeutend milderer Form), brachten die beiderseitigen Äußerungen zu Ehren eines gleichfalls 90 Jahre zurückliegenden Ereignisses: der Bildung der „Pariser Kommune" beim Aufstand von 1871. Die Chinesen schilderten in ihren Gedenkartikeln ganz eindeutig die Entwicklung der modernen Revolution in drei Stufen: die erste hieß Pariser Kommune und stand im Zeichen von Marx und Engels, die zweite bestand aus den von Lenin geführten russischen Revolutionen von 1905 und 1917, die dritte aus der chinesischen Revolution unter Mao. Was in der Sowjetunion seit Lenin geschah, wurde nicht erörtert, erst recht war von Chruschtschow keine Rede. Es wurde also, jedenfalls beim chinesischen Leser, der Eindruck begünstigt, daß die chinesische Revolution den modernsten Stand der Revolution darstelle.[44] Umgekehrt legten die sowjetischen Kommentatoren den ganzen Nachdruck auf die Weiterentwicklung des Gedankengutes der Pariser Kommune durch die Sowjetunion. In ihren Aufsätzen kam Mao überhaupt nicht vor.[45]

Die folgenden Monate brachten keine Sensationen. In Fragen wie Laos, Kuba, Berlin, Kongo, Belgrader Konferenz stimmten die öffentlichen Äußerungen der beiden Regierungen im wesentlichen überein, auch wenn die chinesischen durchweg eine schärfere Tonart anschlugen. Moskaus Entschluß, wieder Atombom-

ben zu zünden, wurde in Peking noch am selben Tag applaudiert[46], wie denn überhaupt die Chinesen mit Beifall nicht sparen, wann immer die Sowjets aggressiv werden.

Wiedersehen in Moskau

Inzwischen bereitete sich die kommunistische Welt auf den XXII. Kongreß der KPdSU vor. Ende Juli hatte Moskau den Entwurf des neuen Parteiprogramms veröffentlicht[47] und damit zur Diskussion gestellt. In Peking wurde er kommentarlos abgedruckt.[48] Mao war sicher nicht erfreut, daß in dem umfangreichen Dokument China mit zehn Worten abgefertigt wurde („Der Sieg der Revolution in China war von besonderer Bedeutung") und er selbst überhaupt keine Erwähnung fand. Distanz, aber keine offene Feindseligkeit, das war die Situation am Vorabend des Parteitages.

Aber gleich die ersten Tage des Kongresses (er begann am 17. Oktober) ließen die Meinungsverschiedenheiten zwischen Peking und Moskau wieder voll zutage treten – mit einer Schärfe und in einer Öffentlichkeit wie noch nie zuvor. Wir erinnern uns: Noch nachdem Chruschtschow und mit ihm die gesamte Sowjetprominenz Stalin als bösartigen Tyrannen, ja als Mörder dargestellt hatten, legte Tschou En-lai jenen berühmt gewordenen Kranz mit der Schleife „Dem großen Marxisten/Leninisten" vor Stalins Glassarg nieder. Und nachdem Chruschtschow und mit ihm die gesamte Sowjetprominenz schwere Angriffe gegen die – dem Parteitag in Moskau ferngebliebene – kommunistische Führung Albaniens gerichtet hatten, setzte prompt in Peking eine sich geradezu überschlagende Kampagne des Lobes und der Freundschaft für Albanien ein. Tschou aber verkündete, ehe er vorzeitig abreiste, von der Tribüne des Parteitags, die von den sowjetischen Parteiführern ausgesprochene öffentliche und einseitige Rüge gegen eine Bruderpartei entspreche nicht der marxistisch/leninistischen Einstellung und erfreue die Feinde.[49] Als Ausweg aus dieser bisher ernstesten Krise des Ostblocks nannte Peking die Einberufung einer neuen kommunistischen Konferenz; es verwies darauf, daß ein Jahr zuvor in der Deklaration der 81 Parteien für den Fall von Meinungsverschiedenheiten ausdrücklich klärende Zusammenkünfte vorgesehen worden seien.[50]

Vor einer großen Redeschlacht?

Zu einer solchen Konferenz ist es bis zum Abschluß dieses Buches nicht gekommen. Statt dessen ging der publizistisch geführte Streit weiter, einmal, indem Moskau die Albaner ständig auf das schärfste angriff[51] und von den Comecon-Tagungen im Dezember 1961 und im Juni 1962 fernhielt, während die Chinesen in jeder Weise ihre Sympathie und Solidarität mit Tirana bekundeten und albanische Angriffe gegen Moskau in ihrer Presse abdruckten; zum zweiten durch zahlreiche Aufsätze grundsätzlicher Art, die in Moskau und Peking über die strittigen Punkte, vor allem über die unterschiedliche Beurteilung des Problems der Koexistenz erschienen.[52]

Als dann Moskau eine Sitzung des ZK der KPdSU auf den 5. März 1962 einberief und etwa gleichzeitig aus Peking verlautete, zum selben Datum werde der Nationale Volkskongreß zu seiner seit einem Jahr überfälligen Tagung zusammentreten, da vermutete man vielfach schon, es werde zu einer homerischen Wortschlacht zwischen den beiden roten Zentren kommen. Aber dann wurde der Zusammentritt des Pekinger Kongresses vertagt. Und wie bei dem „Spiel" amerikanischer Halbstarker, die mit Autos aufeinander zurasen, der verliert, der als erster vor dem Zusammenprall zurückzuckt und den Wagen zur Seite reißt, so bedeutete die Verschiebung der Tagung des Volkskongresses für Peking ein Eingeständnis der Schwäche und den Verlust dieser Runde.

Also hatte Chruschtschow das Feld für sich, als er am 5. März im Kreml das Podium betrat. Obgleich das ZK dringende landwirtschaftliche Probleme behandeln sollte, befaßte er sich zu Beginn seiner Rede fast eine halbe Stunde lang mit politisch-ideologischen Fragen, und zwar ausschließlich mit solchen, über die er und Mao verschiedener Meinung waren. Mit allem Nachdruck, mit zahlreichen Zitaten aus den Klassikern, mehrfach von lebhaftem Beifall unterbrochen, legte der Sowjetführer seinen Standpunkt dar.[53]

Wie im Herbst 1957, als in Peking die Ungestümen siegten; wie Ende 1958, als (in Wuhan) die Gemäßigten wieder etwas Boden gewannen; wie während des Scheibenschießens von 1960, als die Ungestümen das Feld beherrschten, und wie vor der Konferenz des ZK der KPCh im Januar 1961, wo sie infolge der Ernäh-

rungskrise einen Rückschlag erlitten, – so hat sich vermutlich auch in den Wochen vor und nach Chruschtschows Rede vom 5. März 1962 ein Ringen der beiden Flügel in Peking abgespielt. Noch im Februar hatten chinesische Parteifunktionäre landauf, landab eine mündliche Kampagne gegen Chruschtschow, den „Rechtsopportunisten und modernen Revisionisten", veranstaltet, wobei sie jeweils hinzufügten, lediglich ihre persönliche Meinung ausgesprochen zu haben. (Dies schrieb mir im April 1962 ein Flüchtling aus Rotchina, den ich seit Jahren kenne.) Doch waren den radikalen Kräften in der Partei infolge der schlechten Wirtschaftslage die Flügel gestutzt. So wartete man mit Spannung auf den Verlauf des Nationalen Volkskongresses.

Frühjahr 1962: Peking steckt wieder zurück

Die Tagung, die am 27. März 1962 begann, war geheim; nicht einmal die Vertreter des Ostblocks hatte man zugelassen. Aber nach ihrem Abschluß (16. April) wurden ein langes Kommuniqué und der Text einer – natürlich einstimmig gefaßten – Resolution bekanntgegeben.[54] Diese beiden Dokumente enthielten das Eingeständnis einer schweren wirtschaftlichen Krise. Auf welchen Sektor der Wirtschaft eine kommunistische Partei den Nachdruck legt, war schon immer ein Hinweis auf das jeweilige Kräfteverhältnis in ihrer Führung. Der Erfolg des gemäßigten Flügels in Peking ließ sich daher schon allein aus der für die nächste Zukunft festgelegten Reihenfolge der Prioritäten ablesen: Erstens Landwirtschaft, zweitens Konsumgüterindustrie, drittens Schwerindustrie. Daß trotzdem die beiden führenden Agrarfachleute der Partei unter den auf dem Kongreß Anwesenden nicht vermerkt wurden, deutete auf Unzufriedenheit mit ihrer Leistung hin, ebenso wie das Fehlen von Lu Ting-yi als eine Distanzierung von der Tätigkeit dieses Chefs der Parteipropaganda angesehen werden kann.

Moskau säumte nicht, seiner Genugtuung Ausdruck zu geben. Am auffallendsten feierte die von Chruschtschows Schwiegersohn redigierte Iswestija das chinesische Einlenken. In derselben Ausgabe, in der sie die Pekinger Dokumente abdruckte, veröffentlichte sie erneut die Moskauer These zur Koexistenz und zitierte – in großer Aufmachung auf der ersten Seite – eine Erklärung

Lenins aus dem Oktober 1922: „Wladiwostok ist weit, aber diese Stadt gehört uns." [55] Warum, so fragt man sich, plötzlich dieses Zitat? Hatte jemand gegen die Anwesenheit der Russen in Wladiwostok Einwände erhoben? Und wenn ja, wer? Lenins Feinde von 1922, die Japaner, waren es sicher nicht.
Zwei Tage später honorierte Moskau den Rückzug Pekings mit der Unterzeichnung eines neuen Handelsabkommens, dessen Inhalt allerdings nur in recht vager Form und ohne Zahlen der Öffentlichkeit mitgeteilt wurde.[56] Dies war, wie der Leser weiß, nicht der erste Burgfriede in dem spannungsreichen Verhältnis zwischen Peking und Moskau; es wird nicht der letzte bleiben.

2. WORUM GING DER STREIT?

Versuchen wir nunmehr die Hintergründe, die geistige und politische Substanz dieses „Scheibenschießens" seit 1960 zu verstehen, so bleibt zunächst festzuhalten, daß der Streit von beiden Seiten auf derselben ideologischen Ebene ausgetragen wurde; es ging also vorwiegend um die Auslegung von Texten, sei es um die von gemeinsam verfaßten Dokumenten wie der Moskauer Deklaration von 1957, sei es um die der „klassischen Schriften" von Marx, Engels und Lenin; Stalin wurde in diesen Kontroversen von den Chinesen selten, von den Russen nie zitiert, Chruschtschow nie von den Chinesen und Mao nie von den Russen – man ignorierte also gegenseitig die Existenz des derzeitigen Hauptes der anderen Seite. Keinen Augenblick aber stritt man um die Frage, ob der Kommunismus das Ziel bleiben oder aufgegeben werden sollte, sondern stets und ausschließlich darum, welches die richtige Auslegung der Lehre sei und wer sie richtiger befolge und eifriger verwirkliche.
Dieser Streit ist an sich nichts Ungewöhnliches; wo immer eine Revolution, gleich welcher Art, in das Stadium der Interpretation ihrer Lehre eingetreten ist, zeigt sich, daß dieselben Texte stark voneinander abweichende Folgerungen zulassen, oder doch zuzulassen scheinen. Ebenso können, auf grundsätzlich gleicher Basis, keine dramatischen, einander ausschließenden Gegensätze wie bei Feuer und Wasser, sondern nur unterschiedliche Nuancen

erwartet werden. Diese Nuancen zu erkunden und nüchtern abzuschätzen, ist die Aufgabe – zumal wenn sie am Beginn einer neuen Entwicklung zu liegen scheinen. Auch die Zunge der Weiche, wird sie umgestellt, rückt nur um Zentimeterbreite zur Seite; hinter ihr aber laufen die Geleise auseinander, um sich oft niemals wieder zu vereinigen.

Die meisten Meinungsverschiedenheiten zwischen Peking und Moskau erhielten im Verlaufe des Jahres 1960 ihre klarste Formulierung, manche erst 1961 oder 1962. Soweit sie nicht schon in anderen Zusammenhängen dargestellt wurden (wie bei den Volkskommunen oder der Politik gegenüber den Entwicklungsländern), werden sie auf den folgenden Seiten behandelt.

Lenin – veraltet oder ewig jung?

Der Streit der Interpreten bezog sich vor allem auf Lenin. Hätten sich die russischen und die chinesischen Kommunisten unter normalen Verhältnissen in einer ruhigen, nicht vom Streit erhitzten Stunde zu einem vernünftigen Gespräch zusammengesetzt, so wären sie sich zweifellos rasch einig geworden, daß sich manche Thesen Lenins aus den zwei ersten Dezennien unseres Jahrhunderts nicht mehr auf die Verhältnisse in dessen siebentem Jahrzehnt anwenden lassen. Aber die Verhältnisse waren nicht normal; es herrschte Argwohn auf beiden Seiten, und außerdem brauchte man die Lenin-Zitate als Argumente in zentralen Fragen der Gegenwartspolitik, in denen man verschiedener Meinung war.

Die Russen haben seit 1956 einen eindeutigen Standpunkt bezogen. Auf dem XX. Parteitag hatte Chruschtschow gesagt: „In jener Periode [in der Marx und Lenin lebten] war die genannte These [über die Unvermeidlichkeit des Krieges] absolut richtig. Jetzt aber hat sich die Lage radikal verändert... der Krieg ist nicht mehr schicksalhaft unvermeidlich."[57] In Bukarest wurde Chruschtschow noch deutlicher. Er erklärte:

„Man darf nicht vergessen, daß Lenins Thesen über den Imperialismus von ihm vor Jahrzehnten aufgestellt und entwickelt worden waren, als es viele Erscheinungen noch nicht gab, die heute für die Entwicklung des historischen Prozesses, für die ganze internationale Lage entscheidend geworden sind... Man darf doch heute nicht...

mechanisch wiederholen, was Wladimir Iljitsch Lenin vor vielen Jahrzehnten über den Imperialismus gesagt hat... Man darf nicht ohne Berücksichtigung der konkreten Situation, des veränderten Kräfteverhältnisses in der Welt, das wiederholen, was der große Lenin unter völlig anderen historischen Bedingungen gesagt hat... Wir leben in einer Zeit, da Marx, Engels, Lenin nicht unter uns sind. Wenn wir uns wie Kinder benehmen werden, die beim Lernen des Alphabets Wörter buchstabieren, werden wir nicht weit kommen." [58]

Ebenso klar ist die chinesische Gegenposition, wie sie insbesondere im Lenin-Geburtstagsartikel in der Roten Fahne dargelegt wurde:

„Die gegenwärtige Weltsituation unterscheidet sich natürlich gewaltig von der zu Lenins Lebzeiten, aber diese Veränderungen bedeuten keineswegs, daß der Leninismus veraltet ist; im Gegenteil... Die modernen Revisionisten behaupten, daß in ihrer sogenannten ‚neuen Epoche' die ‚alten Konzeptionen' von Marx und Lenin wegen des Fortschritts der Wissenschaft und Technik nicht mehr anwendbar sind. Entgegen den Behauptungen der modernen Revisionisten hat keine der neuen Techniken (wie Atomenergie oder Raketentechnik) die grundlegenden Wesensmerkmale der von Lenin beschriebenen Epoche des Imperialismus und der proletarischen Revolution geändert... Die modernen Revisionisten verfälschen nicht nur die Lehren von Marx, sie verfälschen sogar die Lehren Lenins... Als Schüler Lenins und als Leninisten müssen wir alle Versuche der modernen Revisionisten, die Lehren Lenins zu verfälschen und zu zerstückeln, ganz und gar zerschmettern." [59]

Den Chinesen kam es zugute, daß sie sich auf einen auch von den Russen erst vor wenigen Jahren unterschriebenen Text berufen konnten, auf die Deklaration von 1957, in der sich der Satz findet: „Der moderne Revisionismus ist bemüht, die große Lehre des Marxismus-Leninismus in Verruf zu bringen, er erklärt sie für ‚veraltet'." [60] Damals war es vermutlich Chruschtschow selbst, der die Aufnahme dieses gegen Tito, Nagy und die antisowjetischen Polen gerichteten Satzes in das Dokument wünschte, weil er auf Grund der Ereignisse seit dem Sommer 1956 vor seinem eigenen, auf dem XX. Parteitag gezeigten Mut, das Dogma zu modernisieren, Angst bekommen hatte. Er hatte nicht vorausgesehen, daß die Chinesen diesen Satz eines Tages gegen ihn

wenden würden. Die Chinesen leiteten nun nämlich aus der Erklärung von 1957 das Recht ab, alles als „modernen Revisionismus" zu bezeichnen, was ihrer Meinung nach nicht in eine orthodoxe Auslegung des Dogmas paßte. In fast allen – sehr zahlreichen – Fällen, in denen sie während des Jahres 1960 diesen Begriff gebrauchten, richtete er sich gegen Chruschtschow und dessen ideologische Eideshelfer.

Der Leser erinnert sich an das eisige Schweigen, mit dem die Chinesen im Herbst 1959 reagierten, als ihnen Chruschtschow seine Ansicht über den, wie er sagte, durchaus vernünftigen Eisenhower und über Verhandlungen mit ihm vortrug. Dieses Schweigen hielt an, bis Lu Ting-yi in seiner Lenin-Geburtstagsrede erklärte:

> „Die modernen Revisionisten haben den revolutionären Geist des Marxismus-Leninismus und die Interessen der Völker der Welt völlig verraten; sie haben vor der Bourgeoisie und dem Imperialismus kapituliert. Sie behaupten, daß der Imperialismus sein Wesen verändert und aus eigenen Stücken seine Kriegspolitik aufgegeben hat, daß daher keine Notwendigkeit für antiimperialistische Kämpfe und Revolutionen bestehe. Sie tun ihr Äußerstes, um die imperialistische Aggressions- und Kriegspolitik der USA zu verschleiern, den Imperialismus und Eisenhower, den Häuptling des Imperialismus, zu verniedlichen ... Mit einem Wort, den modernen Revisionisten zufolge ... ist, wer immer den antiimperialistischen Kampf und die Revolution fordert, ein Feind des Friedens und der friedlichen Koexistenz und ein ‚starrer Dogmatiker'." [61]

Böse und gute Imperialisten?

Auch über die westlichen Führer insgesamt geriet man in Streit. Nach Camp David teilte Moskau sie in böse und gute ein, so Chruschtschow in seiner Erklärung in Peking[62] und Kuusinen in der Lenin-Gedenkrede.[63] Nach dem Gipfelkrach von Paris erklärte Chruschtschow (in Bukarest):

> „Leute mit unbeschädigtem Geisteszustand – und selbst unter den Erzfeinden des Kommunismus sind diese in der Mehrheit – können nicht umhin, sich über die verhängnisvollen Folgen eines neuen Krieges Rechenschaft abzulegen."

Zugleich bezeichnete er Macmillan und de Gaulle als relativ vernünftige Leute und fügte hinzu, sogar die „Dickschädel" unter

den Amerikanern würden noch vernünftig werden.[64] Für Mao aber stand fest, daß der Imperialismus seine „aggressive und räuberische Natur" nie und nimmer ändern würde.[65]

Peking nennt die Ansichten der Russen „naiv"...

Bei ihrer Einschätzung der US-Führung hatten die Chinesen kein Verständnis für den Eifer, den Moskau für Verhandlungen mit dem Gegner an den Tag legte. Die sowjetische Sprachregelung hierfür war in Kuusinens Rede enthalten. Lenins ganze Politik seit der Errichtung des Sowjetstaates, so hatte er doziert, sei auf nüchtern-geschäftliche Zusammenarbeit mit den kapitalistischen Staaten abgestellt gewesen. (Der russische Ausdruck delowój = sachlich, den die Angelsachsen mit businesslike übersetzen, hat im Deutschen kein ganz entsprechendes Pendant; die Verbindung „nüchtern-geschäftlich" kommt ihm wohl am nächsten.) Kuusinen fuhr fort:

> „Nüchtern-geschäftliche Beziehungen, einschließlich kultureller Kontakte, spielen sich [auf Initiative Moskaus] zwischen Staaten mit verschiedenen Sozialsystemen ein. Die brennendsten Fragen der internationalen Lage sind endlich Gegenstand ernstlicher Ost-West-Verhandlungen geworden."

Die Sowjetregierung sei zu loben, weil sie „persönliche Kontakte sowohl mit Staatsmännern als auch mit Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens der bürgerlichen Länder herstellte".[66]

Die Chinesen griffen Meinungen wie diese als „naiv" an und forderten (in Fettdruck), man müsse in erster Linie auf den Kampf der Völker, erst in zweiter auf diplomatische Verhandlungen abstellen.[67] Die Russen wiederum nannten die Abneigung gegen Verhandlungen mit dem Gegner „linkssektiererisch" und wandten sich gegen Leute, welche „fälschlicherweise den Kurs auf die Herstellung einer friedlichen Koexistenz zwischen Ländern mit verschiedenen politischen Systemen... und Verhandlungen zwischen den führenden Politikern der sozialistischen und kapitalistischen Länder als eine Art von Abgehen von den Positionen des Marxismus-Leninismus betrachten". Lenin habe gelehrt, daß man beim Kampf mit der internationalen Bourgeoisie nicht im voraus auf Übereinkommen und Kompromisse verzichten dürfe.[68]

... und ihre These vom friedlichen Übergang ein „leeres Gerede"

Über die Frage, ob ein kapitalistischer Staat auf friedlichem Wege, ohne revolutionären Krieg, zum Sozialismus übergehen könne, kam es zu einem ähnlichen Streit. Chruschtschow hatte sie seit dem XX. Parteitag unter gewissen Voraussetzungen bejaht. Die Chinesen aber schrieben zu Lenins Geburtstag, nur Opportunisten und Revisionisten könnten davon sprechen, die Staatsmacht lasse sich ohne Revolution erringen, und bezeichneten – mit Hilfe passender Lenin-Zitate – die Lehre von der Möglichkeit eines friedlichen Übergangs vom Kapitalismus zum Sozialismus als „dummes Zeug", „leeres Gerede", „äußerste Stupidität", „Betrug der Arbeiter" und die Chance für einen solchen Prozeß als „außerordentlich selten".[69]

Die Russen erwiderten mit anderen Zitaten Lenins und schrieben, seit seinen Tagen sei – vor allem dank der Existenz von Sowjetunion und Ostblock – in einer Reihe von Staaten die Eroberung der Macht ohne Bürgerkrieg und bewaffneten Aufstand „noch wahrscheinlicher" geworden.[70] Hier waren die Russen insofern taktisch im Vorteil, als die von Mao mitunterschriebene Deklaration von 1957 den Erwerb der Macht ohne Bürgerkrieg in „einer Anzahl kapitalistischer Länder" als möglich bezeichnet hatte und diese Formel auf ihr Drängen auch in das Bukarester Kommuniqué aufgenommen worden war. Die Deklaration von 1960 sieht (in ihrem Abschnitt III) beide Möglichkeiten vor, die friedliche und die nichtfriedliche.

In ihren Festartikeln zum Jubiläum der Pariser Kommune zogen die Chinesen in zahlreichen Wiederholungen die Lehre aus den Ereignissen von 1871: nur die gewaltsame Zerschlagung des bestehenden Staates könne den Sieg des Proletariats bringen; während man in Moskau sogar aus diesem historischen Vorgang die Möglichkeit des friedlichen und parlamentarischen Übergangs zum Sozialismus ableitete.[71]

Chruschtschow blieb denn auch auf seinem Weg der Anpassung der Ideologie an die veränderten Bedingungen der Gegenwart und scheute sich nicht, noch weitere Tabus zu brechen: Das neue Parteiprogramm von 1961 stellte fest, daß die Diktatur des Proletariats nicht erst mit dem Absterben des Staates ihre Existenzberechtigung verlieren werde (zweiter Teil, III) und daß die

KPdSU sich von der Avantgarde des Proletariats zu einer „Partei des ganzen Volkes" entwickelt habe (zweiter Teil, VII).[72] Indem die Chinesen diese neueste Moskauer Idee ignorierten, gaben sie zugleich zu verstehen, daß sie von dem Ideologen Chruschtschow nicht viel hielten. „Schreibt's zum übrigen", mochten sie sagen; als Material für ideologisches Scheibenschießen konnte es auch noch später von Nutzen sein.

In Anbetracht der so offen zur Schau getragenen Ungeduld der Chinesen mochte es auffallen, daß sich unter den vielen Streitpunkten einer nicht findet: die Atombombe. Dieses Thema war vermutlich – im doppelten Sinne – zu explosiv. Aber es brauchte gar nicht erwähnt zu werden: Ohnehin war es klar (spätestens seit dem Interview mit zwei deutschen Journalisten 1958[73]), daß die Chinesen Atombomben wollten, und es war ebenso klar, daß die Russen, die sich mit ihrem gewaltigen Vorrat an Atombomben aller Größen und Arten zu brüsten lieben, den Chinesen keine einzige gegeben hatten, was die Liebe Pekings zu Moskau sicher nicht gefördert hat.

Über diese allgemeine Feststellung hinaus habe ich bei einer Überprüfung der beiderseitigen Äußerungen zur Frage der Nuklearwaffen nichts gefunden, was ein hilfreiches Licht auf die chinesisch-sowjetischen Beziehungen geworfen hätte[74], übrigens auch nicht bei einer Durchsicht der Stellungnahmen (und was die Sowjetunion betrifft: der Handlungen), die sich auf die Abrüstung bezogen. Die Chinesen haben in ihren offiziellen Verlautbarungen durchweg die sowjetische Nuklear- und Abrüstungspolitik unterstützt.[75] Daß sie ausdrücklich erklärten, selbst an keine internationalen Abrüstungsabmachungen gebunden zu sein, die ohne China zustande kommen würden[76], wird niemand verwundern.

Wie vermeidbar ist der unvermeidbare Krieg?

Aber während man über die Frage sowjetischer Atombomben für Rotchina schwieg, stritt man um so offener über jene mit ihr eng verbundene andere Frage, nämlich, ob ein neuer Krieg vermeidbar sei. Auch hier hatte der XX. Parteitag Anfang 1956 den Ausgangspunkt abgegeben. In demselben Abschnitt seiner Rede, in dem er Lenin als zum Teil überholt hinstellte, gebrauchte

Chruschtschow zum erstenmal den Ausdruck von dem „nicht mehr schicksalhaft unvermeidlichen Krieg". Seine These fand mit folgenden beiden Sätzen Aufnahme in die Deklaration von 1957: „Solange der Imperialismus besteht, wird auch der Boden für Aggressionskriege erhalten bleiben. Gegenwärtig [aber] sind die Kräfte des Friedens dermaßen gewachsen, daß die reale Möglichkeit besteht, einen Krieg zu verhüten." [77]

Auf dem XXI. Parteitag ging Chruschtschow einen Schritt weiter. Man habe nun noch mehr Grund als drei Jahre zuvor, von der Vermeidbarkeit des Krieges zu sprechen, sagte er. „Noch vor dem vollständigen Sieg des Sozialismus auf der Erde, noch während der Kapitalismus in einem Teil der Welt weiterbesteht, entsteht die reale Möglichkeit, den Weltkrieg aus dem Leben der Gesellschaft zu verbannen." [78] Und einige Monate später: „Nur ein unvernünftiger Mensch kann heute den Krieg nicht fürchten." [79]

Während sich also die Russen auf den zweiten Satz aus dem Zitat von 1957 beriefen, gründeten die Chinesen ihre Beweisführung auf den ersten. Ihre Verlautbarungen zu Lenins Geburtstag enthielten die Feststellung: „Kriege in der einen oder anderen Art wird es *immer* [Hervorhebung vom Verfasser] geben, bis das imperialistische System und die Ausbeuterklassen ihr Ende finden." [80] Ja, ähnlich wie sich Stalin in den Tagen seiner blutrünstigen Säuberungen darauf berufen hatte, daß sich der Klassenkampf um so mehr verschärfe, je näher der Sieg des Sozialismus rücke, erklärten die Chinesen: „Mit zunehmender Dekadenz wird der Imperialismus immer bösartiger." [81] Eine Vorliebe für kriegerische Formulierungen hatte Mao schon immer gehabt; aus dem Jahre 1938 stammt sein berühmtes Dictum, daß „das Gewehr die Macht gebiert... und daß man die Welt nur mit Hilfe des Gewehrs umgestalten kann".[82] Und die Chinesen erklärten – auch hierin dem Beispiel Stalins folgend, aber im Widerspruch zu Chruschtschow –, die Grundprinzipien des Krieges seien durch das Auftreten der Nuklearwaffen nicht verändert worden.[83] Die Russen wiederum zitierten zwar nicht Lenin, weil sich bei ihm ein solches Zitat nicht finden ließ, aber doch wenigstens seine Witwe; Lenin habe, so berichtete diese, von dem Tag gesprochen, da der Krieg infolge seiner Vernichtungskraft sich selbst unmöglich machen würde.[84]

So standen sich also zwei Ansichten gegenüber: die russische (seit dem XXI. Parteitag), Kriege seien schon vor dem Ende des Imperialismus vermeidbar, und die chinesische, daß sie bis zu diesem unvermeidbar seien. Um den chinesischen, auf Lenin-Zitate gestützten Einwänden die Spitze zu nehmen, erklärte Chruschtschow, daß der Imperialismus zwar in der Tat sein böses Wesen nicht ändere, daß er aber im Verhältnis zum „sozialistischen Lager" immer schwächer und damit immer weniger gefährlich werde. In Bukarest drückte er dies mit einem Tiervergleich aus:

> „Bekanntlich ist der Wolf ein ebenso blutgieriges Raubtier wie der Löwe oder der Tiger, obgleich er unermeßlich schwächer ist. Daher fürchtet sich der Mensch viel weniger, wenn er einem Wolf als wenn er einem Tiger oder einem Löwen begegnet. Natürlich können auch kleine Raubtiere ebenso beißen; ihrer Natur nach sind sie alle gleich. Aber ihre Möglichkeiten sind andere; sie besitzen keine solchen Kräfte, und es ist leichter, sie unschädlich zu machen." [85]

Die Prawda führte diesen Gedanken einige Wochen später weiter: Raubtiere unternähmen, so hieß es dort, ihre Kriege, um Beute zu machen, nicht, um sich die Zähne zu brechen; diese Einsicht gehöre zum ABC des Marxismus.[86] Mit anderen Worten: Die – an sich kriegslüsternen – Imperialisten werden den Krieg nicht mehr wagen; daher ist er vermeidbar.

Im Laufe des Jahres ließ sich Peking jedoch auf eine Differenzierung im Gebrauch des Wortes Krieg ein. Auf der Pekinger Konferenz des Weltgewerkschaftsbundes, die Anfang Juni 1960 in Peking stattfand, erklärte der chinesische Delegierte, man müsse verschiedene Arten von Kriegen *unterscheiden*. Was den (nicht näher definierten) Weltkrieg betreffe, so bestehe die Möglichkeit, ihn zu verhindern, obgleich die Gefahr, daß die Imperialisten ihn verursachen, stets im Auge behalten werden müsse. Was jedoch andere Kriege angehe, vor allem zwischen den Unterdrückten und den Imperialisten, so sei es falsch, von deren Vermeidbarkeit zu sprechen.[87]

Die Gründe für diese Meinungsverschiedenheit sind leicht zu finden. In dem schon zitierten Aufsatz der Prawda über Probleme von Krieg und Frieden war zu lesen: Erstens würden kriegerische Reden aus dem Munde von Kommunisten den Imperialisten hel-

fen, Lügen über die angebliche Aggressivität des Kommunismus zu verbreiten und damit seiner Sache zu schaden. Zweitens müßten solche „linkssektiererischen Ansichten einen demoralisierenden Einfluß auf die Erbauer der neuen Gesellschaft ausüben"; diese würden sich dann nämlich fragen: „Wofür aufbauen, arbeiten, schaffen, wenn schon im voraus feststeht, daß alle Früchte der Arbeit durch den Wirbelsturm eines Krieges vernichtet werden?" [88] Mit anderen Worten: Die „Erbauer des Sozialismus", die Bewohner der Sowjetunion also, würden in ihrer Arbeitswilligkeit und ihrer Loyalität zum Staat ungünstig beeinflußt werden, wenn ernstliche Kriegsgefahr drohte. Man solle also das Volk nicht unnötig in Unruhe versetzen.

Peking: Ohne Kriegsgefahr keine schöpferische Spannung

Den entgegengesetzten Standpunkt vertraten die Chinesen. Vor dem Weltgewerkschaftsbund erklärte ihr Redner, es sei gefährlich, immer wieder so optimistisch über die Vermeidbarkeit des Krieges zu sprechen, weil man sich damit in Schlaf wiege und im Augenblick der Gefahr der Verwirrung anheimfallen müsse. „Die Verbreitung von Illusionen über den Imperialismus ... wird böse Folgen von ernster Natur haben; tatsächlich können wir heute schon solche Folgen feststellen." [89]

Noch deutlicher wurde eine chinesische Jugend-Zeitschrift in der Auseinandersetzung mit einem Leserbrief, in dem es geheißen hatte: Das sozialistische Lager werde immer stärker, das imperialistische immer schwächer, es werde also keinen Krieg geben; wozu dann aber die dauernde Spannung und das übermäßige Arbeitstempo? Das Blatt nannte den Verfasser dieser Zuschrift einen Revisionisten und fragte ihn empört, wie er es wagen könnte, die Behauptung aufzustellen, daß es keinen Krieg mehr geben werde, wo er doch nicht der amerikanische Stabschef sei. In dem Aufsatz heißt es: „Was Sie ‚Spannung' nennen, ist nichts anderes als das normale Entwicklungsgesetz einer Revolution von Millionenmassen." [90] Auch hier wieder der Gedanke von der „permanenten Revolution".

Für Peking waren also Beruhigung und nachlassende Spannung schon soviel wie Einschläferung, ja Verrat an der chinesischen Revolution; ihm lag im Gegenteil daran, die zur Hochspannung

führende kriegerische Stimmung – im eigenen Land wie in der übrigen Welt – noch kräftig anzuheizen.

Dieser Gegensatz würde sich trefflich als Lehrfall der marxistischen These über die Abhängigkeit des Denkens von der sozialen Situation des Menschen eignen; denn er beherrscht ebenso diese beiden Völker wie ihre politischen Führer. Die Menschen in der Sowjetunion, die in zunehmendem Maße die Freuden des Wohlstandes zu genießen begonnen haben und zum Beispiel zu Millionen in die lange erhofften Wohnungen eingezogen sind, stehen der Aussicht eines vernichtenden Krieges ganz anders gegenüber als die Chinesen, die in ihrer überwältigenden Mehrheit außer ihrem gehetzten und entbehrungsreichen Leben kaum etwas zu verlieren haben.

Annäherung der Standpunkte: drei Arten von Krieg

In der Moskauer Deklaration vom Dezember 1960[91] zeigen auch die Ausführungen über Krieg und Frieden deutlich die Überlegenheit der sowjetischen Position. Zwar gibt es Sätze, die Peking als Zugeständnisse werten konnte: „Solange der Imperialismus besteht, wird auch der Boden für Aggressionskriege [natürlich von seiten des Westens!] erhalten bleiben", oder „... daß die Gefahr eines neuen Weltkrieges noch nicht vorbei ist", ja sogar: „Die Kriegsgefahr ist größer geworden." Aber sie wurden völlig überdeckt von einer sehr ausführlichen Wiedergabe der aus den Reden Chruschtschows und den sowjetischen Veröffentlichungen der vorausgegangenen Zeit bekannten Gedankengänge:

> „Die Besonderheit dieser Etappe [d. h. der gegenwärtigen, die nach Ansicht der Deklaration durch eine allgemeine Krise des Kapitalismus gekennzeichnet wird] besteht darin, daß sie nicht im Zusammenhang mit einem Weltkrieg entstanden ist, sondern unter den Bedingungen des [friedlichen] Wettbewerbs. (Abschnitt I) ... Ideologischer und politischer Streit zwischen Staaten darf nicht durch Krieg ausgetragen werden (III) ... Die Marxisten-Leninisten waren niemals der Ansicht, daß der Weg zur sozialen Revolution über Kriege zwischen den Staaten führt (V)."

Der seit dem XX. Parteitag zum Vokabular Chruschtschows gehörende Kernsatz vom „nicht mehr schicksalhaft unvermeidlichen

Krieg" wurde wörtlich übernommen (III). Der durch Fettdruck hervorgehobene Schlußsatz des Abschnitts II erklärte, daß sich nunmehr „die wichtigsten Probleme der Gegenwart auf *neue* Art im Interesse des Friedens, der Demokratie und des Sozialismus lösen lassen". Worin diese „neue Art" bestehe, wurde in zahlreichen Formulierungen ausgesprochen: „... daß die Länder des siegreichen Sozialismus ihren Haupteinfluß auf die Entwicklung der Weltrevolution durch den *wirtschaftlichen Aufbau* ausüben... Durch die *Kraft seines Beispiels* revolutioniert das sozialistische Weltsystem das Denken der Werktätigen in der kapitalistischen Welt (I)... Im *Frieden* offenbart die sozialistische Gesellschaftsordnung immer umfassender ihre Überlegenheit." (III) (Hervorhebungen vom Verfasser.) Es wurde sogar zum erstenmal in einem für alle Kommunisten der Welt gültigen Dokument festgestellt, daß die Möglichkeit bestehe, den Weltkrieg bereits zu einem Zeitpunkt auszuschließen, in dem es noch kapitalistische Staaten gebe. (III)

Die „friedliche Koexistenz" wurde häufig beschworen, zum Beispiel: „Friedliche Koexistenz der Staaten unterschiedlicher Gesellschaftsordnung oder verheerender Krieg – nur so steht heute die Frage. Einen anderen Weg gibt es nicht." (III) Und wenn die gleiche Koexistenz als „eine Form des Klassenkampfes zwischen Sozialismus und Kapitalismus" bezeichnet wurde (III), so entsprach auch das durchaus der Auffassung, die Chruschtschow seit Jahren mehr oder weniger deutlich ausgesprochen hatte.

Den jüngsten Stand der Ansichten Chruschtschows über die Frage des Krieges zeigt die Rede, die er Anfang 1961 vor einer Versammlung höherer Parteiideologen hielt. Er unterschied drei Arten von Kriegen. Erstens Weltkriege; von ihnen sagte er: „Wir können sie verhindern." Zweitens lokale Kriege; diese könnten zwar auch künftig ausbrechen, doch verfüge das „sozialistische Lager" über die Möglichkeit, Brände dieser Art gleich zu löschen, wie das Beispiel des Suezkrieges gezeigt habe. (Chruschtschows Behauptung über die Bedeutung der Moskauer Warnung für die rasche Beendigung des Suezkrieges steht auf schwachen Füßen; hier ist nur wichtig, daß er mit ihr argumentierte.) Drittens nationale Befreiungskriege; in diesem Punkt kam Chruschtschow den chinesischen Ansichten sehr nahe: Solche Kriege seien unver-

meidbar, solange es die Imperialisten gebe, da diese ihre Kolonien nicht freiwillig herausrückten; nationale Befreiungskriege seien berechtigt, so zum Beispiel der Krieg der Algerier, den Chruschtschow einen „heiligen Krieg" nannte; Kriege dieser Art habe die Sowjetunion unterstützt, und sie werde dies auch weiterhin tun.[92]

In der Theorie also waren Peking und Moskau nun gar nicht mehr so weit auseinander. Aber die Akzente blieben verschieden: Den Chinesen erschien die Vermeidbarkeit eines Weltkrieges keineswegs so gesichert wie den Russen, und vor allem fanden sie, daß die Sowjetunion den „nationalen Befreiungskriegen" in der Praxis eben doch bei weitem nicht die von Peking gewünschte Unterstützung angedeihen ließ. Durchweg waren sie bereit, weit größere Risiken in der Weltpolitik einzugehen. Im Zeitalter des nuklearen Gleichgewichtes können sich Staaten, die keine Atomwaffen haben, größeren Übermut leisten als solche, die sie besitzen und im Ernstfall einsetzen müssen.

Vernichtung ganzer Völker – oder schöne Zukunft auf Atomtrümmern?

Auch die Vernichtungsgewalt eines neuen Krieges sahen Moskau und Peking in verschiedenem Licht. Die Russen malten sie in schwärzeren Farben. Schon Malenkow hatte gesagt, ein neuer Weltkrieg bedeutete „die Zerstörung der Weltzivilisation"[93], und in diesem Punkt dachte sein Rivale Chruschtschow nicht viel anders, wenn er zum Beispiel sagte: „In der Flamme der Wasserstoffexplosionen können Millionen Menschen verbrennen."[94] In der Moskauer Zeitschrift Kommunist las man im Herbst 1960:

> „Ein Weltkrieg mit Kernwaffen würde praktisch keinen Unterschied zwischen Front und Hinterland kennen; er würde zur vollen Zerstörung der wichtigsten Zivilisationszentren und zur Vernichtung ganzer Völker führen und der ganzen Menschheit maßloses Unheil bringen."[95]

Und im Januar 1961 sagte Chruschtschow: „Wir wissen, daß im Kriegsfall in erster Linie die Werktätigen und ihre Vorhut, die Arbeiterklasse, leiden werden." Bezugnehmend auf die Schätzung eines amerikanischen Gelehrten erklärte er, daß von der Milliarde Menschen, die in den vermutlich besonders betroffenen Gebieten leben, die Hälfte bis drei Viertel binnen sechzig Tagen umkom-

men könnten.[96] Also keine Rede davon, daß nur die Bewohner der westlichen Welt sterben, während die des Ostblocks fröhlich deren Erbe antreten.

Auch hier waren die Chinesen anderer Meinung: Schon im Sommer 1958 berichtete Tito in einer Rede von einem (in China nie zugegebenen) Ausspruch eines (ungenannten) chinesischen Staatsmannes, daß die Chinesische Volksrepublik, auch wenn ein Atomkrieg dreihundert Millionen Menschen vernichten sollte, immer noch dreihundert Millionen Einwohner hätte.[97] Öffentlich sprachen die rotchinesischen Parteiideologen für den Fall eines Atomkrieges immer nur von der Vernichtung des Gegners, etwa so:

> „Wenn die Vereinigten Staaten oder andere Imperialisten ... einen Krieg beginnen und Atom- und Kernwaffen verwenden, so wird das Ergebnis lediglich die sehr rasche Zerstörung dieser Ungeheuer ... sein und sicher nicht die sogenannte Vernichtung der Menschheit." [98]

Schon die – eindeutig gegen die Moskauer Erklärung gerichtete – zynische Wendung „sogenannte Vernichtung der Menschheit" ist bemerkenswert und zeugt von einer Gefühlsroheit, die zwar auch bei russischen Kommunisten anzutreffen ist, von diesen aber meist weniger offen gezeigt wird.

Mit offensichtlicher Anspielung auf Moskauer Warnungen vor einem neuen Krieg sagte Lu Ting-yi in seiner Lenin-Gedenkrede:

> „Die modernen Revisionisten sind infolge der imperialistischen Politik der Erpressung mit Atomkrieg von Panik ergriffen. Aus Angst vor dem Krieg entsteht bei ihnen Angst vor der Revolution, aus fehlender Bereitschaft zur eigenen Revolution der Widerstand dagegen, daß andere Völker Revolutionen ausführen." [99]

Und nach Bukarest attackierte ein chinesischer General die modernen Revisionisten, welche die zerstörerischen Folgen des Atomkrieges übertreiben und bei den Imperialisten um jeden Preis um Frieden betteln.[100] Daß man vor einem Kriege keine Angst haben dürfe, das war die Lehre, die immer wieder in den Artikeln zu Ehren des neuerschienenen vierten Bandes der Werke Maos hervorgehoben wurde.[101] Der Kreml dagegen, das war die Tendenz dieser ganzen Polemik, habe aus Angst vor einem Krieg die Sache der Revolution verraten. Der bisherige Höhe- (oder

besser Tief-)punkt der chinesischen Erörterung über Krieg und Frieden war die Vision von den herrlichen Folgen eines Atomweltkrieges:

„Auf den Trümmern des Imperialismus würde das siegreiche Volk eine Zivilisation, tausendmal höher als das kapitalistische System, und eine wahrhaft schöne Zukunft für sich schaffen." [102]

Das entsetzte Echo, das dieser geradezu perverse Satz jenes ungenannten Autors in der Roten Fahne in der Welt hervorrief, veranlaßte die Russen zu Gegenerklärungen: „Nur Narren und Wahnsinnige", sagte Chruschtschow in Bukarest, „können jetzt zu einem neuen Weltkrieg aufrufen." [103] Prawda und Kommunist schrieben:

„Die Menschheit würde auf gewaltige Schwierigkeiten stoßen, wollte sie das neue Gesellschaftssystem auf den Ruinen einer militärischen Katastrophe errichten." [104]

„Die Arbeiterklasse denkt nicht an den Aufbau der kommunistischen Zivilisation auf den Trümmern der Weltkulturzentren, auf der verwüsteten, von thermonuklearen Niederschlägen verseuchten Erde." [105]

In den Moskauer Dokumenten vom Dezember 1960 findet sich zu diesem Punkt ein Sowohl-Als-auch. In der „Deklaration" [106] hieß es: „Sollten die imperialistischen Tollhäusler den Krieg entfesseln, so werden die Völker den Kapitalismus hinwegfegen und zu Grabe tragen." (Kapitel III) Hier wurde also für den Kriegsfall lediglich das Ende des Kapitalismus prophezeit, auf das Schicksal der Völker auf beiden Seiten aber nicht eingegangen. Dagegen sprach der „Appell" in Anlehnung an Äußerungen Chruschtschows von der „Gefahr einer militärischen Katastrophe, die ungeheure Opfer und den Untergang von Hunderten von Millionen Menschen verursachen, die Hauptzentren der Weltzivilisation in Ruinen verwandeln würde." [107]

Peking dämpft den Trommelschlag

Der nächste, alle vorausgegangenen an Heftigkeit übertreffende Kugelwechsel, der im Herbst 1961 auf dem XXII. Parteitag in Moskau einsetzte, betraf im wesentlichen solche Themen, die uns schon aus dem Streit des Jahres 1960 vertraut sind. Ein neuer Konflikt, der das Lager zu sprengen drohte, der über Albanien,

ebbte im Frühjahr 1962 ab; offenbar hatten die beiden Seiten beschlossen, diesen Zankapfel zunächst aus der öffentlichen Diskussion herauszunehmen: der Name des balkanischen Zwergstaates wurde weder in dem veröffentlichten Text der Chruschtschow-Rede vom 5. März noch in den Verlautbarungen über die Tagung des Nationalen Volkskongresses in Peking im April erwähnt, so wenig wie der Name Jugoslawiens; auch die Frage, ob das „sozialistische Lager" aus zwölf oder elf Mitgliedern bestand, wurde öffentlich nicht ventiliert. In dieser Hinsicht also kam es zu einem Remis. Ein freundliches Wort freilich für das neue Programm der KPdSU, das Chruschtschow als das „Kommunistische Manifest unserer Epoche", also als eine für alle kommunistischen Parteien gültige Marschroute, bezeichnet hatte[108], brachte man in Peking nicht über die Lippen.

Auf anderen Gebieten dokumentierten die öffentlichen Erklärungen Pekings einen klaren Sieg Moskaus. Behauptungen, welche die Chinesen sonst bei jeder Gelegenheit aufzustellen liebten, fehlten in ihren Veröffentlichungen über den Volkskongreß vom April 1962: die „geringe Wahrscheinlichkeit der Vermeidung von Kriegen", die Dringlichkeit der „Förderung von Revolutionen in Entwicklungsländern", der „Mißbrauch der Koexistenz durch die amerikanischen Kriegshetzer"; auch der „Papiertiger" wurde nicht vorgeführt. Die chinesischen Kommunisten hatten ihre Ansichten in diesen Punkten schwerlich aufgegeben und gewiß nicht widerrufen. Aber zur Besänftigung Moskaus verzichteten sie darauf, sie erneut zu verkünden; sie rangen sich sogar dazu durch, den Grundsatz der Regelung internationaler Konflikte durch Verhandlungen ausdrücklich anzuerkennen.

Auch ihre Abneigung gegen die „materielle Interessiertheit" kam nicht mehr zu Wort. Gerade in dieser Frage war Chruschtschow noch am 5. März 1962 so deutlich geworden, daß man annehmen muß, er habe sich über sie bis kurz zuvor mit den chinesischen Genossen gestritten. Gleich zu Beginn seiner Rede[109] hatte er sich gegen diejenigen Ausländer gewandt, die der KPdSU den Vorwurf machten, allzu großen Wert auf das materielle Wohlbefinden der Sowjetbevölkerung zu legen. Da es keine Nichtkommunisten gibt, die dem Kreml jemals ausgerechnet diesen Vorwurf gemacht haben, müssen die von Chruschtschow apostrophierten

Ausländer im kommunistischen Lager zu suchen sein. Kein Zweifel, daß sich Chruschtschow an seine Genossen in Peking wandte, als er den materiellen Leistungsanreiz, wie er in der Sowjetunion seit drei Jahrzehnten üblich ist, heftig verteidigte und ausrief, der Kommunismus erstrebe nicht die „Gleichheit von Armen" – fürwahr eine treffende Definition der Volkskommunen!

> „Der wissenschaftliche Kommunismus kennt nicht die Verkündigung der Gleichberechtigung im Geiste der ersten christlichen Gemeinden mit ihrem niedrigen Lebensstandard, ihrem Asketentum. Den Kommunismus darf man sich nicht wie einen Tisch mit leeren Tellern vorstellen, an dem Leute ‚mit hohem Bewußtsein' und ‚voller Gleichberechtigung' sitzen. Die Menschen in einen solchen ‚Kommunismus' einzuladen, käme der Aufforderung gleich, Milch mit der Gabel zu essen. Das wäre eine Karikatur des Kommunismus ... Je mehr sich der Sozialismus entwickelt, desto mehr materielle und kulturelle Wohltaten kann und muß er dem Volke geben."

Wer das nicht verstehe, sei ein „Subjektivist"; die materielle Interessiertheit stelle keineswegs ein Zugeständnis an die bürgerliche Ideologie dar. Es sei ja gut und schön, die Begeisterung und den revolutionären Willen der Massen zu wecken, doch „Schlagworte allein tun es nicht." [110] Sicher hat der ungestüme Flügel der KPCh seine Verachtung des zu „bourgeoisem Denken" verführenden Leistungslohns nicht aufgegeben, aber er war nicht in der Lage, sie öffentlich zu bekunden, nachdem seine Politik zu einer so ernsten Krise in China beigetragen hatte. Also schwieg man über diesen Punkt.

Das Zwischenergebnis im Frühjahr 1962 heißt 5 : 1 für Moskau

In einer verwandten Frage mußten die Chinesen ihre Niederlage jedoch deutlicher aussprechen. Bei der Betrachtung ihrer Wirtschaftsbeziehungen mit der Sowjetunion hatten wir gesehen, daß die auf langfristige Planung eingestellte Sowjetführung nicht eben glücklich sein konnte über das Chaos, das in China durch den Glauben an die „Initiative der Massen", das Fortleben des Guerilla-Kommunismus, die Vernachlässigung der „objektiven Möglichkeiten" zugunsten der „subjektiven Dynamik" [111], vor allem die Unmäßigkeit des Tempos verursacht worden war. Seinen Rückzug auf diesem Felde vollzog Peking in einer Form, die ein

erheiterndes Beispiel liefert für die verschlüsselte, auf verschlungenen Wegen wandelnde, geradezu mit Fabeln arbeitende chinesisch-russische Diskussion der letzten Jahre. Der fragliche Leitartikel der Pekinger Volkszeitung handelt auf den ersten Blick von nichts anderem als von der Regulierung des Flusses Urumtschi in Sinkiang. Vielleicht wäre niemand auf den Gedanken gekommen, diesen Leitartikel mit dem Verhältnis Peking–Moskau in Zusammenhang zu bringen, hätte ihn nicht einige Tage später die Prawda nachgedruckt.[112]

Da das Moskauer Parteiorgan seit 1959 nur noch selten, seit 1960 überhaupt kaum mehr Aufsätze aus der chinesischen Presse gebracht hat, mußte es auffallen, daß es gerade diesen Artikel, der fast ein Achtel jener Ausgabe der Prawda einnahm, dem russischen Publikum zur Kenntnis brachte. Was war an der Regulierung des Flusses Urumtschi so wichtig? Nichts. Es ging überhaupt nicht um diesen Fluß; der Urumtschi war nur ein Vorwand, um grundsätzliche Bemerkungen zu der im Streit zwischen Peking und Moskau so entscheidenden Frage des Tempos zu machen; nunmehr in dem Sinne, daß dieses bedeutend vermindert werden müsse. Innerhalb von zwei Absätzen kommen die Wendungen „Schritt für Schritt" und „schrittweise" neunmal vor, das so heiß geliebte Wort „Sprung" dagegen überhaupt nicht. Ein Schritt und ein Sprung sind aber zwei verschiedene Formen der Fortbewegung. Auch die Tugend der Geduld wurde jetzt gepriesen; große Leistungen, so hieß es in dem Leitartikel, ließen sich nicht von einem Tag zum andern vollbringen. „Kinder und Kindeskinder, Generation um Generation" müßten sich mühen, dann werde schließlich das Werk gelingen. Jeder Appell an die „subjektive Dynamik" wurde unterdrückt und dafür die Bedeutung der „objektiven Gesetze" mehrfach hervorgehoben.

Hatte die kommunistische Konferenz im Dezember 1960 in Moskau mit einem 4 : 1 für Chruschtschow abgeschlossen, so stand die Partie im Frühjahr 1962, als die Wirtschaftslage Chinas noch schlechter geworden war, für ihn etwa 5 : 1.

Der persönliche Faktor

Dieses Buch hat durchweg auf die Methode des Rätselratens verzichtet; statt Fragen, über die wir nichts wissen, durch Spekula-

tionen zu beantworten, hat es sie lieber offengelassen. Zu den offenen Fragen gehört auch die nach dem persönlichen Verhältnis zwischen den beiden Diktatoren – zwischen Mao und Chruschtschow. Die kommunistische Publizistik enthält sich bekanntlich jeglicher Äußerung über die Gefühle ihrer Führer; auch im heftigsten Feuer des „Scheibenschießens" sind von ihnen keine Aussprüche bekanntgeworden, die einen direkten Hinweis darauf gäben, was sie voneinander halten. Daß Mao nach Stalins Tod dem hart zupackenden Chruschtschow den Vorzug vor dem weniger scharf profilierten Malenkow gegeben haben soll, daß er umgekehrt 1957 zu Chruschtschow, der mit einem neuen Kurs nicht sehr überzeugend herumexperimentierte, weniger Vertrauen hatte als zu dem Altstalinisten Molotow, das mag wohl zutreffen, nur – wir wissen es nicht.

Vieles freilich deutet darauf hin, daß die beiden Männer, vor allem seit Chruschtschows Peking-Besuch im Herbst 1959, weit mehr von mißtrauischer Abneigung gegeneinander als von gegenseitiger Liebe und Hochachtung erfüllt sind. Von den Standardphrasen zu Festtagen abgesehen, hat Chruschtschow über Mao kein gutes Wort über die Lippen gebracht und umgekehrt.

Haben die Gegner Chruschtschows innerhalb der Sowjetunion, haben die Molotow und Genossen insgeheim Fäden nach Peking gesponnen? Das Zusammenfallen der wütenden Angriffe Chruschtschows gegen diese „Parteifeinde" im Oktober 1961 mit einem Höhepunkt des sowjetisch-chinesischen Streites könnte darauf hindeuten. Hat umgekehrt die innerparteiliche Opposition in Peking mit dem Kreml intrigiert? Der Sturz des Marschalls Peng Te-huai im Spätsommer 1959 ist als Folge allzu enger Beziehungen zu Moskau ausgelegt worden.[113] Da umgekehrt auch die Gegner Chruschtschows in Albanien Verbindung mit Mao aufgenommen hatten und Chruschtschow – ohne Erfolg – in die inneren Auseinandersetzungen der albanischen Kommunisten einzugreifen versuchte, wäre es nicht weiter verwunderlich, wenn solche Vermutungen über Querverbindungen der Oppositionellen in der einen KP zur Führung der anderen zuträfen. Doch auch hier ist es bisher bei Vermutungen geblieben, so sehr man auch annehmen muß, daß die Einstellung der beiden Führer zueinander das Verhältnis zwischen Peking und Moskau beeinflußt hat.

Kein Zweifel, daß Chruschtschow das tatsächliche Kräfteverhältnis nüchterner und richtiger einschätzte als Mao. Der Sohn des chinesischen Volkes, dem man wie keinem anderen die Fähigkeit zur Geduld nachsagt, war ungleich weniger geduldig als Chruschtschow, ja sogar, als Stalin es gewesen war. Zwar hatten schon die Bolschewiken die marxistische Lehre auf den Kopf gestellt, indem sie in einem der technisch rückständigsten Länder Europas, in dem erst frühkapitalistischen Rußland, die Diktatur des Proletariats vorwegnahmen und nachträglich mit Hilfe zwangsmobilisierter Handarbeit und großer, durch Konsumverzicht des Volkes finanzierter Maschinenimporte eine ausreichende industrielle Basis aufbauten (wobei an Stelle des freiheitlichen Sozialismus der Superzwangsstaat erstand). Mao aber übertraf noch diesen Gewaltakt, indem er in einem der technisch rückständigsten Länder der Welt noch rascher als in Rußland und unter noch krasserer Ausbeutung der Bauernschaft die wirtschaftlichen Grundlagen für den Kommunismus aus dem Boden zu stampfen versuchte. Der vielberufene „Maoismus" kann, wie mir scheint, am besten als ein verschärfter Stalinismus begriffen werden: ein noch ärmeres Volk als das russische soll durch noch größere Anstrengung noch rascher industrialisiert werden.

So stoßen wir also im Resümee des Konfliktes der Jahre seit dem Februar 1960 auf eine ähnliche Einsicht, wie wir sie bei Betrachtung des Großen Sprungs und der Volkskommunen gefunden hatten: Stalin hatte seine Abweichung von der Doktrin durch die Lehre von der „Revolution von oben" verbrämt, indem er für sich als den Kenner und Vollstrecker der Entwicklungsgesetze das Recht in Anspruch nahm, von oben auf dem Befehlswege das nachzuvollziehen, was von unten noch nicht gereift war; Maos Abweichung ging noch weiter: sie kulminierte in der Tendenz, dem subjektiven Willen den Vorrang vor den objektiven Möglichkeiten zu geben; Sein und Bewußtsein hatten den Platz getauscht.

Den Russen fiel es offensichtlich immer schwerer, sich aus der Sputnik- und Gagarinhöhe ihres Entwicklungsstandes noch der eigenen zwanziger Jahre zu erinnern und in die Lage der Chinesen hineinzuversetzen. Überdies glaubten sie auf Grund dieser

Erfolge nun wirklich, auf dem Wege der wirtschaftlichen Machtentfaltung (plus Atomwaffen im Hintergrund) den Übergang zum Sozialismus in der übrigen Welt „gewaltlos" erzwingen zu können, mindestens aber ihrer und des Kommunismus' Sache zu nützen, wenn sie der übrigen Welt im Gewande der „friedlichen Koexistenz" gegenübertraten. Sie hatten auch nichts dagegen, von Zeit zu Zeit die Faust oder gar den Schuh auf den Tisch zu knallen, aber sie wollten selbst bestimmen, wann gelächelt und wann geknallt wird. Es störte sie, daß auf einmal ein anderer da war, der von sich aus zu knallen begann – in der Straße von Formosa zum Beispiel oder im Himalaya; und sie sagten das nun auch – in der durchsichtigen Form des anonymen „Scheibenschießens" – vor aller Öffentlichkeit.

Kein abgekartetes Spiel

Diese öffentliche Auseinandersetzung haben manche westlichen Beobachter als ein abgekartetes Spiel mit verteilten Rollen, mit dem Ziel der totalen Verwirrung des eigentlichen Gegners, des Westens also, erklären wollen; mich hat das Studium der Dokumente, vor allem derjenigen des Herbstes 1961, davon überzeugt, daß die Gegenstände dieser Auseinandersetzung zwischen Peking und Moskau für ein Schattenboxen zu ernst sind.

Hätte man wirklich nur die Absicht verfolgt, den Westen durch die Vortäuschung von Spannungen im eigenen Lager zu verwirren und in Sicherheit zu wiegen, so hätten bei der schnellen Bereitschaft westlicher Publizisten, sich verwirren zu lassen, drei oder vier ins Ausland lancierte Indiskretionen über Meinungsverschiedenheiten zwischen den beiden roten Großmächten genügt, in kürzester Frist die den Abwehrwillen des Westens schwächende Vorstellung zu verbreiten, ein vollständiger Bruch zwischen den beiden roten Bundesgenossen stehe unmittelbar bevor. Dazu bedurfte es nicht eines jahrelangen ideologischen Ringens vor der eigenen Öffentlichkeit, das bei den millionenstarken Auflagen der Ostblockpresse eine mindestens ebenso große Verwirrung im „sozialistischen Lager" selbst hervorrufen mußte. Man darf nicht glauben, daß nur die westlichen Sowjetologen im Laufe der letzten Jahrzehnte gelernt haben, die kommunistische Presse „zwischen den Zeilen" zu lesen; diese Kunst

beherrschen die intelligenten Russen und Chinesen (Polen, Albaner und so weiter) noch viel besser. Jedes im Ostblock offiziell publizierte Wort wiegt daher für unsere Überlegungen ungleich schwerer als ganze Schreibmaschinenseiten von Indiskretionen, die nur im Ausland kursieren.

Es ist auch darauf hingewiesen worden[114], daß nur ungewöhnlich gut harmonisierende Ehegatten sich den Scherz erlauben könnten, Jahr für Jahr in der Öffentlichkeit zu streiten, während sie sich in Wirklichkeit über die kontroversen Punkte völlig einig sind. *So* harmonisch sind die Beziehungen zwischen Moskau und Peking gewiß nicht. Nein, die Theorie, daß hier ein liebendes Paar, um uns zu verwirren, ein Theater des Zankes vorführt, braucht ernsthaft nicht diskutiert zu werden.

Warum die schmutzige Wäsche vor aller Welt?

Daß den Chinesen selbst allmählich die Geduld ausging, kann man verstehen, denn alle ihre Bemühungen, Chruschtschow zu einer anderen Politik zu bewegen – zum Beispiel bei seinem Peking-Besuch auf dem Rückweg von Camp David –, waren vergeblich gewesen. Was also blieb ihnen, dem zur Zeit schwächeren Partner der Allianz, anderes übrig, als die Flucht in die Öffentlichkeit? Im Februar 1960 (auf der Konferenz der Warschaupakt-Staaten) unternahmen sie diese noch mit einiger Diskretion, aber als auch das nichts half und Chruschtschow ganz ungerührt dem neuen – Pariser – Gipfel zusteuerte, beschlossen sie, Lenins neunzigsten Geburtstag zu einer öffentlichen Kanonade auf die ideologischen Positionen ihres Partners zu benützen.

Ein aus Polen stammender amerikanischer Ostforscher hat für diesen Sachverhalt eine plausible Erklärung vorgeschlagen: Die Einheit des Lagers ist dessen höchstes Gut, deren Bruch also für alle seine Angehörigen eine große Gefahr. Wenn nun der schwächere Partner in aller Öffentlichkeit deutlich macht, daß es Dinge gibt, die für ihn noch wichtiger sind als die Einheit und denen er notfalls die Einheit zu opfern bereit ist, so setzt er damit den stärkeren Partner aufs allerschwerste unter Druck, wie ein Erpresser, wenn er das Leben einer Geisel bedroht, die dem Erpreßten besonders nahesteht.[115]

Seit jenen Kundgebungen zum Lenin-Jubiläum hatte Peking

offen den Moskauer Genossen das Monopol der Auslegung der reinen Lehre streitig gemacht. Das war schon an sich eine Gefahr, denn im kommunistischen Bereich sind, seit Lenins Aufstieg zur Macht, Auseinandersetzungen um Fragen der Ideologie zugleich Auseinandersetzungen um die Führung und also um die Macht gewesen. Diesen Rivalen aber mußte man in Moskau ernster nehmen als jeden anderen, hatte er doch mit seinem Großen Sprung den Anspruch angemeldet, dem ganzen Lager einen kürzeren Weg zum Endsieg weisen zu können. In einer chiliastischen Weltbewegung aber muß die ideologische Führung demjenigen zufallen, der glaubhaft machen kann, daß er den Schlüssel zu ihrem Paradies besitzt; er allein verleiht heute innerhalb des roten Blocks seinem Besitzer eine Legitimität, die mit derjenigen der rechtmäßigen Erbfolge in Fürstenhäusern vergleichbar ist. Moskaus bis vor kurzem unangefochtener Führerstellung drohte damit höchste Gefahr; es mußte befürchten, daß sich noch andere Blockgenossen von ihm ab- und dem jüngeren, radikaleren Rivalen zuwenden, daß seine Anhänger in den kommunistischen Parteien – innerhalb wie außerhalb des Lagers – von „Maoisten" verdrängt würden. Darum mußte Chruschtschow, gern oder ungern, den Handschuh aufnehmen und von der noch sehr diskreten Kritik an den Volkskommunen zu einer immer offeneren übergehen; seine Sprache mußte so unmißverständlich sein, daß jeder wußte: Ein Flirt mit Mao und dessen Ideen wird vom Kreml als schwerer Affront betrachtet werden.[116] Daher die Wut, mit der Chruschtschow auf die Albaner einschlug, daher auch die kalte Entschlossenheit, mit der er die Chinesen jahrelang hungern ließ, ohne ihnen eine Tonne Getreide zu liefern.

Wir haben in unserer Darstellung die Schwelle erreicht, hinter der die unbekannten Weiten der Zukunft liegen. Die Entwicklungslinien, die bei der Analyse von Vergangenheit und Gegenwart deutlich wurden, brechen an dieser Schwelle nicht ab; doch können wir sie für die Zukunft nur als Möglichkeiten, allenfalls als Tendenzen erkennen. Wie von einer Etappe zur anderen die durch ein vielfältig verschlungenes Kräftespiel bestimmte Kurve der Beziehungen zwischen Peking und Moskau verlaufen wird, welche noch verborgenen Faktoren zutage treten und diese Linie ändern können, läßt sich heute kaum mit Sicherheit kalkulieren; die ganze Welt ist eine Schicksalsgemeinschaft geworden, in der alles auf alles zurückwirkt.

Der Leser wird nicht erwarten, daß eine um Besonnenheit und Nüchternheit bemühte Analyse am Ende doch noch in Kombinationen und Spekulationen einmündet, die der weitverbreiteten Euphorie des Wohlstandsdenkens neue Nahrung geben oder umgekehrt die düsteren Prognosen eines modischen Pessimismus bestätigen. So mochte etwa in der Stunde, da diese Zeilen geschrieben wurden, ein ungeduldiges Wunschdenken den Ansturm der Hungernden gegen die Grenzen der britischen Kronkolonie Hongkong als Vorboten der Auflösung des rotchinesischen Imperiums begrüßen. Wir dürfen die Möglichkeit einer solchen Entwicklung nicht ausschließen; aber wer die Geschichte der letzten Jahrzehnte miterlebte, kann nicht vergessen, daß der Sowjetstaat ähnliche Krisen überwunden hat, ohne daß das – durch einen überwältigenden Terrorapparat gesicherte – Regime zerfallen, das unbegrenzt leidensfähige Volk zum Aufstand der Verzweiflung gedrängt worden wäre. Die Chinesen stehen in der passiven Tugend des Ertragens, des Sich-Neigens im Sturm hinter keinem Volk der Erde zurück, und es gibt auch keinen Hinweis darauf, daß Mao weichmütiger wäre als einst Stalin und sich durch Millionen Hungertoter beirren ließe.

Gewiß, der Große Sprung des Jahres 1958 hat, statt unmittelbar in den Kommunismus, in eine noch nicht abzusehende Krise geführt und Peking gezwungen, das überstürzte Tempo zu mäßigen. Aber wieder muß uns das sowjetische Beispiel warnen, in der taktischen Anpassung eines kommunistischen Regimes an die jeweiligen Realitäten einen Wechsel der Strategie oder gar ein Aufgeben des Zieles zu sehen, wie es einst westliche Beobachter taten, als Lenin nach dem Bürgerkrieg seine Neue Ökonomische Politik verkündete; ihr ist nach wenigen Jahren die totale Kollektivierung gefolgt. Es wird sich auch erst zeigen müssen, ob in Peking infolge der ungünstigen Erfahrungen die Einsicht gesiegt hat, die Stalins Wirtschaftspolitik seit Beginn der dreißiger Jahre beherrschte und von seinem Erben Chruschtschow gegen alle Kritik aus Peking aufrechterhalten wird: daß der Aufbau auch einer Staatswirtschaft ohne den persönlichen Anreiz durch Leistungslohn, ohne ein gewisses Mindestmaß an Privatleben für den Werktätigen nicht zu schaffen und daß die Perspektive des Ameisenstaates schon gar nicht geeignet ist, die Massen zu freudiger Mitarbeit zu begeistern; wenn heute die Chinesen mit Ameisen verglichen werden, so spiegelt sich darin ihre Vergewaltigung durch den Kommunismus, nicht ihr eigentliches Wesen.

Die Sowjetunion hat sich dank dieser Erkenntnis auf den Weg einer Entwicklung begeben, die kaum noch umkehrbar ist und auch für die Zukunft eine gewisse Kontinuität erwarten läßt. Die Zeichen stehen dort auf Evolution statt Revolution. Die neue, so stark gegliederte und differenzierte Oberschicht zumal hat kein Interesse daran, ihre Privilegien aufs Spiel zu setzen, und selbst der dynamische Chruschtschow empfiehlt sich den Massen mit Bedacht durch die Aussicht auf mehr Waren, mehr Wohnungen, mehr Freizeit und Urlaub, ja geradezu mit der westlichen Parole: Wohlstand für alle! Damit ist in der UdSSR zugleich eine tiefgehende Änderung des politischen Stils unumgänglich geworden; ein hochindustrialisierter und damit hochkomplizierter Staat läßt sich nicht mehr mit primitiven Terrormethoden regieren.

Aber China? Niemand wird glauben, daß der militante Geist des Guerilla-Kommunismus gestorben ist; auch der patriotische Schwung, der Mao als dem Befreier von Fremdherrschaft und Bürgerkrieg, dem Führer zu neuer Macht und Größe die Gefolg-

schaft weiter Volksschichten zubrachte, ist noch nicht abgeebbt, so enttäuscht die Masse der Chinesen über die Auswirkungen des Kommunismus auch sein, so sehr sie ihn heute in vielen seiner Erscheinungen auch hassen mag. Und der aus wirtschaftlichen Schwierigkeiten stammende Zwang, der maßgebend an dem Entschluß zum Großen Sprung beteiligt war, ist in den letzten Jahren nur noch weiter gewachsen. Zwar kann man sich über die heutige wirtschaftliche Lage des Landes kein zuverlässiges Bild machen, denn in den letzten Jahren hat Peking kaum noch Produktionszahlen veröffentlicht. Aber wenn man die Hungersnöte in weiten Gebieten, die Drosselung des Maschinenimportes, die zwangsweise Rücksiedlung der in die Städte geströmten Bauern als Symptome nimmt und andererseits die lawinenartige Zunahme der Bevölkerung um jährlich zehn Millionen in Rechnung stellt, wird klar, daß heute die Pro-Kopf-Produktion Chinas weit hinter den Mindestbedürfnissen zurückgeblieben ist.

Das Tempo-Problem ist also für die chinesische Führung nur noch akuter, die Versuchung, erneut die Flucht nach vorn zu ergreifen und durch den beschwerlichen Engpaß der Frühindustrialisierung gewaltsam hindurchzustoßen, noch stärker geworden. Und auch die Befürworter einer maßvolleren Politik in Peking werden, denn sie sind Kommunisten, Bedenken tragen, den einzigen aussichtsreichen Weg aus der schlimmsten Not zu empfehlen: die Befreiung des Bauern. Welche Richtung unter den Kommunisten in Peking auch siegen mag, der Zeitpunkt ist noch in weiter Ferne, da China den Entwicklungsstand erreichen wird, auf dem sich die Sowjetunion bei Stalins Tod befand, der Zeitpunkt also, da auch in China die Kräfte wirksam werden, welche den Sowjetstaat aus der Epoche des totalitären Absolutismus in die eines „aufgeklärten Absolutismus", in die Ära Chruschtschow, hinüberwachsen ließen. Wir müssen daher annehmen, daß die weitere Entwicklung der *chinesischen Revolution,* ob sie nun in raschem oder langsamem Tempo erfolgt, Belastungen des Verhältnisses zwischen Peking und Moskau zur Folge haben wird.

Auch über das Tempo der Entwicklung zur *Weltrevolution* sind die beiden roten Metropolen verschiedener Meinung. Es ist denkbar, daß sie sich auf einer für beide annehmbaren Linie einigen; undenkbar aber ist, daß die Chinesen ihre in den letzten Jahren

immer deutlicher gewordenen Bemühungen um die Schaffung einer Hausmacht in der kommunistischen Weltbewegung, um eine Majorität auf künftigen kommunistischen Weltkongressen aufgeben. Es ist nicht das erste Mal in der Geschichte, daß Verkünder desselben Glaubens wegen der Abgrenzung ihrer Missionsgebiete miteinander in Streit geraten. Da eine Revolutionierung des industrialisierten Westens, für die sich Peking weniger direkt interessiert als Moskau, ohnehin nicht aktuell ist, treffen sich die Missionsstöße der beiden roten Rivalen in den Entwicklungsländern. Die Chinesen machen sich dabei den taktischen Vorteil zunutze, daß sie sich den Völkern Asiens und Afrikas, vielleicht sogar den nichtweißen Schichten in den lateinamerikanischen Ländern, leichter als Brüder und Schicksalsgenossen vorstellen können als die Abgesandten des Sowjetstaates, die weder den Geruch ihres europäischen Ursprungs noch, trotz allem propagandistischen Bemühen, das Odium einer imperialistischen Vergangenheit (und Gegenwart!) ganz abzustreifen vermögen.

Vor dem eigenen Volk hat sich Mao damit eine weitere, nicht zu unterschätzende Legitimation zu sichern gewußt: die Erneuerung des jahrtausendealten Bewußtseins, „Reich der Mitte", Ordnungsmacht der Welt zu sein. Man mag sich der Anekdote von dem Schuster erinnern, der seinem unter dem Motto „Bestes Schuhgeschäft in der ganzen Welt" werbenden stärkeren Nachbarn den Rang ablief, indem er den eigenen Laden mit der bescheideneren Aufschrift empfahl: „Bestes Schuhgeschäft in dieser Straße". Auch Peking versucht heute in seiner „Straße" einen Vorsprung vor dem in der „ganzen Welt" wirkenden Moskau zu gewinnen, indem es mit betonter Hinwendung die Völker nichteuropäischen Ursprungs anspricht.

Welche Auswirkungen diese weltweite Rivalität noch haben wird, ist mit am schwierigsten abzusehen; eines aber demonstriert sie noch deutlicher als mancher andere Störungsfaktor, den wir kennen: Das Verhältnis der zwei Großen im roten Lager ist dem Stadium entwachsen, in dem der Meister den Schüler zu lenken, der Starke den Schwachen durch den Druck seiner wirtschaftlichen, politischen, militärischen Überlegenheit in dauernder Abhängigkeit zu halten vermag; es ist in seine dialektische Phase eingetreten – wie das Verhältnis der beiden politischen und geistigen

Zentren Rom und Byzanz in Spätantike und Mittelalter oder das Englands zu seiner einstigen Kolonie Nordamerika. Peking und Moskau werden aber weiter bemüht sein, nach außen eine gemeinsame Linie zu finden, um nicht durch einen Bruch das von beiden erstrebte Ziel zu gefährden.

In unserer Familie erzählt man sich seit langem die Geschichte eines kleinen Jungen; nach eindringlichen Ermahnungen versprach er, den älteren Vetter, mit dem er sich häufig stritt, liebzuhaben, jedoch mit dem Zusatz: „Ich liebe ihn nur, weil ich ihn lieben muß." Ich wüßte keine treffendere Formulierung für das heutige und wohl auch das künftige Verhältnis Maos zu Chruschtschow – und umgekehrt. Undialektisch und problemlos werden die Beziehungen zwischen den roten Nachbarn nie wieder sein; die meisten der in diesem Buch dargelegten Spannungsursachen werden weiterwirken (sogar – und was die Grenzfragen betrifft: erst recht – wenn Maos Regime vom Chaos verschlungen werden sollte). Moskau hat ebenso wie der Westen mit dieser neuen Lage zu rechnen; sie wird um so mehr ein Hauptthema der Weltpolitik bleiben, als die Vielzahl und Wandelbarkeit der Faktoren, die das Verhältnis der Partner bestimmen, das Einpendeln auf eine feste Linie unwahrscheinlich machen.

*

Wie also kann sich und soll sich der Westen in dieser Lage verhalten? Soll man Chruschtschow – oder besser Mao? – einen Preis anbieten, der hoch genug wäre, um ihn zur Trennung von seinem Partner zu bewegen? Schon die Festlegung eines solchen Preises würde ernste Spannungen unter den westlichen Völkern erzeugen, und seine Bezahlung den Empfänger außerordentlich stärken, während umgekehrt eine sichere Gewähr dafür, daß der Bruch wirklich und endgültig vollzogen wird, schwer vorstellbar ist. Die ausgesetzte Belohnung allein würde sicher keinen der beiden Alliierten zum Bruch veranlassen; allenfalls könnte sie als zusätzliches Motiv bei einem ohnehin beschlossenen Bruch wirken. Bis zu einem solchen Entschluß aber ist es noch weit; er würde voraussetzen, daß einer von ihnen das gemeinsame Ziel des Weltkommunismus insgeheim schon abgeschrieben hätte und eher bereit wäre, die Welt mit den „Monopolkapitalisten" des Westens als mit dem kommunistischen Rivalen zu teilen.

Von den bisher sichtbar gewordenen Konflikten innerhalb der roten Allianz ist kein einziger durch das Verhalten dritter Mächte hervorgerufen worden; sie erwuchsen alle aus inneren Widersprüchen und Interessengegensätzen im eigenen Lager. An solchen Konflikten wird es mit Sicherheit auch in Zukunft nicht fehlen. Einmal entstanden, können sie von außen verstärkt oder gemindert werden – durch eine besonnene Politik des Westens, durch gezielte Handlungen und auch Unterlassungen – vor allem im Bereich der Entwicklungsländer, wo sich die Interessen des Westens, Moskaus und Pekings überschneiden. Je mehr sich China dem Besitz eigener einsatzbereiter Atomwaffen nähert, desto häufiger könnten sich Anzeichen einer Interessengemeinschaft zwischen der Sowjetunion und dem Westen, insbesondere Amerika, einstellen.

Nachhaltiger aber als durch eine noch so aktive Politik vermag der Westen auf die Beziehungen der beiden roten Nachbarn durch die stetige Entfaltung seiner eigenen Stärke einzuwirken. Zeigte er sich schwach, unentschlossen und uneinig, so würde er dadurch bestätigen, daß er von Mao zu Recht als „Papiertiger" eingeschätzt ist. Damit aber wäre eine der ernstesten Meinungsverschiedenheiten zwischen Peking und Moskau ausgeräumt und der Tag abzusehen, an dem sich beide gemeinsam zur Unterwerfung dieses „faulen Westens" und zur Aufteilung des Erbes zusammenfänden. An uns ist es, die Moskauer Machthaber auf der Bahn einer realistischen Einschätzung westlicher Stärke und damit einer echten Koexistenz zu halten und sie zu zwingen, ihre Verzerrung dieses Begriffs aufzugeben, wonach „Koexistenz" nur eine neue, besonders gefährliche Form des kalten Krieges ist.

*

Ich habe glückliche Jahre in Rußland und in China verlebt und mich unter Russen wie unter Chinesen wohlgefühlt. Aber als Europäer wußte ich mich dem alten Rußland näher als dem alten China, und an dieser natürlichen Verbundenheit konnte auch die Errichtung des gleichen Regimes über beide Völker nichts ändern. Daß sich die überwältigende Mehrheit der Sowjetbevölkerung den nichtkommunistischen Europäern und Amerikanern weit verwandter fühlt als den kommunistischen Chinesen, dessen bin ich sicher; vielleicht werden eines Tages auch die Männer im Kreml

einsehen, daß sie mehr durch ihr Europäertum mit dem Westen als durch den Kommunismus mit China verbunden sind.

Auf längere Sicht aber ist die Bedeutung der rassischen und völkischen Scheidungen in der „einen Welt" von heute im Schwinden begriffen. Um so mehr kommt es darauf an, daß wir dem russischen wie dem chinesischen Volk Alternativen bieten, damit sie sich nicht, jeder anderen vorstellbaren Perspektive beraubt, ausschließlich und endgültig ihren roten Herrschern ausgeliefert glauben.

Eine Alternative darf freilich nicht nur gepredigt, sie muß gelebt werden. Daher ist es im Falle Chinas so wichtig, ob Taiwan floriert oder stagniert, ob das benachbarte Japan den mächtigen Aufschwung der letzten Jahre (einen wirklich „Großen Sprung"!) fortsetzt oder in Arbeitslosigkeit, Armut und Hunger versinkt, ob auf den Philippinen, in Indien oder in Pakistan die Kurven der Zufriedenheit und inneren Ordnung nach oben oder nach unten weisen.

Aber letzten Endes hängt alles davon ab, ob es dem Westen – auch dem Westen Deutschlands – gelingt, die eigenen Lebensformen so weit zu entwickeln, daß eines Tages seine geistige Freiheit und Vielfalt, seine soziale Gerechtigkeit, sein gesicherter Wohlstand, seine Hilfsbereitschaft für alle Menschen dieser Erde, seine Sittlichkeit und Toleranz eine unüberwindliche Anziehungskraft auf die Völker der Welt ausüben, auch auf die Völker Chinas und der Sowjetunion. Dafür bleibt noch viel zu tun.

NACHWEISUNGEN

Häufig wiederkehrende Buchtitel wurden nur in abgekürzter Form genannt und sind im vollen Wortlaut in der Auswahlbibliographie (S. 589 ff.) zu finden. Bücher- und Zeitschriftentitel sowie die Namen von Verfassern und Herausgebern von Büchern sind in Kursivdruck gesetzt.

VORBEMERKUNG

1 *Felix M. Keesing, Cultural Anthropology.* New York 1958. S. 34 f.
2 Mehr zum Thema Russe—Asiate u. a. bei *Ernst Benz, Geist und Leben der Ostkirche.* Hamburg 1957. S. 152—162; *Tschižewskij, Geistesgeschichte,* II, S. 8—16; *Wladimir Weidlé, Rußland — Weg und Abweg.* Stuttgart 1956. S. 7 bis 26; *Irene Neander, Grundzüge der russischen Geschichte.* Darmstadt 1956. S. 11—18. Die entgegengesetzte Auffassung vertraten vor allem die „Eurasisten" oder „Eurasier"; über sie neuerdings zusammenfassend *Otto Böss, Die Lehre der Eurasier.* Wiesbaden 1961. 130 S.
3 S. *Mehnert, Sowjetmensch* („Einführung in das Schrifttum")
4 *Riencourt, Soul,* S. XVIII, 216, 250
5 *Moraes, Report,* S. 21
6 *Tschiang Kai-schek, Sowjetrußland* in China. Bonn 1957. S. 384

1. KAPITEL

1 *Hsu, Americans,* S. 10
2 Yang Lien-sheng, The Concept of Pao as a Basis for Social Relations in China, in: *Fairbank, Thought,* S. 303 f.
3 M. Mead, zit. nach *Gerhard Piers, Milton B. Singer, Shame and Guilt.* Springfield, Ill., 1953. S. 50
4 *Ruth Benedict, The Chrysanthemum and the Sword.* Boston 1956. S. 222 f.
5 Francis Hsu, Suppression versus Repression, in: *Psychiatry,* XII, Nr 3 (August 1949), S. 223
6 Eine aufschlußreiche Diskussion findet sich bei *G. Piers, M. B. Singer,* a. a. O.
7 Weakland, Organization, S. 361—370
8 Lucian W. Pye, Communist Strategies and Asian Societies, in: *World Politics,* Okt. 1958, S. 118—127
9 *Hsu, Americans,* S. 118
10 *Lin Yu-tang, The Little Critic.* Bd. 1. Schanghai 1936. S. 88
11 *Hsu, Americans,* S. 358
12 *Meng-tse,* III/2, Kap. 9,9
13 *Creel, Chinese Thought,* S. 82
14 *Die Räuber vom Liang Schan Moor.* Aus dem Chinesischen übertragen von Franz Kuhn. Düsseldorf [o. J.]. 841 S.
15 *Moraes, Report,* S. 19
16 *Hsu, Americans, S. 379*
17 *Albert Gervais, Ein Arzt erlebt China.* München 1953. 249 S.
18 *Abegg, Ostasien,* S. 255
19 *Arthur H. Smith, Chinese Characteristics.* 15. Auflage. Edinburgh und London [o. J.]. S. 29
20 *Hsu, Americans,* S. 100
21 *Hsu, Americans,* S. 10, 52—65
22 *Hsu, Americans,* S. 25, 37
23 *Lin Yu-tang, Country,* S. 159
24 *Der Traum der roten Kammer.* Aus dem Chinesischen übertragen von Franz Kuhn. Wiesbaden 1961. 839 S.
25 *Hsu, Americans,* S. 349 ff.
26 *R. H. van Gulik, Sexual Life in Ancient China. A Preliminary Survey of Chinese Sex and Society from ca. 1500 B. C. till 1644 A. D.* Leiden 1961. 392 S.
27 *Arthur Koestler, Von Heiligen und Automaten.* (Mit einem Nachwort von C. G. Jung). Bern-Stuttgart-Wien 1961. S. 116 ff., 169 ff.
28 Wolfgang Franke, Die Rolle der Tradition im heutigen China, in: *Moderne Welt,* III (1961/62), Nr 2, S. 150
29 *Chin, A Study,* S. 11 f.
30 *Eberhard, Geschichte,* S. 31
31 *Jean Herbert, Asien. Denken und Lebensformen der östlichen Welt.* München 1959. S. 227
32 *Das Geheimnis der Goldenen Blüte.* Übersetzt und erläutert von *Richard Wilhelm* mit einem europäischen Kommentar von *C. G. Jung.* [5. Aufl.] Zürich, Stuttgart 1957. S. XVII
33 *Abegg, Ostasien,* S. 85 f., 88 f.
34 Benjamin L. Whorf, zit. nach *Harry Hoijer* (Hrsg.), *Language in Culture.* Chicago 1954. S. 92
35 *Mao, Ausg. Schriften,* IV, S. 71 (Rede vom 8. 2. 1942)
36 *Abegg, Ostasien,* S. 48
37 Weakland, Organization, S. 366
38 *de Groot, Universismus,* S. 119 ff.

39 *Granet, Pensée*, S. 387
40 *Hellmut Wilhelm, Chinas Geschichte.* Peking 1942. S. 35 f.
41 *Abegg, Ostasien*, S. 101
42 *de Groot, Universismus*
43 nach *Granet, Pensée*, S. 15
44 *Leo Trotzki, Tagebuch im Exil.* Köln-Berlin 1958. S. 115

2. KAPITEL

1 *Istorija jestestwosnanija w Rossii.* Hrsg. N. A. Figurowskij. Bd 1, Teil 1. Moskau 1957. 495 S.
2 Alexander Vucinich, Mathematics in Russian Culture in: *Journal of the History of Ideas*, XXI, Nr 2 (April—Juni 1960), S. 161—179
3 *Der Feuervogel.* Märchen aus dem alten Rußland. Stuttgart 1960. S. 346
4 Joseph Needham, The Dialogue of Europe and Asia, in: *Eastern Horizon*, I, Nr 1 (Juli 1960), S. 18
5 *Joseph Needham, Science and Civilization in China.* Bisher Bd I—III. Cambridge, Mass. 1954, 1956, 1959
6 *Fung Yu-lan History*, I, S. 249
7 Nach *Hu Shih, Religion*, S. 15
8 *Fung Yu-lan, History*, I, S. 150 ff.
9 *Meng-tse*, VII/1, Kap. 26, 4
10 *Li Gi [Li Tschi]*, S. 205
11 Arthur F. Wright, Struggle vs. Harmony. Symbols of Competing Values in Modern China, in: *World Politics*, Oktober 1953, S. 34
12 *James Legge, The Chinese Classics.* London 1861—1872. Bd 1, S. 384 f.
13 U. a. *A. Forke, Geschichte der chinesischen Philosophie.* Bd. I—III. Hamburg 1927—1938; *S. V. Zenker, Geschichte der chinesischen Philosophie.* Bd I—II. Reichenberg 1926/27
14 *Fung Yu-lan, History*, II, S. 571
15 *Fung Yu-lan, History*, I, S. 429
16 *Konfuzius, Analekten*, XIII, 5
17 *Graf Hermann Keyserling, Das Reisetagebuch eines Philosophen.* 3. Aufl. Bd II. Darmstadt 1920. S. 544
18 *Li Gi [Li Tschi]*, S. 206
19 *Konfuzius, Analekten*, IV, 16
20 *Konfuzius, Analekten*, XV, 23
21 *Meng-tse*, II/1, Kap. 6, 3
22 *Meng-tse*, III/2, Kap. 6, 1
23 *Hu Shih, Renaissance*, S. 80 f.
24 *Konfuzius, Analekten*, XVIII, 8
25 *Konfuzius, Analekten*, II, 17
26 *Konfuzius, Analekten*, VI, 20
27 *Li Gi [Li Tschi]*, S. 203
28 *Fung Yu-lan, History*, I, S. 91
29 *Li Gi [Li Tschi]*, S. 96—103
30 *Konfuzius, Analekten*, I, 9
31 *Hu Shih, Religion*, S. 11
32 *Chan Wing-tsit, Leben*, S. 202 f., 110 f.
33 Dieser letzte Satz ebenda, S. 219
34 *Fung Yu-lan, History*, II, S. 290
35 Frederick W. Mote, Confucian Eremitism in the Yüan Period, in: *Wright, Persuasion*, S. 202—240
36 *Lin Yutang, The Importance of Living.* 26. Aufl. New York 1942. S. 17
37 *H. Wilhelm, Gesellschaft*, S. 53
38 *Hu Shih, Religion*, S. 31
39 *Chan Wing-tsit, Leben*, S. 145
40 *Chan Wing-tsit, Leben*, S. 117
41 Die einschlägigen Werke sind *James Legge, The Religions of China*, London 1880, 310 S., und *Jan J. M. de Groot, Sectarianism*, und *Universismus*, sowie vom gleichen Autor *The Religious System of China*, Bd I—VI, Leyden 1892—1910, und *Religion in China*, New York und London 1912
42 *Arthur F. Wright, Buddhism in Chinese History.* Stanford 1959. S. 105
43 *Hervell Glessner Creel, Sinism. A Study of the Evolution of the Chinese World View.* Chikago 1929. S. 115
44 *Eberhard, Geschichte*, S. 75
45 *Wright* (wie Anm. 42), S. 36, 77, 110
46 Vgl. *Der Heilige als Eulenspiegel.* Basel, Stuttgart 1958. 167 S.
47 *Francis C. M. Wei, The Spirit of Chinese Culture.* New York 1947. S. 164—180
48 *de Groot, Sectarianism*
49 *Konfuzius, Analekten*, II, 16
50 Aus dem 17. Kapitel des „Hsi Ming" von Tscheng Tsai, zit. nach *Fung Yu-lan, History*, II, S. 496
51 Vgl. *Chiang Yee, Chinese Calligraphy.* 2. Aufl. London 1951. 230 S.
52 *Tschiżewskij, Geistesgesch.*, I, S. 111 f.
53 *Iwan Kologriwow, Das andere Rußland.* München 1958. S. 25—31; *Tschiżewskij*, a. a. O., S. 31—32
54 *Tschiżewskij*, a. a. O., S. 149
55 *Tschiżewskij*, a. a. O., S. 131
56 S. hierzu u. a. Alexander Steininger, „Die Wundertätige" — Zum Problem der Religiosität in der Sowjetunion, in: *Osteuropa*, NF IX, Nr 5/6 (Mai/Juni 1959), S. 339—354; Chronik: Religion und Kirchen, in: *Osteuropa*, NF, X, Nr 5 (Mai 1960), S. 354—356; außerdem die laufenden Berichte über sowjetische Literatur von Barbara Bode in: *Osteuropa*, NF IX (1959) ff.; Gerd Ruge, „Aber die Frau geht in die Kirche" — Bericht über die Religionsausübung in der UdSSR, in: *Aus Politik und Zeitgeschehen. Beilage zur*

Wochenzeitung „Das Parlament", 1961, Nr. 16; *Walter Kolarz, Religion in the Soviet Union.* London 1961. 518 S.

57 *Kologriwow*, a. a. O., S. 13

3. KAPITEL

1 *Hsu, Americans*, S. 74
2 *Hsu, Americans*, S. 131
3 *Yang, Family*, S. 7 f., und *Chang, Gentry*, S. 112 f.
4 Die knappste Zusammenfassung des neuesten Standes der Sippenforschung bei *Hsiao, Rural*, S. 323—370 (Kap. 8), ausführlicher: *Liu Hui-chen Wang, The Traditional Chinese Clan Rule.* Locust Valley, N. Y. 1959. 264 S.; *Hu Hsien-chin, The Common Descent Group in China and its Functions.* New York 1948. 204 S.
5 *Yang, Village*, S. 12
6 *Snow, Red Star*, S. 292
7 T. S. Chen and J. R. Shryock, Chinese Relationship Terms, in: *The American Anthropologist*, XXXIV (1932), S. 623—669; *Yang, Family*, S. 231—233
8 *The Book of Songs*, übers. Arthur Waley. London 1937. 358 S. (Deutsche Fassungen: *Schi-King.* Übersetzt von Friedrich Rückert. Altona 1833; *Schi-King. Das kanonische Liederbuch der Chinesen.* Übersetzt von Victor von Strauss. Heidelberg 1880)
9 *Lin Yu-tang, The Little Critic.* Bd I. Schanghai 1936. S. 174
10 Yang Lien-sheng, The Concept of Pao as a Basis for Social Relations in China, in: *Fairbank, Thought*, S. 303 f.
11 *Hsün-tse*, 2. Kap., S. 22 a—b, zit. nach *H. H. Dubs, The Works of Hsüntse.* London 1928. S. 152
12 Diese und andere Aussprüche zusammengestellt bei Ch'ü T'ung-tsu, in: *Fairbank, Thought*, S. 235 ff.
13 *Lao Dse, Führung und Kraft aus der Ewigkeit (Dan-Dö-Ging).* Übertr. von Erwin Rousselle. Wiesbaden 1952. S. 32
14 *H. Wilhelm, Gesellschaft*, S. 52
15 *John Lossing Buck, Chinese Farm Economy. A study of 2866 farms in 17 localities and 7 provinces in China.* Chicago 1930; *Ders., Land Utilization in China. A study of 16786 farms in 168 localities and 38256 farm families in 22 provinces in China, 1929—1933.* Nanking 1937.
16 *Yang, Village*, S. 123
17 *George B. Cressey, China's Geographical Foundation. A Survey of the Land and its People.* New York, London 1934. S. 90
18 *Yang, Village*, S. 68
19 *Chang, Gentry*, S. XVIII f.
20 *Chang, Gentry*, S. 165 ff.; *Max Weber, Aufsätze*, S. 401, 404, 417
21 *E. A. Kracke Jr., Civil Service in Early Sung China (960—1067).* Cambridge, Mass. 1953. S. 140
22 Ebenda, S. 69
23 *Chang, Gentry*, S. 165 ff.
24 Wolfram Eberhard, Geschichte Chinas bis zum Ende der Han-Zeit, in: *Historia Mundi*, II. München 1953. S. 594 f.
25 *Chang, Gentry*, S. 116
26 Ebenda, S. 216 ff. (Dies ist das wesentlichste Ergebnis des zweiten Bandes, „The Income of the Chinese Gentry", von Chang Chung-lis Arbeit, der bei Abschluß dieses Buches noch nicht vorlag, über dessen Inhalt mich aber Prof. Franz Michael, University of Washington, freundlicherweise informierte); s. auch *Franz H. Michael and George E. Taylor, The Far East in the Modern World.* New York 1956. S. 27
27 Joseph R. Levenson, The Amateur Ideal in Ming and Early Ch'ing Society, in: *Fairbank, Thought*, S. 320—341, und C. K. Yang, Some Characteristics of Chinese Bureaucratic Behaviour, in: *Nivison-Wright, Confucianism*, S. 137 ff.
28 *Konfuzius, Analekten*, XII, 5
29 *A. Tschepe, Histoire des trois Royaumes Han, Wei et Tschao.* Schanghai 1910. S. 128
30 *Hsiao, Rural*, S. 25—205
31 *Konfuzius, Analekten*, IV, 19
32 *Chang, Gentry*, S. 6
33 *Ralp C. Powell, The Rise of Chinese Military Power (1895—1912).* Princeton 1955. S. 16
34 Hierzu neuerdings *T'ung-Tsu Ch'ü, Law and Society in Traditional China.* Paris, La Haye 1961. 304 S.
35 *Konfuzius, Analekten*, II, 3 u. VIII, 18
36 Joseph Nedham, Human Laws and Laws of Nature in China and in the West, in: *Journal of the History of Ideas*, XII (1951), S. 10
37 C. K. Yang, Some Characteristics of Chinese Bureaucratic Behaviour, in: *Nivison-Wright, Confucianism.* S. 153 f.
38 *Creel, Chinese Thought*, S. 120, 129
39 *Konfuzius, Analekten*, II, 1; XII, 17—18
40 *Meng-tse*, VII/2, Kap. 14, 1
41 Charles O. Hucker, Confucianism and the Chinese Censorial System, in: *Nivison-Wright, Confucianism*, S. 182 ff.
42 *Konfuzius, Analekten*, VIII, 9; XIV, 27
43 Vgl. hierzu D. S. Nivison und W. Th. de Bary, in: *Nivison-Wright, Confu-*

cianism; außerdem: *Hsiao, Rural,* S. 721, Fußnote 6

44 Nach *H. Wilhelm, Gesellschaft,* S. 79 f.

45 Nach *Hsiao, Rural,* S. 629, Fußn. 191

46 *Erich Hauer, Chinas Werden im Spiegel der Geschichte.* Leipzig 1928. S. 36

47 Joseph Needham, Human Laws and Laws of Nature in China and in the West, in: *Journal of the History of Ideas,* XII (1951), S. 14 f.

48 *Max Weber, Aufsätze,* S. 311 f.

49 *Creel, Chinese Thought,* S. 11 f.

50 Nach *H. Wilhelm, Gesellschaft,* S. 69

51 *Konfuzius, Analekten,* XI, 23; XIV, 23; XIII, 15

52 Zit. nach Charles O. Hucker, Confucianism and the Chinese Censorial System, in: *Nivison-Wright, Confucianism,* S. 194 f.

53 Ebenda, S. 201, und *E. A. Kracke Jr., Civil Service in Early Sung China (960—1067).* Cambridge, Mass. 1953. S. 37

54 *Yang, Village,* S. 108

55 *Hsu, Americans,* S. 172

56 *Hsiao, Rural,* S. 679, Fußnote 3

57 Frederick W. Mote, Confucian Eremitism in the Yüan Period, in: *Wright, Persuasion,* S. 229, 238 ff.

58 *Hsu, Americans,* S. 153

59 Aus einem Brief des Missionars Griffith John von Ende 1869, zit. nach *M. Wright, Last Stand,* S. 64

60 Zu diesem ganzen Thema s. *Harold J. Wiens, China's March Toward the Tropics.* Hamden, Conn. 1954. 441 S.

61 *Egon Frhr. von Eickstedt, Rassendynamik von Ostasien.* Berlin 1944. S. 70

62 *Creel, Chinese Thought,* S. 122 f.

63 *Eberhard, Geschichte,* S. 307; *Ho Ping-ti, Studies on the Population of China, 1368—1953.* Cambridge, Mass. 1959. S. 281 f.

64 Possoschkow an Peter den Großen, nach *Karl Stählin, Geschichte Rußlands.* (Neuaufl.) Graz 1961. Bd II, S. 143

65 *Tschižewskij, Geistesgesch.,* I, S 105, 107

66 *Hildegard Schaeder, Moskau das Dritte Rom.* 2. Aufl., Darmstadt [1957]. S. 207, 209

4. KAPITEL

1 Über den Taiping-Aufstand s. George E. Taylor, The Taiping Rebellion. Its Economic Background and Social Theory, in: *Chinese Social and Political Science Review,* XVI, Nr 4 (Januar 1933), S. 545—614; *Tajpinskoje wosstanije 1850—1864 gg. Sbornik dokumentow.* [Der Taiping-Aufstand der Jahre 1850—1864. Ein Dokumentenband.] Zusammengestellt von *W. P. Iljuschetschkin* und *O. G. Solowjow.* Moskau 1960. 324 S.; betr. neue chinesische Literatur s. Franz Michael, T'ai-p'ing T'sien-kuo (The Heavenly Kingdom of Peace), in: *The Journal of Asian Studies,* XVII, Nr 1 (Nov. 1957), S. 67—76; s. auch den in der Taipingzeit spielenden Roman von *Erwin Wickert, Der Auftrag.* Stuttgart 1961. 529 S.

2 *Levenson, Confucian,* S. 105

3 *Teng-Fairbank, Response,* S. 76, und *Levenson, Confucian,* S. 70 ff.

4 *Teng-Fairbank, Response,* S. 164

5 Feng Kuei-fen (1809—1874): „Protests from the Study of Chiao-pin" (1861), nach *de Bary (u. a.), Sources,* S. 708 f.

6 Z. B. von *Fan Wŏn-lan, Neue Geschichte Chinas.* I (1840—1901). [Ost-] Berlin 1959. S. 124; anders der sowjetische Sinologe *S. L. Tichwinskij, Dwishenije sa reformy w Kitaje i Kan Ju-wej.* [Die Reformbewegung in China und Kang Yu-wei.] Moskau 1959. 418 S., wo Tseng neutral gewertet, u. a. (S. 352) als „angesehener höfischer Würdenträger" bezeichnet wird.

7 *Levenson, Confucian,* S. 64

8 Wang Tao (1828—1897), zit. nach *de Bary (u. a.), Sources,* S. 720

9 *Chang, Gentry,* S. 205

10 *Li Gi [Li Tschi],* S. 56

11 *Ta T'ung Shu, The One-World Philosophy of Kang Yu-wei.* Translated from the Chinese with introduction and notes by L. G. Thompson. London 1958

12 Nach *de Bary (u. a.), Sources,* S. 734 f.

13 *M. Wright, Last Stand,* S. 279

14 S. hierzu *Wolfgang Franke, The Reform and Abolition of the Traditional Chinese Examination System.* (Vervielfältigt.) Cambridge, Mass. 1960

15 Vgl. *Levenson, Confucian,* S. 98—104

16 So der Philosoph und Sprachreformer Hu Schi (nach *Chow, May Fourth,* S. 300)

17 So der Schriftsteller Lu Hsün im Mai 1918 (nach Tse-Tung Chow, The Anti-Confucian Movement in Early Republican China, in: *Wright, Persuasion,* S. 294

18 *W. Franke, Jahrhundert,* S. 137 ff.

19 Über den Weg der Kuomintang vom Antikonfuzianismus zum Konfuzianismus s. *M. Wright, Last Stand,* S. 300 ff.

20 *Hsu, Americans,* S. 394

21 *Lifton, Thought Reform,* S. 373

22 *Dostishenija sowjetskoj wlasti sa 40 let w zifrach.* [Die Errungenschaften der Sowjetmacht in 40 Jahren in Zahlen.] Moskau 1957. S. 49

23 *P. I. Ljaschtschenko, Istorija narodnogo chosjajstwa SSSR.* [Geschichte der Volkswirtschaft der UdSSR.] Bd II. 2. Aufl. Moskau 1950. S. 367

24 *Hoetzsch, Rußland,* S. 193

25 Alexander Gerschenkron, Problems and Patterns of Russian Economic Development, in: *Black, Transformation,* S. 58

26 Über die jüngste Wirtschaftsgeschichte Chinas s. Albert Feuerwerker, Materials for the Study of the Economic History of Modern China, in: *Journal of Economic History,* März 1961, S. 41—60

27 Vgl. *Karl A. Wittfogel, Oriental Despotism. A comparative study of total power.* New Haven 1957. 556 S.

28 *John K. Fairbank, Alexander Eckstein, L. S. Yang, Economic Change in Early Modern China.* Cambridge, Mass. 1960. S. 16

29 *Albert Feuerwerker, China's Early Industrialization, Sheng Hsuan-huai (1844—1916) and Mandarin Enterprise.* Cambridge, Mass. 1958. S. 12

30 *Paul M. A. Linebarger, The Political Doctrines of Sun Yat-sen.* Baltimore 1937. S. 145 ff., 252 ff.

31 *Chan Wing-tsit, Leben,* S. 51, 118—120, 126

32 *Der Traum der Roten Kammer.* Aus dem Chinesischen übertragen von Franz Kuhn. Wiesbaden 1951. 839 S.

33 Eine neuere Ausgabe in englischer Sprache: *Pa Chin, Family.* Peking 1958.

34 *M. H. van der Valk, Conservatism in Modern Chinese Family Law.* Leiden 1956. 90 S.

35 *Hsiao, Rural,* S. 407

36 Franz Michael, The Military Organization and Power Structure of China During the Taiping Rebellion, in: *Pacific Historical Review,* Bd XVIII, Nr 4 (November 1949), S. 478 ff.

37 *Powell, Rise,* S. 114

38 Ebenda, S. 79

39 Vgl. z. B. Marschall Malinowskijs Rede auf dem XXII. Parteitag der KPdSU, in: *Prawda,* 25. Okt. 1961

40 S. das Kapitel „Familie und Heim" in: *Mehnert, Sowjetmensch*

41 Aus der umfangreichen Literatur über die Lage der Bauern im alten Rußland und ihre Entwicklung bis in die Anfänge der bolschewistischen Zeit seien hier genannt: Otto Auhagen, Zur Beurteilung der russischen Agrarreform, in: *Max Sering* (Hrsg.), *Rußlands Kultur und Volkswirtschaft.* Berlin 1913. S. 117—145; A. Koefoed, Die russische Agrargesetzgebung und ihre Durchführung in der Praxis. *Ebenda,* S. 149—169; *Boris Brutzkus, Agrarentwicklung und Agrarrevolution in Rußland.* Leipzig 1925. 249 S.; *Harald H. von Loesch, Die Mir-Verfassung, ihre Entstehung, Ausbildung und ihr Abbau, unter besonderer Berücksichtigung der Umteilungsgemeinde.* Berlin 1932. 87 S.; *K. Asbjorn Wieth-Knudsen, Bauernfrage und Agrarreform in Rußland.* München 1913. 261 S. — Die beste zusammenfassende Darstellung des Gesamtkomplexes ist immer noch das Werk von *Geroid Tanquary Robinson, Rural Russia under the Old Régime.* London, New York 1932. 342 S. (2. Aufl. New York 1949).

VORBEMERKUNG (II. TEIL)

1 Die Fachliteratur über die entsprechenden Fragen ist, soweit es die Sowjetunion betrifft, unübersehbar, im Hinblick auf China noch sehr gering.
Zu den wenigen vergleichenden Studien, die bisher veröffentlicht wurden, gehören: Hans Georg Glaser, Einige Unterschiede im Partei- und Staatsaufbau zwischen der Sowjetunion und der Volksrepublik China, in: *Europa-Archiv,* XV (1960), Nr 1/2, S. 1—12, und H. F. Schurmann, Organizational Contrasts . . ., in: *London, Unity.*
Der Leser sei also auf die allgemeinen Werke über das kommunistische China verwiesen. Lediglich über Erziehungsfragen liegen eingehendere Arbeiten vor: *K. E. Priestley, Education in China.* Hongkong 1961. 70 S.; *Leo A. Orleans, Professional Manpower and Education;* Robert D. Barendson, The 1960 Educational Reforms; Robert D. Barendson, The Agricultural Middle School; John M. H. Lindbeck, The Organization and Development of Science, in: *The China Quarterly,* Nr 6 (April—Juni 1961), S. 98—132. — Zum Thema Religion: Holmes Welch, Buddhism under the Communists. (Die vollständigen Titel in der „Auswahlbibliographie", S. 589 ff.)
Über die im 8. Kapitel verglichene KPCh und KPdSU gibt es bereits zahlreiche Bücher und Aufsätze. Hier seien genannt (soweit in der Auswahlbibliographie, S. 589 ff., aufgeführt, in abgekürzter Form): F. W. Houn, The Eighth Central Committee, und die ausgezeichnete Untersuchung von *R. C. North, Moscow and Chinese Communists;* fer-

ner: *H. L. Boorman, Men and Politics; Schwartz, Communism;* H. A. Steiner, Trade Unions in Mao's China; Chao Ku-chün, Leadership in the Chinese Communist Party, in: *The Annals of the American Academy of Political and Social Science*, CCCXXI (Jan. 1959), S. 40—50; H. C. Hinton und R. MacFarquhar (s. Anm. 12 des 8. Kap.); von rotchinesischer Seite liegt das umfangreiche Werk *Ho Kan-chih, A History*, vor. — Standardwerke über die KPdSU: *Boris Meissner, Die Kommunistische Partei der Sowjetunion vor und nach dem Tode Stalins.* Frankfurt 1954. 104 S.; *Boris Meissner, Das Ende des Stalin-Mythos.* Frankfurt 1956. 214 S. (s. außerdem Meissners neuere zwei Werke in der Auswahlbibliographie, S. 593); *J. S. Reshetar, A Concise History; L. Schapiro, Geschichte der Kommunistischen Partei.*

5. KAPITEL

1 *Prawda*, 22. Okt. 1961; s. dazu Boris Meissner, Die soziale Struktur der Partei, in: *Osteuropa*, NF XII, Nr 1/2 (Jan./Febr. 1962), S. 21 ff.

2 Tschen Tu-hsiu, zit. nach *Schwartz, Communism*, S. 48

3 *Schwartz, Communism*, S. 129

4 Vgl. H. Arthur Steiner, Trade Unions in Mao's China, in: *Problems of Communism*, V, Nr 2 (März-April 1956), S. 27—33; *Suzanne Labin, The Anthill.* Translated from the French by Edward Fitzgerald. London 1960. S. 244—279 (Kap. 12: The Workman Tsong and the Trade-Union Official Liang)

5 *Hughes-Luard, Development*, S. 116

6 Vgl. Wie übt die Partei eine noch stärkere Führung über die Gewerkschaften aus? [chinesisch] in: *Kungjen-jipao*, 19. Sept. 1961

7 *Ho Kan-chih, A History.*

8 *Krymow-Schafir, S. 586—589*

9 *Hughes-Luard, Development*, S. 115; s. auch *Labour Laws and Regulations of the People's Republic of China.* Peking 1956. 87 S.

10 *NCNA*, 13. Sept. 1956

11 Errechnet nach der Rede des Parteisekretärs Teng Hsiao-ping vom 23. September 1957, in: *NCNA*, 19. Okt. 1957

12 Eine knappe, übersichtliche Darstellung der kommunistischen Bauernpolitik gibt Karl A. Wittfogel in: *Handbuch des Weltkommunismus, hrsg. von Joseph M. Bocheński und Gerhart Niemeyer.* Freiburg/München 1958. S. 421—472

13 *Lenin, Sotschinenija* [Werke, russ.], XIII [die deutsche Ausgabe dieses Bandes lag bei Fertigstellung des Manuskriptes noch nicht vor], S. 322 („Das Agrarprogramm der [russischen] Sozialdemokratie in der ersten russischen Revolution")

14 *Prawda*, 20. Nov. 1924, zit. nach Arthur A. Cohen, How Original is Maoism? in: *Problems of Communism*, X, Nr 6 (Nov.—Dez. 1961), S. 34

15 *Lenin, Werke*, XXXI, S. 8 („Der ‚Linke Radikalismus', die Kinderkrankheit im Kommunismus")

16 Zusammenfassend hierüber *Otto Schiller, Das Agrarsystem der Sowjetunion. Entwicklung seiner Struktur und Produktionsleistung.* Tübingen 1960. 171 S. (darin auf S. 147—171 eine ausführliche Bibliographie)

17 Außer Mao vor allem Peng Pai in Kwantung, s. Chinkichi Eto, Hai-lufen — The First Chinese Soviet Government, in: *The China Quarterly*, Nr 5 (Okt.—Dez. 1961), S. 166 ff.

18 *Snow, Red Star*, S. 123, 130

19 *Mao, Ausgewählte Schriften*, I, S. 18

20 *Mao, Ausgewählte Schriften*, I, S. 21 f.

21 *Mao, Ausgewählte Schriften*, I, S. 28

22 U. a. Karl A. Wittfogel, The Legend of Maoism, in: *The China Quarterly*, Nr 1 (Jan.—März 1960), S. 72—86, und Nr 2 (April—Juni 1960), S. 16—34; Benjamin Schwartz, The Legend of the „Legend of ‚Maoism'", ebenda, S. 35—46; Karl A. Wittfogel, „Maoism" — „Legend" or „Legend of a ‚Legend'"?, ebenda, Nr 4 (Okt.—Dez. 1960), S. 88 ff.

23 *Brand-Schwartz-Fairbank*, S. 83; in Maos „Ausgewählten Schriften" (Bd I, S. 26) findet sich dieser unbequeme Satz nicht mehr.

24 S. *Snow, Red Star*, insb. S. 169

25 S. die von einander abweichenden Ansichten einerseits von *Schwartz, Communism*, und Karl. A. Wittfogel (s. Anm. 12) sowie die Kontroverse zwischen Schwartz und Wittfogel in *The China Quarterly* (s. Anm. 22)

26 *Rewoljuzionnyj Wostok*, 1927, Nr 2 (*Brandt-Schwartz-Fairbank*, S. 487)

27 *Lenin, Werke*, XXXI, S. 137 („Entwurf der Thesen zur nationalen und zur kolonialen Frage")

28 *Lenin, Werke*, XXXI, S. 140 (Beginn des von Lenin formulierten „Ursprünglichen Entwurfs der Thesen zur Agrarfrage" des II. Komintern-Kongresses, 4. August 1920)

29 Vgl. Maos Bericht ans ZK vom 25. Nov.

1927, in: *Mao, Ausgew. Schriften*, I, S. 79—120, und zahlreiche spätere Äußerungen.

30 *Schwartz, Communism*, S. 198 f.

31 S. *The Agrarian Reform Law of the People's Republic of China and Other Relevant Documents* [des Jahres 1950] 4. Aufl. Peking 1953. 85 S.; *Co-operative Farming in China* [Text des ZK-Beschlusses vom 16. Dez. 1953]. Peking 1954. 34 S.; *Tung Ta-lin, Agricultural Cooperation in China*. Peking 1960. 179 S. (darin auch die Musterstatuten für Landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaften des „niederen" sowie des „höheren" Typs); eine übersichtliche Zusammenstellung der zahlenmäßigen Entwicklung gibt *Chao Kuo-chun, Agrarian Policy*, S. 293

32 Otto Schiller, Das neue Agrarprogramm Rotchinas, in: *Osteuropa*, NF, VI, Nr 1 (Febr. 1956), S. 56—60; *Decisions on Agricultural Co-operation* [ZK-Beschluß vom 11. Okt. 1956]. Peking 1956. 54 S.; *Mao Tse-tung, The Question of Agricultural Co-operation* [Rede vom 31. Juli 1955]. Peking 1956. 39 S. — Über die rotchinesische Agrarpolitik im ganzen s. außer dem umfassenden, im Westen erschienenen, der Tendenz nach jedoch prokommunistischen Werk von *Chao Kuo-chun, Agrarian Policy*, noch die sowjetrussischen Darstellungen: *I. Korkunow (u. a.), Sozialistitscheskoje preobrasowanije selskogo chosjajstwa w Kitajskoj Narodnoj Respublike (1949—1957)* [Die sozialistische Umformung der Landwirtschaft in der Chinesischen Volksrepublik (1949—1957)]. Moskau 1960. 206 S.; *A. Je. Kaminskij, Kooperirowanije selskogo chosjajstwa Kitaja* [Die Vergenossenschaftung der Landwirtschaft Chinas]. Moskau 1959. 165 S.; *W. A. Shamin, Selskoje chosjajstwo Kitaja* [Die Landwirtschaft Chinas]. Moskau 1959. 285 S.

33 Vgl. *Musterstatut des landwirtschaftlichen Artels*. [Ost-]Berlin 1952 (für die Sowjetunion) und *Model Regulations for Advanced Agricultural Producers' Co-operatives*. Peking 1956 (für China). Eingehend untersucht diese Parallelitäten *Herbert Priew, Die satzungsmäßigen Grundlagen der kollektiven Landwirtschaft in der Sowjetischen Besatzungszone Deutschlands im Vergleich mit anderen kommunistischen Ländern* (Dissertation). Stuttgart-Hohenheim 1959 (insbesondere S. 84—134).

6. KAPITEL

1 *Lenin, Sotschinenija* [Werke, russ.] 4. Aufl., Bd XVIII [Die deutsche Ausgabe dieses Bandes lag bei Fertigstellung des Manuskriptes noch nicht vor], S. 146—148 („Demokratie und Narodnikitum in China")

2 *Lenin, Werke*, IX, S. 37 („Zwei Taktiken der Sozialdemokratie in der demokratischen Revolution")

3 *Lenin, Werke*, IX, S. 446 („Kleinbürgerlicher und proletarischer Sozialismus")

4 *Lenin, Werke*, IX, S. 232 („Das Verhältnis der Sozialdemokratie zur Bauernbewegung")

5 *Lenin, Werke*, IX, S. 44 („Zwei Taktiken . . .")

6 Ebenda, S. 90

7 Ebenda, S. 44

8 „Deklaration der Rechte des arbeitenden und ausgebeuteten Volkes", 16. Januar 1918 (Wortlaut auf deutsch bei *William Henry Chamberlin, Die Russische Revolution*. Bd I. Frankfurt 1958. S. 455 ff.

9 Dekret vom 28. Juni 1918

10 *Lenin, Werke*, XXX, S. 144—146. Über die sowjetische Orientpolitik der zwanziger Jahre und die bei ihrer Durchführung sich ergebenden eigenartigen Randerscheinungen s. *Emanuel Sarkisyanz, Rußland und der Messianismus des Orients*. Tübingen 1955. 419 S. (2. Teil)

11 *Lenin, Werke*, XXXI, S. 138 („Ursprünglicher Entwurf der Thesen zur nationalen und zur kolonialen Frage")

12 *Elias Hurwicz, Die Orientpolitik der Dritten Internationale*. Berlin 1922. S. 33 (zit. nach *Brandt, Stalin's Failure*, S. 15

13 Thesen und Resolutionen des IV. Weltkongresses der Kommunistischen Internationale. Hamburg 1923 (zit. nach *Degras, Communist International*, I, S. 389 f.)

14 *Mao, Ausg. Schriften*, I, S. 11—20

15 *Mao, Ausg. Schriften*, I, S. 113 (Bericht vom 25. Nov. 1928 an das ZK)

16 *Inprecor*, 21. Dez. 1935, S. 172 f. (zit. nach *McLane, Soviet Policy*, S. 66 f.)

17 *Mao, Ausg. Schriften*, I, S. 199 f.

18 *Mao, Ausg. Schriften*, I, S. 312

19 *Mao, Ausg. Schriften*, III, S. 126—185

20 *Anna Louise Strong, The Chinese Conquer China*. New York 1949. S. 53 (zit. nach *McLane, Soviet Policy*, S. 156)

21 *Mjao Tschu-chuan* [Miao Tschu-huan]:

Kratkaja istorija Kommunistischeskoj Partii Kitaja [Kurze Geschichte der Kommunistischen Partei Chinas]. Moskau 1958. S. 175; *Ho Kan-chih, A History*, S. 351

22 *Stalin, Werke*, VIII, S. 326 f. („Über die Perspektiven der Revolution in China")

23 *Mao, Ausg. Schriften*, IV, S. 356 f., 359

24 *Lenin, Werke*, VIII, S. 274 („Sozialdemokratie und provisorische revolutionäre Regierung"); s. auch ebenda, S. 286—296, die grundsätzliche Erörterung dieser Frage durch Lenin: „Die revolutionäre demokratische Diktatur des Proletariats und der Bauernschaft".

25 Vgl. *Snow, Random Notes*, S. 82, und Liu Schao-tschi in seiner Erklärung zum 10. Gründungstag der Volksrepublik China am 1. Okt. 1959, in: *Peking Review*, 1959, Nr 40, S. 8

26 *Mao, Ausg. Schriften*, IV, S. 362

27 *Lenin, Werke*, VIII, S. 284 („Sozialdemokratie und provisorische revolutionäre Regierung")

28 *Mao, Ausg. Schriften*, IV, S. 362

29 Das Standard-Quellenwerk für diese Periode ist das Weißbuch, das die Regierung der USA darüber veröffentlichte: *United States Relations with China.*

30 Text dieser Resolution bei *Brandt-Schwartz-Fairbank*, S. 443—445

31 *Mao, Sel. Works*, IV, S. 411—424 („On the People's Democratic Dictatorship")

32 *Lenin, Werke*, VIII, S. 256 („Sozialdemokratie und provisorische revolutionäre Regierung")

33 *Stalin, Werke*, VIII, S. 326 f. („Über die Perspektiven der Revolution in China")

34 *Brandt-Schwartz-Fairbank*, S. 133

35 *Victor A. Yakhontoff, The Chinese Soviets.* New York 1934. S. 217

36 *Handbook on People's China.* Peking 1957. S. 84—94

37 *Peking Review*, 1961, Nr 35 (1. Sept. 1961), S. 12. — Die ältere Auffassung, die ein Weiterbestehen der Parteien auch für die klassenlose Gesellschaft vorsah, findet sich u. a. in einem Informationsartikel über die Parteienfrage in der Zeitschrift *Tschungkuo Tschingnien-pao*, 17. Okt. 1956

38 *Mao, Sel. Works*, IV, S. 418

39 Z. B. im Mai 1942, s. *Mao, Ausg. Schriften*, IV, S. 93

40 Z. B. im Organischen Statut für die Volksregierung vom September 1949 (nach *Brandt-Schwartz-Fairbank*, S. 463) oder in: *Peking Review*, 1960, Nr 46 (15. Nov. 1960), S. 12

41 Z. B. *Mao, Sel. Works*, IV, 417

42 *J. Stalin, Fragen des Leninismus*, 11. Aufl., dt., S. 633

43 *MacFarquhar, Flowers*, S. 226—230

44 Vgl. Klaus Mehnert, Pekings Kampf gegen die Rechtsopposition im Sommer 1957, in: *Osteuropa*, NF, VII, Nr 11 (Nov. 1957), S. 804 ff.

45 *Kuan Ta-tung, The Socialist Transformation of Capitalist Industry and Commerce in China.* Peking 1960. S. 133

46 Laut Beschluß des Nationalen Volkskongresses vom 16. April 1962, s. *Peking Review*, 1962, Nr 16 (20. April 1962), S. 6

47 *Peter S. H. Tang, Communist China Today.* New York 1957/58. Bd II, S. 93

48 *Kuan Ta-tung*, a. a. O., S. 45

49 Ebenda, S. 64

50 *Peking Review*, 1961, Nr 9 (3. März 1961), S. 15

51 *Kuan Ta-tung*, a. a. O., S. 87

52 *Prawda*, 18. Sept. 1956

53 Teil 1, Abschnitt V, in: *Prawda*, 2. Nov. 1961; deutsch: *Meissner, Das Parteiprogramm*, S. 170

54 *Lenin, Werke*, XXXII, S. 349, 351 („Über die Naturalsteuer")

7. KAPITEL

1 *Lenin, Werke*, V, S. 386

2 S. u. a. Werner Markert, Zur geschichtlichen Bedeutung der russischen „Intelligenzia", in: *Rußland-Studien.* Gedenkschrift für Otto Hoetzsch. Stuttgart 1957. S. 56—62; *Richard Pipes* (Hrsg.), *The Russian Intelligentsia.* New York 1961. 234 S.; *Stuart R. Tompkins, The Russian Mind from Peter the Great through Enlightenment.* Norman, Okla. 1953. 291 S.

3 *Lenin, Werke*, XXVI, S. 409 („Wie soll man den Wettbewerb organisieren?")

4 *Lenin, Werke*, XXVII, S. 204 („Entwurf des Artikels ‚Die nächsten Aufgaben der Sowjetmacht'")

5 David Joravsky, Soviet Scientists and the Great Break, in: *R. Pipers* (Hrsg.), *Russian Intelligentsia*, S. 122—140; *A. Vucinich, The Soviet Academy of Sciences.* Stanford, Calif. 1956. S. 9 ff.

6 *Stalin, Werke*, XIII, S. 59—65

7 Vgl. *Edward Hallett Carr, Socialism in One Country.* Bd I (= *A History of Soviet Russia.* Bd V). London 1958. S. 111—136; Boris Meissner, Der Wan-

del im sozialen Gefüge der Sowjetunion, in: *Europa-Archiv*, V (1950), Nr 9, S. 2989—3004

8 Vgl. *Klaus Mehnert, Weltrevolution durch Weltgeschichte.* 2. Aufl. Stuttgart 1953. 92 S.

9 *J. Stalin, Fragen des Leninismus.* 11. Aufl. (dt.) Berlin 1950. S. 680 ff.

10 *Mehnert, Sowjetmensch*

11 *Brandt-Schwartz-Fairbank*, S. 350

12 *Mao, Ausg. Schriften*, III, S. 81—83

13 Ebenda, S. 109

14 Z. B. im Dez. 1940, ebenda, S. 256

15 Ebenda, IV, S. 88 (Rede vom 2. Mai 1942)

16 *Lenin, Werke*, XXXI, S. 272—290

17 Tschen Yün: Wie man ein gutes Parteimitglied wird (nach *Brandt-Schwartz-Fairbank*, S. 335)

18 *Chen, Thought Reform*, S. 12

19 Chalmers A. Johnson, An Intellectual Weed in the Socialist Garden: The Case of Ch'ien Tuan-sheng, in: *The China Quarterly*, Nr 6 (April—Juni 1961), S. 37

20 *Takung-pao*, Schanghai, 6. Febr. 1952

21 *Li Chi, Studies*, II, S. 22

22 Z. B. der volle Wortlaut der „Geständnisse" der Professoren Tschin Yüeh-lin (bei *Lifton, Thought Reform*, S. 473—484)

23 *Chen, Thought Reform*, S. 62—69, 209—211

24 *Lifton, Thought Reform*, S. 13. — Außerdem zu diesem Thema: *Edward Hunter, Brain Washing in Red China.* New York 1951. 311 S.; *Dries van Coillie, Der begeisterte Selbstmord.* Donauwörth (o. J.). 472 S.; Kurt Meyer, In den Kerkern Maos, in: *Christ und Welt*, 12. und 19. März 1959.

25 *Lifton, Thought Reform*, S. 253—300

26 *Lifton, Thought Reform*, berichtet ähnlich detailliert noch über mehrere andere Fälle. Interessant sind auch die ausführlich wiedergegebenen Lebensläufe zweier in der Hundert-Blumen-Zeit bekannt gewordener Intellektueller bei Chalmers A. Johnson (wie Anmerk. 19), S. 29—52, und Ronald Hsia, The Intellectual and Public Life of Ma Yin-ch'u, in: *The China Quarterly*, Nr 6 (April—Juni 1961), S. 53—63

27 *Mao, Ausg. Schriften*, IV, S. 64 f.

28 *Lifton, Thought Reform*, S. 393

29 *Konfuzius, Analekten*, XIII, 18

30 *David S. Nivison, Communist Ethics and Chinese Tradition* (vervielfältigt). Cambridge, Mass. 1954. S. 47—54

31 Tagebucheintragung vom 14. Nov. 1900 (nach der russ. Jubiläumsausgabe der Werke Tolstojs, 1928 ff., Bd LIV, S. 63)

32 *Wolfgang Leonhard, Die Revolution entläßt ihre Kinder.* Köln, Berlin 1955. 557 S.

33 *Arthur Koestler, Sonnenfinsternis.* [Darkness at Noon, dt.] Schwäbisch Gmünd [1953]. 170 S.

34 Robert E. MacMaster, In the Russian Manner. Thought as Incipient Action, in: *Harvard Slavic Studies*, IV. 's-Gravenhage 1957. S. 281—300

35 Nach *Alfred Forke, Geschichte der alten chinesischen Philosophie.* Hamburg 1927. S. 160 f.

36 *Hu Shih, The Development of the Logical Method in Ancient China.* Schanghai 1922. 187 S.

37 *Abegg, Ostasien*, S. 341

38 *Franz Kafka, Die Erzählungen.* Frankfurt 1961. S. 104

39 Mit freundlicher Genehmigung des Autors nach einem unveröffentlichten Reisebericht von Dr. Max Biehl, Kiel

40 Agentur *Reuter*, Peking, 19. April 1958

41 *Tschou En-lai, Bericht über die Frage der Intellektuellen.* Peking 1956. 52 S.

42 *Jenmin-jipao*, 21. März 1956

43 *Chen, Thought Reform*, S. 112, 114

44 *Lu Ting-yi, Let Flowers of Many Kinds Blossom. Diverse Schools of Thought Contend!* Peking 1957. S. 3

45 *Li Chi, Studies*, V, S. 32

46 *Lu Ting-Yi*, a. a. O., S. 5 ff.

47 *Chen, Thought Reform*, S. 123

48 *NCNA*, 25. August 1956

49 *Kungmin-jipao*, 7. August 1956

50 *Jenmin-jipao*, 4. Okt. 1956

51 *NCNA*, 18. Juni 1957. Später auch in Broschürenform in zahlreichen Sprachen herausgegeben. Auf russisch in *Prawda*, 19. Juni 1957

52 *NCNA*, 30. April 1957

53 *Jenmin-jipao*, 19., 23. und 24. März 1957 (nach *Chen, Thought Reform*, S. 146—148)

54 Li Wei-han, in: *Jenmin-jipao*, 15. Mai 1957 (nach *The China Quarterly*, Nr 8 (Okt.—Dez. 1961), S. 35)

55 Ye Tu-ji, in: *Kungmin-jipao*, 8. Mai 1957

56 Tschang Nai-tschi, in: *Kungmin-jipao*, 14. Mai 1957

57 *Jenmin-jipao*, 31. Mai 1957 (zit. nach *Chen, Thought Reform*, S. 164 f.)

58 *MacFarquhar, Flowers*

59 *Jenmin-jipao*, 1. Juli 1957. — Im gleichen Sinne äußerte sich Liu Schao-tschi am 5. Mai 1958, s. *Dokumente der 2. Plenartagung*, S. 60 f.

60 Ein Teil dieser Aufzeichnungen war in

den späteren Auflagen meines Buches „Asien, Moskau und wir" enthalten.

61 *Jenmin-jipao*, 4. August 1957

62 *Chen, Thought Reform*, S. 185—193

63 Dennis Doolin, The Revival of the „Hundred Flowers" Campaign 1961, in: *The China Quarterly*, Nr 8 (Okt.—Dez. 1961), S. 34—41

64 S. z. B. den verschiedentlich abgedruckten zusammenfassenden Bericht von Thomas R. Henry u. a. in *Hongkong Tiger Standard*, 27. u. 28. April 1960

65 *Riencourt, Soul*, S. 263

66 *Lifton, Thought Reform*, S. 401

67 *Lifton, Thought Reform*, S. 412

68 *Chan Wing-tsit, Leben*, S. 14—22

69 *Index to Survey of China Mainland Press, Extracts from China Mainland Magazines, and Current Background.* Hongkong 1957. Nr 6. S. 25—28

70 *Dokumente der 2. Plenartagung*, S. 57

71 *Hung-tschi*, 16. Jan. 1960

72 *Peking Review*, 1960, Nr 46 (15. Nov. 1960), S. 3

73 *Meng-tse*, III/1, Kap. 4, 3—6

74 Eine zuverlässige Darstellung der sowjetrussischen Literatur und Literaturpolitik gibt *Gleb Struve, Geschichte der Sowjetliteratur.* 2. Aufl. München 1958. 595 S.; über die Zeit nach Stalins Tod s. auch *George Gibian, The Interval of Freedom: Soviet Literature during the Thaw.* Minneapolis, Minn. 1960. 180 S.; *Harold Swayze, Political Control of Literature in the USSR, 1946—1959.* Cambridge, Mass. 1962. 301 S.

75 Vgl. *Edward J. Brown, The Proletarian Episode in Russian Literature 1928—1933.* New York 1953. 311 S.

76 *Lenin, Werke*, X, S. 30 („Parteiorganisation und Parteiliteratur")

77 *A. Shdanow, Über Kunst und Wissenschaft.* Stuttgart 1952. S. 9 (Rede auf dem I. Kongreß der Sowjetschriftsteller 1934)

78 Näheres hierüber u. a. bei *Gleb Struve* (wie Anm. 74). Vgl. das Kap. „Nicht vom Brot allein" in *Mehnert, Sowjetmensch.*

79 *Lu Hsün, Die wahre Geschichte des Ah Queh.* Übers. von R. Jung. Leipzig 1954

80 *C. T. Hsia, Chinese Fiction*, S. 30

81 Howard L. Boorman, Literature and Politics in Contemporary China, in: *Thought Patterns* (Hrsg. Arpad F. Kovacs, Institute of Asian Studies, St. John's University, New York), VII (1960), S. 106

82 *C. T. Hsia, Chinese Fiction*, S. 122. — Aus der umfangreichen Literatur über Lu Hsün seien noch genannt: *Huang Sung-k'ang, Lu Hsün and the New Culture Movement of Modern China.* Amsterdam 1957. 158 S.; *Jef Last, Lu Hsün — Dichter und Idol.* Frankfurt, Berlin 1959. 70 S.

83 *Eileen Chang, Naked Earth.* Hongkong 1956. 365 S.

84 *Lin Yutang, Kontinente des Glaubens.* Stuttgart 1961. 277 S.

85 *Boyd Compton* (Hrsg.), *Maos China.* S. 16 f.

86 *Mao, Ausg. Schriften*, IV, S. 109 (Rede vom 23. Mai 1942)

87 *C. T. Hsia, Chinese Fiction*, S. 277 f.

88 Ausführlich bei *Yang I-fan, The Case of Hu Feng.* Hongkong 1956 (The Union Research Institute). 169 S.; *Chen, Thought Reform*, S. 85—90

89 Lao Sche, Thema und Leben (chinesisch), in: *Tsü-i*, 1961, Nr 5/6 (englisch in: *Union Research Service*, 1961, XXV, Nr 2, S. 28)

90 Tschou Li-po, Die Hochzeit (russische Übersetzung), in: *Newa*, 1959, Heft 10

91 Vgl. Changing Tone of the Press, in: *China News Analysis*, Nr 393 (20. Okt. 1961), S. 1—5. — Über die Entwicklung seit 1958 s. auch Cyril Birch, The Literature of the Great Leap Forward, in: *Current Scene*, Hongkong, I, Nr 31 (5. Mai 1962), S. 1—9

92 Cyril Birch, Lao She. The Humorist in his Humor, in: *The China Quarterly*, Nr 8 (Okt.-Dez. 1961), S. 45—62

93 *Jenmin-jipao*, 18. Dez. 1956

94 *Moraes, Report*, S. 34

95 Russische Ausgabe: *Ai U, W ogne roshdajetsja stal.* Moskau 1959. 284 S.

96 *Tsao Ming, Yüan-tung-li* [Energie]. Peking 1949

97 *Wen-i Pao*, 1958, Nr 6 (nach *C. T. Hsia, Chinese Fiction*, S. 495); *Peking Review*, 1960, Nr 15 (12. April 1960), S. 30; S. H. Chen, Multiplicity and Uniformity — Poetry and the Great Leap Forward, in: *The China Quarterly*, Nr 3 (Juli—Sept. 1960), S. 1—15

98 Wang Mong in: *Jenmin Wenhsue* [Volksliteratur], Sept. 1956 (englische Übersetzung: A New Young Man Arrives at the Organization Department, in: *Current Background*, Hongkong, Nr 459 (Juni 1957); s. auch *NCNA*, 21. März 1957, und *China News Analysis*, Nr 176 (12. April 1957), S. 1—7

8. KAPITEL

1 *Lenin, Werke*, V, S. 478 f. („Was tun?")

2 *Boris Meissner, Das Ende des Stalin-Mythos,* Frankfurt 1956. S. 20; Boris Meissner, Die soziale Struktur der Partei, in: *Osteuropa,* NF, XII, Nr 1/2 (Jan.—Febr. 1962), S. 22 f.
3 *Nym Wales, Inside Red China.* New York 1939. S. 335
4 *Snow, Random Notes,* S. 139
5 Franklin W. Houn, The Eighth Central Committee, S. 398
6 *Kungmin-jipao,* 3. September 1961; vgl. *China News Analysis,* Nr 393 (20. Okt. 1961), S. 7
7 *Prawda,* 22. Okt. 1961 (Bericht Titows), und *Peking Review,* 1961, Nr 26/27 (7. Juli), S. 10 (Liu Schao-tschi)
8 S. dazu insbesondere *Schwartz, Communism,* oder, eine rotchinesische Quelle, *Ho Kan-chih, A History*
9 *Schwartz, Communism,* S. 166
10 *Communist China 1949—1959.* (Communist China Problem Research Series, Nr 25). Hongkong 1961. Bd I. S. 40 ff.
11 Franklin W. Houn, The Eighth Central Committee, S. 393
12 S. hierzu Harold C. Hinton, Intra-Party Politics and Economic Policy in China, in: *World Politics,* XII, Nr 4 (Juli 1960), S. 509—524, und Roderick MacFarquhar, Communist China's Intra-Party Dispute, in: *Pacific Affairs,* XXXI, Nr 3 (Dez. 1958), S. 323—335
13 *Mehnert, Sowjetmensch.* 1. Aufl. S. 110
14 S. insbes. *Compton, Mao's China*
15 *Mao, Ausg. Schriften,* IV, S. 19, 100
16 S. hierzu *Cyril E. Black, Rewriting Russian History.* New York 1956. 413 S.; *Klaus Mehnert, Weltrevolution durch Weltgeschichte.* 2. Aufl. Stuttgart 1953. 92 S.
17 *Compton, Mao's China,* S. 108—155
18 *Li Chi, Studies,* V, S. 58 f.
19 *Pobert Payne, Mao Tse-tung.* Hamburg 1950. S. 142 f.
20 *Mao Tse-tung, Über die richtige Lösung von Widersprüchen im Volke.* Peking 1957. S. 71
21 *Mao Tse-tung, Gedichte.* [Ost-]Berlin 1958. 31 S. Einen ausführlichen Kommentar enthält die englische Ausgabe *Mao Tse-tung, Nineteen Poems.* Peking 1958. 62 S. s. auch T. Grimm, Zu Mao Tse-tungs „Gedichten im alten Stil", in: *Nachrichten der Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens,* Nr 84, 1958, S. 24—33
22 *Cho Schi Min, Isbrannyje statji i retschi* [Ausgewählte Aufsätze und Reden.] Moskau 1959. 814 S.; vgl. Statji Cho Schi Mina [Die Aufsätze Ho Schi Mins], in: *Inostrannaja literatura,* 1960, Nr 5, S. 37
23 *Snow, Red Star,* S. 127
24 Donald W. Klein, Peking's Leaders. A Study in Isolation, in: *The China Quarterly,* Nr 7 (Juli—Sept. 1961), S. 35—43
25 *Stories about not Being Afraid of Ghosts.* Peking 1961. 88 S.; vgl. dazu *New York Times,* 3. März 1961
26 *Hung-tschi,* 1. Nov. 1959
27 *Li Chi, Studies,* V, S. 60 ff.
28 *Kungmin-jipao,* 13. Okt. 1957
29 *Kungmin-jipao,* 3. Sept. 1961 (Rede vor Künstlern); vgl. *China News Analysis,* Nr 393 (20. Okt. 1961)
30 *Mao, Ausg. Schriften,* IV, S. 66, 410
31 Mao in seiner Rede vom 1. Febr. 1942; in den „gereinigten" *Ausgewählten Schriften* (Bd IV, S. 47 f.) ist diese Stelle nicht mehr enthalten, wohl aber in der — auf früheren Textveröffentlichungen basierenden — Sammlung *Compton, Mao's China,* S. 21 f.
32 *VIII. Parteitag,* II, S. 282
33 *Lu Ting-yi, Let Flowers of Many Kinds Blossom.* Peking 1957. S. 5
34 *Mao, Sel. Works,* Bd IV, S. 100 (zu Anna Louise Strong im August 1946)
35 Rede vom 5. Mai 1958, in: *Die Dokumente der 2. Plenartagung,* S. 60
36 Leitartikel *Jenmin-jipao,* 6. Juli 1956
37 *Mao, Ausg. Schriften,* IV, S. 58
38 Laut Kuo Mo-jo, in: *Jenmin-jipao,* 17. Juli 1957, dagegen nicht in der redigierten Fassung der Rede selbst
39 *Chengyu Xiaocidian* [Tschengyu Hsiaotsetien]. Hongkong 1958. 296 S.
40 S. die betr. Abschnitte in *R. H. Mathews, Chinese-English Dictionary.* Cambridge, Mass. 1960. 1226 S.
41 Diese Zahlen-Parolen kommen so häufig vor, daß es sich erübrigt, sie quellenmäßig zu belegen
42 *Jenmin-jipao,* 13. Nov. 1955
43 *de Bary (u.a.), Sources,* S. 945
44 Errechnet nach der Rede Liu Schao-tschi's vom 30. Juni 1961, in: *Peking Review,* 1961, Nr 26/27 (7. Juli), S. 10
45 Li Hsue-feng, Leiter der ZK-Abteilung für die Arbeit der Industrie und des Verkehrswesens, in: *VIII. Parteitag,* II, S. 336 ff.
46 S. hierzu wie zu dem ganzen Abschnitt die anregende Untersuchung des amerikanischen Forschers H. F. Schurmann, Organizational Contrasts Between Communist China and the Soviet Union, in: *London, Unity,* S. 65—99
47 *Li Chi, Studies,* I, S. 25

48 Egon von Bahder, Die russischen Neuwörter, in: *Osteuropa*, NF, II, Heft 3 (Juni 1952), S. 181—187
49 *Peking Review*, 1960, Nr 46 (15. Nov. 1960), S. 4
50 Z. B. *Liang Hsing, Liu Hu-lan. Story of a Girl Revolutionary*. Peking 1953. 87 S.
51 *Wu Yun-to, Son of the Working Class. Autobiography*. Peking 1961. 226 S.
52 S. die Reden anläßlich des Jahrestages der bolschewistischen Revolution in China am 6. und 7. Nov. 1956
53 *Jenmin-jipao*, 1. Okt. 1953
54 Über sie demnächst Klaus H. Pringsheim, University of Kansas, in einer speziellen Arbeit
55 *Jenmin-jipao*, 29. Nov. 1956
56 Z. B. Umschlagblatt von *China Reconstructs*, IX, Nr 5 (Mai 1960)
57 *China News Analysis*, Nr 393 (20. Okt. 1961), S. 4 f.
58 Vgl. Mao Tse-tungs Rede vom 1. Februar 1942 in der ursprünglichen Fassung bei *Compton, Mao's China*, S. 25, und in der revidierten Fassung in: *Mao, Ausg. Schriften*, IV, S. 51
59 *Takung-pao*, 22. Dez. 1956
60 Leitartikel *Jenmin-jipao*, 25. Okt. 1956
61 *Setschuan-jipao*, 26. Nov. 1956
62 *Mao Tso-pen, Eto isobreteno w Kitaje* [Das wurde in China erfunden]. Moskau 1959. 159 S. (russ. Übersetzung der 1957 erschienenen chines. Ausgabe)
63 *Jenmin-jipao*, 19. Februar 1957
64 *Li Chi, Studies*, Bd I ff. (1956 ff.)

9. KAPITEL

1 S. „Einführung in das Schrifttum"
2 *Mao, Sel. Works*, IV, S. 413; über Sun Yat-sens Bekanntschaft mit dem Marxismus s. *Paul M. A. Linebarger, The Political Doctrines of Sun Yat-sen*. Baltimore 1937. 278 S. (inbes. S. 137 ff.)
3 *Din Schou-che (u. a.)*, S. 55
4 Wortlaut bei *de Bary (u. a.), Sources*, S. 862—865
5 *Mao, Ausg. Schriften*, III, S. 173
6 *Whiting, Policies*, S. 28—33; Wortlaut der Deklaration ebenda, S. 269—271
7 *Chow, May Fourth*, S. 209—214
8 Aufzählung bei *Din Schou-che (u. a.)*, S. 72—75
9 *Snow, Red Star*, S. 128—155
10 *Din Schou-che (u. a.)*, S. 87—90
11 *Snow, Red Star*, S. 155
12 *Din Schou-che (u. a.)*, S. 113—125
13 *Din Schou-che (u. a.)*, S. 110
14 S. „Einführung in das Schrifttum"
15 *Snow, Red Star*, S. 164 f.; s. auch Robert C. North, M. N. Roy and the Fifth Congress of the Chinese Communist Party, in: *The China Quarterly*, Nr 8 (Okt.—Dez. 1961), S. 184—195
16 *McLane, Policy*, S. 47
17 *Snow, Red Star*, S. 417
18 Ausführliche Diskussion des Für und Wider bei *McLane, Policy*, S. 78—100; *Snow, Random Notes*, S. 1—14, vertritt die These, daß die chinesischen Kommunisten widerstrebend auf Stalins Weisung handelten
19 *McLane, Policy*, S. 101—155
20 *Mao Zse-dun, Biografitscheskij otscherk* [Ma Tse-tung, Biographische Skizze]. Moskau 1939. 101 S.
21 *Mao, Ausg. Schriften*, III, S. 101
22 Ebenda, S. 268 ff., 277 ff.
23 *New York Times*, 26. März 1940
24 *Chin Szu-k'ai* (S. 56 f.), ein Nichtkommunist, glaubt, daß es noch mehr Kontakte gab, hat aber keine stichhaltigen Beweise
25 Wortlaut der Abmachung von Jalta in: *United States Relations*, S. 113 f.
26 Text des Vertrags ebenda, S. 585—596
27 *Brandt-Schwartz-Fairbank*, S. 313; *Mao, Ausg. Schriften*, IV, S. 394
28 *McLane, Policy*, S. 191
29 Das Standard-Quellenwerk über diese Periode ist *United States Relations*; s. außerdem *Beloff, Policy*
30 Auf Grund einer Veröffentlichung des amerikanischen State Department, nach: *Neue Zürcher Zeitung*, 9. Mai 1961
31 Mündliche Information von Wang Schi-tschie an den Verfasser im Sommer 1960
32 *Vladimir Dedijer, Tito*. Berlin 1953. S. 314
33 *McLane, Policy*, S. 254
34 *Prawda*, 7. Nov. 1948
35 *McLane, Policy*, S. 3
36 *Mao, Sel. Works*, IV, S. 415
37 *Beloff, Policy*, S. 64

10. KAPITEL

1 *J. Stalin, Über den Großen Vaterländischen Krieg der Sowjetunion*. Moskau 1946. S. 229 ff.
Zum Thema der Grenzgebiete, soweit es die Sowjetunion betrifft, s. *W. Kolarz, Rußland und seine asiat. Völker; E. Thiel, Sowjet-Fernost*, und den sowjetischen Autor *Udowenko, Dalnyj Wostok;* für China s. *Boorman (u. a.)*,

Axis, und O. Lattimore, Pivot of Asia. (Die vollständigen Buchtitel in der „Auswahlbiographie", S. 589 ff.)

2 Laut mündlicher Auskunft des letzten Botschafters Tschiang Kai-scheks in Moskau, Fu Pin-tschan, in einem Gespräch mit dem Verfasser

3 Text auf deutsch in: *Neue Zeit* (Moskau), 1954, Nr 42 (16. Okt.), Beilage

4 *Tang, Communist,* I, S. 389

5 *Jenmin-jipao,* 15. Okt. 1956

6 *McLane, Policy,* S. 208; *Beloff, Policy,* S. 42 f.

7 Ausführlicher Augenzeugenbericht: Edwin W. Pauley, Report on Japanese Assets in Manchuria, in: *United Staates Relations,* S. 598—604

8 *NCNA,* 18. Juni 1957

9 *NCNA,* 15. Juli 1957

10 *Prawda,* 3. Juli 1949 (nach *Beloff, Policy,* S. 70)

11 *Jenmin-jipao,* 5. April 1955; *Prawda,* 6. April 1955

12 *Jenmin-jipao,* 5. April 1956; auf englisch: *The Historical Experience of the Dictatorship of the Proletariat.* Peking 1959. S. 18

13 Nach der englischen Übersetzung (Nr 8585/SS 1267) in: *US Joint Publications Research Service,* Hongkong, 15. Juli 1961

14 S. die verharmlosende Darstellung der Sowjets in: *Je. M. Shukow* (Hrsg.), *Meshdunarodnyje otnoschenija na Dalnem Wostoke (1870–1945 gg.)* [Die internationalen Beziehungen im Fernen Osten, 1870–1945]. Moskau 1951. S. 24–29

15a Th. Shabad, in: *New York Times,* 26. Februar 1961, S. 16

15b Neben den in Anmerkung 19, 20, 23, 25 und 45 genannten Aufsätzen von Rupen und Ballis s. über die Mongolei auch *E. Thiel, Die Mongolei; J. N. Knutson, Outer Mongolia; G. M. Friters, Outer Mongolia; ferner H. E. Salisbury, To Moscow — and Beyond,* und *Mongolskaja Narodnaja Respublika* (hrsg. von der Akademie der Wissenschaften in Moskau) sowie das vom Statistischen Zentralamt beim Ministerrat der Mongolischen Volksrepublik mit englischem und russischem Text herausgebrachte Statistische Handbuch *National Economy of the Mongolian People's Republic.* (Die vollständigen Buchtitel in der „Auswahlbibliographie", S. 580 ff.)

16 *Narodnyj Kitaj,* 1957, Nr 9

17 Th. Shabad, a. a. O.

18 *P. G. Podjatschich, Nasselenije SSSR* [Die Bevölkerung der UdSSR]. Moskau 1960. S. 103

19 Robert A. Rupen, Outer Mongolia 1957—1960, in: *Pacific Affairs,* XXXIII, Nr 2 (Juni 1961), S. 133

20 Robert A. Rupen, The Buriat Intelligentsia, in: *Far Eastern Quarterly,* XV (3. Mai 1956), S. 383—398

21 *Lenin, Werke,* XXXI, S. 232 („Bericht der Kommission für die nationale und die koloniale Frage")

22 Iswestija Akademii Nauk SSSR, serija istorii i filosofii, Bd IX (Jan.—Febr. 1952), S. 86

23 *S. Wiktorow, N. Chalchin, Mongolskaja Respublika* [Die Mongolische Republik]. Moskau 1936. S. 28 (zit. nach William B. Ballis, The Political Evolution of a Soviet Satellite. The Mongolian People's Republic, in: *The Western Political Quarterly,* IX, Nr 2 (Juni 1956), S. 310

24 *Prawda,* 3. Feb. 1962 (Bericht Ju. Zedenbals auf der Plenarsitzung des ZK der Mong. Revolutionären Volkspartei)

25 Robert A. Rupen, Notes on Outer Mongolia since 1945, in: *Pacific Affairs,* XXVIII, Nr 1 (März 1955), S. 78

26 George G. S. Murphy, Planning in the Mongolian People's Republic, in: *Journal of Asian Studies,* XVIII, Nr 2 (Februar 1959)

27 *Prawda,* 25. Nov. 1960; s. auch den Bericht über einen Besuch auf einer mongolischen Staatsfarm bei *Harrison E. Salisbury, To Moscow — and Beyond.* New York 1959. S. 213 ff.

28 Vgl. Beschluß der IV. Plenarsitzung des ZK der Mongolischen Revolutionären Volkspartei, *Jenmin-jipao,* 20. Dez. 1959; siehe auch Zedenbal in: *Prawda,* 19. Feb. 1960.

29 S. D. Dylykow, Demokratitscheskoje dwishenije mongolskogo naroda w Kitaje [Die demokratische Bewegung des mongolischen Volkes in China]. Moskau 1953. S. 54 f.

30 *Chin Szu-k'ai,* S. 57—62

31 *Snow, Red Star,* S. 96

32 *Gunther Stein, The Challenge of Red China.* London 1954. S. 195 f., 356; s. auch *McLane, Policy,* S. 179, Anm. 84

33 *Snow, Random Notes,* S. 106

34 *Degras, International,* I, S. 286

35 Howard L. Boorman, The Borderlands and the Sino-Soviet Alliance, in: *Boorman* (u. a.), *Axis,* S. 167

36 *Harrison E. Salisbury, To Moscow — and Beyond.* New York 1959. S. 228

37 *(Kurt Müller), Entwicklungshilfe*, S. 38 f.
38 *New York Times*, 4. April 1950
39 *(Kurt Müller)*, a. a. O., S. 36 ff.
40 *Prawda*, 17. Mai 1957
41 *(Kurt Müller)*, a. a. O., S. 40
42 *New York Times*, 8. Sept. 1957
43 *New York Times*, 28. Sept. 1960
44 Robert A. Rupen, Outer Mongolia 1957—1960, in: *Pacific Affairs*, XXXIII, Nr 2 (Juni 1961), S. 131; Rupen erwähnt auch mehrfach eine chinesisch-mongolische Freundschaftsgesellschaft.
45 Robert A. Rupen, Russian-Mongol-Chinese Conference, in: *The Journal of Asian Studies*, XVII, Nr 3 (Mai 1958), S. 537—541; Derselbe, *The Mongolian People's Republic* [vervielfältigt, o. O.]. 1961. S. 13; s. auch Robert A. Rupen, Sino-Soviet Rivalry in Outer Mongolia, in: *Current Scene*, Hongkong, I, Nr 11 (31. August 1961), S. 4 f.; *I. Ja. Slatkin, S. W. Kisseljow, Soweschtschanije Istorikow Mongolskoj Narodnoj Respubliki, Kitajskoj Narodnoj Respubliki i Sowjetskogo Sojusa w Ulan Batore* [Die Konferenz der Historiker der Mongol. Volksrepublik, der Chines. Volksrepublik und der Sowjetunion in Ulan-Bator], in: *Woprossy istorii*, 1957, Nr 2, S. 211—213
46 Ju. Zedenbal in: *Prawda*, 3. Feb. 1962
47 *Whiting, Sinkiang*, S. 280 ff.
48 *Whiting, Sinkiang*, S. 117 f.
49 Über die Verträge von 1954 s. Klaus Mehnert, Peking und Moskau, in: *Osteuropa*, NF, V, Nr 1 (Februar 1955), S. 17—20
50 Eine Übersicht über die Behandlung des Nationalitätenproblems in China gibt S. Chandra Sarker [= Chandrasekhar], China's Policy toward Minorities, in: *The World Today*, XV, Nr 10 (Okt. 1959), S. 408—416.
51 Theodor Arnold, Die Zukunft der Sowjetarmee, in: *Osteuropa*, NF, XI, Nr 7/8 (Juli/August 1961), S. 496
52 Aus der wenig umfangreichen neueren Literatur über Sinkiang seien genannt: *O. Lattimore, Pivot of Asia; A. S. Whiting, Sinkiang; B. Davidson, Turkestan Alive* (die vollständigen Buchtitel in der „Auswahlbibliographie", S. 589 ff.)
53 Mündliche Auskunft des letzten Botschafters Tschiang Kai-scheks in Moskau, Fu Pin-tschan, an den Verfasser.
54 *NCNA*, 30. Juni 1956
55 Über die Ausbreitung der Starlinger-Theorie s. *John E. Tashjean, Where Russia Meets China. An Analysis of Dr. Starlinger's Theory.* [vervielfältigt] Washington, D. C. 1959. S. 1—3; deutsche Ausgabe: *John E. Tashjean, China und die Sowjetunion. Untersuchungen zur sogenannten Starlinger-Theorie* [vervielfältigt]. Hamburg 1960. 56 S.
56 Vgl. de Gaulles Erklärung auf der Pressekonferenz vom 10. Nov. 1959
57 *Wilhelm Starlinger, Grenzen der Sowjetmacht im Spiegel einer West-Ost-Begegnung hinter Palisaden von 1945 bis 1954.* Kitzingen a. Main 1954. 131 S.; Derselbe, *Hinter Rußland China.* Würzburg 1957. 141 S.
58 *W. Starlinger, Grenzen der Sowjetmacht*, S. 116 ff.
59 John S. Aird, Population Growth. Evidence and Interpretation, in: *The China Quarterly*, Nr 7 (Juli—Sept. 1961), S. 44—56
60 Eine zusammenfassende Studie über die chinesische Bevölkerungspolitik veröffentlichte Leo A. Orleans, Birth Control. Research or Postponement, in: *The China Quarterly*, Nr 3 (Juli bis Sept. 1960), S. 59—73; s. auch *Kungmin-jipao*, 3. August 1956, *Tschungkuo Tschingnien-pao*, 19. August 1956, *Jenmin-jipao*, 28. August 1956 und 5., 29., 31. März 1957
61 Rede vom 5. Mai 1958, in: *Dokumente der 2. Plenartagung*, S. 51
62 *Jenmin-jipao*, 15. April 1959
63 Rundfunk-Interview des BBC, Wortlaut in: *Peking Review*, 1960, Nr 45 (8. Nov. 1960), S. 24 f.
64 *Rudolf Schlesinger* (Hrsg.), *The Family in the USSR. Documents and Readings.* London 1949. 408 S.
65 Eine knappe Zusammenstellung bei *Bernhard Grossmann, Die wirtschaftliche Entwicklung der Volksrepublik China.* Stuttgart 1960. S. 308 ff. — Ausführlicher *S. Chandrasekhar, China's Population.* Hongkong 1959. 69 S.
66 Leo A. Orleans, Problems of Manpower Absorption in Rural China, in: *The China Quarterly*, Nr 7 (Juli—Sept. 1961), S. 57—68, und John Philip Emerson, Manpower Absorption in the Non-Agricultural Branches of the Economy of Communist China 1953—1958, ebenda, S. 69—84
67 *Hung-tschi*, 16. März 1960 (nach Orleans, a. a. O., S. 66)
68 *Ten Great Years. Statistics of the Economic and Cultural Achievements of the People's Republic of China.* Peking 1960. S. 8

69 *Peking Review*, 1960, Nr 45 (8. Nov. 1960), S. 24 f.; vgl. *NCNA*, 3. Febr. 1957, und *Nasch Drug Kitaj* [Unser Freund China]. Moskau 1959. S. 298 ff.
70 *Erich Thiel, Sowjet-Fernost.* München 1958. S. 127
71 *Tschungkuo Tschingnien-pao*, 1. Dez. 1955 (nach *Selections from China Mainland Magazines*, Hongkong, Nr 22 vom 23. Januar 1956)
72 Reden vom 22. und 23. Februar 1954, in: *Prawda*, 23. Feb. u. 21. März 1954
73 Resolution des ZK und Ministerrates, in: *Prawda*, 28. März 1954
74 Agentur *Reuter*, Moskau, 19. Feb. 1957
75 Vgl. z. B. den Roman von *Anatólij Kusnezów, Prodolshenije legendy* [Fortsetzung der Legende], (s. *Mehnert, Sowjetmensch*, 8. Aufl., S. 216), oder *Iwan Koshewnikow, Utro mojej shisni* [Der Morgen meines Lebens]. Moskau 1959.
76 *Prawda*, 8. Jan. 1955
77 Z. B. *Prawda*, 10. Juli 1960, 22. und 29. März und 26. Mai 1961
78 Eine Übersicht jüngeren Datums: Frank A. Durgin, The Virgin Lands Programme, 1954—1960, in: *Soviet Studies*, XIII, Nr 3 (Jan. 1962), S. 255—280; s. auch: Neulandgewinnung, in: *Osteuropa*, NF, IV, Nr 4 (August 1954), S. 304—313; die sowjetamtlichen Zahlen über die Neulandgewinnung in: *Narodnoje chosjajstwo SSSR w 1960 godu* [Die Volkswirtschaft der UdSSR im Jahre 1960]. Moskau 1961. S. 437 ff.
79 *P. G. Podjatschich, Nasselenije SSSR* [Die Bevölkerung der UdSSR]. Moskau 1961. S. 63, 170—173
80 *Prawda*, 27. März 1959
81 *Podjatschich*, a. a. O., S. 104
82 *Rolf Italiaander, Schwarze Haut im roten Griff.* Düsseldorf 1962. S. 312
83 D. I. Saslawskij, Welikij jasyk naschej epochi [Die große Sprache unserer Epoche], in: *Literaturnaja gaseta*, 1. Jan. 1949; s. ferner *Klaus Mehnert, Weltrevolution durch Weltgeschichte.* 2. Aufl., Stuttgart 1953. S. 37; *Elliot R. Goodman, The Soviet Design for a World State.* New York 1960. S. 246—284; Paul Urban, Moskaus heutige Kulturpolitik gegenüber den nichtrussischen Völkerschaften, in: *Osteuropa*, NF, XI, Nr 3 (März 1961), S. 221
84 Hans Niedermeier, Schriftreform und Nationalität, in: *Osteuropa*, NF, III, Nr 6 (Dez. 1953), S. 413—416
85 *NCNA*, 27. August 1956
86 Nach *The Times of India*, 30. Jan. 1960
87 *NCNA*, 21. Nov. 1956
88 Veröffentlicht u. a. in *Jenmin-jipao*, 11. Dez. 1957
89 Vgl. *G. P. Serdjutschenko, Kitajskaja pismennost i jejo reforma* [Die chinesische Schrift und ihre Reform]. Moskau 1959. S. 41
90 *C. T. Hsia, Fiction*, S. 130
91 *Robert Payne, Mao Tse-tung. Eine Biographie.* Hamburg 1950. S. 214 f.

11. KAPITEL

1 *Sladkowskij, Otscherki*, S. 301 ff., 439 ff.; *Kurdjukow (u. a.)*, S. 227—229
2 Telegramm des ZK der KPCh vom 5. Juli 1957; in: *Prawda*, 6. Juli 1957
3 Über seinen Werdegang: P. A., Berater in Karlshorst — Pawel F. Judin, in: *Osteuropa*, NF, III, Nr 3 (Juni 1953), S. 206 f.
4 *Prawda*, 6. Februar 1959
5 P. F. Judin, Sakonomernyj charakter perechoda ot sozialisma k kommunismu [Der gesetzmäßige Charakter des Übergangs vom Sozialismus zum Kommunismus], in: *Kommunist*, 1961, Nr 12 (August), S. 44—56
6 *Chin Szu-k'ai*, S. 18
7 Ebenda, S. 19
8 Vgl. *Myron Rush, The Rise of Khrushchev.* Washington, D. C. 1958. S. 6 ff.; *Zagoria, Conflict*, S. 21
9 *Zagoria, Conflict*, S. 112
10 *NCNA*, 5. Nov. 1956
11 S. Tichwinskij, Odinnadzataja godowschtschina Kitajskoj Narodnoj Respubliki [der elfte Jahrestag der Chinesischen Volksrepublik], in: *Kommunist*, 1960, Nr 14 (Sept. 1960), S. 76—83
12 S. u. a. *(Gross, Müller), Verflechtung; Handke, Wirtschaft Chinas; Grossmann, Wirtsch. Entwicklung; Sladkowskij, Otscherki;* A. Eckstein, Moscow—Peking Axis. The Economic Pattern, in: *Boorman (u. a.), Axis* (die vollständigen Titel in der „Auswahlbibliographie," S. 589 ff.); Oleg Hoeffding (wie Anm. 27)
13 Vgl. *(Gross, Müller)*, Verflechtung, S. 29—36
14 *Iswestija*, 3. Jan. 1962, S. 4
15 Beides in *Wneschnjaja torgowlja*, 1961, Nr 5 (Mai), S. 11—18
16 *Li Choh-ming, Economic Development of Communist China.* Berkeley, Los Angeles 1959. S. 173; vgl. *Chin Szu-k'ai*, S. 29
17 *Sladkowskij, Otscherki*, S. 332
18 Allen S. Whiting, Contradictions in the Moscow-Peking Axis, in: *The Jour-*

nal of Politics, XX, Nr 1 (Februar 1958), S. 130

19 *dpa* aus Hongkong, 16. Januar 1962
20 OECD-Bericht vom 21. März 1962 (nach *New York Times*, 22. März 1962)
21 *(Gross, Müller), Verflechtung*, S. 43
22 *Sladkowskij, Otscherki*, S. 449 f.
23 *NCNA*, 12. März 1957
24 *NCNA*, 23. Juli 1956
25 Edgar Snow, in: *Look*, 31. Januar 1961
26 Z. B. *Pyn Min, Istorija*, S. 100
27 Näheres bei Oleg Hoeffding, Die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen der Sowjetunion und China, in: *Osteuropa-Wirtschaft*, VI, Heft 1 (Mai 1961), S. 3 f.
28 *VIII. Parteitag*, I, S. 268
29 Text des Kommuniqués bei *Sladkowskij, Otscherki*, S. 448, und in *Prawda*, 12. Okt. 1954
30 Text des Kommuniqués bei *Kurdjukow u. a.)*, S. 304
31 Eine Liste der wichtigsten Verträge enthält das Handbuch *Nasch drug Kitaj* [Unser Freund China]. Moskau 1959. S. 237—242.
32 *Jenmin-jipao*, 5. Nov. 1956
33 *Chin Szu k'ai*, S. 35
34 Ebenda, S. 38
35 *Prawda*, 15. und 18. Januar 1955
36 *NCNA*, 29. März 1956
37 *New York Times*, 28. Sept. 1958
38 *Stuttgarter Zeitung* und *Die Welt*, 10. Mai 1958
39 Sulzberger, *New York Times*, 8. Sept. 1961
40 Über ihre Anfangszeit siehe *Klaus H. Pringsheim, The Sino-Soviet Friendship Association (October 1949—October 1951)*. Master of Arts Thesis, Columbia University. New York [o. J.]. 224 S.
41 *Drushba*, 1949, Nr 41, S. 21 ff.
42 *Kapiza*, S. 387
43 *Jenmin Schoutse* [Volkshandbuch]. Tientsin 1956. S. 509
44 *NCNA*, 9. Januar 1957
45 *Prawda*, 24. August 1956; *NCNA*, 19. Sept. 1956
46 *Skatschkow, Bibliografija*, S. 276—282, führt allein über die sowjetisch-chinesischen Beziehungen der Jahre 1949—57 236 Titel von russischen Büchern und Zeitschriftenaufsätzen auf; die Zahl der Bücher und Aufsätze über die Chinesische Volksrepublik selbst in den Jahren 1949—57 beläuft sich in der gleichen Bibliographie auf über 2400.
47 Von den zahlreichen Berichten über den Kongreß seien hier genannt: William B. Ballis *(Michigan Alumnus*, 20. Mai 1961), Heinz Friese *(Mitteilungen des Instituts für Asienkunde*, Hamburg, Nr 5), Joachim Glaubitz *(Osteuropa*, NF, XI, Nr 10), Walter Z. Laqueur *(Forum Service*, London, Nr 273 und 274), Roderick MacFarquhar *(The China Quarterly*, Nr 4, 1960), Franz Michael *(The American Slavic and East European Review*, XX, Nr 1), Alvin Z. Rubinstein *(Orbis*, IV, Nr 4)

12. KAPITEL

1 Liu Hsiao [rotchinesischer Botschafter in Moskau] in: *Inostrannaja literatura*, 1959, Nr 10, S. 181—184
2 *NCNA*, 29. Juli 1956
3 *Pyn Min, Istorija*, S. 333
4 Z. B. *Prawda*, 29. Sept. 1959 (mit Bild)
5 Rodger Swearingen, Asian Studies in the Soviet Union, in: *The Journal of Asian Studies*, VII, Nr 3 (Mai 1958), S. 515—537; *Peter Berton* (Hrsg.), *Soviet Works on China. A Bibliography of Non-periodical Literature*. Los Angeles 1959. 158 S.
6 Das Standard-Lexikon für die moderne Sprache ist: *I. M. Oschanin* (Hrsg.), *Kitajsko-russkij slowar* [Chinesisch-russisches Wörterbuch]. 2., erweiterte und verbesserte Auflage, Moskau 1955. 898 S.; ein ausgezeichnet aufgebautes Lehrbuch: *B. Issajenko, N. Korotkow, I. Sowjetow-Tschen, Utschebnik kitajskogo jasyka* [Lehrbuch der chinesischen Sprache]. Moskau 1954. 540 S.
7 *Wen Hui Pao* (Schanghai), 20. Nov. 1957; *Tschang Tschou Kungjen-jipao*, 6. November 1957; *Heilungkiang-jipao*, 17. Nov. 1957, *Peking Kungjen-jipao*, 14. Februar 1958; *Neimengku-jipao*, 8. Nov. 1958; *Jenmin-jipao*, 22. Okt. 1957
8 *Drushba*, 27. Juli 1957
9 *Jenmin-jipao*, 24. Oktober 1957; *Schenyang-jipao*, 30. April 1957
10 *Tschang Tschou Kungjen-jipao*, 5. Nov. 1957
11 S. bei *MacFarquhar, Flowers*, die zahlreichen Hinweise auf die Sowjetunion, auf die der Index (S. 322) verweist
12 *Chen, Thought Reform*, S. 15
13 *Tschungkuo Tschingnien-pao*, 25. Dez. 1960
14 *Kungmin-jipao*, 13. August 1961
15 *NCNA*, 7. November 1957 (Artikel von Frau Sung Tsching-lin, der Witwe Sun Yat-sens)
16 *NCNA*, 23. Dez. 1956; *Jenmin-jipao*, 24. Dez. 1956

17 Deutsche Ausgabe: *William J. Lederer, Eugene Burdick, Der häßliche Amerikaner.* 4. Aufl. Hamburg 1960. 275 S.
18 Harrison E. Salisbury in: *New York Times,* 11. Sept. 1959
19 Die umfangreichste sowjetische Veröffentlichung hierüber, die mir bekannt wurde, ist G. Nowogrudskij, A. Dunajewskij, Pau Ti-san i jego towarischtschi [Pau Ti-san und seine Kameraden], in: *Nowyj mir,* 1959, Nr 4 (April), S. 115—135, und Heft 5 (Mai), S. 100—129; Chinesische Aufsätze in *Sinkiang-jipao,* 23. Okt. 1957; *Tschiefang-jipao,* 31. Okt. 1957
20 *Kapiza,* S. 27—32; *Pyn Min, Istorija,* S. 96—99
21 *I. Je. Jakir, Wospominanija o grashdanskoj wojne* [Erinnerungen an den Bürgerkrieg]. Moskau 1957. S. 12 (zit. nach *Kapiza,* S. 28 f.)
22 *Kungmin-jipao,* 4. Nov. 1958

13. KAPITEL

1 Vgl. Klaus Mehnert, Die Indochina-Konferenz in Genf, in: *Osteuropa,* NF, IV, Nr 5 (Oktober 1954), S. 378 f.
2 *Mehnert,* Sowjetmensch (Kap. „Krisen und Nachwirkungen")
3 *Prawda,* 28. März 1956 („Warum ist der Persönlichkeitskult dem Geist des Marxismus-Leninismus fremd?")
4 Vgl. *Compton, Mao's China*
5 *Bertram D. Wolfe, Krushchev and Stalin's Ghost.* New York 1957. S. 82
6 *Prawda,* 16. Feb. 1956
7 *Jenmin-jipao,* 5. April 1956; englisch in: *The Historical Experience of the Dictatorship of the Proletariat.* Peking 1959. S. 1—20
8 *NCNA,* 16. Juli 1956
9 *Jenmin-jipao,* 1. Sept. 1956
10 *Jenmin-jipao,* 29. Dez. 1956; englisch in: *The Historical Experience of the Dictatorship of the Proletariat.* Peking 1959. S. 21—64
11 *Mao, Ausg. Schriften,* I, S. 353—400
12 Ebenda, S. 363
13 *Dokumente der 2. Plenartagung,* S. 60 f.
14 B. Kedrow, O formach skatschkow w raswitii prirody i obschtschestwa [Über die Formen der Sprünge in der Entwicklung der Natur und der Gesellschaft], in: *Kommunist,* 1951, Nr 15 (August), insbes. S. 15
Erst kurz vor seinem Tode hat Stalin — vielleicht aus Sorge, ein ungestümer Nachfolger könne sein Werk gefährden — die Warnung ausgesprochen, daß eine falsche Politik auch im Sozialismus zum Entstehen gefährlicher Widersprüche führen könnte (*J. Stalin, Ökonomische Probleme des Sozialismus in der UdSSR.* Dt. Ausgabe, Stuttgart 1952. S. 67 f.)
15 Text des Interviews vom 28. Mai 1957 in *New York Times,* 6. und 9. Juni 1957 und — in sowjetischer Version — in *Prawda,* 4. Juni 1957.
16 B. Ukrainzew, Woprossy dialektiki pererastanija sozialisma w kommunism [Fragen der Dialektik des Hinüberwachsens des Sozialismus in den Kommunismus], in: *Kommunist,* 1960, Nr 13 (Sept.), S. 62 f., 71
17 *Mao, Ausg. Schriften,* I, S. 397
18 *Mao Tse-tung, Über die richtige Lösung von Widersprüchen im Volke.* Peking 1957. S. 7—30
19 *The Historical Experience of the Dictatorship of the Proletariat.* Peking 1959. S. 10 f.
20 *Prawda,* 19. Jan. 1957
21 Eine nützliche Materialsammlung über die Entstalinisierung: *The Anti-Stalin Campaign and International Communism. A Selection of Documents.* Edited by the Russian Institute, Columbia University. New York 1956. 342 S.
22 *Jenmin-jipao,* 7. April 1956
23 Text der beiden Satzungen bei *Tang, Communist,* II, S. 70 ff. und 112 ff.
24 z. B. *Jenmin-jipao,* 4. Nov. 1958
25 *Jenmin-jipao,* 1. Okt. 1958
26 zit. nach Richard L. Walker, Chairman Mao and the Cult of Personality, in: *Encounter,* Juni 1960, S. 36
27 Hu Ke-schi in: *Tschungkuo-Tschingnien-pao,* 1960, Nr 3
28 Z. B. in einem Aufsatz über Rechtsfragen in: *Tschungkuo-Tschingnien-pao,* 20. Okt. 1956
29 *Prawda* u. *Jenmin-jipao,* 21. Dez. 1959
30 *New York Times,* 3. August 1961
31 *Jenmin-jipao,* 24. Okt. 1961 (in einem Artikel über Parteischulen)
32 *Jenmin-jipao,* 22. Okt. 1961
33 *Prawda,* 24. Okt. 1961
34 *Peking Review,* 1961, Nr 45 (10. Nov.), S. 5
35 *NCNA,* 29. und 30. Juni, 1. Juli 1956
36 *Jenmin-jipao,* 12. Juli 1956
37 *Prawda,* 30. Juni 1956
38 Sydney Gruson in *New York Times,* 16. Okt. 1956
39 *Jenmin-jipao,* 26. Okt. 1956
40 *Jenmin-jipao,* 21. Nov. 1956
41 *NCNA,* 23. Dez. 1956
42 So in Moskau (*NCNA,* 8. Januar 1957), in Warschau (*NCNA,* 11. Januar 1957),

43 In Budapest (*NCNA*, 16. Januar 1957), ähnlich auch schon in Warschau (*NCNA*, 13. Januar 1957)
44 *Prawda*, 17. und 18. Juni 1958
45 *Jenmin-jipao*, 18. Juni 1958
46 Zur Situation im Ostblock im Zusammenhang mit Ungarn und Polen s. die Materialsammlung *National Communism and Popular Revolt in Eastern Europe*. A Selection of Documents on Events in Poland and Hungary, February—November 1956. Hrsg. Paul E. Zinner. New York 1956. 563 S.
47 *Brandt-Schwartz-Fairbank*, S. 44
48 *Prawda*, 16. Feb. 1956
49 *Jenmin-jipao*, 5. April 1956
50 *Jenmin-jipao*, 22. Juni 1956
51 *Jenmin-jipao*, 13. Juli 1956
52 *Borba*, 16. Nov. 1956
53 *Prawda*, 19. und 23. Nov. 1956
54 *Jenmin-jipao*, 11. Dez. 1956
55 *Jenmin-jipao*, 23. Dez. 1956
56 *Jenmin-jipao*, 29. Dez. 1956
57 *NCNA*, 22. Okt. 1957
58 *NCNA*, 2. Nov. 1957
59 *Borba*, 4. August 1957
60 *Prawda*, 22. Nov. 1957
61 *NCNA*, 28. Nov. 1957
62 *Das Programm des Bundes der Kommunisten Jugoslawiens*. (dt.) Belgrad 1958, 312 S.
63 *Jenmin-jipao*, 5. Mai 1958
64 Ein Aufsatz in Heft 1 (1. Juni 1958) und zwei Aufsätze in Heft 2 (16. Juni 1958); ferner grundsätzliche Polemiken gegen den „Revisionismus" in *Jenmin-jipao*, 4., 14. und 18. Juni 1958
65 *Jenmin-jipao*, 20. Juni 1958
66 *Jenmin-jipao*, 26. April 1958
67 *Prawda*, 13. April 1958 („Losungen" zum 1. Mai)
68 P. Fedossejew, I. Pomelow, W. Tscheprakow, O projekte programmy Sojusa kommunistow Jugoslawii [Über den Entwurf des Programms des Bundes der Kommunisten Jugoslawiens], in: *Kommunist*, 1958, Nr 6 (April), S. 39
69 *Prawda*, 6. Mai 1958
70 *Prawda*, 9. Mai 1958
71 *Prawda*, 4. Juni 1958
72 Eine Analyse der blockpolitischen Ereignisse rund um den Laibacher Kongreß gibt Peter Wiles, China im Kräftespiel der Ostblockstaaten, in: *Osteuropa*, NF, IX, Nr 1 (Jan. 1959), S. 31—38. — Die einschlägigen dokumentarischen Texte sind zusammengestellt in: *The Second Soviet-Yugoslav Dispute*. Hrsg. von *V. L. Benes, R. F. Byrnes, U. Spulber*. Indiana University Publications. 1959. 272 S.
73 *Peking Review*, 1961, Nr 46 und 48 (17. Nov. und 1. Dez.)
74 *Jenmin-jipao*, 20. Okt. 1960
75 Vgl. Joachim Glaubitz, China im Ostblock, in: *Osteuropa*, NF, XI, Heft 4/5 (April/Mai 1961), S. 364 f.
76 Zum Streit Moskaus mit Albanien s. die Berichte von Viktor Meier, Alexander Korab und Ernst Kux in: *Neue Zürcher Zeitung*, 26. Nov., 2., 4. und 17. Dez. 1961, sowie die Zitatensammlung in *Die Welt*, 28. Okt. 1961, S. 33; ferner Robert Schwanke, Chronik: Albanien, in: *Osteuropa*, XI, Nr 10 (Okt. 1961), S. 767 ff., und XII, Nr 4/5 (April/Mai 1962), S. 338 ff.
77 S. z. B. die Rede von Wu Yü-tschang in: *Jenmin-jipao*, 7. Nov. 1961
78 *Mao, Ausg. Schriften*, II, S. 266
79 Z. B. *Mao, Ausg. Schriften*, III, S. 182 f., und IV, S. 23
80 *Chen Po-ta, Mao Tse-tung's Theory of the Chinese Revolution is the Combination of Marxism-Leninism with the Chinese Revolution*. Peking 1951. S. 1
81 *Brandt-Schwartz-Fairbank*, S. 374
82 *Prawda*, 15. Feb. 1956
83 *Prawda*, 18. Sept. 1956
84 *Prawda*, 15. Sept. 1956
85 *Prawda*, 19. Nov. 1956
86 *Prawda*, 31. Okt. 1956
87 Swjas teorii s praktikoj i partijnaja propaganda [Die Verbindung von Theorie und Praxis und die Parteipropaganda] (Leitartikel), in: *Kommunist*, 1955, Nr 14 (Sept.), S. 5
88 S. auch Kurt L. London, The „Socialist Commonwealth of Nations", in: *Orbis*, III, Nr 4 (Winter 1960), S. 424 ff.
89 *Prawda*, 2. Nov. 1956
90 *Jenmin-jipao*, 21. Nov. 1956
91 *Tschungkuo-Tschingnien-pao*, 28. Nov. 1956
92 S. Friedrich Meichsner, Die Ursprünge des Polyzentrismus in der italienischen Volksfrontkrise, in: *Osteuropa*, NF, XII, Nr 4/5 (April/Mai 1962), S. 257 ff.
93 Siehe Viktor Meier, Selbständigkeitsregungen Togliattis, in: *Neue Zürcher Zeitung*, 25. Nov. 1961
94 *Jenmin-jipao*, 29. Dez. 1956
95 *Brandt-Schwartz-Fairbank*, S. 445
96 *Prawda*, 9. Februar 1955
97 *Prawda*, 22. Nov. 1957
98 *Prawda*, 22. Nov. 1957
99 A. A. Andrejew, 10 let Kitajskoj Narodnoj Respubliki, in: *Kommunist*, 1959, Nr 14 (Sept.), S. 31

100 *Prawda*, 1. Nov. 1959 (Rede vor dem Obersten Sowjet am 31. Okt. 1959)
101 *Prawda*, 6. Dez. 1960
102 *Peking Review*, 1960, Nr 49/50 (13. Dez.), S. 32
103 N. S. Chruschtschow, Sa nowyje pobedy mirowogo kommunistitscheskogo dwishenija [Für neue Siege der kommunistischen Weltbewegung], in: *Kommunist*, 1961, Nr 1 (Jan.), S. 33 f.
104 Peking Review, 1961, Nr 4 (26. Jan.), S. 9
105 Z. B. in seiner Rede auf dem VIII. Parteitag der KPCh am 15. Sept. 1956 (*Prawda*, 16. Sept. 1956)
106 Z. B. bei der Gründung der Gesellschaft für Chinesisch-Sowjetische Freundschaft am 5. Okt. 1949
107 Z. B. in seiner Rede vom 5. März 1957
108 *Peking Review*, 1961, Nr 43 (27. Okt. 1961) und Nr 45 (10. Nov.)

14. KAPITEL

1 *Jenmin-jipao*, 3. Sept. 1958 (Leitartikel)
2 *Hung-tschi*, 1960, Nr 19 (1. Okt.), S. 8; vgl. *Zagoria, Conflict*, S. 189—194, über die chinesische Militärkonferenz vom Mai—Juli 1958
3 *Long Live Leninism*. S. 20
4 Klaus Mehnert, Einige politische Theorien aus Peking, in: *Osteuropa*, NF, X. Nr 7/8 (Juli/Aug. 1960), S. 514, 517
5 Klaus Mehnert, *Weltrevolution durch Weltgeschichte*. 2. Aufl. Stuttgart 1953. S. 40 ff.
6 *Stalin, Werke*, XIII, S. 325 (Rechenschaftsbericht an den XVII. Parteitag)
7 S. *Zagoria, Conflict*, S. 79—83
8 *Dokumente der 2. Plenartagung*, S. 40 f.
9 *Long Live Leninism*. S. 102
10 So in der amtlichen englischsprachigen Ausgabe *Second Session of the Eighth National Congress of the Communist Party of China*. Peking 1958. S. 36
11 Die Zahlen nach Alexander Eckstein, Moscow-Peking Axis. The Economic Pattern, in: *Boorman (u. a.), Axis*, S. 63, mit Ausnahme der Getreideproduktion; diese für die Sowjetunion als Fünfjahresdurchschnitt errechnet nach *Narodnoje chosjajstwo SSSR w 1958 godu*, Moskau 1959, S. 7, 31, 352, für China errechnet aus den amtlichen chinesischen Zahlen in *Ten Great Years*. Peking 1960. S. 8 und 119
12 *Bernhard Grossmann, Die wirtschaftliche Entwicklung der Volksrepublik China*. Stuttgart 1960. S. 310 (bis Ende 1957, für die Jahre 1958—60 geschätzt auf Grund der Angaben der Vorjahre)
13 Errechnet nach *Narodnoje chosjajstwo SSSR w 1958 g.* Moskau 1959. S. 7 u. 31
14 Vgl. Mah Feng-hwa, The Financing of Public Investment in Communist China, in: *The Journal of Asian Studies*, XXI, Nr 1 (Nov. 1961), S. 33 bis 48. — Über die wirtschaftliche Entwicklung Rotchinas im allgemeinen unterrichten *Bernhard Grossmann, Werner Handke, Li Choh-ming* und *Hughes-Luard, Development* (s. Auswahlbibliographie, S. 589 ff.)
15 *Prawda*, 30. August 1958
16 S. den höchst aufschlußreichen Aufsatz von Wei Wei in *Tschungkuo-Tschingnien-pao*, 16. Juli 1960, der in englischer Übersetzung vorliegt in *Union Research Service*, XX, Nr 15 (19. August 1960), S. 215
17 S. Titarenko in *Sowjetskaja Latwija* (und anderen Zeitungen), 16. August 1960, zit. nach der Dokumentation von R. MacFarquhar in: *Hudson-Lowenthal-MacFarquhar*, S. 150
18 *Peking Review*, 1960, Nr. 34 (23. August), S. 11; ähnlich Tschou En-lai in Moskau am 19. Okt. 1961, s. *Peking Review*, 1961, Nr 43 (27. Okt.), S. 8
19 *Hung-tschi*, 1960, Nr 19 (1. Okt.), nach der engl. Wiedergabe in *Peking Review*, 1960, Nr 41 (11. Okt.), S. 9
20 Vgl. Art. 7—11 der Musterstatuten der Volkskommune „Sputnik", in: *People's Communes in China*. Peking 1958. S. 64 bis 68
21 *Chinese Communes*, S. 16—18; *Hungtschi*, 16. Sept. 1958
22 *P. G. Podjatschich, Nasselenije SSSR*. Moskau 1961. S. 71; *Ten Great Years*. Peking 1960 (Staatliches Statistisches Büro). S. 180
23 Über die Ehegesetzgebung im roten China s. Vermier G. Chin, The New Marriage Law of Communist China, in: *E. Stuart Kirby* (Hrsg.), *Contemporary China. Economic and Social Studies*. II. Hongkong 1958. S. 64—72; *M. H. van der Valk, Conservatism in Modern Chinese Family Law*. Leiden 1956. 90 S.
24 Diese Auswahl besonders markanter Sätze aus *Tschungkuo-Tschingnien-pao*, 30. Nov. und 16. März 1956; 27. Sept. 1958; 1. Mai, 16. Juli, 1. März 1960
25 *Mehnert, Sowjetmensch* (Kap. „Familie und Heim")
26 Peitaiho-Resolution (wie Anm. 31), Abschnitt 5
27 *Jenmin-jipao*, 3. Sept. 1958 (Leitartikel)
28 Z. B. wieder durch Chruschtschow auf

dem XXI. Parteitag der KPdSU, *Prawda*, 28. Jan. 1959, S. 9

29 Vgl. die Versuche, dieses Dunkel zu durchdringen, bei *Zagoria, Conflict*, S. 70 f., 87 f., 93 f.

30 *Jenmin-jipao*, 4. Sept. 1958

31 *Jenmin-jipao*, 10. Sept. 1958; amtlicher englischer Text in: *Peking Review*, 1958, Nr 29 (16. Sept.); ferner *Prawda*, 11. Sept. 1958, und deutsche Übersetzung in: *Osteuropa*, VIII, Nr 10/11 (Okt./Nov. 1958), S. 757—761

32 *Dwishenije sa sosdanije narodnych kommun w Kitaje* [Die Bewegung zur Schaffung von Volkskommunen in China]. Peking 1958. 101 S.

33 Z. B. Fritz Steck, Besuch einer Volkskommune im Norden Chinas, in: *Neue Zürcher Zeitung*, 16. Nov. 1958; *Rolf Gillhausen und Joachim Heldt, Unheimliches China. Eine Reise durch den roten Kontinent*. Hamburg 1959. 152 S.

34 In deutscher Sprache zum Thema Volkskommunen s. Lily Abegg, Volkskommunen in China, in: *Osteuropa*, NF, IX, Nr 7/8 (Juli/August 1959). S. 401—414; Joachim Glaubitz, Die chinesischen Volkskommunen auf dem Lande. Organisation und Entwicklungstendenzen, in: *Osteuropa*, NF, XI, Nr 4/5 (April/Mai 1961), S. 302—310; eine knappe Darstellung in englischer Sprache bieten die vom „Soviet Survey" veröffentlichte Broschüre *The Chinese Communes*, London [1959], 79 S. (mit Beiträgen von Geoffrey Hudson, A. V. Sherman und A. Zauberman) und *Cheng Chu-yuan, The People's Communes. Hongkong* 1959. 139 S.

35 *Peking Review*, 1958, Nr 43 (23. Dez.), S. 10 ff. (=Wuhan-Resolution v. 10. Dez. 1958, Teil I; amtl. engl. Text)

36 Diese Zahlen für Ende 1957 in: *Narodnoje chosjajstwo SSSR w 1959 godu*. Moskau 1960. S. 307

37 Art. 11 der „Sputnik"-Musterstatuten (wie Anm. 20). S. 68

38 *Jenmin-jipao*, 3. Sept. 1958 (Leitart.)

39 Wuhan-Resolution (a. a. O.), Teil IV

40 Wu Tschi-pu, in: *Hung-tschi*, 16. Sept. 1958

41 Fritz Steck, in: *Neue Zürcher Zeitung*, 16. Nov. 1958

42 *Hung-tschi*, 1. Sept. 1958 (Leitartikel)

43 *Zagoria, Conflict*, S. 101

44 A. Wolkow, in: *Prawda*, 4. April 1962

45 Lily Abegg, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 27. Dez. 1958

46 Art. 20 der „Sputnik"-Musterstatuten (wie Anm. 20). S. 74 f.

47 *Rolf Gillhausen und Joachim Heldt*, Unheimliches China. Hambg. 1959. S. 59

48 *Chinese Communes*, S. 27

49 Art. 19 der „Sputnik"-Musterstatuten (wie Anm. 20). S. 74

50 *Chinese Communes*, S. 41

51 *Prawda*, 11. Sept. 1958

52 *Literaturnaja gaseta*, 30. Sept. 1958

53 *Hung-tschi*, 1. Sept. 1958 (Leitartikel)

54 Ebenda

55 Wu Tschi-pu, in: *Hung-tschi*, 16. Sept. 1958

56 Vgl. *Zagoria, Conflict*, S. 90 f., 94 ff.

57 *Klaus Mehnert, Jugend in Sowjetrußland*. Berlin 1932. S. 171—201, und *Mehnert, Sowjetmensch* (Kap. „Familie und Heim" und „Wohlstand")

58 *KPSS w resoljuzijach i reschenijach* [Die KPdSU in ihren Resolutionen und Entscheidungen]. Bd. II. Moskau 1953. S. 595; s. auch Robert G. Wesson, The Soviet Communes, in: *Soviet Studies*, XIII, Nr 4 (April 1962), S. 341—361

59 Z. A. Stepanjan, Oktjabrskaja rewoljuzija i stanowlenije kommunistitscheskoj formazii [Die Oktoberrevolution und die Bildung der kommunistischen Formation], in: *Woprossy filossofii*, 1958, Nr 10 (Okt.), S. 39 ff.

60 *Iswestija*, 13. April 1960

61 *Iswestija*, 1. Okt. 1958

62 *Prawda*, 11. Sept. 1958

63 *Jenmin-jipao*, 7. Nov. 1958

64 *Promyschlenno-ekonomitscheskaja gaseta* (Moskau), 21. Nov. 1958

65 Marguerite Higgins, in: *New York Herald Tribune* (europ. Ausgabe), 27./28. Dez. 1958

66 in *Life*, XLVI, Nr 2 (12. Jan. 1959), S. 86

67 *Prawda*, 6. Febr. 1959

68 *Prawda*, 28. Jan. 1959

69 *Prawda*, 16. Dez. 1958, S. 4

70 N. Matkowskij, *Prawda*, 12. Juni 1960

71 *Prawda*, 21. Juli 1959

72 *Stalin, Werke*, XIII, S. 312 ff.

73 Z. B. *Peking Review*, 1961, Nr 44 (3. Nov.), S. 3

74 Vgl. Klaus Mehnert, in: *Christ und Welt*, 25. Aug. 1961, Giselher Wirsing, ebenda, 24. Nov. 1961, und Agricultural Study Forecasts another Hungry Spring for Communist China *(Current Scene*, I, Nr 23, 22. Jan. 1962)

75 Englischer Text dieser sog. Wuhan-Resolution in: *Peking Review*, 1958, Nr 43 (23. Dez.), S. 10—19

76 *Prawda*, 18. Dez. 1958

77 Teil II und IV der Wuhan-Resolution (wie Anm. 75)

78 S. Kommuniqué von Wuhan, ebenda
79 *Prawda*, 29. Jan. 1959
80 *Peking Review*, 1959, Nr 7 (17. Febr.), S. 12
81 *Prawda*, 28. Jan. 1959
82 Z. Stepanjan, Etapy i sroky [Etappen und Fristen], in: *Oktjabr*, 1960, Nr 7 (Juli), S. 152
83 *Prawda*, 2. Nov. 1961 (deutsch: Boris Meissner, Das Parteiprogramm der KPdSU. Köln 1962. S. 237; Abschnitt VI des 2. Teils des Parteiprogramms)
84 Z. B. *A. Je. Kaminskij, Kooperirowanije selskogo chosjajstwa Kitaja* [Die Kooperierung der Landwirtschaft Chinas]. Moskau 1959. S. 150 ff.; *Schkarenkowa (Red.), Nasch Drug Kitaj* [Unser Freund China]. Moskau 1959. S. 206
85 V. Bereshkow, Volkskommunen und Papiertiger, in: *Neue Zeit* (Moskau), 1959, Nr 12 (März), S. 12—15; *Neue Zeit* hatte über das Thema der Volkskommunen kurz zuvor (in Nr 7/1959, S. 26 f.) einen kurzen Beitrag aus chinesischer Feder veröffentlicht, brachte aber dann in dem Aufsatz von L. Delussin, Der Große Sprung (Nr 39/1959, S. 17) auch kritische Bemerkungen
86 A. A. Andrejew, 10 let Kitajskoj Narodnoj Respubliki [10 Jahre Chinesische Volksrepublik], in: *Kommunist*, 1959, Nr 14 (Sept.), S. 23 ff.; Redakzionnaja: Welikij podwig kitajskogo naroda [Redaktionsartikel: Die große Heldentat des chinesischen Volkes], ebenda, S. 12
87 *Prawda*, 2. Okt. 1959
88 *Prawda*, 1. Okt. 1959
89 *Prawda*, 29. Sept. 1959
90 *Prawda*, 1. Okt. 1959; s. auch Joachim Glaubitz, Das Echo der chinesischen Volkskommunen im Ostblock, in: *Osteuropa*, NF, XI, Nr 11/12 (Nov./Dez. 1961), S. 823—828
91 *Sowjetsko-kitajskaja drushba*, 1959, Nr 38
92 *NCNA*, 13. Febr. 1960
93 *Prawda*, 14. Febr. 1960
94 Neuklonnyj rost sil sozialisma [Das unablässige Wachsen der Kräfte des Sozialismus], in: *Kommunist*, 1961, Nr 6 (April), S. 95
95 *Jenmin-jipao*, 29. August 1959; englisch in *Peking Review*, 1959, Nr 36 (8. Sept.), S. 9
96 *Liu Schao-tschi, Der Sieg des Marxismus-Leninismus in China.* Peking 1959. S. 33, 35, 37
97 *Peking Review*, 1959, Nr 35 (1. Sept.), S. 7 f.
98 Joachim Glaubitz, Die chinesischen Volkskommunen auf dem Lande, in: *Osteuropa*, NF, XI, Nr 4/5 (April/Mai 1961), S. 307 f.
99 S. die Luschan-Resolution des ZK der KPCh, in: *Peking Review*, 1959, Nr 35 (1. Sept.), S. 5 f.
100 S. hierzu Joachim Glaubitz, Die Kommunisierung der chinesischen Stadt — eine Episode im „Großen Sprung", in: *Osteuropa*, NF, XII, Nr 4/5 (April/Mai 1962), S. 311—315
101 *Peking Review*, 1962, Nr 16 (20. April), S. 3
102 dt. Ausgabe: Stuttgart 1952. 95 S.
103 Klaus Mehnert, Über Stalins „Wirtschaftsprobleme des Sozialismus in der UdSSR", in: *Osteuropa*, NF, II, Nr 6 (Dez. 1952), S. 412 ff.
104 Z. B. in der Festrede Chruschtschows, Teil II, in: *Prawda*, 7. Nov. 1957
105 S. *Woprossy ekonomiki*, 1958, Nr 9, S. 84—118
106 S. insbes. die Moskauer Zeitschriften *Kommunist* und *Oktjabr*
107 S. die bibliographische Übersicht von A. Loginow, Tschitaja knigu o kommunisme [Bei der Lektüre eines Buches über den Kommunismus], in: *Kommunist*, 1960, Nr 12 (August), S. 111 ff.
108 S. Sturmilin, Rabotschij byt i kommunism [Arbeiterleben und Kommunismus], in: *Nowyj mir*, 1960, Nr 7 (Juli), S. 203 ff.
109 Z. B. A. Chartschew, Semja i kommunism [Familie und Kommunismus], in: *Kommunist*, 1960, Nr 7 (Mai) S. 53; O. Jurowizkij, Materialnyje i moralnyje stimuly sozialistitscheskogo proiswodstwa [Materielle und moralische Anreize der sozialistischen Produktion], in: *Kommunist*, 1960, Nr 12 (August), S. 31; Z. Stepanjan, Obschtschaja sakonomernost kommunistitscheskogo stroitelstwa [Die allgemeine Gesetzmäßigkeit des kommunistischen Aufbaus], in: *Polititscheskoje samoobrasowanije*, 1961, Nr 2
110 Dietrich A. Loeber, Sowjetrecht, in: *Osteuropa*, NF, IX, Nr 5/6 (Mai/Juni 1959), S. 283—285; Reinhart Maurach, Das Sowjetrecht auf dem Wege zur Restalinisierung?, in: *Osteuropa*, NF, XII, Nr 4/5 (April/Mai 1962), S. 280 ff.
111 *Prawda*, 19. April 1958
112 Verordnung vom 30. Dez. 1960, veröffentlicht in: *Sozialistitscheskaja sakonnost*, 1961, Nr. 3, S. 83

113 Vgl. die Verlautbarung des ZK des Komsomol, in: *Prawda*, 22. Nov. 1958, und den Leitartikel der *Prawda*, 25. Nov. 1958

114 *Prawda*, 2. Nov. 1961, deutsch bei *Boris Meissner*, *Das Parteiprogramm*, S. 244; über das neue Parteiprogramm s. auch *Günther Wagenlehner*, *Kommunismus ohne Zukunft*. Stuttgart 1962. 274 S.; Aufsatzreihe „Übergang zum Kommunismus" in: *Osteuropa*, NF, XI, Nr 4/5 (April/Mai 1961), bis XII, Nr 4/5 (April/Mai 1962)

115 *Prawda*, 19. Okt. 1961, S. 6

116 S. Zweiter Teil, Abschnitt I/2/A und III/1 (*Prawda*, 2. Nov. 1961, S. 7; deutsch bei *B. Meissner*, a. a. O, S. 201 f., 216)

117 *Prawda*, 24. März 1962

15. KAPITEL

1 Den neuesten Stand der Forschung über Rotchinas Haltung im Korea-Krieg gibt *Allen S. Whiting*, *China Crosses the Yalu*.

2 *Zagoria*, *Conflict*, S. 154 f., 160—165, 187 f.

3 *Mao*, *Sel. Works*, IV, S. 100

4 *Genosse Mao Tse-tung über „Der Imperialismus und alle Reaktionäre sind Papiertiger"*. (dt.) Peking 1958. 36 S.

5 *Jenmin-jipao* und *Takung-pao*, 11. und 12. Januar 1958

6 *Jenmin-jipao*, 11. Januar 1958

7 *Iswestija* und *Prawda*, 23. Juli 1958

8 *NCNA*, 22. Juli 1958

9 *Prawda*, 24. Juli 1958

10 *NCNA*, 24. Juli 1958

11 *Jenmin-jipao*, 25., 26., 27. Juli 1958

12 *NCNA*, 21. und 25. Juli 1958

13 *Iswestija*, 5. August 1958

14 Die letztere Vermutung äußerte die *New York Times*, 10. August 1958

15 *Prawda*, 29. Juli 1958

16 *Iswestija*, 6. August 1958

17 Zu einem ähnlichen Ergebnis kommt Herbet Ritvo, Sino-Soviet Relations and the Summit, in: *Problems of Communism*, VII, Nr 5 (Sept./Okt. 1958), S 47—49

18 *Prawda*, 12. Okt. 1954

19 *Prawda*, 10. Febr. 1955

20 *Prawda*, 31. August 1958

21 *Iswestija*, 8. Sept. 1958

22 *Iswestija*, 20. Sept. 1958

23 Vertragstext zuerst veröffentlicht in *Prawda*, 15. Mai 1955

24 Vgl. *Boris Meissner* (Hrsg.), *Der Warschauer Pakt. Dokumentensammlung*. Köln 1962. S. 32 f.

25 Erst gegenüber Feldmarschall Montgomery, dann gegenüber dem amerikanischen Journalisten Edgar Snow, laut *Look*, 31. Jan. 1961, S. 85 ff.

26 *G. P. Shukow*, *Warschawskij dogowor i woprossy meshdunarodnoj besopasnosti* [Der Warschauer Pakt und die Fragen der internationalen Sicherheit]. Moskau 1961. 78 S.

27 Z. B. *Jenmin-jipao*, 8. Juli 1956 und 19. Juni 1960

28 Z. B. Chruschtschows Antwort an TASS, *Prawda*, 6. Okt. 1958

29 Über den Kommunismus in Asien s. u. a. *Ball*, *Nationalism and Communism in East Asia*; *Brimmel*, *Communism in South East Asia*; *Kennedy*, *A History of Communismus in East Asia*. — Über die kommunistische Politik im Nahen Osten: *Laqueur*, *The Soviet Union and the Middle East*; in Asien: *Budewig*, *Wird Asien rot?*; Rodger Swearingen, A Decade of Soviet Policy in Asia; in Afrika: *Italiaander*, *Schwarze Haut im roten Griff*; *Fritz Schatten*, *Afrika — schwarz oder rot?*; in Lateinamerika: *Allen*, *Soviet Influence in Latin America*. (Vollständige Titel in der „Auswahlbibliographie", S. 589 ff.)

30 Lenin, Werke (russ.), 4. Aufl., XXXIII, S. 458 („Lieber weniger, aber besser")

31 Stalin, Werke, V, S. 49 und 208 f.

32 *John H. Kautsky*, *Moscow and the Communist Party of India*. New York, London 1956. S. 24—34; *Gene D. Overstreet and Marshall Windmiller*, *Communism in India*. Berkeley, Los Angeles 1959. S. 253—275

33 S. Chronik: Sowjetunion, in: *Osteuropa*, XII, Nr 6 (Juni 1962), S. 438; s. dazu auch *Neue Zürcher Zeitung*, Fernausgabe, 4. Jan. 1962, Blatt 2

34 *Prawda*, 11. April 1962

35 Je. Shukow, Snamenatelnyj faktor naschego wremeni [Ein bedeutsamer Faktor unserer Zeit], in: *Prawda*, 26. Aug. 1960

36 *W. Rymalow*, *W. Tjagunenko*, *Slaboraswityje strany w mirowom kapitalistitscheskom chosjajstwe* [Die schwach entwickelten Länder in der kapitalistischen Weltwirtschaft]. Moskau 1961. S. 441. — Von westlicher Seite ist das Standardwerk für die Anfangszeit bis zum Frühjahr 1958 *Berliner*, *Soviet Economic Aid*; s. ferner *Sino-Soviet Economic Offensive in the Less Developed Countries*. Hrsg. Department of State. — Zur Entwicklungshilfe für die asiatischen Ostblockstaaten s. *(Kurt*

Müller), Entwicklungshilfe innerhalb des Ostblocks.

37 F. Konstantinow, Raskolnitscheskaja, antimarksistskaja dejatelnost albanskich rukowoditelej [Die spalterische, antimarxistische Tätigkeit der albanischen Führer], in: *Kommunist.* 1961, Nr 17 (Nov.), S. 48

38 Z. B. durch Teng Li-tschun und Wu Tschiang, Dialektik ist die Algebra der Revolution, in: *Hung-tschi,* 1. Nov. 1960, auf englisch in: *Peking Review,* 1960, Nr 46 (15. Nov.), S. 12

39 *Long Live Leninism,* S. 49 f.

40 So der chinesische Vertreter vor dem [kommunistischen] Weltgewerkschaftsbund, s. *Peking Review,* 1960, Nr 24 (14. Juni), S. 14

41 *Mao, Ausg. Schriften,* III, S. 116, 141

42 Liu Schao-tschi zu Anna Louise Strong (The Thought of Mao Tse-tung, in: *Amerasia,* Juni 1947, S. 161), zit. nach *Zagoria, Conflict,* S. 14 f.; ähnlich auch Liu Schao-tschi auf der Gewerkschaftskonferenz in Peking am 25. Nov. 1949, s. *Prawda,* 4. Jan. 1950

43 Erklärung zum 30. Jahrestag der Gründung der KPCh, Juli 1951, nach Howard L. Boorman, The Sino-Soviet Alliance. The Political Aspect, in: *Boorman (u. a.), Axis,* S. 43

44 Sung Tsching-ling (Witwe Sun Yatsens) in: *Jenmin-jipao,* 8. Nov. 1956

45 Schlußworte des Artikels von Liu Schao-tschi zum 10. Jahrestag der Gründung der Chinesischen Volksrepublik, in: *Jenmin-jipao,* 1. Okt. 1959

46 Teng To, Die Ideologie Mao Tsetungs erschließt den Weg für die Entwicklung der chinesischen Geschichtswissenschaft, in: *Peking-jipao,* 24. Feb. 1961, zit. nach *Ostprobleme,* XIII, Nr 22 (27. Okt. 1961), S. 712

47 *Mao Tse-tung, Über die richtige Lösung von Widersprüchen im Volke.* (dt.) Peking 1957. S. 79

48 *Peking Review,* 1960, Nr 13 (29. März)

49 Robert C. North, The New Expansionism, in: *Problems of Communism,* IX, Nr 1 (Jan./Feb. 1960), S. 25; in der späteren Ausgabe der Schriften Mao Tse-tungs (*Mao, Ausg. Schriften,* III, S. 93) ist der Hinweis auf diese Gebiete ausgemerzt worden.

50 *Prawda,* 29., 30. und 31. März 1959

51 Vgl. *Prawda,* 5. April 1959

52 Rede vom 23. Dez. 1959 vor dem indischen Unterhaus

53 So der Abgeordnete Masani im indischen Unterhaus am 25. Nov. 1959

54 Über den indisch-chinesischen Grenzstreit wird laufend berichtet in der Vierteljahresschrift *Indoasia,* die seit 1959 in Stuttgart erscheint.

55 Rede vom 23. Dez. 1959 vor dem indischen Unterhaus

56 *Prawda,* 10. Sept. 1959

57 *Prawda,* 1. Nov. 1959

58 Im Zentralorgan der KP Indiens, *New Age,* 15. Nov. 1959

59 Insbesondere am 29. Okt. 1959

60 *Prawda,* 12. Feb. 1960

61 *NCNA,* 14. März 1957

62 Das Standardwerk über diese Frage ist *Victor Purcell, The Chinese in Southeast Asia.* Eine neuere, kurzgefaßte übersichtliche Arbeit in deutscher Sprache ist *Eduard J. Solich, Die Überseechinesen in Südostasien.*

63 Vgl. *Hans Kohn, Die Slawen und der Westen. Die Geschichte des Panslawismus.* Wien, München 1956. 359 S.

64 *John H. Kautsky, Moscow and the Communist Party of India; Gene D. Overstreet and Marshall Windmiller, Communism in India*

65 Bezüglich des Abkommens mit Nepal s. *Peking Review,* 1960, Nr 1 (29. März), S. 6—10, über die Beziehungen zu Burma s. Dai Shen-yu, Peking and Rangoon, in: *The China Quarterly,* Nr 5 (Jan.—März 1961), S. 131—144

66 David Mozingo, New Developments in China's Relations with Indonesia, in: *Current Scene* (Hongkong), I, Nr 24 (5. Feb. 1962)

67 *Iswestija Akademii Nauk SSSR,* Serija istorii i filologii Jan.-Feb. 1952, S. 87

68 *Peking Review,* 1960, Nr 49/50 (13. Dez.), S. 9

69 Ebenda, S. 16

70 *Prawda,* 4. Dez. 1961

71 So im chinesisch-koreanischen Kommuniqué vom 15. Juli 1961, s. *Peking Review,* 1961, Nr 29 (21. Juli 1961), S. 21; vgl. John Bradbury, Sino-Soviet Competition in North Korea, in: *The China Quarterly,* Nr 6 (April—Juni 1961), S. 15—28

72 *Prawda,* 4. Dez. 1961

73 *(Kurt Müller) Entwicklungshilfe innerhalb des Ostblocks.* Frankfurt, Berlin 1960. S. 70; *Prawda,* 11. Juli 1961

74 *(Kurt Müller),* a. a. O., S. 101

75 J. P. Honey, The Position of the DRP Leadership and the Succession of Ho Chi Minh, in: *The China Quarterly,* Nr 9 (Jan.—März 1962), S. 24—36

76 Bernard B. Fall, Power and Pressure

Groups in North Vietnam, in: *The China Quarterly*, Nr 9 (Jan.—März 1962), S. 39

77 Vgl. die Ausführungen Zedenbals, des Ersten ZK-Sekretärs der KP der Mongolei, in: *Prawda*, 3. Feb. 1962

78 Rede des indonesischen KP-Führers Aidit, in: *Jenmin-jipao*, 1. Dez. 1961

79 *Fritz Schatten, Afrika — schwarz oder rot?* München 1961. S. 241

80 W. Weise in: *Die Welt*, 28. Dez. 1961

81 Alexander Y. Kaznacheyev, Soviet „Operation Burma", in: *New Leader*, 18. Jan. 1960, S. 15

82 *Prawda*, 6. August 1959

83 *Hung-tschi*, 16. August 1959

84 *Prawda*, 29. Sept. 1959

85 Z. B. *Jenmin-jipao*, 15. Sept. 1959, und *Peking Review*, 1959, Nr 40 (6. Okt.), S. 35

86 *Ogonjok*, 1960, Nr 40 und 41

87 *Prawda*, 1. Okt. 1959

88 Ebenda

89 *Prawda*, 5. Okt. 1959

90 Drew Pearson, in: *Washington Post*, 10. Dez. 1959

91 Boris N. Ponomarjow, in: *Prawda*, 12. August 1960

16. KAPITEL

1 *Prawda*, 5. Feb. 1960

2 Er war der Zeitschrift *China Today*, 12. Feb. 1960, entnommen; s. auch *Peking Review*, 1960, Nr. 6; ursprünglich war er in *Jenmin-jipao*, 6. Feb. 1960, veröffentlicht worden

3 *Prawda*, 29. Jan., 1., 3., 4. und 5. Feb. 1960

4 Die Texte der meisten hier genannten Dokumente aus dem Jahre 1960 sind in der übersichtlichen britischen Veröffentlichung *Hudson-Lowenthal-MacFarquhar* enthalten

5 *Hung-tschi*, 16. April 1960; vgl. in der vorhergehenden Nummer von *Hung-tschi* den vorbereitenden Aufsatz „Der Imperialismus, Kriegsursache der Neuzeit, und der Weg des Völkerkampfes für den Frieden".

6 *Jenmin-jipao*, 22. April 1960

7 Englische Ausgabe: *Long Live Leninism*. Peking 1960. 106 S.

8 *Prawda*, 23. April 1960

9 Z. B. *Jenmin-jipao*, 12. und 13. Mai 1960, ebenso *Takung-pao*, 12. und 13. Mai 1960

10 Pekings Reaktion zeigten die Leitartikel in *Jenmin-jipao*, 13. und 20. Mai 1960, und in *Takung-pao*, 13. Mai 1960

11 *Wichtige Gespräche des Vorsitzenden Mao Tse-tung mit Persönlichkeiten aus Asien, Afrika und Lateinamerika*. (dt.) Peking 1960. S. 8

12 *NCNA*, 17., 18. und 19. Mai 1960

13 *NCNA*, 22. Mai 1960

14 *Prawda*, 19. Mai 1960

15 S. die dieser Tagung gewidmete Ausgabe der *Peking Review*, 1960, Nr 24 (14. Juni)

16 *Zagoria, Conflict*, S. 320—323

17 *Prawda*, 12. Juni 1960

18 Edward Crankshaw, The Moscow-Peking Clash Exposed, in: *Observer*, 12. und 19. Feb. 1961

19 In seinem Interview mit Edgar Snow, in: *Look*, 31. Jan. 1961

20 Vgl. Leitartikel der *Prawda*, 20. Juni 1960, und Bericht über Chruschtschows Rede auf dem Parteitag der ungarischen KP am 1. Dez. 1959, in: *Prawda*, 2. Dez. 1959

21 *Prawda*, 22. Juni 1960

22 Rede Peng Tschens in *NCNA*, 22. Juni 1960, und *Peking Review*, 1960, Nr 26 (28. Juni), S. 4 ff.

23 *Prawda*, 23. Juni 1960

24 *Jenmin-jipao*, 24. Juni 1960

25 *Prawda* u. *Jenmin-jipao*, 28. Juni 1960

26 Vgl. ihre Verlautbarungen zu Lenins Geburtstag sowie die Leitartikel der *Jenmin-jipao*, 29. Juni und 21. Nov. 1960

27 In einem Interview mit Edgar Snow, in: *Look*, 31. Jan. 1961

28 Die wichtigsten Aufsätze in *Peking Review*, 1960, Nr 40, 41, 45, 46 (4. und 11. Okt., 8. und 15. Nov.)

29 Z. B. A. Beljakow und F. Burlazkij, in: *Kommunist*, 1960, Nr 13 (Sept.); Je. Shukow, in: *Prawda*, 26. Aug. 1960

30 Leitartikel der *Jenmin-jipao*, 21. Nov. 1960, und der *Prawda*, 23. Nov. 1960

31 *Prawda*, 6. Dezember 1960; deutsch in: *Neues Deutschland*, 6. Dez. 1960

32 Insbesondere von Edward Crankshaw, in: *Observer*, 12. Feb. 1961, und von Isaac Deutscher, in: *The Sunday Times*, 2. Juli 1961

33 *Prawda*, 2. und 6. Dez. 1960

34 *NCNA*, 4. Nov. 1960

35 Die Deklaration in: *Prawda*, 6. Dez. 1960, der Appell ebenda, 11. Dez. 1960; vgl. dazu Harry Hamm in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 29. Dez. 1960

36 Leitartikel in *Prawda*, 7. Dez. 1960, und Referat Suslows vor dem Zentralkomitee der KPdSU, in: *Prawda*, 23. Jan. 1961; Resolution des ZK der KPCh in *NCNA*, 20. Jan. 1961, sowie Leitartikel in *Jenmin-jipao*, 7., 10.

und 12. Dez. 1960, sämtlich auch auf englisch veröffentlicht in: *Peking Review*, 1960, Nr 49/50 und 51 (13. und 20. Dez.)

37 Text in *Kommunist*, 1961, Nr 1 (Jan.), S. 3—37

38 *Jenmin-jipao*, 12. Dez. 1960; *Peking Review*, 1960, Nr 51 (20. Dez.), S. 10

39 S. den Vergleich, den Harrison E. Salisbury in *New York Times*, 3. Feb. 1961, anstellte.

40 *Prawda* u. *Jenmin-jipao*, 14. Feb. 1961

41 *Prawda*, 21. Jan. 1961

42 Mao vor Afrikanern, s. *NCNA*, 28. April 1961, und Liu Schao-tschi in seiner Rede vom 30. Juni 1961, s. *Peking Review*, 1961, Nr 26/27 (7. Juli), S. 12

43 *Takung-pao*, 20. April 1961

44 S. den Leitartikel sowie die Aufsätze von Ai Su-tschi und Tschang Tschung-schi in: *Jenmin-jipao*, 18. März 1961

45 Ju. Franzew in: *Prawda*, 18. März 1961, und A. Molok, Istoritscheskoje snatschenije Parishskoj Kommuny [Die historische Bedeutung der Pariser Kommune], in: *Kommunist*, 1961, Nr 4 (März), S. 80—88

46 Regierungserklärung vom 31. Aug. 1961, auf englisch in: *Peking Review*, 1961, Nr 36 (8. September), S. 6

47 *Prawda*, 30. Juli 1961

48 *Jenmin-jipao*, 5. August 1961

49 *Peking Review*, 1961, Nr 43 (27. Okt.), S. 9

50 *Jenmin-jipao*, 1. Dez. 1961 (Leitartikel), *Peking Review*, 1961, Nr 49 (8. Dez.), S. 8

51 S. insbesondere F. Konstantinow, Raskolnitscheskaja, antimarksistskaja dejatelnost albanskich rukowoditelej [Die spalterische, antimarxistische Tätigkeit der albanischen Führer], in: *Kommunist*, 1961, Nr 17 (Nov.), S. 38—53

52 Z. B. N. Inosemzew in: *Prawda*, 17. Jan. 1962, und P. Pospelow, in: *Prawda*, 18. Jan. 1962; *Jenmin-jipao*, 1., 10. und 11. Dez. 1961

53 *Prawda*, 6. März 1962

54 *NCNA*, 16. April 1962; *Prawda*, 18. April 1962

55 *Iswestija*, 18. April 1962

56 S. *Peking Review*, 1962, Nr 17 (27. April), S. 22; vgl. auch *New York Times*, 21. April 1962

57 *Prawda*, 15. Feb. 1956

58 *Prawda*, 22. Juni 1960

59 *Long Live Leninism*, S. 16 ff.

60 *Prawda*, 22. Nov. 1957; auf deutsch in: *Neues Deutschland*, 22. Nov. 1957

61 *Long Live Leninism*, S. 100 f.

62 *Prawda*, 1. Okt. 1959

63 *Prawda*, 23. April 1960

64 *Prawda*, 22. Juni 1960

65 *Long Live Leninism*, S. 102

66 *Prawda*, 23. April 1960

67 Rede des chinesischen Delegierten auf dem Kongreß des [kommunistischen] Weltgewerkschaftsbundes, in: *Peking Review*, 1960, Nr 24 (14. Juni), S. 14

68 N. Matkowskij, *Prawda*, 12. Juni 1960

69 *Long Live Leninism*, S. 2, 37, 39, 43, 60

70 A. Beljakow, F. Burlazkij, Leninskaja teorija sozialistitscheskoj rewoljuzii i sowremjonnost [Die Leninsche Theorie der sozialistischen Revolution und die Gegenwart], in: *Kommunist*, 1960, Nr 13 (Sept.), S. 23, 25, 27

71 A. Molok (wie Anm. 45), S. 73

72 S. hierzu *Boris Meissner, Das Partei-Programm der KPdSU*, S. 104

73 *Stuttgarter Zeitung*, 10. Mai 1958

74 Vgl. die ausführliche Behandlung dieser Frage bei *Alice Langley Hsieh, Communist China's Strategy in the Nuclear Age*. Englewood Cliffs, N. J. 1962. 203 S.

75 Z. B. *Jenmin-jipao*, 21. Sept. 1959; *Peking Review*, 1959, Nr 40 (6. Okt.), S. 23, und Nr 42 (20. Okt.), S. 10 ff.; *Jenmin-jipao*, 22. Jan. 1960

76 *Jenmin-jipao*, 22. Januar 1960; Kang Scheng bei der Warschau-Pakt-Konferenz am 4. Feb. 1960, in: *Peking Review*, 1960, Nr 6 (9. Feb.), S. 6—9; Tschou En-lai zu Edgar Snow, in: *Look*, 31. Jan. 1961

77 *Prawda*, 22. Nov. 1957; deutsch in: *Neues Deutschland*, 22. Nov. 1957

78 *Prawda*, 28. Jan. 1959

79 *Prawda*, 8. Okt. 1959

80 *Long Live Leninism*, S. 30

81 *Tschungkuo Tschingnien-pao*, 16. Feb. 1960

82 *Mao, Ausg. Schriften*, II, S. 280 f.

83 Sung Tu, in: *Tschungkuo Tschingnien-pao*, a. a. O.

84 So wiedergegeben von Kuusinen in der Rede zum 90. Geburtstag Lenins, in: *Prawda*, 23. April 1960

85 *Prawda*, 22. Juni 1960, S. 2

86 Ju. Franzew, in: *Prawda*, 7. Aug. 1960

87 *Peking Review*, 1960, Nr 24 (14. Juni), S. 13 f.

88 Ju. Franzew, a. a. O.

89 *Peking Review*, 1960, Nr 24 (14. Juni), S. 13

90 *Tschungkuo Tschingnien-pao*, 16. Juli 1960

91 *Prawda*, 6. Dez. 1960

92 *Kommunist*, 1961, Nr 1 (Jan.), S. 16—22

93 *Prawda*, 13. März 1954
94 in Bukarest, *Prawda*, 22. Juni 1960
95 A. Beljakow, F. Burlazkij (wie Anmerk. 70), S. 16
96 *Kommunist*, 1961, Nr 1 (Jan.), S. 20
97 *Borba*, 16. Juni 1958
98 *Long Live Leninism*, S. 21 f.
99 *Long Live Leninism*, S. 104
100 General Li Tschi-min, in: *Jenminjipao*, 25. Juni 1960
101 Insbesondere Leitartikel der *Jenminjipao*, 30. Sept. 1960; englisch in *Peking Review*, 1960, Nr 40 (4. Okt.), S. 14
102 *Long Live Leninism*, S. 22
103 *Prawda*, 22. Juni 1960
104 Ju. Franzew, in: *Prawda*, 7. August 1960
105 A. Beljakow, F. Burlazkij (wie Anmerk. 70), S. 16
106 *Prawda*, 6. Dez. 1960
107 *Prawda*, 11. Dez. 1960
108 *Prawda*, 19. Nov. 1961
109 *Prawda*, 6. März 1962
110 Ebenda
111 Z. B. L. Iljitschow, in: *Prawda*, 21. April 1961
112 *Jenmin-jipao*, 29. März 1962; *Prawda*, 3. April 1962; deutsch in: *Ost-Probleme*, XIV, Nr 11 (1. Juni 1962), S. 332—334
113 David A. Charles, The Dismissal of Marchal P'eng Teh-huai, in: *The China Quarterly*, Nr 8 (Okt.-Dez. 1961), S. 63—76
114 In Diskussionen auf der Konferenz von Kawagutschi (s. Anm. 116)
115 Zbigniew K. Brzezinski, The Problematics of Sino-Soviet Bargaining, in: *Kurt London, Unity*, S. 392—405
116 S. zu diesen beiden Seiten den Bericht über die Konferenz über chinesisch-sowjetische Fragen in Kawagutschi, Japan, im September 1960, in: *Osteuropa*, X, Nr 11/12 (Nov./Dez. 1960), S. 729—770, und einen Teil der Referate von Kawagutschi in: *Kurt London, Unity*.

Eine annähernd vollständige Bibliographie über das Thema dieses Buches würde allein einen Band von zweihundert oder mehr Seiten füllen. Die Kartei des Autors mit den zu Rate gezogenen Büchern und sonstigen selbständigen Veröffentlichungen enthält über 1200 Titel; dazu kommen Tausende einschlägiger Aufsätze in Zeitungen und Zeitschriften. So kann im folgenden nur eine Auswahl gegeben, bei manchen Autoren nur das hier wichtigste Werk erwähnt werden. Viele der aufgeführten Bücher bieten umfangreiche eigene Bibliographien; die amerikanische *Bibliography of Asian Studies* verzeichnet jedes Jahr mehrere tausend Titel (vorwiegend, doch nicht ausschließlich solche in englischer Sprache); die sowjetische China-Bibliographie von *P. Je. Skatschkow* umfaßt fast 20 000 russische Titel. Das Schwergewicht der folgenden Auswahl liegt naturgemäß bei der in Deutschland weniger bekannten China-Literatur.

Unter den kommunistischen Periodica dienten die Moskauer *Prawda* und ihr Pekinger Gegenstück, die *Jenmin-jipao* (= Volkszeitung) als wichtigste Quellen, ferner die Moskauer Parteizeitschrift *Kommunist* und deren Gegenstück, die seit Juni 1958 erscheinende *Hung-tschi* (= Rote Fahne), sowie die Dienste der beiden amtlichen Nachrichtenagenturen *TASS* (Moskau) und *NCNA* (= New China News Agency, Peking). Bei den chinesischen Publikationen stützt sich der Verfasser vor allem auf die unschätzbaren Übersetzungsdienste des US-Generalkonsulats und des Union Research Institute (beide Hongkong) sowie des Joint Publications Research Service (Washington, DC). Zitate und Belege, die der Verfasser diesen Übersetzungsdiensten entnahm, wurden in der Mehrzahl der Fälle, d. h. wenn das Original erreichbar war, von seinen Mitarbeitern überprüft. In Peking erscheint seit 1958 wöchentlich in englischer Sprache die den amtlichen Standpunkt wiedergebende *Peking Review* (zuvor – ab 1950, vierzehntägig – *People's China)*, ferner eine Anzahl weiterer fremdsprachiger, für das Ausland geschriebener Zeitschriften.

Von westlichen Periodica seien genannt: die aus intimer Sachkenntnis schöpfende und vorzüglich interpretierende *China News Analysis* (Hongkong, wöchentlich, seit 1953), ferner *Current Scene* (Hongkong, 14tägig, erst vervielfältigt, seit Mai 1961 gedruckt). Die beste westliche Zeitschrift über das heutige China ist *The China Quarterly* (London, vierteljährlich, seit Anfang 1960). Auch *Problems of Communism*

(Washington, DC, alle zwei Monate, seit 1952) enthält häufig Beiträge über China. In der Bundesrepublik bringen die Zeitschriften *Ost-Probleme* (Bonn, 1949–1956 wöchentlich, seitdem 14tägig) und *Osteuropa* (NF, Stuttgart, seit 1951, zunächst sechsmal im Jahr, ab 1957 monatlich), letztere samt ihren Tochterzeitschriften, u. a. Beiträge über China; *Osteuropa* veröffentlicht seit 1959 regelmäßig Übersichten über die chinesisch-sowjetischen Beziehungen. Seit 1962 erscheint *China-Analysen* (Frankfurt a. M., monatlich).

Von den kommunistischen „Klassikern" werden zitiert: *Lenin* nach der ersten vollständigen deutschsprachigen Ostberliner Ausgabe, da jedoch noch nicht sämtliche rund 40 Bände vorliegen, zum Teil auch nach der ihr zugrunde liegenden vierten, der letzten kompletten russischen Ausgabe; *Stalin* nach der deutschen Ausgabe; soweit diese nicht vollständig ist, nach amtlichen sowjetischen oder sowjetzonalen Veröffentlichungen. – Von *Mao Tse-tung* liegt auf deutsch bisher nur der Inhalt der ersten drei Bände der chinesischen Auswahlausgabe vor, verwirrenderweise in vier Bänden. Der erst 1960 erschienene 4. chinesische Band kann aber schon auf englisch benützt werden; er führt bis 1949. Aus den späteren Jahren sind viele Aufsätze und Reden Maos in Broschürenform erschienen. Biographisches über Mao enthalten die Bücher von *Snow, Payne, Paloczi-Horvarth, Smedley.* (Die vollständigen Titel dieser und der nachfolgend genannten Werke sind in alphabetischer Reihenfolge in der Auswahlbibliographie, S. 589 ff., aufgeführt.)

Die Fachliteratur über russisch-(bzw. sowjetisch-)chinesische Beziehungen ist in raschem Wachsen begriffen. Für die Zeit vor dem Auftreten des Kommunismus siehe *Yakhontoff* (1240–1930), *Dallin* (19. Jh. bis 1930); ferner drei nichtkommunistische Chinesen: *Cheng Tien-fong* (Mittelalter bis 1956), *Wu Aitchen* (1618–1950), *Weih Ken Shen* (17. Jh. bis 1924) sowie in russischer Sprache die kommunistischen Autoren *P. Je. Skatschkow* (1689–1916), *Sladkowskij* (Mittelalter bis 1956; vorwiegend Wirtschaftsbeziehungen), *Pyn Min* (Mittelalter bis 1955; aus dem Chinesischen übersetzt). Die undurchsichtigen zwanziger und dreißiger Jahre behandeln in Amerika *Whiting* (1917–1924), *Schwartz* (1918–1933), *North* (1919–1951), *Eudin und North* (1920–1927), *Brandt* (1924–1927), *Dallin* (Soviet Russia and the Far East, 1930–1948), ferner die nichtkommunistischen Chinesen *Wei* (1917–1954) und *Hsiao Tso-liang* (1930–1934) sowie die Sowjetautoren *Kapiza* (1917–1958), *Perewertajlo* (1923–1927) und das rotchinesische Werk von *Din, In u. a.* (1917–1923).

Analysen und Darstellungen der Jahre seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges, insbesondere seit der Gründung der Chinesischen Volksrepublik finden sich in den in England oder Amerika erschienenen Werken von *Beloff* (1944–1951), *Boorman u. a.* (vorwiegend die erste Hälfte

der fünfziger Jahre), *Zagoria* (1956–1961), *Hudson u. a.* (1957–1960) und des in Hongkong lebenden *Chin Szu-k'ai* (1949–1957). Eine umfangreiche Dokumentensammlung über die sowjetisch-chinesischen Beziehungen (1917–1957) erschien in Moskau unter der Redaktion von *Kurdjukow u. a.* Eine der besten Arbeiten über die inneren Probleme des Ostblocks schrieb *Brzezinski; Konstantinow, Sanakoyev* behandelten dasselbe Thema aus sowjetischer Sicht.

Unter den Autoren von Büchern über das Thema Peking und Moskau dominieren also die Angelsachsen. In der Bundesrepublik befassen sich mit diesem Thema mehrere Publizisten und jüngere Gelehrte, unter ihnen *Heinrich Bechtoldt* (Stuttgarter Zeitung), *Hans-Georg Glaser* (Westdeutsche Allgemeine Zeitung), *Joachim Glaubitz* (Osteuropa), *Harry Hamm* (Frankfurter Allgemeine Zeitung), *Gottfried-Karl Kindermann* (Europa-Archiv), *Wolfgang Leonhard* (Die Zeit), *Carl-Gustaf Ströhm* (Christ und Welt).

AUSWAHLBIBLIOGRAPHIE

Abegg, Lily, Ostasien denkt anders. Versuch einer Analyse des west-östlichen Gegensatzes. Zürich 1949. 425 S.

Abegg, Lily, Im neuen China. Zürich, Freiburg/Br. 1957. 285 S.

Allen, Robert Loring, Soviet Influence in Latin America. The Role of Economic Relations. Washington, D. C. 1959. 108 S.

Anand, Shanta, Communist China in the Bandung Conference. Master of Arts Thesis. Berkeley, Calif. 1957. 130 S.

The Anti-Stalin Campaign and International Communism. A Selection of Documents. New York 1956 (Russian Institute, Columbia University). 342 S.

Ball, William MacMahon, Nationalism and Communism in East Asia. Melbourne 1953. 210 S.

Ballis, William B., The Political Evolution of a Soviet Satellite: The Mongolian People's Republic, in: *Western Polit. Quarterly,* IX, Nr 2 (Juni 1956), S. 293—328

Ballis, William B., Soviet Russia's Asiatic Frontier Technique: Tannu Tuwa, in: *Pacific Affairs,* XIV, Nr 1 (März 1941), S. 91—96

Barcata, Louis, China geht nicht Rußlands Weg. Stuttgart 1959. 278 S.

Barendson, Robert D., The 1960 Educational Reforms, in: *The China Quarterly,* Nr 4 (Okt.—Dez. 1960), S. 55—65

Barendson, Robert D., The Agricultural Middle School in Communist China, in: *The China Quarterly,* Nr 8 (Okt.—Dez. 1961), S. 106—133

Barnett, A. Doak, Communist China and Asia. New York 1960. 575 S.

Bary, Wm. Theodore de, Wing-tsit Chan, Burton Watson, Sources of Chinese Tradition. New York 1960. 976 S.

Bechtoldt, Heinrich, Indien oder China. Die Alternative in Asien. Stuttgart 1961. 331 S.

Beloff, Max, Soviet Policy in the Far East. 1944—1951. London 1953. 278 S.

Benz, Ernst, Geist und Leben der Ostkirche. Hamburg 1957. 203 S.

Berliner, Joseph S., Soviet Economic Aid. New York 1958. 232 S.

Berton, Peter (Hrsg.), *Soviet Works on China. A Bibliography of Non-Periodical Literature 1946—1955.* Los Angeles 1959. 158 S.
Bibliography of Asian Studies. [Jährliche — seit 1956 — Beilage des] *Journal of Asian Studies.* Ann Arbor, Mich.
Black, Cyril E. (Hrsg.), *The Transformation of Russian Society. Aspects of Social Change Since 1861.* Cambridge, Mass. 1960. 695 S.
Black, Cyril E., Political Modernization in Russia and China, in: *London, Kurt* (Hrsg.), *Unity and Contradiction.* New York 1962. S. 3—18
Bodard, Lucien, Chinas lächelndes Gesicht. Hamburg 1959. 363 S.
Bodde, Derk, Harmony and Conflict in Chinese Philosophy, in: *Arthur F. Wright* (Hrsg.), *Studies in Chinese Thought.* Chicago 1953. S. 19—80
Bodde, Derk, Feudalism in China, in: *Rushton Coulborn* (Hrsg.), *Feudalism in History.* Princeton, N. J. 1954. S. 49—92
Boorman, Howard L. (Hrsg.), *Contemporary China and the Chinese.* (The Annals of the American Academy of Political and Social Science, CCCXXI) Philadelphia, Januar 1959. 220 S.
Boorman, Howard L., Literature and Politics in Contemporary China, in: *Thought Patterns,* Nr 7 (New York 1960), S. 101—123
Boorman, Howard L., Men and Politics in Modern China. New York 1960 (vervielfältigt). 173 S.
Boorman, Howard L. (u. a.), *Moscow—Peking Axis.* New York 1957. 227 S.
Brandt, Conrad, Stalin's Failure in China. 1924—1927. Cambridge, Mass. 1958. 226 S.
Brandt, Conrad, Benjamin Schwartz, John K. Fairbank, A Documentary History of Chinese Communism. London 1952. 552 S. (deutsche Ausgabe: *Der Kommunismus in China. Eine Dokumentar-Geschichte.* München 1955. 392 S.)
Brière, O. (S. J.), Fifty Years of Chinese Philosophy, 1898—1950. New York 1956. 159 S.
Brimmel, J. H., Communism in South East Asia. London, New York 1959. 415 S.
Brzezinski, Z. K., The Soviet Bloc. Unity and Conflict. Cambridge, Mass. 1960. 470 S.
Budewig, Eckhard, Wird Asien rot? Rubel und Dollar im Wettlauf mit Peking. Stuttgart 1961. 237 S.
Byrnes, Robert F., Soviet and Chinese Communist Relations with Yugoslavia, in: *London, Kurt* (Hrsg.), *Unity and Contradiction.* New York 1962. S. 159—184
Cameron, James, Mandarin rot. Blick hinter den Bambusvorhang. Stuttgart [o. J.] 278 S.
Chan Wing-tsit, Religiöses Leben im heutigen China. München 1955. 279 S.
Chandrasekhar, S., China's Population. Census and Vital Statistics. Hongkong 1959. 69 S.
Chang Chung-li, The Chinese Gentry. Seattle, Wash. 1955. 250 S.
Chang, Eileen, Naked Earth. Hongkong 1956. 365 S.
Chao Kuo-chun, Agrarian Policy of the Chinese Communist Party. 1921—1959. Bombay, Calcutta, New Delhi, Madras, London, New York 1960. 399 S.
Chen Po-ta, Stalin and the Chinese Revolution. Peking 1953. 55 S.
Chen, Theodore H. E, Thought Reform of the Chinese Intellectuals. Hongkong 1960. 247 S.
Cheng Tien-fong, A History of Sino-Russian Relations. Washington, D. C. 1957. 389 S.
Chin, Calvin Suey Keu, A Study of Chinese Dependance upon the Soviet Union for Economic Development as a Factor in Communist China's Foreign Policy. Hongkong 1959. 181 S.
Chin Szu-k'ai, Communist China's Relations with the Soviet Union, 1949—1957. Hongkong 1961 (vervielfältigt), 143, IX, IV S.
The Chinese Communes. A Documentary Review and Analysis of the ‚Great Leap Forward' (mit Beiträgen von Geoffrey Hudson, A. V. Sherman, A. Zauberman), London [1959]. (Hrsg. von „Soviet Survey") 79 S.
Chow Tse-tsung, The May Fourth Movement. Intellectual Revolution in Modern China. Cambridge, Mass. 1960. 486 S.
Ch'ü T'ung-tsu, Law and Society in Traditional China. Paris, La Haye 1961. 304 S.
Clark, Gerald, Der ungeduldige Riese. Rotchina heute. Zürich 1960. 220 S.
Coillie, Dries van, Der begeisterte Selbstmord. Donauwörth 1961. 472 S.
Compton, Boyd, Mao's China: Party Reform Documents 1942—1944. Seattle, Wash. 1952. 278 S.

Creel, Herrlee Glessner, Chinese Thought from Confucius to Mao. Chicago 1953. 363 S.
Dallin, David J., The Rise of Russia in Asia. New Haven, Conn. 1949. 293 S.
Dallin, David J., Soviet Russia and the Far East. New Haven, Conn. 1948. 398 S.
Davidson, Basil, Turkestan Alive. New Travels in Chinese Central Asia. London 1957. 255 S.
Degras, Jane (Hrsg.), *The Communist International, 1919—1943. Documents.* London, New York, Toronto. Bd I: 1919—1922 (1956). 463 S.; Bd II: 1923—1928 (1960). 584 S.
Din Schou-che, In Sjuj-i, Tschshan Bo-tschshao [Ting Schou-ho, In Sui-i, Tschang Po-tschao]: *Wlijanije Oktjabrskoj Rewoljuzii na Kitaj* [Der Einfluß der Oktoberrevolution auf China]. Moskau 1959. 202 S.
Die Dokumente der zweiten Plenartagung des VIII. Parteitages der Kommunistischen Partei Chinas. Peking 1958. 100 S.
Druhe, David N., Soviet Russia and Indian Communism, 1917—1947. New York 1959. 429 S.
Dutt, Vidya Prakash: India, China, and the Soviet Union, in: *London, Kurt* (Hrsg.), *Unity and Contradiction.* New York 1962. S. 248—262
Eberhard Wolfram, Chinas Geschichte. Bern 1948. 403 S.
Elegant, Robert S., The Dragon's Seed. New York 1959. 312 S.
Erkes, Eduard, Geschichte Chinas von den Anfängen bis zum Eindringen des ausländischen Kapitals. [Ost-]Berlin 1956. 155 S.
Eudin, Xenia J., Robert C. North, Soviet Russia and the East 1920—1927. A Documentary Survey. Stanford, Calif. 1957. 478 S.
Fairbank, John K. (Hrsg.), *Chinese Thought and Institutions.* Chicago, Ill. 1957. 438 S.
Fairbank, John K., Alexander Eckstein, L. S. Yang, Economic Change in Early Modern China: An Analytic Framework. Cambridge, Mass. 1960. 26 S.
Fall, Bernard, Le Viet-Minh. La République Démocratique du Viet-Nam. 1945—1960. Paris 1960. 376 S.
Fan Wön-lan, Neue Geschichte Chinas. Bd. I: 1840—1901. [Ost]Berlin 1959. 575 S.
Feuerwerker, Albert, China's Early Industrialization. Sheng Hsuan-huai (1844—1916) and Mandarin Enterprise. Cambridge, Mass. 1958. 311, XXXII S.
Feuerwerker, Albert, Materials for the Study of the Economic History of Modern China, in: *Journal of Economic History.* März 1961, S. 41—60
Franke, Herbert, Geld und Wirtschaft in China unter der Mongolen-Herrschaft. Beiträge zur Wirtschaftsgeschichte der Yüan-Zeit. Leipzig 1949. 171 S.
Franke, Otto, Geschichte des Chinesischen Reiches. Bd. I—V. Berlin 1930—1952
Franke, Wolfgang, Das Jahrhundert der chinesischen Revolution 1851—1949. München 1958. 297 S.
Franke, Wolfgang, The Reform and Abolition of the Traditional Examination System. Cambridge, Mass. 1961. 100 S.
Friters, Gerard M., Outer Mongolia and its International Position. London 1951. 358 S.
Fung Yu-lan, A History of Chinese Philosophy. Bd I—II. Princeton, N. J. 1952/53
Giles, Herbert A., A History of Chinese Literature. New York 1923. 448 S.
Gillhausen, Rolf, Joachim Heldt, Unheimliches China. Eine Reise durch den roten Kontinent. Hamburg 1959. 191 S.
Glaser, Hans Georg, Einige Unterschiede im Partei- und Staatsaufbau zwischen der Sowjetunion und der Volksrepublik China, in: *Europa-Archiv,* XIV (1960), Nr 1/2, S. 1—12
Granet, Marcel, La Pensée Chinoise. Paris 1950. 614 S.
Grimm, Tilemann, Erziehung und Politik im konfuzianischen China der Ming-Zeit (1368—1644). Hamburg 1960. 178 S.
Groot, Jan Jakob M. de, Sectarianism and Religious Persecution in China. Bd I—II. Amsterdam 1903/04
Groot, Jan Jakob M. de, Universismus. Die Grundlagen der Religion und Ethik, des Staatswesens und der Wissenschaften Chinas. Berlin 1918. 404 S.
(Gross, D. E., K. Müller) Die wirtschaftliche Verflechtung der Volksrepublik China mit der Sowjetunion. Frankfurt, Berlin 1959. 105 S.
Großmann, Bernhard, Die wirtschaftliche Entwicklung der Volksrepublik China. Stuttgart 1960. 413 S.
Guillermaz, Jacques, La Chine Populaire. Paris 1959. 126 S.

Guillermaz, Jacques, Basile H. Kerblay, The Question of Sino-Soviet Competition over North Vietnam, in: *London, Kurt* (Hrsg.), *Unity and Contradiction.* New York 1962. S. 233—247

Hackmann, Heinrich, Chinesische Philosophie. München 1927. 406 S.

Hamm, Harry, Rebellen gegen Moskau. Albanien — Pekings Brückenkopf in Europa. Köln 1962. 189 S.

Handke, Werner, Die Wirtschaft Chinas. Frankfurt a. M. 1959. 337 S.

Hayit, Baymirya, Sowjetrussische Orientpolitik am Beispiel Turkestans. Köln-Berlin 1962. 289 S.

Der Heilige als Eulenspiegel. Zwölf Abenteuer eines Zenmeisters. Aus dem Chinesischen von Liu Guan Ying. Basel, Stuttgart 1958. 167 S.

Herbert, Jean, Asien. Denken und Lebensformen der östlichen Welt. München 1959. 297 S.

Ho Kan-chih, A History of the Modern Chinese Revolution. Peking 1959. 627 S.

Ho Ping-ti, Studies on the Population of China, 1368—1953. Cambridge, Mass. 1960

Hoetzsch, Otto, Rußland. Eine Einführung auf Grund seiner Geschichte vom Japanischen bis zum Weltkrieg. Zweite, vollständig umgearb. Auflage. Berlin 1917. 439 S.

Houn, Franklin W., The Eighth Central Committee of the Chinese Communist Party. A Study of an Elite, in: *The American Political Science Review.* Juni 1957. Bd. 51. S. 392—404

Hsia, C. T., A History of Modern Chinese Fiction 1917—1957. New Haven, Conn. 1961. 662 S.

Hsia, T. A., Metaphor, Myth, Ritual and the People's Commune. (Studies in Chinese Communist Terminology. VII) Berkeley, Calif. 1961 (vervielfältigt). 60 S.

Hsia Tso-liang, Power Relations within the Chinese Communist Movement 1930—1934. A Study of Documents. Seattle, Wash. 1961. 404 S.

Hsiao Kung-chuan, Rural China. Imperial Control in the Nineteenth Century. Seattle, Wash. 1960. 783 S.

Hsieh, Alice Langley, Communist China's Strategy in the Nuclear Era. Englewood Cliffs, N. J. 1962. 204 S.

Hsu, Francis L. K., Americans and Chinese. Two Ways of Life. New York 1953. 457 S.

Hu Hsien-chin, The Common Descent Group in China and its Functions. New York 1948. 204 S.

Hu Shih, Religion and Philosophy in the Chinese History, in: *Sophia H. Chen Zen* (Hrsg.), *Symposium on Chinese Culture.* Schanghai 1931. S. 31—58

Hu Shih, The Chinese Renaissance. Chicago 1934

Hudson, G. F., Richard Lowenthal. Roderick MacFarquhar, The Sino-Soviet Dispute Documented and Analyzed. [London] 1961. 227 S.

Huebbenet, Georg von, Die rote Wirtschaft wächst. Aufbau und Entwicklungsziele des Comecon. Düsseldorf 1960. 283 S.

Hughes, Richard, The Chinese Communes. London 1960. 90 S.

Hughes, T. J., D. E. T. Luard, The Economic Development of Communist China 1949—1958. London, New York, Toronto 1959. 223 S.

Iljuschetschkin W. P., O. G. Solowjow, Tajpinskoje Wosstanije 1850—1946 [Der Taiping-Aufstand 1850—1946]. Moskau 1960. 324 S.

Italiaander, Rolf, Schwarze Haut im roten Griff. Düsseldorf, Wien 1962. 421 S.

Johnson, Chalmers A., Freedom of Thought and Expression in China. Communist Policies toward the Intellectual Class. Hongkong 1959. 130 S.

Kalb, Marvin, Dragon in the Kremlin. An Illuminating Report on the Menacing Russian-Chinese Alliance. New York 1961. 258 S.

Kapiza, M. S., Sowjetsko-Kitajskije Otnoschenija [Sowjetisch-chinesische Beziehungen]. Moskau 1958. 423 S.

Kara-Murza, G. S., Taiping — Welikaja krestjanskaja wojna i Taipinskoje Gossudarstwo w Kitaje. 1850—1864 [Die Taipings. Der Große Bauernkrieg und der Taipingstaat in China 1850—1864]. 2. Aufl. Moskau 1950. 141 S.

Kardelj, Edvard, Vermeidbarkeit oder Unvermeidbarkeit des Krieges. Die jugoslawische und die chinesische These. Hamburg 1961. 173 S.

Kautsky, John H., Moscow and the Communist Party of India. New York, London 1956. 220 S.

Kennan, George F., Stalin und China, in: *Aus Politik und Zeitgeschehen. Beilage zur Wochenzeitung „Das Parlament".* 9. August 1961. S. 455—471

Kennedy, Malcolm, A History of Communism in East Asia. New York 1957. 556 S.
Klemann, Friedrich, Europäer und Ostasiaten. Die Verschiedenheit ihres Intellekts. München-Basel 1957. 258 S.
Knorre, Werner von, Zehn Jahre Rat für Gegenseitige Wirtschaftshilfe (COMECON) des Sowjetblocks. Entwicklung und Ergebnisse der Tätigkeit 1949—1959. Würzburg 1961. 86 S.
Knutson, Jeann Nickell, Outer Mongolia: A Study in Soviet Colonialism. Hongkong 1959. 174 S.
Kolarz, Walter, Die Nationalitätenpolitik der Sowjetunion. Frankfurt a. M. 1956. 378 S.
Kolarz, Walter, Rußland und seine asiatischen Völker. Frankfurt 1956. 216 S.
Konstantinow, F. I., A. I. Arnoldow (Red.), *Sodrushestwo stran sozialisma* [Der Freundschaftsverband der Länder des Sozialismus]. Moskau 1958. (Akademija Nauk SSSR.) 337 S.
Kracke, E. A. Jr., Civil Service in Early Sung China, 960—1067. Cambridge, Mass. 1953. 262 S.
Krymow, A. G., M. A. Schafir (Red.), *Konstituzija i osnownyje sakonodatelnyje akty Kitajskoj Narodnoj Respubliki (1954—1958)* [Verfassung und grundlegende gesetzgeberische Akte der Chinesischen Volksrepublik, 1954—1958]. Moskau 1959. 727 S.
Kurdjukow, I. F., W. N. Nikiforow, A. S. Perewertajlo (Red.), *Sowjetsko-Kitajskije otnoschenija 1917—1957. Sbornik dokumentow* [Die sowjetisch-chinesischen Beziehungen 1917—1957. Sammlung von Dokumenten]. Moskau 1959. 465 S.
Lang, Olga, Chinese Family and Society. New Haven, Conn. 1946. 395 S.
Langer, Paul F., Moscow, Peking and Tokyo: Views and Approaches, in: *London, Kurt* (Hrsg.), *Unity and Contradiction.* New York 1962. S. 207—232
Laqueur, Walter Z., The Soviet Union and the Middle East. London 1959. 366 S.
Lattimore, Owen, Pivot of Asia. Sinkiang and the Inner Asian Frontiers of China and Russia. Boston 1950. 288 S.
Leng, Shao Chuan, Norman D. Palmer, Sun Yat-sen and Communism. New York 1960. 234 S.
Lenin, W. I., Sotschinenija [Werke, russ.]. 4. Aufl. Bd I—XXXIX. Moskau 1941—1960.
Lenin, W. I., Werke. Ins Deutsche übertragen nach der vierten russischen Ausgabe. Bd I—XII, XX—XXXII. [Ost-]Berlin 1959—1961
Lenin o drushbe s narodami wostoka [Lenin über die Freundschaft mit den Völkern des Ostens]. Moskau 1961. 399 S.
Levenson, Joseph R., Confucian China and its Modern Fate. The Problem of Intellectual Continuity. Berkeley, Calif. 1958. 223 S.
Levy, Marion J., Jr., Shih Kuo-heng, The Rise of the Modern Chinese Business Class. New York 1949. 64 S.
Li Chi, Studies in Chinese Communist Terminology. Bd I—V. Berkeley, Calif. 1956—1958 (vervielfältigt)
Li Gi [Li Tschi], *Das Buch der Sitte.* Aus dem Chinesischen verdeutscht und erläutert von Richard Wilhelm. Düsseldorf, Köln [o.J.]. 355 S.
Li Choh-ming, Economic Development of Communist China. An Appraisal of the First Five Years of Industrialization. Berkeley, Los Angeles 1959. 284 S.
Lifton, Robert Jay, Thought Reform and the Psychology of Totalism. A Study of „Brainwashing" in China. New York 1961. 510 S.
Lin Yu-tang, My Country and my People. London, Toronto 1956 (Neuauflage). 419 S.
Liu Hui-chen Wang, The Traditional Chinese Clan Rule. Locust Valley, N. Y. 1959. 264 S.
London, Kurt, Sino-Soviet Relations in the Context of the „World Socialist System", in: *London, Kurt* (Hrsg.), *Unity and Contradiction.* New York 1962. S. 409—421
London, Kurt (Hrsg.), *Unity and Contradiction. Major Aspects of Sino-Soviet Relations.* New York 1962. 464 S.
Long Live Leninism. Peking 1960. [Enthält die Leitartikel aus *Hung-tschi;* 16. April 1960, und *Jenmin-jipao,* 22. April 1960, sowie die Rede Lu Ting-yis vom 22. April 1960.] 106 S.
Lowenthal, Richard, Diplomacy and Revolution. The Dialectics of a Dispute, in: *G. F. Hudson* (u. a.), *The Sino-Soviet Dispute.* [London] 1961. S. 9—34

Lu Hsün, Selected Works. Bd I—IV. Peking 1956—1960
MacFarquhar, Roderick, The Hundred Flowers. London 1960. 324 S.
Mao Tse-tung, Ausgewählte Schriften. Bd I—IV. [Ost-]Berlin 1956
Selected Works of Mao Tse-tung. Bd IV. Peking 1961. 459 S.
Mao Tse-tung, Über die richtige Lösung von Widersprüchen im Volke. Peking 1957. 78 S.
Marx, Karl, Über China. Das Eindringen des englischen Kapitalismus in China [Gesammelte Aufsätze aus den Jahren 1853—1860]. [Ost-]Berlin 1955. 156 S.
McLane, Charles B., Soviet Policy and the Chinese Communists 1931—1946. New York 1958. 310 S.
Mehnert, Klaus, Asien, Moskau und wir. Stuttgart 1956 (und folgende Auflagen). 433 S.
Mehnert, Klaus, Der Sowjetmensch. Stuttgart 1958 (und folgende Auflagen). 497 S.
Meissner, Boris, Rußland unter Chruschtschow. München 1960. 699 S.
Meissner, Boris, Das Parteiprogramm der KPdSU 1903 bis 1961. Köln 1962. 244 S.
Michael, Franz, T'ai-p'ing T'ien-kuo, in: *The Journal of Asian Studies.* XVII Nr 1 (Nov. 1957), S. 67—76
National Economy of the Mongolian People's Republic for 40 Years. Collection of Statistics. Ulan Bator 1961. (State Central Statistical Board of the Council of Ministers of the MRP.) 195 S. (engl. und russ. Text)
40 let Narodnoj Mongolii [40 Jahre der Volksmongolei]. Moskau 1961 (Institut meshdunarodnych otnoschenij). 165 S.
Mongolskaja Narodnaja Respublika 1921—1961 [Die Mongolische Volksrepublik 1921—1961]. Moskau 1961 (Akademija Nank, Institut Narodow Asii) 247 S.
Moraes, Frank, Report on Mao's China. New York 1953. 212 S.
(Müller, Kurt) Entwicklungshilfe innerhalb des Ostblocks. Frankfurt, Berlin 1960. 122 S.
Neander, Irene, Grundzüge der russischen Geschichte. Darmstadt 1956. 120 S.
Needham, Joseph, Science and Civilization in China. Bd I—III, Cambridge, Mass. 1954—59
Nivison, David S., The Problems of ‚Knowledge' and ‚Action' in Chinese Thought since Wang Yang-ming, in: *Arthur F. Wright* (Hrsg.), *Studies in Chinese Thought.* S. 112—145
Nivison, David S., Arthur F. Wright (Hrsg.), *Confucianism in Action.* Stanford, Calif. 1959. 390 S.
North, Robert C., Moscow and Chinese Communists. Stanford, Calif. 1953. 306 S.
North, Robert C., Kuomintang and Chinese Communist Elites. Stanford, Calif. 1952. 130 S.
Onoe, Masao, Factors Binding the U. S. S. R. and Communist China, in: *London, Kurt* (Hrsg.), *Unity and Contradiction.* New York 1962. S. 142—155
Orleans, Leo A., Professional Manpower and Education in Communist China. Washington [o. J. — 1960?]. 260 S.
Overstreet, Gene D., Marshall Windmiller, Communism in India. Berkeley, Los Angeles, Calif. 1959. 603 S.
Pa Chin, The Family. Peking 1958. 320 S.
Paloczi-Horvarth, Georg, Der Herr der blauen Ameisen. Mao Tse-tung. Frankfurt a. M. 1962. 429 S.
Der VIII. Parteitag der Kommunistischen Partei Chinas. Peking 1956. Bd I: Dokumente. 317 S.; Bd II: Diskussionsbeiträge. 427 S.; Bd III: Begrüßungsansprachen und Grußadressen der Bruderparteien. 291 S.
Payne, Robert, Mao Tse-tung. Eine Biographie. Hamburg 1950. 385 S.
Perewertajlo, A. S. (Red.): *Sowjetskije dobrowolzy o perwoj grashdanskoj rewoljuzionnoj wojne w Kitaje. 1923—1927. Wospominanija* [Sowjetische Freiwillige im ersten Bürger- und Revolutionskrieg in China. 1923—27. Erinnerungen]. Moskau 1961. 161 S.
Pipes, Richard (Hrsg.), *The Russian Intelligentsia.* New York 1961. 234 S.
Porschnew, Boris F., Otscherk polititscheskoj ekonomii feodalisma [Abriß der politischen Ökonomie des Feudalismus]. Moskau 1956. 205 S.
Powell, Ralph L., The Rise of Chinese Military Power 1895—1912. Princeton, N. J. 1955. 383 S.
Pringsheim, Klaus H., The Sino-Soviet Friendship Association (October 1949 — October 1951). Master of Arts Thesis, Columbia University, New York [o. J., hektographiert]. 224 S.

Purcell, Victor, The Chinese in South East Asia. London, New York, Toronto 1951. 801 S.

Pyn Min [Peng Ming], *Istorija kitajsko-sowjetskoj drushby* [Geschichte der chinesisch-sowjetischen Freundschaft]. Moskau 1959. 359 S.

Rauch, Georg von, Geschichte des bolschewistischen Rußland. Wiesbaden 1955. 607 S.

Reform of the Chinese Written Language. Peking 1958. 69 S.

Reshetar, John S., Jr., A Concise History of the Communist Party of the Soviet Union. New York 1960. 331 S.

Rigby, T. H., The Embourgeoisement of the Soviet Union and the Proletarianization of Communist China, in: *London, Kurt* (Hrsg.), *Unity and Contradiction.* New York 1962. S 19—36

Riencourt, Amaury de, The Soul of China. New York 1958. 298 S.

Rostow, W. W., The Stages of Economic Growth. A Non-Communist Manifesto. Cambridge, Mass. 1960. 178 S.

Rostow, W. W., The Prospects for Communist China. New York 1954. 379 S.

Rupen, Robert A., Outer Mongolia, 1957—1960, in: *Pacific Affairs.* XXXIII, Nr 2 (Juni 1960), S. 126—143

Rupen, Robert A., Mongolian Nationalism, in: *Royal Central Asian Journal,* XLV. April und Juli-Okt. 1958 (Sonderdruck). 46 S.

Rupen, Robert A., The Buriat Intelligentsia, in: *Far Eastern Quarterly.* XV. Nr 3 (Mai 1956), S. 383—398

Rupen, Robert A., Sino-Soviet Rivalry in Outer Mongolia, in: *Current Scene* (Hongkong), I, Nr 11 (31. August 1961), S. 1—6

Rush, Myron, The Rise of Khrushchev. Washington, D. C 1958. 116 S.

Salisbury, Harrison E., To Moscow — and Beyond. New York 1959. 301 S.

Sanakoyev, S., The Basis of the Relations between the Socialist Countries, in: *International Affairs* (Moskau), Juli 1958, S. 23—33

Sarkisyanz, Emanuel, Rußland und der Messianismus des Ostens. Tübingen 1955. 419 S.

Schapiro, Leonhard, Die Geschichte der Kommunistischen Partei der Sowjetunion. Frankfurt a. M. 1961. 711 S

Schatten, Fritz, Afrika — schwarz oder rot? Revolution eines Kontinents. München 1961. 425 S.

Schiller, Otto, Das Agrarsystem der Sowjetunion. Entwicklung seiner Struktur und Produktionsleistung. Tübingen 1960. 171 S.

Schkarenkowa, G. (Red.), *Nasch Drug Kitaj. Slowar-sprawotschnik* [Unser Freund China. Wörter-Nachschlagebuch]. Moskau (1959). 630 S.

Schurmann, H. F., Organizational Contrasts Between Communist China and the Soviet Union, in: *London, Kurt* (Hrsg.), *Unity and Contradiction.* New York 1962. S. 65—99

Schwartz, Benjamin I., Chinese Communism and the Rise of Mao. Cambridge, Mass. 1951. 258 S.

Seton-Watson, Hugh, The Communist Powers and Afro-Asian Nationalism, in: *London, Kurt* (Hrsg.), *Unity and Contradiction.* New York 1962. S. 187—206

Sherwani, Latif Ahmed, Sino-Soviet Aid Programs in Asia, in: *London, Kurt* (Hrsg.), *Unity and Contradiction.* New York 1962. S. 313—327

Shukow, Je. M. (Red.), *Meshdunarodnyje otnoschenija na Dalnem Wostoke 1840—1949 gg.* [Internationale Beziehungen im Fernen Osten in den Jahren 1870—1945]. Moskau 1956. 783 S.

The Sino-Soviet Economic Offensive in the Less Developed Countries. Washington, D. C. 1958 (Department of State). 111 S.

Skatschkow, K. A., Pekin w dni tajpinskogo wosstanija [Peking in den Tagen des Taiping-Aufstandes]. Moskau 1958. 358 S.

Skatschkow, P. Je., Bibliografija Kitaja [Bibliographie Chinas]. Moskau 1960. 690 S.

Skatschkow, P. Je., W. S. Mjasnikow (Hrsg.), *Russko-kitajskije otnoschenija 1689—1916* [Russisch-chinesische Beziehungen]. Moskau 1958. 136 S.

Sladkowskij, M. I., Otscherki ekonomitscheskich otnoschenij SSSR s Kitajem [Skizzen über die wirtschaftlichen Beziehungen der UdSSR mit China]. Moskau 1957. 454 S.

Smedley, Agnes, The Great Road. The Life and Times of Chu Teh. New York 1956. 461 S.

Smith, Arthur H., Chinese Characteristics. Edinburgh und London [o. J.]. 342 S.

Snow, Edgar, Red Star over China. New York [Ausgabe Modern Library, o. J.]. 529 S.
Snow, Edgar, Random Notes on Red China (1936—1945). Cambridge, Mass. 1957. 148 S.
Solich, Eduard J., Die Überseechinesen in Südostasien. Frankfurt a. M., Berlin 1960. 112 S.
Stählin, Karl, Geschichte Rußlands von den Anfängen bis zur Gegenwart. Bd I—IV/2. Graz 1961 (Unveränderter Abdruck der 1930 im Ost-Europa-Verlag, Berlin, erschienenen Ausgabe).
Stalin, J. W., Sotschinenija [Werke], (russ.). Bd I—XIII. Moskau 1947—1954
Stalin, J. W., Werke. Bd I—XIII. Stuttgart 1951—1955. [Identisch mit der Ostberliner Ausgabe]
Starlinger, Wilhelm, Grenzen der Sowjetmacht. Kitzingen/M. 1954. 131 S.
Starlinger, Wilhelm, Hinter Rußland China. Würzburg 1957. 141 S.
Steiner, H. Arthur, Trade Unions in Mao's China, in: *Problems of Communism,* V, Nr 2 (März—April 1956), S. 27—33
Steiner, H. Arthur, Chinese Communism in Action. Los Angeles 1953. 313 S. (vervielfältigt)
Struve, Gleb, Geschichte der Sowjetliteratur. München 1958 (2. dt. Aufl.). 595 S.
Swearingen, Rodger, A Decade of Soviet Policy in Asia 1945—1956, in: *Current History,* Nr 32 (186) (Febr. 1957), S. 89—96
Tang, Peter S. H., Communist China Today. Bd I—II. New York 1957/58
Tang, Peter S. H., Russian and Soviet Policy in Manchuria and Outer Mongolia 1911—1931. Durham, N. C. 1957. 494 S.
Taylor, George E., The Taiping Rebellion. Its Economic Background and Social Theory, in: *Chinese Social and Political Science Review.* XVI, Nr 4 (Jan. 1933), S. 545—614
Teng, Ssu-yü, New Light on the History of the Taiping Rebellion. Cambridge, Mass. 1950. 122 S. (vervielfältigt)
Teng, Ssu-yü, John K. Fairbank, Chinas Response to the West. A Documentary Survey 1839—1923. Cambridge, Mass. 1954. 296 S.
Thiel, Erich, Die Mongolei. Land, Volk und Wirtschaft der Mongolischen Volksrepublik. München 1958. 495 S.
Thiel, Erich, Sowjet-Fernost. Eine landes- und wirtschaftskundliche Übersicht. München 1953. 329 S.
Tongas, Gérard, J'ai vécu dans l'Enfer communiste au Nord Viet-Nam. Paris 1960. 463 S.
Trager, Frank N., Marxism in Southeast Asia. A Study of Four Countries. Stanford, Calif. 1959. 381 S.
Tschiang Kai-schek, Sowjet-Rußland in China. Bonn 1959. 450 S.
Tschižewskij, Dmitrij, Russische Geistesgeschichte. Bd I: *Das heilige Rußland, 10.—17. Jahrhundert.* Hamburg 1959. 170 S. Bd II: *Rußland zwischen Ost und West, 18.—20. Jahrhundert.* Reinbek bei Hamburg 1961. 174 S.
Tschou En-lai, Bericht über die Frage der Intellektuellen. Peking 1956. 51 S.
Udowenko, W. G., Dalnij Wostok. Ekonomitschesko-geografitscheskaja charakteristika. [Ferner Osten. Ökonomisch-geographische Merkmale]. Moskau 1957. 246 S.
United States Relations with China, with Special Reference to the Period 1944—1949. Washington, D. C. 1949 (Department of State). 1054 S.
Uschakow, Alexander, Der Rat für gegenseitige Wirtschaftshilfe (Comecon). Köln 1962. 199 S.
Valk, M. H. van der, Conservatism in Modern Chinese Family Law. Leiden 1956. 90 S.
Verträge der Volksrepublik China mit anderen Staaten. Teil 1: Süd- und Ostasien. Bearbeitet im Institut für Asienkunde in Hamburg (insbes. von Wolfgang Mohr). Frankfurt a. M., Berlin 1962. 243 S.
Wang, Y. C., Intellectuals and Society in China 1860—1949. Comparative Studies in Society and History, in: *An International Quarterly.* III, Nr 4 (Juli 1961), S. 395—426
Weakland, John H., The Organization of Action in Chinese Culture, in: *Psychiatry.* XIII, Nr 3 (Aug. 1950), S. 361—370
Weber, Max, Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie. Tübingen 1947. 573 S. (Konfuzianismus und Taoismus: S. 276—536)

Wei, Henry, China and Soviet Russia. Princeton, N. J. 1956. 379 S.
Weigh, Ken Shen, Russo-Chinese Diplomacy. Schanghai 1928. 382 S.
Welch, Holmes, Buddhism under the Communists, in: *The China Quarterly,* Nr 6 (April-Juni 1961), S. 1—14
Whiting, Allen S., Soviet Policies in China, 1917—1924. New York 1954. 350 S.
Whiting, Allen S., Sinkiang: Pawn or Pivot? East Lansing, Mich. 1958. 314 S.
Whiting, Allen S., China Grosses the Yalu. The Decision to Enter the Korean War. New York 1960. 219 S.
Whiting, Allen S., Contradictions in the Moscow-Peking Axis, in: *The Journal of Politics,* XX, Nr 1 (Febr. 1958), S. 127—161.
Wilhelm, Hellmut, Gesellschaft und Staat in China. Hamburg 1960 (Neuauflage der Ausgabe von 1944). 149 S.
Wint, Guy, Dragon and Sickle. How the Communist Revolution Happened in China. New York 1959. 107 S.
Wirsing, Giselher, Die Menschenlawine. Stuttgart 1956. 108 S.
Wittfogel, Karl A., Oriental Despotism. A Comparative Study of Total Power. New Haven, Conn. 1957. 556 S.
Wright, Arthur F. (Hrsg.), *Studies in Chinese Thought.* Chicago 1953. 317 S.
Wright, Arthur F. (Hrsg.), *The Confucian Persuasion.* Stanford, Calif. 1960. 390 S.
Wright, Mary C., The Last Stand of Chinese Conservatism. The T'ung-Chih Restauration, 1862—1874. Stanford, Calif. 1957. 426 S.
Wu, Aitchen K., China and the Soviet Union. A Study of Sino-Soviet Relations. London 1950. 434 S.
Yakhontoff, Victor A., The Chinese Soviets. New York 1934. 296 S.
Yakhontoff, Victor A., Russia and the Soviet Union in the Far East. London 1932. 454 S.
Yang, C. K., A Chinese Family in the Communist Revolution. Cambridge, Mass. 1959. 246 S.
Yang, C. K., A Chinese Village in Early Communist Transition. Cambridge, Mass. 1959. 284 S.
Yang I-fan, The Case of Hu Feng. Hongkong 1956. 169 S.
Zagoria, Donald S., The Sino-Soviet Conflict 1956—1961. Princeton, N. J. 1962, 484 S.

*

Unmittelbar vor Drucklegung trafen ein:

Ch'ü T'ung-tsu, Local Government in China under the Ch'ing. Cambridge, Mass. 1962. XIV, 360, L S.
Mayer, Peter, Sino-Soviet Relations since the Death of Stalin. Union Research Institute, Hongkong 1962. 172 + 32 + 89 S.
Tutajew, M., U istokow russko-kitajskich rewoljuzionnych swjasej [An den Ursprüngen der russisch-chinesischen revolutionären Verbindungen]. Kasan 1961. 177 S.

Abegg, L. 32, 41, 44 f., 232
Adel 123, 125–128
Agrarpolitik 183, 185 f., 192–194, 439 (s. auch Kollektivierung, Volkskommunen)
Ai Wu 265
Albanien (Albaner) 363, 367, 371, 406, 415, 427–429, 472, 494, 507–509, 527 f., 544, 548, 552
Altgläubige 75, 79, 131, 148
Amur 322–324, 351 f.
Anarchismus 22, 301 f.
Andréjew, A. A. 383, 436, 471
Arbeiter (Arbeitskräfte) 153 f., 168, 170, 174, 179–186, 188, 196, 201, 204, 206 f., 214, 217, 222, 267, 269–272, 303, 326, 336, 349 f., 355, 419, 442, 448–450, 474, 542
Armee und Militär 107, 127, 164 bis 167, 178, 184, 188 f., 200, 206, 219, 222, 254, 311, 402, 418, 420, 447, 455
Atomwaffen 315, 344, 380 f., 480, 487, 489, 526 f., 536 f., 542 f., 550
Auslandschinesen 206, 237, 504

Bagdasch, Khaled 497
Bauern 62, 89, 93, 96–98, 115, 123 f., 131 f., 151–155, 162 f., 170 f., 173, 179 f., 182–192, 194, 197, 200 f., 204–207, 221 f., 267, 269, 271 f., 289, 297, 303, 331, 349, 350, 440, 442, 448–450, 454 f., 458 f., 462, 468, 472, 486, 509, 549, 555
Beamte 116, 121, 155
Bechtoldt, H. 381
Benedict, Ruth 23
Bérija, L. P. 288, 362
Berufsrevolutionäre 183, 186, 189, 192, 270 f.
Besonderheiten, nationale 417, 429–431, 433 f., 452, 469
Bevölkerungszahl, -druck, -politik, -zunahme 120, 314, 346–350, 352–355, 445, 450, 509, 555
„Bewegung vom 4. Mai 1919" 144, 226, 300
Boródin, Michaíl (alias Grusenberg) 303 f., 505
Bourgeoisie (auch Bürgertum) 167 f., 172–174, 183 f., 188, 195 bis 205, 209–215, 218, 222, 229, 241, 267, 269, 442, 493, 533 f.
„Bourgeoisie, nationale" 199, 201, 206, 209, 215, 222
„Boxer" 116
Bréshnew, L. I. 367, 523
Buddhismus 30, 61 f., 64–67, 72, 83, 292, 326
Budjónnyj, S. M. 337
Bulgánin. N. A. 362, 367, 369, 482, 487, 490
Bürgertum s. Bourgeoisie

Castro, Fidel 81, 492
Chipp, David 344
Christentum 23 f., 46, 67–69, 74–80, 82, 143 f., 147, 292 (siehe auch Kirche)
Chruschtschow, N. S. 270, 272, 278, 280, 292, 402, 523
- als Ideologe und Theoretiker 19 f., 411 f., 465, 469 f., 475 bis 477, 528, 531 f., 535, 537 f., 540–542
- Einstellung zu Stalin u. Entstalinisierung 243, 268, 409 f., 412 f., 415, 465, 475, 527

- Innenpolitik 84, 217, 253, 255, 285, 353 f., 362, 409, 458, 465, 476 f., 514, 548, 554
- Außenpolitik 377, 437 f., 481 bis 485, 487, 490–493, 499–504, 509 bis 513, 518–520, 524, 526, 531, 533, 540–542, 548 f., 552, 557
  - Beziehungen zu Jugoslawien 408, 422, 424–426, 435
  - Verhältnis zu China 353 f., 362–364, 369, 371, 377 f., 383, 406, 409, 430 f., 437, 461, 463 f., 469–472, 476, 482, 484, 486 f., 493, 500
  - Haltung der Chinesen gegenüber Chruschtschow 279, 414, 428, 484 f., 489, 494, 499, 504, 511–514, 521, 529 f., 532 f., 535, 537, 545, 547 f., 551

Chworostúchin, A. 337
Crankshaw, E. 584

Dairen 309
Dalai Lama 498
Daniléwskij, N. 151
Demokratie, neue 202–204, 216
Deutschland (und Deutsche) 24–26, 33, 49, 138, 145, 148, 153 f., 192, 207, 216, 239, 271, 299, 305, 308, 326, 376, 380 f., 385, 388, 397, 400, 424, 472, 559
„Diktatur, demokratische" 205, 207, 208, 216, 250
Diktatur des Proletariats 195 f., 410, 412, 422 f., 430, 433 f., 436, 442, 535, 549
„Diktatur des Proletariats und der Bauernschaft, revolutionär-demokratische" 184, 197
Dimitroff, G. 491
Dobroljúbow, N. A. 74, 169
Dogmatismus 424, 428, 433 f., 515, 525, 534
Dostojéwskij, F. M. 16, 74, 76, 78 f., 81, 83, 151
Dschingis Khan 336, 341
Dulles, J. F. 346, 489

Eberhard, W. 41
Eickstedt, E. v. 120
Eisenhower, D. D. 481, 484, 487, 499–501, 511 f., 514, 520, 526, 533
Elite 85, 136, 191 f., 283 f. (s. auch Oberschicht, Intellektuelle, „Lizentiaten")
Emigration 20, 285, 304, 320 f.
Engels, F. 183, 195, 217, 278, 290, 299, 414, 465, 526, 530, 532
Entstalinisierung 320, 332, 362, 369, 405–410, 412, 414–416, 507
Entwicklungshilfe 361, 378 (siehe auch Wirtschaftshilfe)
Entwicklungsländer 190, 198, 337 f., 360, 376, 398, 406, 445, 461, 489, 491, 493–497, 506 f., 509–511, 524, 545, 556, 558
Ernährungskrise 350, 375, 377, 406, 465, 528 f., 553
Escalante, Anibal 492
Ethik 30, 54
„Eurasisten" (Eurasier) 16
Experten, sowjetische 394–399, 503, 521

Falkenhausen, A. v. 441
Familie 21, 23 f., 26, 30, 34 f., 61 f., 72, 83, 85–88, 90 f., 109, 116, 121 f., 159–162, 170, 178, 181, 224, 236, 258, 348, 450 f., 458, 468
Fei Hsiao-tung 239, 247
Feng Kuei-fen 136
Fernost s. Sowjetfernost
Filoféj (Mönch) 130
Flüchtlinge 344, 390
Formosa s. Taiwan
Frau 87, 123, 160, 182, 349, 451, 473 f.
Fu Pin-tschan 573 f.
Führungsschicht s. Oberschicht, In-

tellektuelle, Elite, „Lizentiaten", Parteiführung
Fung Yu-lan 54
Funktionäre 104, 106, 183, 186, 221 f., 237, 240, 243, 253, 270, 281–283, 285, 287, 289, 303, 450, 458, 510
Fúrzewa, Je. A. 523

Gandhi, M. 490
Gaulle, Ch. de 346, 491, 533
Geburtenbeschränkung 347 f.
„Gedankenreform" 217, 223–225, 227 f., 249–252
Geheimgesellschaften 64, 116 f.
Gehirnwäsche 44, 217, 226–228, 231, 233, 236, 249–251
Gervais, A. 32
Gesellschaft für Chinesisch-Sowjetische Freundschaft 382
Gesellschaft für Sowjetisch-Chinesische Freundschaft 383
Gewerkschaften 180, 182, 269
Gladków, F. W. 256, 265
Gógol, N. 16, 74, 258
Górkij, M. 255, 258 f., 384
Groot, J. J. M. de 45, 70
Gruson, S. 577

Handel 155 f., 163, 209, 213, 215, 297, 319, 361, 530
Han-Dynastie (206 v. Chr.–220 n. Chr.) 64, 73, 93, 95
Handwerker 96, 125, 155, 170, 181, 200, 221
Heilung Kiang s. Amur
Harbín 320 f., 352, 366, 398
Herter, Chr. 436 f.
Hilfe, technische 379 f. (s. auch Entwicklungshilfe, Kredite)
Hochschulen 219, 221, 242–244, 246, 276, 386, 391 f., 398, 400
Hodscha, Enver 428, 516, 548
Hopkins, Harry 310
Hsiao Kung-tschuan 105
Hsiao Tschün 259, 261
Hsün-tse 52, 56, 93 f., 113
Hu Feng 262
Hu Schi 56, 59, 226
Humphrey, H. 463 f.
„Hundert Blumen" 217, 237–250, 262, 264, 266, 278, 289, 317, 343, 390, 394, 417, 424, 428, 443, 449 f., 480
Hurley, Patrick J. 312

Indien 16, 65, 163, 173, 325, 340, 377, 478, 482, 484, 485, 489, 493, 496–501, 505 f., 509 f., 516, 559
Indochina 479, 490
Indonesien 34, 377, 490, 493, 503 f., 506, 509 f., 520
Industrialisierung 155 f., 170, 183, 185, 192, 234, 236, 249, 265, 299, 370, 419, 435, 448 f., 455, 474, 524, 549, 555
Industrie 153 f., 156 f., 161, 163, 209, 213, 215, 286, 315, 317, 344, 349, 379, 449 f., 467, 529, 549
Intellektuelle (s. auch Studenten) 18, 59, 60, 67, 71, 74, 94, 105, 126, 143, 146, 150, 152, 167, 169, 174, 186, 188, 195, 206, 217–227, 236–241, 247–254, 256 bis 258, 260, 261, 265, 267, 269 bis 271, 297, 300 f., 330, 387, 430
Intelligenz, Intelligenzia s. Intellektuelle, Studenten. „Lizentiaten"
„Interessiertheit, materielle" 440, 461 (s. auch Leistungslohn)
Iwan III. 128, 131
Iwan IV. (der Schreckliche) 78, 123, 125 f., 274

Japan(er) 23, 28, 66, 106, 138, 139, 140, 143, 145, 153, 160, 163, 166, 167, 168, 173, 189, 195, 200–202, 209, 221, 267, 271, 290, 299, 301, 305–310, 314 f., 317 f.,

381, 405, 441, 487, 488, 494, 520, 530
Jóssif von Wolokolámsk 75, 80, 128
Júdin, P. F. 364, 463
Jugend (junge Generation) 142 f., 145 f., 159–161, 165, 190, 223, 246, 248, 253, 347, 352–354, 389, 451, 455 (s. auch Studenten)
Jugoslawien 310, 408, 410, 417, 422–428, 433, 460, 525, 545
Jung, C. G. 41

Kádár, J. 419 f., 423
Kalínin, M. I. 269
Kang Hsi (Kaiser) 111
Kang Scheng 516 f., 523
Kang Yu-wei 139–141, 151, 301
Kao Kang 273, 289, 318–320
Karachan, L. 300
Karachan-Deklaration 301, 315, 323
Kardelj, E. 423
Kasachen, Kasachstan 186, 330, 332, 341–343, 354–356, 358
Kasnatschéjew, A. 510
Katharina II. 122 f., 126, 149
Kaufleute 94–96, 125, 147, 157, 168, 170, 209, 271 (siehe auch Handel)
Keesing, F. M. 13
Kennedy, J. F. 279, 526
Kim Il-sung (Kim Ir-sen) 507
Kirche 14 f., 74–76, 80, 82, 128, 148, 220
Koestler, A. 232
Koexistenz 496, 499 f., 514, 517, 520, 528 f., 533 f., 541, 545, 550, 558
Kolchós 173, 179, 184–186, 192 bis 194, 449 f., 452, 454–457, 460, 462, 464 f., 468, 473, 477
Kollektivierung 184 f., 192–194, 299, 330, 332, 436, 449, 457, 459
Kolonialgebiete 190, 198, 222, 495
Kominform 422, 425
Komintern 190, 198 f., 303, 305 f., 523
Kommunen 179, 182, 185
Konfuzius, Konfuzianismus 14, 20, 30, 45, 53–59, 64 f., 67, 69 f., 91, 93, 100, 103, 108–111, 114, 118, 139, 140–143, 145 f., 158, 225, 231 f., 237, 252, 258, 277, 280, 284, 293
Konsumgüterproduktion 367, 445, 529
Korea(-krieg) 316, 319, 361 f., 374, 478, 479, 490, 496, 507 f., 517
Korruption 22, 28, 91 f., 213
Koslów, F. R. 523
Kredite 336 f., 373–378, 447, 469, 493, 507 f.
Kultur 38, 54, 81, 117, 118, 142, 158, 220, 276, 284, 289–291, 359, 382, 398, 431
Kuo Mo-jo 238, 264
Kuomintang (= KMT) 106, 144 bis 146, 157, 181, 188, 195, 199 bis 202, 206, 228, 258, 303–307, 492
Kusnezów, W. W. 363
Kuusinen, O. 519, 533 f.

Landwirtschaft 330, 350, 375, 419, 449, 474, 477, 529 (s. auch Agrarpolitik, Kollektivierung, Kolchos, Volkskommune)
Lao Sche 258 f., 264
Lao-tse 30, 50, 54, 62, 95, 302
Laos 511, 526
Lebensstandard 397, 445, 509
Legalisten 108–111, 162, 284
Leistungslohn 440, 442, 456 f., 467, 476 f., 546
Lenin, W. I. 16, 19, 45, 79, 144, 149–151, 174, 177, 179, 181, 183 bis 185, 189–191, 195–199, 202 bis 205, 215, 217–221, 223, 225, 253–255, 266, 268 f., 274, 278, 290, 292 f., 297, 299 f., 302, 331 f.,

358, 360, 383, 401 f., 405, 409, 413–415, 440, 442, 489, 493, 495, 516, 518 f., 521, 526, 530–537
Leonhard, W. 232
Li Fu-tschun 447
Li Hung-tschang 156 f., 165 f.
Li Li-san 271, 273 f., 280
Li Ta-tschao 144, 300
Li Te 305
Liberalismus 22, 143 f., 149
Liebe 34–36, 451
Lifton, R. 227–229, 250 f.
Lin Piao 447
Lin Yutang 28, 60, 92, 259
Literatur und Schriftsteller 73, 78, 122, 160, 236–238, 254–258, 260 bis 266, 353, 391, 409
Liu Hsiao 365
Liu Schao-tschi 249, 253, 272, 277, 281, 348, 362, 367, 369, 371, 382 f., 411, 437 f., 442 f., 472, 523, 526
„Lizentiaten" 100, 102–104, 107, 111, 121, 127, 141, 150, 157, 163 f., 167, 188, 251, 282–284
Lo Lung-tschi 207, 239, 247
Loeber, D. A. 581
Lu Ting-yi 237 f., 442, 518, 523, 529, 533, 543
Lu Hsün 151, 257–259, 262 f., 430
Lumumba, Patrice 81, 491 f.
Lung Yun 317 f.

Macmillan, H. 483 f., 533
Malenków, G. M. 362, 366 f., 369, 487, 542, 548
Malinówskij, R. Ja. 312, 316, 486
Mandschu-Dynastie (1644–1911) 27, 73, 95, 101, 103, 106, 113, 121, 314, 329, 340
Mandschurei 120, 200, 261, 299, 301, 308 f., 329, 333 f., 342, 345, 354, 374, 376, 397
Mao Tse-tung 147, 177, 186–188, 221, 254, 266 f., 271–273, 278 bis 280, 301–303, 318 f., 553
- als Ideologe und Theoretiker 19 f., 186–191, 194, 199–205, 207, 216, 222, 238, 268, 272, 331, 407 f., 411 f., 428, 430 f., 434, 444, 494 ff., 530, 535, 537
- Verhältnis zur chines. Tradition 39, 43, 67, 81, 114, 118, 216, 223, 225, 232, 237, 254, 266, 276–279, 281, 289 f., 292 bis 294, 360, 411, 430, 495, 556
- Verhältnis zu Stalin und Entstalinisierung 205, 268, 299 f., 302–306, 308–311, 313, 363, 367, 369, 408, 410, 412–414, 422, 430, 434, 441 f.
- Innenpolitik 152, 179, 182, 186–192, 194, 199–205, 207, 209, 216 f., 221–223, 225, 230, 237–239, 242, 244, 248–250, 253, 260 f., 265–267, 273–276, 279, 287, 294, 305 f., 417, 435, 441 f., 449
- Außenpolitik 200–202, 279, 333, 336, 420 f., 428, 450, 480, 486, 489, 496, 520, 523, 526, 534 f., 556 f.
  - Verhältnis zu Jugoslawien 422, 424 f., 428, 433
  - Verhältnis zur Sowjetunion 182, 199, 202, 204 f., 261, 268, 297, 299 f., 302–306, 308–313, 315–317, 322 f., 331, 333 f., 336, 339, 342, 345, 360–364, 367, 369, 371, 409, 421, 429–431, 435 f., 438, 488 f., 493 f., 513 f., 520, 523, 527 f., 530, 548 f., 552, 556 f.
Mao Tun 259, 263
Marx, K. 144, 183, 195, 217, 223, 258, 269, 278, 290, 292, 299 f., 331, 360, 400, 413 f., 440, 495, 526, 530, 532
Materialismus 19, 61, 63, 82, 149, 293 f.
Meissner, Boris 582

Meng-tse 30, 53, 56, 70, 94, 110, 114, 254, 280
Menschewiken 179
Messianismus (Sendungsbewußtsein) 70, 79, 82, 151, 169, 293 f.
Michael, Franz 165, 563, 565
Mikoján, A. 215, 430, 523
Militär s. Armee
Ming-Dynastie (1368–1644) 95, 114
Minderheiten, nationale 269, 343, 355–359
Mission(are) 23, 29, 67, 135, 137, 161, 227, 365
Mólotow, W. M. 274, 337, 362, 367, 369, 407, 435, 548
Mongolei (Mongolen) 309, 314, 320, 324–342, 345, 351, 355 f., 358 f., 367, 374, 472, 507, 509, 517
Mongolische Dynastie (1279–1368) 107, 116
Mo-tse 30, 51, 58, 70

Nagy, I. 418–421, 423, 426, 433, 532
Nasser, G. A. 447, 490, 493, 497
Nationaldemokratie 506
Nationalgefühl (Nationalismus, Nationalisten) 117, 119, 129 f., 142 f., 162, 324, 329, 332, 379 f., 432, 493, 508 (s. auch Patriotismus)
Needham, J. 50
Nehru 447, 489–491, 493, 498 f., 501, 506, 514
Neokonfuzianismus 50, 65, 67, 227
Nepal 496
Neue Ökonomische Politik (NEP) 185, 194, 198, 216, 219
Neulanderschließung 332, 350–354

Oberschicht (s. auch „Lizentiaten") 36, 54, 57, 60, 64 f., 70, 74, 88, 97, 101–105, 122, 126, 129, 143, 155, 164, 206, 227, 253, 270, 476, 554
Ochab, E. 417
Ostrówskij. N. 256, 265

Pa Tschin 160, 258 f., 264
Panikkar, Kavalam 31
Pánjuschkin, A. S. 363
Panslawismus 149 f., 504
Parteien, nichtkommunistische 195, 205–208, 216, 237, 240, 247
Parteiführung 271, 273 f., 285 f., 289, 443 f., 458
Pasternák, B. 219, 256
Patriotismus 49, 148, 181, 250, 261, 267, 289, 486, 554 (siehe auch Nationalgefühl)
Peng Te-huai 89, 262, 273, 320, 334, 486, 548
Peng Tschen 521, 523
Peter d. Gr. 14 f., 74, 123–126, 128, 140 f., 147–149, 174
Philosophie 16, 30, 51, 54–57, 62, 65, 103–108
Polen 238 f., 244, 362, 367, 380, 408, 416 f., 420–422, 428, 431, 532
Polyzentrismus 434
Popović. V. 422, 424
Port Arthur 309, 316, 362
Pospélow, P. N. 523
Presse 181, 239, 241, 247, 249, 253, 307 f., 311, 391, 413, 415, 417–419, 426, 428, 446, 453 f., 459, 471 f., 482–484, 511 f., 525, 528, 547, 550 f.
Proletariat 191, 195–197, 203–205, 207, 255, 268, 270 f., 331, 442, 494, 506, 536 (s. auch Diktatur des Proletariats)
Prüfungen (Examina) 33, 163 f.
Púschkin, A. S. 16, 254, 383 f.

Rákosi, M. 419, 421, 433
Rat für gegenseitige Wirtschaftshilfe 379
„Rektifizierung" 275 f. (s. auch Gedankenreform, Gehirnwäsche)
Religion 53, 57, 58–67, 70, 72, 74,

76–78, 81 f., 178, 330 (s. auch Christentum, Kirche, Buddhismus, Konfuzianismus, Altgläubige
„Republik neuen Typs, Bürgerlich-demokratische" 331
Revisionismus 302, 424, 426–428, 433 f., 447, 494, 507, 515, 519, 521, 525, 532 f., 535, 539, 543
„Revolution, bürgerlich-demokratische" 196 f., 200–204
„Revolution, nationale" 198, 201
„Revolution, permanente" 442 f.
„Revolution, proletarische" 196 f., 199–201, 203, 221, 269, 532
Riencourt, A. de 20, 132, 251
Rom, Drittes 15, 79, 130, 151, 169
Roosevelt, F. D. 309 f.
Róschtschin, N. W. 363
Roy, M. N. 505
Rupen, R. A. 338

„Säuberungen" 220, 272–275, 304, 319, 330, 338, 449 f., 537
Salisbury, H. E. 336
Schang Tsung-wen 264
Scheng Schi-tsai 341
Schepílow, D. T. 367
Schi To 264
Schrift 36–42, 73, 100, 104, 118, 277, 314, 356–360
Schriftsteller s. Literatur
Schwartz, B. 191
Sexualität 35 f.
Sibirien 186, 308, 314, 351, 353–355, 513
Sinkiang 314, 329, 340–342, 344, 345, 351, 358 f., 361, 502 f, 547
Sinówjew, G. 184, 334
Sippe 30, 32, 36, 58, 68, 85, 88–92, 97 f., 101 f., 109, 116 f., 121 f., 132, 157, 159, 161 f., 284, 450
Slawen 15, 74
Slawophile 16, 124, 148
Sneevliet (alias Maring) 303
Snow, E. 307, 333
Solowjów, W. 169
Sowjetfernost 314, 316, 323 f., 353–355, 513
Sozialrevolutionäre 171, 197
Sprache 36–42, 100, 257, 277, 286, 292, 356–360, 392
Sprung, Großer 48, 179, 265, 286, 348, 352, 359, 378, 383 f., 400, 406, 429, 436, 439, 443, 445, 448, 451, 453, 459, 465, 474, 481, 524 f., 549, 552, 554 f., 559
Staatslehre, chinesische 114
Stalin, J. W. 16, 74, 82 f., 180, 185, 193–195, 203, 205, 207, 234, 265 f., 272, 274 f., 293, 299, 304–313, 315 f., 319–322, 332–336, 342, 345, 347 f., 361–363, 366–369, 377 f., 383, 405–415, 422, 430, 433, 441, 460 f., 465, 474 f., 489–492, 527, 530, 537, 553 f.
Stalinismus 16, 17, 149, 273, 410, 412 f., 423, 425, 435, 549, (s. auch Entstalinisierung)
Starlinger, W. 346
Steck, F. 580
Steininger, A. 562
Stepanján, Z. A. 470, 478
Stolýpin, P. A. 170 f.
Studenten 94, 143, 160, 168, 186, 200, 221, 229, 238, 241–246, 248, 253, 269–272, 290, 355, 386, 391, 400, 402, 415, 436
Suche Bator 332
Sukarno 490, 493, 506
Sun Yat-sen 114 f., 143 f., 157, 162, 166, 181, 196, 266, 303, 306, 312
Sung-Dynastie (970–1279) 100, 102
Sung Tsching-ling (Witwe Sun Yat-sens) 288, 382
Súslow, M. A. 339, 471, 523

Taiping-Aufstand 70, 93, 101, 135, 137, 145, 156, 165
Taiwan 260, 406, 459, 478 f., 483–489, 559
Tang-Dynastie (618–906) 62, 95
Tataren 14 f., 74, 402

Technik 48–50, 55, 138 f., 156, 441, 480, 532
Teng Hsiao-ping 523
Terror 20, 171, 180, 185, 188, 213, 219 f., 234, 248, 256, 263, 553 f.
Tibet 343–345, 478, 497 f., 502, 505
Ting Ling 259, 262
Tito, J. B. (Titoismus) 310, 417, 421–427, 429, 434–436, 460, 462, 491, 515, 518, 532, 543
Togliatti, P. 434
Tolstój, Leo 16, 74, 79 f., 123, 231, 291
Tradition (Überlieferung) 18, 20, 67, 80–83, 85, 91, 96 f., 100, 105, 118, 131, 139 f., 142, 157 f., 164, 167, 172 f., 183, 266, 271, 276 f., 281, 284, 289–291, 293 f., 411
Trotzkij, L. 19, 191, 300, 305
Truman, H. S. 309
Tsao Hsüe-tschin 160
Tsao Ming 265
Tschen Schao-yü s. Wang Ming
Tschernyschéwskij, N. G. 74, 151, 169
Tscherwonenko, S. W. 364, 472
Tschoibalsan 332, 335
Tse-hsi 141
Tseng Kuo-fan 137, 138, 139, 141, 156, 165
Tschang Ai-ling (= Eileen Chang) 259
Tschang Po-tschün 207, 239, 247
Tschao Schu-li 265
Tschang Tso-lin 315
Tschang Wen-tien 364 f.
Tschen-Po-ta 430, 523
Tschen Tu-hsiu 39, 144, 271, 492
Tschen Yi 272, 280, 381, 506
Tschen Yün 273
Tschiang Kai-schek 20, 31, 90, 92, 115, 141 f., 144–146, 157, 162, 167, 181, 189, 200–202, 206, 228, 258, 260, 262, 274, 279, 299, 303–313, 315–318, 323, 333, 339, 341, 345, 363, 405, 409, 418, 441, 447, 479, 483, 488, 492, 494
Tschiang Tsching-kuo 90
Tschiang Wei-kuo 90
Tschin Tschung-schu 264
Tschou En-lai 181, 225, 237, 247 f., 261, 271, 274, 306, 308, 325, 335, 348–350, 352, 361–363, 367, 369, 377, 379, 384, 401, 405, 407, 415, 420 f., 433, 438, 469, 479, 487–490, 496, 521, 523, 527
Tschou Yang 262–264
Tschu Ko-tschen 322
Tschu Te 189, 367, 369, 409
Tschü Tschiu-pai 144, 271
Turkestan s. Sinkiang, Zentralasien, Kasachstan

Übergang zum Kommunismus (Weg zum Kommunismus) 94, 364, 406, 431, 439, 442 f., 445, 452, 460, 462, 464, 466–470, 474, 475–477, 521, 524
Übergang zum Sozialismus (Aufbau des Soz., Weg zum Soz.) 331, 334, 370, 425 f., 430 f., 435, 447, 463, 469, 472, 509 f., 519, 535, 550 (s. auch Besonderheiten, nationale)
Uiguren 341, 343, 355, 358
Ulanfu 333, 335, 339
Ungarn 238 f., 244, 362, 367, 371, 408, 412, 416–420, 422 f., 428, 431, 497
Ungern-Sternberg, R. v. 329
Universitäten s. Hochschulen
Urumtschi (Fluß) 547
USA 17, 24, 153 f., 224, 226, 243, 271, 308–312, 317, 376, 381, 387, 436, 478 f., 482 f., 487 f., 499, 511–514, 517, 520, 534, 543, 558

Vietnam 507, 509, 517, 520
Volkskommunen 39, 194, 249, 267, 292, 343, 348 f., 364, 369 f., 378, 400, 406, 439 f., 446, 448 f., 451–

457, 459–466, 468 f., 471–474, 476 f., 486, 524, 546, 549, 552
Vukmanović-Tempo 424

Wagenlehner, G. 582
Wang An-schi 93
Wang Ming (alias Tschen Schao-yü) 271, 307
Wang Schi-tschie 310
Wang Tschia-hsiang 364 f.
Warschauer Pakt 418, 420, 488, 516–518
Weber, Max 46, 112
Wei, F. C. M. 68 f.
Westler (Sápadniki) 149 f.
Wickert, E. 564
„Widersprüche" (Lehre von den Widersprüchen) 238, 248, 411 f., 416, 424, 442
Wilhelm, Hellmut 45
Wilhelm, Richard 41
Wirtschaft 379, 431, 443 f., 448, 450, 465, 474, 480, 529, 550, 554 f.
Wirtschaftshilfe 337, 362, 371 f., 376 f., 419, 428, 445, 447, 470, 491, 493 f., 508 (s. auch Kredite, technische Hilfe)
Wissenschaft 16 f., 48–52, 55, 219 f., 237, 243, 249, 264, 532
Wladiwostok 314, 324, 366
Woitínskij, G. 302
Woroschilow, K. Je. 269, 274, 367, 369, 389
Wosnessenskij, N. A. 274
Wu (Han-Kaiser) 93
Wu Yun-to 288

Yandschima (Witwe Suche Bators) 332
Yü Ta-fu 260
Yüan Schi-kai 166 f.

Zedenbal, Ju. 332, 335 f., 339
Zensorat 115
Zentralasien 15, 49, 351, 354 bis 356

INDIAN INSTITUTE OF ADVANCED STUDY
Acc. No 10127
Date 28.6.66